


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Neue

Militärische Blätter.

XXXXVIII. Band.

(Erstes Semester 1896.)

Begründet

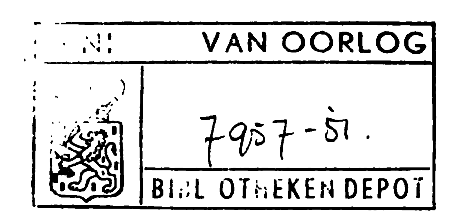
von

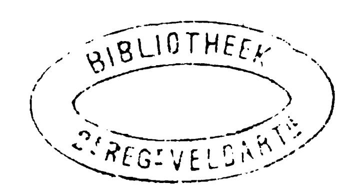
G. von Glasenapp.

Berlin W.

Expedition der Neuen Militärischen Blätter.

1896.


VAN OORLOG
7957-51.
BIBLIOTHEKEN DEPOT



Inhalt des XXXXVIII. Bandes.

(1. Semester 1896.)

Korrespondenz.

Kleine Mittheilungen.

Literatur.



Feldzeugmeister Ritter v. Benedek als Soldat, General und Heerführer.

Die Anlage, das Talent und vor Allem das Genie, dessen Eigenthümlichkeit in der bis zur höchsten Potenz gesteigerten Entwickelungsfähigkeit der Anlage beruht, verbunden schließlich mit Originalität, d. h. mit schöpferischer Befähigung, sind angeboren, der Feldherr wird erzogen, wird herangebildet. Die Beanlagung muß sich ferner auf eine Summe von seelischen Eigenschaften und geistigen Kräften basiren, auf Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüths- und Charakterstärke, Muth, Entschlossenheit, Kühnheit, Geistesgegenwart. Und sind alle diese seelischen und geistigen Grundlagen schließlich mit dem Talent verbunden, so wird es doch noch immer auf den Grad der erreichten Ausbildung ankommen, ob aus dem Offizier, dem General, ein Feldherr werden kann. „Das Genie wird geboren, der große Mann muß gebildet werden", sagt Erzherzog Karl.

Jede Stufe des Befehls im Kriege erfordert ein gewisses Maß von seelischen und geistigen Kräften, von Ausbildung und Erfahrung. Es können daher die Fälle schon nicht selten sein, daß in unteren Stellen bewährte Führer eine erfolgreiche Thätigkeit nicht mehr zu entwickeln vermögen, sobald sie zu höheren Stufen gelangen, weil eben ihre Leistungsfähigkeit nicht mehr ausreichend ist, den höheren Anforderungen entsprechen zu können. Auf hervorragender Höhe muß aber der Feldherr stehen, denn in ihm sollen alle seelischen und Verstandeskräfte, ferner das Wissen und Können im höchsten Maße vertreten sein. Welche große Kluft liegt nicht schon zwischen der Stellung des Feldherrn und der seines nächsten Unterführers! und zwar aus dem einfachen Grunde, weil letzterer noch durch eine gewisse Leitung und Aufsicht unterstützt wird, die den Anforderungen an seine Geistesthätigkeit noch immer eine, wenn auch noch so weit gesteckte, so doch bestimmte Begrenzung giebt. Der Feldherr dagegen kann seinen Halt und seine Kraft nur in einem wohlbegründeten Selbstvertrauen und in dem Muthe der eigenen Ueberzeugung gegenüber der Verantwortlichkeit finden. Vermag aber der an die Spitze des Heeres berufene General alle die an ihn als Feldherrn herantretenden schweren Anforderungen, die höchsten, die überhaupt an ein menschliches Wesen gestellt werden können, nicht zu erfüllen, dann ist auch der jähe Sturz von der Höhe unvermeidlich.

Wenn wir alle diese Momente in Erwägung ziehen, werden wir auch die Lösung des psychologischen Räthsels finden, welches uns in der glanzvollen Soldatenlaufbahn des Feldzeugmeisters v. Benedek und andererseits in dem plötzlichen traurigen Ende derselben anscheinend entgegentritt. Betrachten wir aber das militärische Lebensbild dieses einst im österreichischen Heere, sowie im ganzen Kaiserstaate so hoch gefeierten Mannes, so kann man sich zunächst der innigsten menschlichen und kameradschaftlichen Theilnahme wohl nicht verschließen. Hatte der unglückliche Heerführer eine große tragische Schuld auf sich geladen, so mußte diese von ihm auch schwer gebüßt werden. Ein abschließendes Urtheil über den Feldzeugmeister v. Benedek wird allerdings erst möglich sein, wenn es dereinst gelingt, die Verhältnisse nach allen Seiten und Richtungen hin völlig aufzuhellen und aufzuklären, nachdem die betreffenden Quellen des Kaiserlichen Kriegsarchivs der Öffentlichkeit zugänglich geworden sind und nachdem die ehemaligen Kriegskameraden und Mitarbeiter des Feldherrn, vielleicht in ihren Nachlassen, gesprochen haben. Aber das militärische Lebensbild Benedek's bietet an und für sich auch so reiche und wichtige Lehren für den Soldaten, daß es wohl den lohnenden Gegenstand für ein eingehenderes Studium bilden darf. Hier im Rahmen dieses Aufsatzes kann die Darstellung und Betrachtung zwar nur eine Skizze bleiben, immerhin wird letztere aber ihren Zweck schon erfüllen, wenn sie auch nur zur Behandlung des Gegenstandes von Seiten einer berufeneren Stelle die Anregung giebt. —

Ludwig v. Benedek, geboren 1804 zu Oedenburg in Ungarn, erhielt seine erste militär-wissenschaftliche Erziehung und Ausbildung in der Theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, wo auch einst der Meister der Kriegskunst, der alte Radetzky, seine Ausbildung als Soldat genossen hatte. Die Laufbahn in der österreichischen Armee begann Benedek 1822, also 18 Jahre alt, als Fähnrich im 27. Linien-Infanterie-Regiment, von dem er nach 2 Jahren in das 47. Regiment versetzt wurde. Nach einer Gesammtdienstzeit von 10½ und in einem Lebensalter von 28 Jahren sehen wir ihn 1833 als Oberlieutenant im Generalstab, ein Beweis, daß der junge Offizier sich also einem ernsten Streben und eifriger Arbeit gewidmet haben mußte. Derselbe hatte jetzt außerdem das Glück, dem Generalquartiermeister-Stabe der Armee in Italien zugewiesen zu werden, wo sich ihm eine reiche und schöne Gelegenheit für seine weitere Ausbildung bieten mußte. Es begann hier gerade die militärisch so lehrreiche Zeit, wo Radetzky als Oberbefehlshaber der Armee auf den alten oberitalienischen Schlachtfeldern jene berühmten Herbstmanöver alljährlich veranstaltete, welche Offiziere aus aller Herren Länder herbeizuziehen pflegten. Im Generalstabe verblieb Benedek etwa 7 Jahre und wurde dann, nachdem er 1835 zum Hauptmann befördert worden war, 1840 zum Major des Infanterie-Regiments Nr. 37 und gleichzeitig zum Militärreferenten beim Generalkommando zu Lemberg

ernannt. Diese arbeitsvolle Stellung bekleidete er auch noch, nachdem er 1843 zum Oberstlieutenant und 1846 zum Oberst avancirt war, im Ganzen 6½ Jahre lang. Im letztgenannten Jahre war es ihm aber namentlich beschieden, beim Generalkommando zu Lemberg sehr wesentliche Dienste zu leisten, indem er durch seine wohldurchdachten Dispositionen für die schnelle Unterdrückung des Aufstandes in den westlichen Kreisen Galiziens außerordentlich viel beitrug. Namentlich wurde ihm aber hier die erste Gelegenheit geboten, die hohe Energie seines Charakters in schwierigen Augenblicken zu erweisen.

Polens aufrührerische Elemente hatten bekanntlich, da in Warschau die eiserne Gewalt der russischen Regierung jede Regung unmöglich machte, Galizien und Polen für ihre Aufstandspläne in's Auge gefaßt. Im Frühjahr 1846 glaubten die Verschwörer losschlagen zu können. In der preußischen Provinz Posen war die Regierung, welche von den Absichten der Polen Kenntniß erhalten hatte, dem Ausbruch des Aufstandes durch Verhaftung der Rädelsführer zuvorgekommen Zu ihrem Hauptwaffenplatze hatte die Insurrektion indessen die Freistadt Krakau gemacht. Auf Ansuchen des Senats hier waren zwar die in Podgórze am anderen Weichselufer stehenden österreichischen Truppen unter General Collin am 18. Februar 1846 in Krakau eingerückt, hatten diese Stadt aber wieder geräumt, als die Masse der Aufständischen bis zum 21. Februar bereits bis auf 12 000 Mann angewachsen und außerdem auch die Nachricht eingegangen war, daß die erwarteten russischen Truppen erst am 27. zum Abmarsch bereit sein konnten. Die österreichischen Truppen waren nach Wadowice, etwa 45 km südwestlich Krakau, zurückgegangen. Nach diesem Rückzuge hatten sich auch in den westgalizischen Kreisen eine große Unruhe und der Aufruhr verbreitet, sodaß der kommandirende General Erzherzog Ferdinand sich veranlaßt sah, den Oberst Benedek mit der Vollmacht zu entsenden, in den beunruhigten Kreisen vorläufig die entsprechenden nothwendigen Anordnungen zu treffen. Benedek kam am 25. Februar Abends in Bochnia an, etwa 40 km südöstlich von Krakau und 75 km von Wadowice entfernt und raffte sofort an Truppen und gutgesinnten Bauern zusammen, was in der Nähe sich vorfand. Bezeichnend für das soldatische Fühlen und Denken des Oberst Benedek ist aber, was er in seinem ersten Berichte vom 26. früh sagt, aus welchem hier die charakteristischen Stellen im Auszuge folgen:

„Um 10 Uhr Abends bin ich hier beim Kreisamt vorgefahren. Der Kreishauptmann äußerte unverhohlen seine Freude, daß ich in dem Momente erschienen, wo sie gerade beschlossen hatten, Bochnia zu räumen und Alles im Stiche zu lassen . . . Schon aus den Gesichtern, die ich im Rathe gesehen, habe ich mich orientirt und einen schnellen Entschluß gefaßt . . . Bis heute 2 Uhr Nachmittags könnte ich von Collin Nachricht haben, ob er will oder nicht. Gott gebe, daß er meinen Vorschlag annimmt, denn um den Insur-

genten Wieliczka ruhig zu überlassen und Bochnia freiwillig aufzugeben u. s. w., habe ich wahrhaftig nicht genug Gleichgültigkeit für die Ehre meines Standes . . . Gestaltet sich die Sache anders, als ich sie mir ausgedacht habe, so lasse ich bei irgend einer Annäherung der Insurgenten die Sturmglocke läuten, reiße mit mir an Bauern, soviel ich nur kann, und will wenigstens gekämpft haben als treuer, ehrliebender Soldat bis auf's Aeußerste, bevor ich weiche. — Ehrenvoll bleiben, ist eine der besten Chancen; ohne Kampf weichen, wäre Schande, und warum sollte dem Rechte nicht auch ein Glück blühen. — Am meisten kränkt mich, nur 20 Patronen pro Kopf zu haben . . . Ich sehe garnicht ein, warum wir uns durch die Ungewißheit abhalten lassen sollten, brav zu sein, wie es unsere alten Waffengefährten waren." Heutzutage muß uns das Alles, was Benedek hier in etwas hochtönenden Worten ausspricht, eigentlich als die einfache und schlichte Pflicht und Schuldigkeit dünken. Um die Gefühle, mit welchen der junge Oberst diesen Bericht niederschrieb, richtig beurtheilen zu können, müssen wir aber in Betracht ziehen, daß Benedek zum ersten Male in seinem Leben einer kriegerischen Eventualität gegenübertreten sollte, und zwar vollständig selbstständig, mit schwerer eigener Verantwortlichkeit und — wir dürfen dies nicht übersehen — unter recht unsicheren politischen Verhältnissen. Begann doch schon 1846 jene Zeit der Unsicherheit, Aengstlichkeit und Rathlosigkeit, die schließlich 1848 zu einer solchen der vollständigen Kopflosigkeit sich gestalten sollte, sodaß mitunter die einfachste Erfüllung der Pflicht des Staatsbürgers, des Beamten und sogar des Soldaten schon als ein gewisser Heroismus angesehen werden konnte. Jedenfalls war in dem vorliegenden Falle das Handeln des 41jährigen schneidigen Oberst besser als sein Geschreibe, welches, trotzdem es gut und ehrlich gemeint gewesen ist und von seiner echt soldatischen Denkungsart Zeugniß giebt, doch etwas überschwänglich in seinen Tiraden erscheinen muß. Bereits am 26. Februar hatte Benedek 320 Mann Infanterie, 174 Reiter und einige Hundert mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnete Bauern aufgebracht. Der Regierung war nämlich eine unerwartete Hülfe gekommen, indem das ruthenische Landvolk den Aufreizungen des polnischen Adels und der Geistlichkeit kein Gehör schenkte, sondern sich gegen dieselben erhob. Noch am 26. Februar griff Benedek die gegen 700 Mann und 300 Pferde starken Insurgenten bei Gdów unweit Wieliczka an, jagte sie in die Flucht und zersprengte sie vollständig. Auch General Collin hatte sich jetzt veranlaßt gefühlt, wieder vorzurücken, erstürmte am 27. Podgórze und besetzte Krakau von Neuem.

Im August 1847 wurde Benedek mit dem Kommando des Regiments Giulay Nr. 33 in Italien betraut. In den folgenden bewegten Jahren sehen wir ihn dann in allen Kriegen Oesterreichs mit großer Auszeichnung kämpfen und seinen Namen mit Ehren bedecken. Bei Beginn des Aufstandes in Italien im März 1848 befand er sich mit seinem Regiment in Pavia.

Er hielt diese Stadt, welche sehr zur Insurrektion neigte und viele Hunderte von exaltirten Studenten beherbergte, mit großer Umsicht und Festigkeit in Ordnung, bis sie infolge des Rückzuges der österreichischen Truppen aus der Lombardei nach dem Festungs-Vierecke des Mincio und der Etsch geräumt werden mußte. Während dieser rückgängigen Bewegung der Oesterreicher war von Manerbio aus Generalmajor Baron Wohlgemuth mit 7 Bataillonen und 8 Batterien zur Verstärkung der Besatzung von Mantua entsendet worden. Bei dem Detachement befand sich auch Benedek mit seinem Regiment. Die sardinische Armee war inzwischen am 24. März in die Lombardei eingerückt und dann den zurückgehenden Oesterreichern langsam gefolgt. Am 8. April erreichte König Karl Albert Cremona und Umgegend. Da man einen Zusammenstoß mit Radetzky scheute, der nach den eingegangenen Nachrichten noch bei Montechiaro an der Chiese stand, indem man in dieser offenen Gegend die Ueberlegenheit der österreichischen Kavallerie fürchtete, wurde im sardinischen Hauptquartier beschlossen, wenigstens einen Handstreich auf Mantua zu unternehmen, von dem man sich in Rücksicht auf die zum Aufstande bereiten Bürger und die theilweise italienische Nationalität der Besatzung einen Erfolg versprach. Am 5. April rückte der sardinische General Bava mit seinem Korps über St. Martino an den Oglio und besetzte am linken Flußufer Marcaria, sowie einige einzeln stehende Gebäude auf der Straße nach Mantua. Von der Annäherung des Feindes unterrichtet, sendete aber der Festungs-Kommandant am 6. noch vor Tagesanbruch den Oberst Benedek mit einem Bataillon seines Regiments, einer Kompagnie Kaiserjäger und einem Zuge Ulanen gegen Marcaria vor. Die Piemontesen wurden hier vollständig überrascht. Es entstand eine Verwirrung und Unordnung, die sich bis nach Bozzolo fortpflanzte und mehrfach ein gegenseitiges Beschießen piemontesischer Truppenabtheilungen veranlaßte. Benedek hatte sich beim Morgengrauen wieder zurückgezogen. Die Sarden gaben das Unternehmen gegen Mantua auf. Dagegen wurde jetzt beschlossen, gegen den Mincio zu marschiren, nachdem die Arrieregarde Radetzky's allmählich von der Chiese zurückgewichen war. Am 26. April hatte König Albert den Mincio überschritten und befestigte sich jetzt in den neu eingenommenen Stellungen zwischen genanntem Flusse und der Etsch, während Feldmarschall Radetzky bei Verona der Annäherung der am Isonzo sich unter Nugent bildenden Reserve-Armee entgegen sah. Nachdem letztere endlich am 25. Mai eingetroffen war und Radetzky jetzt seine Armee neu organisirt hatte, und zwar in die Korps Wratislaw, d'Aspre und Wocher, ging der Feldmarschall sofort zur Offensive über, indem er nach Mantua marschirte, um hier das rechte Mincio-Ufer zu gewinnen und dann flußaufwärts vorzudringen. Die österreichische Operations-Armee war dann im Laufe des 28. Mai in Mantua eingetroffen. Benedek führte eine Brigade des I. Korps, welche bis dahin zur Besatzung der Festung gehört hatte. Vor letzterer hielt die toskanische Division die Linie des Osone-

Kanals von Curtatone bis Montanara besetzt. Gegen diese Stellung mußte sich Radetzky zuerst wenden. Dieselbe liegt westlich von Mantua, wo der Osone in den oberen See mündet, hat die Richtung von Süden gegen Norden und zwischen dem rechten Flügelpunkte Montanara und den am See gelegenen Curtatone eine Länge von 3000 Schritt. Zu ihrer Verstärkung waren Erdverschanzungen angelegt. Vertheidigt wurde sie durch 6000 Mann mit 8 Geschützen. Das I. Korps Wratislaw sollte den Angriff ausführen, und zwar mit der Division Felix Schwarzenberg gegen Curtatone, mit der von Karl Schwarzenberg gegen Montanara. Links von letzterer hatte die Brigade Friedrich Liechtenstein vom II. Korps d'Aspre nach Buscolde vorzugehen und sich der dortigen Uebergänge über den Osone zu versichern. Die Angriffsbewegung erfolgte am 29. Vormittags. Bei der rechten Flügelkolonne Felix Schwarzenberg hatte die Brigade Benedek die Spitze, Wohlgemuth folgte. Vor Curtatone entwickelte Oberst Benedek seine Truppen rechts und links von der Straße. Große Mühe kostete es dabei, die Artillerie seitwärts heraus zu ziehen, indem über die sehr breiten mit Wasser gefüllten Straßengräben erst Nothbrücken hergestellt werden mußten. Nachdem die österreichischen Geschütze dann ein lebhaftes und wirksames Feuer gegen die Verschanzungen eröffnet hatten, ging Benedek mit seiner Infanterie zum Angriff vor. Letzterer wurde zwar abgeschlagen, indessen gelang es, einer Häusergruppe an der Straße sich zu bemächtigen. Benedek schritt jetzt zu einem zweiten Sturme. Nach hartnäckigem und heißem Kampfe wurde Curtatone genommen. Während die Brigade Wohlgemuth jetzt hier die Stellung besetzte und den den Mincio aufwärts zurückweichenden Feind verfolgte, wendete sich Benedek links gegen Montanara. Hier hatte er noch Gelegenheit, den Angriff der Division Karl Schwarzenberg in der rechten Flanke zu unterstützen, während die Brigade Liechtenstein von Buscolde aus in das Gefecht eingriff. Ein Theil der toskanischen Truppen wollte sich jetzt nach Curtatone zurückziehen, fiel aber hierbei den Abtheilungen Benedek's in die Hände und wurde gefangen. Der Rückzug des Feindes artete schließlich in wilde Flucht aus. Letzterer erlitt eine Einbuße von 1080 Mann an Verwundeten und Todten und 2000 Gefangenen. Oberst Benedek erhielt für die Erstürmung von Curtatone das Ritterkreuz des Theresien-Ordens. —

Auch in dem italienischen Feldzuge von 1849 sollte Benedek wieder Gelegenheit finden, sich in hervorragender Weise auszuzeichnen. Feldmarschall Radetzky war am 20. März bei Pavia über den Tessin gegangen und beschloß zur Fortsetzung der Offensive die Hauptkräfte seiner Armee am 21. bei Mortara zu konzentriren. Das I. Armeekorps sollte von Zerbolo über Gambolo, das II. von Gropello über Garlas gegen Martara vorgehen, das III. und Reservekorps dem II. folgen, das IV. Korps aber über Dorno nach St. Giorgio rücken. Bei der sardinischen Armee hatte die Division Durando Befehl, von Vespolate über Mortara auf der Straße nach Pavia

bis Roggia Birago vorzugehen und sich dort bei den Sabbioni in einer günstigen Position aufzustellen. Die Reserve-Division des Herzogs von Savoyen sollte zur Unterstützung Durando's über Mortara nachrücken. Durando hatte am Nachmittag des 21. etwa 2000 Schritt vorwärts Mortara und ziemlich senkrecht zur Straße nach Garlasco Stellung genommen. Er befand sich hier auf einem Sand-Höhenrücken, den rechten Flügel gegen die Straße von Giorgio hin an das Kloster St. Albino, den linken gegen die Straße von Vigevano hin, dort an den Kirchhof anlehnend. Den rechten Flügel nahm die Brigade Regina, den linken die Brigade Aosta ein. Eine sehr eigenthümliche Aufstellung hatte aber der Herzog von Savoyen genommen. Derselbe stand rechts rückwärts von Durando zwischen Mortara und Castel d'Agogna hinter der diese beiden Orte verbindenden großen Straße aufmarschirt. Seine Entfernung von Durando war an und für sich so bedeutend, daß er letzterem schon keine kräftige Unterstützung gewähren konnte. Noch mehr wurde aber eine solche verhindert durch das sehr durchschnittene Terrain, welches die Front des Herzogs von der rechten Flanke Durando's trennte. Die Division Savoyen mußte demnach, wenn sie letzteren unterstützen wollte, erst aus ihrer linken Flanke durch Mortara abmarschiren, während andererseits auch Durando genöthigt war, den Rückzug seiner Truppen größtentheils durch diesen Ort erfolgen zu lassen. An der Spitze des über Garlasco vorrückenden österreichischen 2. Korps d'Aspre befand sich die Division des Erzherzog Albrecht. Als dieselbe Nachmittags 4½ Uhr auf die Stellung Durando's stieß, entwickelte sie sich sogleich in 4 Kolonnen zum Angriff, und zwar mit zweien rechts und mit zweien links der Straße. Jede Kolonne bestand aus einem Infanterie-Regiment und einer Anzahl Jäger-Kompagnien. Die dritte dieser Kolonnen, das Regiment Giulay Nr. 33 und 2 Kompagnien Jäger führte Oberst Benedek. Der Angriff begann erst nach 6 Uhr Abends und traf namentlich auf die Brigade Regina. Dieselbe wurde bald in Unordnung zurückgeworfen. Nur das eine Bataillon im Kloster Albino hielt noch stand. Die beiden mittleren Kolonnen der Division Erzherzog Albrecht waren hierauf bis an die Porta Milano des Ortes Mortara vorgedrungen. Es war bereits 8 Uhr. Feldmarschallieutenant d'Aspre wollte daher den Kampf jetzt einstellen, um die Verwirrung eines nächtlichen Straßengefechts zu vermeiden. Aber schon ist Benedek, mit einem Bataillon seines Regiments und zwei Jäger-Kompagnien dem Feinde auf dem Fuße folgend, in die Stadt eingedrungen und hat sich des Thores von Vercelli bemächtigt. Hier verbarrikadirt er sogleich die Straße und sucht seine Gefangenen in Sicherheit zu bringen. Als Durando die Brigade Regina in die Flucht geschlagen und Mortara bereits vom Feinde bedroht sieht, befiehlt er der Brigade Aosta, nach diesem Orte abzurücken und ihn unter allen Umständen wieder zu nehmen. Der größte Theil der Brigade geht aber sofort gegen die Straße von Novara zurück. Nur ein Bataillon und einige kleine Abtheilungen

wenden sich gegen die Porta Milano, werden hier aber von den Oesterreichern zurückgeschlagen und eilen dann ebenfalls fluchtartig davon. Inzwischen hatte auch der Herzog von Savoyen von dem Mißgeschick Durando's Nachricht erhalten und Maßregeln für die Unterstützung des letzteren getroffen. Der Herzog selbst rückt mit einem Bataillon der Brigade Cuneo gegen das Thor von Vercelli, stößt hier aber auf den unüberwindlichen Widerstand Benedeks. Mit dem anderen Regimente der Brigade Cuneo ist General Alessandro Lamarmora, der Generalstabschef des Oberbefehlshabers der Armee Chrzanowski, auf der Westseite von Mortara herumgegangen, um dem das Kloster S. Albino vertheidigenden Bataillon Hülfe zu bringen. Aber schon auf der Straße von S. Giorgio ist Lamarmora diesem ebenfalls zum Rückzuge genöthigten Bataillon der Brigade Regina begegnet, kehrt jetzt mit ihm und dem mitgeführten Regiment nach Mortara zurück und dringt hier durch ein Seitenthor ein. Bald stößt er dann auf die Barrikaden, welche Benedek in der Straße errichtet hat, um sich den Rücken gegen die Porta Milano zu decken. Benedek sieht sich jetzt in einer sehr üblen Lage, aber die Geistesgegenwart verläßt ihn nicht. Auf gut Glück fordert er sofort die Truppen Lamarmora's zur Waffenstreckung auf. Und das Glück läßt den Tapferen auch diesmal nicht im Stiche. Denn soeben rückt das andere Bataillon Giulay von der Porta Milano her im Rücken von Lamarmora heran. Der größte Theil der Truppen des letzteren ergiebt sich, dem General selbst gelingt es aber, sich mit wenigen Hundert Mann nach der Straße von Novara durchzuschlagen. Der allgemeine Rückzug der Piemontesen war in großer Unordnung erfolgt. Sie ließen über 2000 Gefangene und 6 Geschütze in Händen der Oesterreicher. Die vom Oberst Benedek bewiesene Entschlossenheit und Geistesgegenwart waren im hohen Grade anerkennenswerth. Die kühne Erstürmung und Behauptung Mortara's brachte den österreichischen Waffen den Sieg und durch diesen war die Absicht Chrzanowski's vereitelt worden, die zwischen Tessin und Sesia aufwärts vordringenden Oesterreicher vorwärts Mortara und Vigevano anzugreifen und zu schlagen. —

Nach Beendigung des Krieges in Italien wurde Benedek als Generalmajor zur Armee nach Ungarn versetzt. Hier sehen wir ihn während des Sommerfeldzuges von 1849 als Führer der Avantgarden-Brigade des Reservekorps Wohlgemuth. Es war dies ein großes Vertrauenskommando, das Benedek erhalten hatte, wie schon aus der Stärke der Brigade hervorging. Letztere bestand aus dem 12. Jäger-Bataillon, dem 1., 2. und 4. Bataillon Deutschmeister, dem 1. Landwehr-Bataillon Konstantin, dem Regiment Erzherzog Karl-Chevauxlegers und 2 Batterien, im Ganzen aus 5 Bataillonen, 8 Eskadrons und 12 Geschützen.

Die österreichische Hauptarmee in Ungarn stand am 10. Juni zu beiden Seiten der Donau in der Linie Sz. Miklos — Wieselburg — Sellye — Frei-

stadtl mit dem großen Hauptquartier in Preßburg. Feldzeugmeister Baron Haynau hatte aber den Entschluß gefaßt, mit seinen Hauptkräften auf dem rechten Donauufer die Offensive zu ergreifen, und zwar über Raab gegen Ofen, indem er hoffte, in dieser Richtung den Schwerpunkt der feindlichen Kräfte hier mit Uebermacht zu treffen. Die Bewegungen zur Konzentrirung der Armee bei Ungarisch-Altenburg begannen am 19. Juni und wurden trotz der Schlacht bei Pered vom 21., in welcher das Reservekorps Wohlgemuth und die russische Division Panutine die am linken Donauufer zum Angriff vorgehenden Korps des Gegners siegreich zurückwarfen, unbeirrt fortgesetzt. Am 26. Juni standen demnach das 1. Korps bei Wieselburg, das 3. bei Egyed und Szány, das Reservekorps bei Ungarisch-Altenburg, die Division Panutine bei Ragendorf. Das 2 Armeekorps war am linken Donauufer in der Großen Schütt verblieben. Die Dispositionen zum Angriffe auf Raab waren dahin getroffen worden, daß das 3. Korps schon am 27. die Raab bei Arpás und Marczaltö überschreiten, bis Téth vorrücken und am 28. eventuell über Szemere und Taplán gegen Raab vorgehen sollte, während das Reservekorps Wohlgemuth am 27. nach Leyden und Enese zu marschiren, am 28. die Raab bei Rába Patona zu überschreiten und die Angriffsrichtung über Koronczó, Csanak und Kis. Megyer gegen die linke Flanke der feindlichen Stellung bei Szabadhégy zu nehmen hatte. Zur Verbindung dieser beiden Korps war die Brigade Schneider vom 1. Korps am 27. von Csorna bis Bágyok und Szovàth, für den 28. über Bodonhély auf Csanak disponirt, wo sie mit dem Reservekorps Wohlgemuth zusammentreffen sollte. Das 1. Korps hatte über Barátföld vorzugehen und am 28. Abda anzugreifen, die russische Division bei Leyden in Reserve zu verbleiben.

Die Stadt Raab liegt am Vereinigungspunkte der großen Raab und Rabnitz mit dem Wieselburger Donauarm. Sie bildet demnach ein ziemlich schwieriges Defilé, dessen Zugänge von Westen her durch die genannten Wasserläufe von einander getrennt werden. Der Vertheidiger hat also den Vortheil, von seiner konzentrirten Stellung aus den getrennten Angriffskolonnen rechtzeitig hinreichende Kräfte entgegen werfen zu können. Eine halbe Stunde westlich Raab führt die Chaussee über die Rabnitz, deren rechtes Ufer eine vortheilhafte Vertheidigungsstellung bietet. Hier waren vier mit Geschützen armirte Fleschen hergestellt worden. Die Vorstädte von Raab dehnen sich zwischen den verschiedenen Wasserläufen aus und waren an ihren Haupteingängen verschanzt. Am linken Ufer der Rabnitz befanden sich dem Dorfe Abda gegenüber weitere zwei Fleschen für 3 bis 4 Geschütze, die durch Brustwehren für Infanterie mit einander verbunden waren. Vor der Vorstadt Szigeth lagen am Waldrande eine Batterie für 6 Geschütze und noch einige kleinere Erdwerke. Die eigentliche Stärke der Vertheidigung sollte aber die Verschanzung vor der Wiener Vorstadt bilden, die zugleich

als zweite Linie für die Position an der Abda-Brücke zu dienen hatte. Von der Chaussee bis zum Stadt-Meierhofe zieht sich hier ein Damm hin, welcher verstärkt und mit Geschützständen versehen worden war. Rechts lehnte sich diese Linie an die Rabnitz, links schnitt sie die Chaussee und bog sich mit einem Tenaillenwerk zurück. Zwischen hier und der Raab blieb aber ein offener Raum von etwa 2400 Schritten, der nur durch einige ganz unbedeutende Erdwerke gedeckt wurde. Alle diese Verschanzungen vermochten also selbst bei tapferer Vertheidigung nicht lange zu widerstehen, indem sie von Süden her längs des linken Raab-Ufers durch den vorher bezeichneten offenen Raum unmittelbar umgangen werden konnten. Die innere eigentliche Stadt liegt erhöht, hat Reste ehemaliger, im Jahre 1809 von den Franzosen geschleifter Befestigungen und ist daher wohl geeignet zur vorübergehenden Vertheidigung. Gelingt es aber dem Angreifer, an irgend einer Stelle südlich der Stadt den Fluß zu überschreiten, so muß die Position sogleich aufgegeben werden, weil sonst der Rückzug durch das lange Defilé gefährdet ist. Von der ungarischen Insurrektions-Armee stand zur Zeit das VII. Korps Pöltenberg in und bei Raab, die Division Kméty bei Marczaltö konzentrirt.

Das österreichische Reservekorps Wohlgemuth hatte auf seinem Vormarsche in der Gegend von Rába Patana keinen Uebergang gefunden und war demnach über Lesvár dirigirt worden, mit dem Auftrage, zwischen der Raab und der Rabnitz vorzurücken, die feindlichen Verschanzungen an der Abda-Brücke im Rücken zu nehmen und dadurch dem I. Korps den Uebergang über die Rabnitz zu ermöglichen. Eine Stunde hinter Lesvár traf die Avantgarden-Brigade Benedek auf die feindlichen Vortruppen und drängte dieselben zurück. Nachdem der Feind eine kurze Strecke verfolgt worden war, entwickelte derselbe eine halbe Stunde vor der Stadt eine lange Kavallerielinie mit eingeschobenen Batterien. Als jedoch General Benedek seine Artillerie in vortheilhafte Positionen vorgezogen hatte, ging der Gegner nach kurzem Geschützkampfe hinter die Verschanzungen zurück, ehe noch die österreichische Kavallerie sich zum Angriffe entwickelt hatte. Durch das rasche Vordringen der Brigade Benedek im Rücken bedroht, sah sich der Vertheidiger in den Feldwerken an der Abda-Brücke veranlaßt, seine Stellung nach kurzem, kaum halbstündigen Kampfe gegen das 6. Jäger-Bataillon und zwei Batterien des I. Korps aufzugeben, sodaß die von ihm in Brand gesteckte Brücke für letzteres wieder hergestellt werden konnte. Die Truppen des I. Armeekorps gingen darauf im Verein mit denen des Korps Wohlgemuth zum Angriffe gegen die zweite Verschanzungslinie der Insurgenten vor. Die Brigade Benedek war gleich, nachdem der Feind die Abda-Brücke verlassen hatte, von der Rabnitz weg mehr rechts gegen den offenen linken Flügel der feindlichen Verschanzungen dirigirt worden und sah sich hier schon auf weite Entfernung von einem lebhaften Geschützfeuer empfangen. Der Feind traf auch Anstalten, angriffsweise gegen Benedek vorzubrechen, wurde

aber bald in Schach gehalten, nachdem die Artillerie der Avantgarden-Brigade noch durch drei Batterien verstärkt worden war. Das Korps Wohlgemuth marschirte jetzt hinter der Brigade Benedek auf, deren Chevauxlegers-Regiment Erzherzog Karl auf dem rechten Flügel vorbrach und, gefolgt von der Kavallerie-Brigade Lederer, das Vorrücken einer stärkeren feindlichen Reitermasse mit Erfolg verhinderte. Nachdem sich dann 42 Geschütze des I. und Reservekorps in umfassender Linie gegen die Verschanzungen in's Feuer gesetzt hatten, wurden letztere vom Feinde eiligst geräumt. Die Insurgenten besetzten jetzt die verbarrikadirten Eingänge der Vorstädte. Die Brigade Benedek folgte aber sofort in Sturmkolonnen nach, indem sie mit dem rechten Flügel sich an die Raab anlehnte, und drang gegen den südlichen Eingang der Wiener Vorstadt vor. Infolge dieser energischen Angriffsbewegung Benedek's wich der Feind auch hier zurück und leistete erst am jenseitigen Raab-Ufer erneuten Widerstand. General Benedek ließ aber eiligst die theilweise abgebrochenen Brücken nothdürftig wieder herstellen und drang dann unaufhaltsam gegen die innere Stadt vor. Der Feind wich überall in Unordnung zurück. Der österreichische Kaiser, welcher dem Sturme auf die Verschanzungen vor der Wiener Vorstadt beigewohnt hatte, zog an der Spitze der Brigade Benedek in Raab ein. Der Gesammtverlust der Oesterreicher in diesem Gefechte betrug nur 9 Offiziere, 286 Mann. Zu dem günstigen Erfolge mit so geringen Opfern hat zunächst die sehr geschickte Anordnung und Leitung des Angriffs, dann die strategische Flankenbewegung des III. Korps, durch welches die Division Kméty von Marczaltö zurückgeworfen und vollständig von dem VII. Korps der Insurgenten bei Raab abgeschnitten worden war, endlich die taktische Umgehung der Stellung an der Abda-Brücke durch das Reservekorps Wohlgemuth und zwar ganz besonders durch dessen Avantgarden-Brigade Benedek beigetragen.

Am 29. Juni setzte sich die Armee Haynaus auf Komorn in Bewegung. Es war bekannt, daß hier die Insurgenten, und zwar hauptsächlich im Bereiche der ausgedehnten Verschanzungen auf dem rechten Donauufer in der Stärke von 50 bis 60 Tausend Mann mit zahlreicher Artillerie versammelt waren und daß außerdem noch bedeutende Verstärkungen von Ofen und Pesth erwartet wurden. Feldzeugmeister Haynau hoffte, daß Görgei, gestützt auf sein verschanztes Lager hier, eine Schlacht annehmen werde; andernfalls wollte Haynan wenigstens die Verbindungen mit Ofen in Besitz nehmen und die noch außerhalb der Verschanzungen befindlichen Streitkräfte in dieselben zurückdrängen, um dann die vollständige Einschließung des Lagers auf dem rechten Stromufer bewirken zu können. Der Angriff auf die Verschanzungen selbst konnte bis auf Weiteres noch nicht in der Absicht des kaiserlichen Feldherrn liegen und war daher auch in der Disposition für das Vorrücken der Armee ausdrücklich untersagt. Am 2. Juli rückte das Reservekorps Wohlgemuth von Nagy und Kis-Igmánd auf der Straße nach Uj-Szöny

bis in die Höhe von Pußta Harkály vor und nahm dort auf den Anhöhen Stellung. Die Kavallerie-Division Bechthold formirte sich rechts neben dem Korps Wohlgemuth, die Division Panutine hinter demselben bei Csém als Reserve. Das I. Armeekorps sollte dann von Ais und Lowad gegen das Lager von Uj-Szöny vorgehen, während das III. Korps bei Nagy-Igmánd als allgemeine Reserve sich aufstellte. Der Feind hatte sich fast gänzlich in seine Verschanzungen zurückgezogen, nur der außerhalb derselben am linken Flügel gelegene Ort O-Szöny war besetzt und durch zahlreiche Batterien gedeckt. Auch traten bald stärkere feindliche Kavalleriemassen, begleitet von Artillerie, im Vorterrain auf, so daß dieselben von der österreichischen Reiterei zurückgedrängt werden mußten.

Schon während des Vormarsches des Korps Wohlgemuth war die Brigade Benedek gegen das an der Donau gelegene Dorf O-Szöny entsendet worden, um von demselben Besitz zu nehmen. Die Kavallerie-Brigade Simbschen des I. Korps hatte dieses Unternehmen zu unterstützen. Unter geschickter Benutzung des Terrains ging General Benedek, die linke Flanke des Feindes bedrohend und nur geringen Widerstand findend, gegen das Dorf vor und bemächtigte sich desselben nach leichtem Gefechte. Der Ort wurde sofort verbarrikadirt. In der Mittagsstunde war der Gegner auf allen Punkten jetzt vollständig in seine Verschanzungen zurückgeworfen. Die Oesterreicher hatten die Verbindung zwischen Kanore und Ofen besetzt, der Einschließung des Lagers stand kein Hinderniß mehr im Wege, der vorläufige Zweck der Vorbewegung war also erreicht. Die österreichischen Korps erhielten demnach Befehl, in die ihnen bezeichneten Lagerstellungen einzurücken, und zwar das Korps Wohlgemuth und die Kavallerie-Division Bechthold nach Mocsa, während die russische Division auf den Anhöhen von Pußta Csém lagern, das I. Korps bei Acs und im Walde dort verbleiben sollte. Die Brigade Benedek behielt O-Szöny besetzt. Die betreffenden Bewegungen sollten indessen nicht so glatt von statten gehen, wie man wohl geglaubt hatte. Auf dem linken Flügel war nämlich ganz unerwartet ein Rückschlag erfolgt. Die Brigade Reischach des I. Korps hatte hier vereinzelt einen Angriff gegen die Schanzen unternommen, war auch eingedrungen, vermochte sich jedoch unter dem mörderischen Feuer der rück- und seitwärts gelegenen Werke hier nicht zu behaupten. Sie erhielt daher Befehl, die gewonnene Stellung wieder zu räumen. Den zurückgehenden Truppen folgte jedoch der Feind sofort mit 10 bis 12 Bataillonen nach und entwickelte außerdem eine so bedeutende Artilleriekraft, daß aus dem freiwilligen Rückzuge bald ein erzwungener wurde und das Kommando des I. Korps sich genöthigt sah, auch die übrigen Brigaden desselben in das Gefecht eingreifen zu lassen. Der Gegner führte aber immer größere Massen in den Kampf. Das I. Korps mußte sich allmählig nach dem Walde von Acs zurückziehen und wurde auch hier vom Feinde angegriffen. Andererseits waren die Insurgenten auch

gegen Pußta Harkály vorgedrungen, so daß die Division Panutine und das Korps Wohlgemuth ebenfalls in das Gefecht eintreten mußten.

Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags wurde auch das Dorf O=Szöny von den Insurgenten mit bedeutender Uebermacht angegriffen. General Benedek hielt mit 11 Kompagnien den nach Möglichkeit zur Vertheidigung eingerichteten Ort besetzt und stand mit seinen Hauptkräften links außerhalb desselben. Zum Angriff gegen das Dorf war das III. Insurgentenkorps Leiningen bestimmt. Den ersten Sturm auf O=Szöny unternahmen zunächst das 3. Honved=Bataillon und das 3. Bataillon vom 19. Linien=Infanterie=Regiment, welchen als zweites Treffen das 3. Bataillon vom 52. Linien=Infanterie=Regiment, sowie das 42. und 65. Honved=Bataillon folgten. Durch ein heftiges Feuer aus 16 Geschützen war der Angriff vorbereitet worden. Die beiden feindlichen Bataillone des ersten Treffens drangen durch die vorliegenden Gärten in das Dorf ein. Nach hitzigem Kampfe wurden die vordersten Abtheilungen der Vertheidiger gezwungen, der Uebermacht zu weichen und sich hinter die verbarrikadirte Brücke in der Mitte des Ortes zurückzuziehen. Dieser Punkt wird aber trotz des konzentrischen Feuers des Angreifers mit Hartnäckigkeit behauptet. Bald gehen auch die hinter der Barrikade gesammelten österreichischen Abtheilungen ihrerseits zum Angriff über, stürzen sich mit Ungestüm auf den Feind und werfen denselben, trotzdem er sich noch in den Häusern und Gärten zu halten sucht, nach heftigem Gefecht vollständig aus dem Dorfe heraus. Der außerhalb desselben aufgestellte Theil der österreichischen Brigade war nur durch Artilleriefeuer angegriffen worden. Der Feind rückte indessen mit verstärkten Kräften erneut zum Sturme vor. General Benedek hatte die Dorfbesatzung um vier Kompagnien und zwei Geschütze vermehrt. Der zweite Angriff der Insurgenten wurde dann mit solcher Kraft zurückgeschlagen, daß dieselben fluchtartig zurückgingen. Auch beschränkte sich der Gegner fortan darauf, das Dorf auf das Heftigste zu beschießen. Feldmarschalllieutenant Wohlgemuth hatte auf die Nachricht von dem feindlichen Angriffe gegen Benedek sofort die Brigade Jablonowski als Unterstützung disponirt, sah sich dann aber durch die Vorgänge bei Pußta Harkály veranlaßt, mit allen seinen Kräften dorthin zu rücken. Benedek erhielt demnach den Befehl, nöthigenfalls sich auf Mocsa zurückzuziehen. Da sich also sämmtliche österreichische Truppen des rechten Flügels gegen Harkály gewendet hatten, befand sich jetzt Benedek bei O=Szöny dem übermächtigen Feinde gegenüber in so isolirter Lage, daß er unmöglich länger hier verweilen konnte, ohne Gefahr zu laufen abgeschnitten zu werden. Um 8 Uhr Abends wurde daher der Rückzug angetreten. Der Feind versuchte nachzustürmen, wurde aber mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Der Kampf um O=Szöny war einer der heißesten im ganzen Feldzuge, gilt auch als eines der glänzendsten Vertheidigungsgefechte. Dasselbe ist vom General Benedek jedenfalls sehr tapfer und um=

sichtig durchgeführt worden. Man könnte vielleicht ein aktiveres Auftreten der seitwärts des Dorfes aufgestellten Hauptkräfte der Brigade mit kurzen energischen Offensivstößen vermissen. Zieht man aber in Betracht, daß Benedek über neun Bataillone, ferner 12 Eskadrons und 40 Geschütze sich gegenüber hatte, so dürfte es allerdings wohl gerechtfertigt erscheinen, daß die außerhalb des Dorfes aufgestellten Truppen nicht einer, beim angriffsweisen Vorgehen immerhin möglichen Umwickelung ausgesetzt, sondern in strenger, aber hartnäckiger Defensive verwendet wurden. Nach Beendigung der Gefechte bei Acs, Harkáli und O-Szöny nahmen die österreichischen Korps ihre bereits früher bezeichneten Lagerstellungen ein.

Der Insurgentenführer sah sich also bei Kanorn auf dem rechten Donau-Ufer eingeschlossen, während auf dem linken die im Vorrücken begriffene russische Hauptmacht die Verbindungen abzuschneiden drohte. Görgei beschloß demnach, die österreichische Armee auf dem rechten Donau-Ufer durch einen überraschenden Angriff zurückzudrücken und sich den Weg auf Stuhlweißenburg zu bahnen, um von dort mittelst der bei Paks geschlagenen Schiffbrücke die Donau zu überschreiten und bei Szegedin seine Vereinigung mit den übrigen magyarischen Heerestheilen zu bewirken. Er kam jedoch erst am 11. Juli dazu, seinen Entschluß auszuführen. Görgei hatte bei Kanorn sieben Insurgentenkorps nebst dem Streifkorps von Arnim Görgei versammelt. Da jedoch die Festung, das verschanzte Lager, die Große Schütt und die untere Waag besetzt bleiben mußten, so bestimmte er für den Durchbruch nur das I., III. und VII. Korps, drei Divisionen des VIII. und das Streifkorps Arnim Görgei. Die österreichische Zernirungslinie zog sich vom Acser Walde über Pußta Harkály, Pußta Csém und Mocsa bis Almás an der Donau. Zu ihrer Vertheidigung waren nur noch das I. und das Korps Wohlgemuth, sowie die Brigade Wolf des III. Korps und die russische Division Panutine verfügbar. Die übrigen Theile des III. Korps waren am 10. Juli zur Einnahme von Ofen entsendet worden. 171.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Expedition nach Madagaskar.*)

(Fortsetzung.)

Trotz dieses Ersatzes war indessen an ein weiteres Vorrücken über Boritzoka hinaus noch lange nicht zu denken, weil die umfangreichen und überaus beschwerlichen Arbeiten an der Fahrstraße gar zu viel Zeit in Anspruch nahmen. Körperliche Anstrengungen und klimatische Einflüsse des als überaus ungesund bekannten Landstriches um Mevatanana und Suberbiéville erwiesen sich denn auch in Folge des langen Verweilens der Truppen daselbst diesen letzteren sehr bald verderblich, führten zugleich aber auch den Nachweis für zahlreiche Mängel und Unterlassungen bei den Vorbereitungen wie bei der Ausrüstung der Expedition, namentlich rücksichtlich des Sanitätsdienstes. Angesichts der sich von Tage zu Tage mehrenden Erkrankungen zeigten sich die Lazareth-Einrichtungen sehr bald als unzureichend. Rapide stieg der Krankenstand von 10 auf 30 Prozent und mehr des Effektivstandes, so daß die überfüllten Lazarethe der Unmöglichkeit sich gegenüber sahen, noch weiteren Zuwachs aufzunehmen, daher nur die Evakuation in die Heimath erübrigte, weil auch das Lazarethschiff in Modjanga und die Sanatorien auf Nossi Komba und Réunion sich in gleicher Lage befanden. Thatsächlich war, wie spätere Reklamationen der Opposition und die zu deren Abwehr gegebenen Aufklärungen von Seiten der Regierung darthaten, die Expedition von Haus aus mit 4 Feldlazarethen, 13 Sanitätsdetachements und 3 Hauptlazarethen mit insgesammt 3000 Betten und 6000 Tragbahren ausgestattet, außerdem ein Sanatorium mit erst 300, später 500 Betten eingerichtet worden, daneben die Evakuation aller an Blutarmuth Leidender und solcher Kranker, deren Zustand eine schnelle Ueberführung in die Heimath nöthig machte, vorgesehen. Dabei hatte man allerdings nicht auf so außergewöhnliche Zahlen gerechnet, wie sie später die Wirklichkeit ergab, wie sie indessen angesichts der langjährigen genauen Kenntniß des madagassischen Klimas den französischen Behörden kaum überraschend kommen konnten. Hatten sie doch in den Kriegen 1883/85, ohne doch nur sich weiter von der Meeresküste zu entfernen, bereits ähnliche Erfahrungen gemacht. Andrerseits hatte man aber auch wohl, mit echt französischer Hoffnungsfreudigkeit, auf einen schnelleren Verlauf der Operationen gerechnet und darum die Kosten gescheut, welche durch umfassendere sanitäre Einrichtungen, speziell von Sanatorien auf Kap d'Ambre an der Nordspitze von Madagaskar und Réunion, nothwendig entstehen mußten, wenngleich diese letztere volkreiche Insel, wie bereits eine

*) Siehe Dezember-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

größere Zahl von Luftkurorten besteht, sich für diese Zwecke besonders empfehlen mußte. Allerdings waren neben Nossi Komba beide Orte in Frage gekommen, doch hatten die bezüglichen Verhandlungen aus bisher nicht völlig aufgeklärten Gründen nicht zum Abschlusse geführt, wobei anscheinend weniger, wie angegeben, deren Entfernung von Modjanga, als kleinliche Eifersüchteleien und Friktionen zwischen den verschiedenen Ministerien des Krieges, der Marine und der Kolonien, hier wie bei so manchen andern Fragen, den Ausschlag gegeben haben mochten. Mindestens sind diese Behörden nachträglich bestrebt gewesen, die Verantwortung für vorgekommene Versäumnisse sich gegenseitig zuzuschieben. Das Endresultat der obigen Verhandlungen war, daß man neben einem Sanatorium auf Nassi Komba die Einrichtung ähnlicher Anlagen auf dem Plateau von Imerina in Aussicht gestellt und die auf Réunion schon vorhandenen 300 Lazarethe zunächst für die Garnisonen von Diego Suarez und Tamatave, welche vom Kolonialministerium ressortirten, bestimmt hatte. Nebenbei sollten sie dann für die Zeit, wo die herrschenden Monsun-Winde die Fahrt der Kranken durch das Rothe Meer ausschlossen, für die Kranken der Expeditionstruppen auf Madagaskar bereitgestellt werden.

Es ist nun einigermaßen schwer, diese letzteren Bestimmungen wirklich ernst zu nehmen, wenn man berücksichtigt, daß über das Hochland von Imerina bereits verfügt wurde, als die Besetzung desselben noch in weiter Ferne lag, auch überhaupt nicht abzusehen war, wie die Kranken aus dem Küstengebiet und dem Innern der Insel dorthin geschafft werden sollten. Gleiches darf man, angesichts des Krankenstandes der Expeditionstruppen, der nach Tausenden zählte, wohl von der beabsichtigten Evakuation derselben nach Réunion behaupten. Allerdings hatte der Gouverneur der Insel die dortige Artilleriekaserne und andere Unterkunftsräume räumen lassen, wodurch weitere 280 Stellen, also insgesammt 580 Stellen, auf Réunion geschaffen wurden, doch waren hiervon bereits 248 Stellen mit Kranken von Diego Suarez und Tamatave belegt und für die neugeschaffenen fehlte ein großer Theil des Utensilements, zu dessen Beschaffung das Kolonialministerium, dem ein bezüglicher Kredit nicht bewilligt worden, nicht die Mittel besaß.

Thatsächlich waren sämmtliche Lazarethe auf Madagaskar, die zuerst eingerichteten in Modjanga nicht minder wie die später angelegten in Ankaboka und Suberbiéville, nahezu bis auf die doppelte Belegungszahl überfüllt, in Folge dessen die Temperatur in denselben eine unerträgliche. Beide Lazarethe in Ankaboka und Suberbiéville waren beispielsweise jedes nur mit 250 Betten ausgestattet, hatten aber bereits zu Anfang des Monat August ersteres einen Bestand von 1000, letzteres von 470 Kranken, der sich indessen sehr bald bis auf 600 Kranke erhöhte. Dabei fehlte es an ärztlichem Personal und an Wärtern; Ankaboka besaß 4 Aerzte, Suberbiéville 6 Krankenwärter, welche noch dienstfähig waren, und dabei hatten diese drei Stationen zeit-

weise im Durchschnitt 35 Todesfälle täglich zu verzeichnen. Um in den Lazarethen des Innern Raum zu schaffen, mußten täglich größere Krankentransporte stromabwärts zur Küste transportirt werden, wo ein Gleiches durch Evakuation anderer Kranker in die Heimath oder nach Nossi Komba erreicht wurde. Allein in den Monaten Juli und August wurden in fünf großen Transporten — kleinere Transporte, welche mit den gewöhnlichen Packetdampfern befördert wurden, sind nicht in Rechnung gestellt — auf diese Weise nicht weniger als rund 2300 Kranke nach Frankreich und Algier übergeführt, um in den dortigen Lazarethen und Sanatorien Aufnahme zu finden. Solche Zahlen lassen es erklärlich erscheinen, daß nach und nach bezügliche Neuanlagen gemacht werden, daß in Algier ein Sanatorium in Birkadem für 1200 Kranke, in Toulon ein neues Lazareth für 600 Kranke und drei Lazarethschiffe eingerichtet werden mußten.

Die größten Verluste hatten die zu den Straßen- und sonstigen Bauten vorzugsweise herangezogenen Pioniere, welche bei ihrem Eintreffen in Suberbiéville kaum noch 1/6 ihres Effektivbestandes zählten, ferner das Infanterie-Regiment Nr. 200, dessen verhältnißmäßig junge Mannschaften sich den Strapazen und dem Klima gegenüber am wenigsten widerstandsfähig erwiesen, und auch die afrikanischen reitenden Jäger bezw. die Freiwilligen von der Insel Réunion zu erleiden. Selbst die algerischen Schützen wurden schwer heimgesucht, wogegen die Fremden-Legion, die Marine-Infanterie und vor allen Dingen die Haussa-Schützen den Anstrengungen wie dem Klima bei Weitem am besten widerstanden haben.

Andrerseits hatten die als Träger aus Tonking herangezogenen Kulis von der Westküste stark zu leiden, was den General Duchèsne bestimmte, wollene Blousen für sie aus dem Mutterlande zu verschreiben.

Der übergroße Verbrauch an Menschenmaterial bedingte selbstverständlich binnen Kurzem auch erweiterte Ersatzvorschriften und Aufstellung der betreffenden Ersatzkörper. Bekanntlich waren solche ursprünglich nur für das Infanterie-Regiment Nr. 200 und das Jäger-Bataillon Nr. 40 vorgesehen, da die Marinetruppen des Mutterlandes eo ipso den Ersatz für die abkommandirten Marine-Truppentheile zu liefern haben. Auf Abgang bei den europäischen Spezialtruppen und den afrikanischen Truppen schien man kaum gerechnet zu haben.

Als nun die Krankenzahl so bedenklich anschwoll und auch die letztgenannten Truppen nicht verschont blieben, ergingen noch nachträglich Befehle, zunächst zur Bereitstellung von Ersatzmannschaften für die Artillerie und Train bei den betreffenden Truppentheilen der verschiedenen Armeekorps, welche aber schon im Juli dahin erweitert wurden, daß ein Ersatzkörper für die Pioniere in Montpellier und zum 15. August zwei weitere derartige Formationen in Stärke von je 100 Mann bei dem Artillerie-Regiment Nr. 38

und der Train-Eskadron Nr. 16, zuletzt auch noch ein solcher für Lazareth-gehilfen bei der Lazarethgehilfen-Sektion in Perpignan aufzustellen wären.

Hatte sich, wie aus dem früher Gesagten, trotz gegentheiliger Behauptungen der offiziellen Organe, hervorgeht, der Gesundheitszustand bei den Expeditionstruppen in erschreckender Weise verschlechtert, so standen dem glücklicherweise auch wesentliche Fortschritte auf den Gebieten des Verkehrswesens und der Sicherung der rückwärtigen Verbindungen gegenüber. Bis gegen Ende des Monat Juli hatten die letzten bisher noch fehlenden Kanonenschaluppen in Dienst gestellt werden können und eine Anzahl von Booten der Eingeborenen war theils von einheimischen Kaufleuten requirirt, theils aufgefunden worden, welche nunmehr mit Hilfe von fünf der der Expedition zugetheilten sechs kleinen Dampfjollen für die Schleppschifffahrt auf der Strecke Marololo—Suberbiéville Verwendung fanden. Ueberdies waren, unter Berücksichtigung der früher berührten Mängel der größeren Dampfschaluppen und der Eigenart der Fahrstraße des Ikopa, aus Frankreich 12 kleinere, meist aus Aluminium gefertigte Boote von 12 m Länge und 15 cm Tiefgang bezogen und ebenfalls der oberen Ikopa-Strecke zugetheilt worden, um dem Ausfall zu begegnen, der durch den kontraktwidrigen Tiefgang der zuerst gelieferten 12 Boote bedingt wurde.

Endlich hatte in dieser Zeit auch der Verkehr auf dem Landwege bis über Suberbiéville hinaus in geregelte Bahnen übergeleitet werden können, seit mit der großen, gegen 400 m langen Brücke über den Betsiboka bei Marololo auch der letzte Bau dieser Art vollendet, am 18. Juli auch die Fahrstraße über Suberbiéville hinaus bis Tsarasaotra und Beritzoka theils fertiggestellt, theils in der letzten Strecke abgesteckt worden war. Dadurch wurde es möglich, 2000 Fahrzeuge Lefèbvre, von denen jedes eine Ladung bis zu 200 kg Gewicht fortzuschaffen vermag, ferner 800 Maulthiere und 3000 Träger mit 4000 Führern für die Maulthiere für den Transportdienst auf dem Landwege bis Suberbiéville einzustellen. Mit ihrer Hülfe vermag man bis Anfang August einen Proviantvorrath von je 100 000 Portionen auf der Strecke Marololo—Suberbiéville, in Suberbiéville selbst und auf der Strecke Suberbiéville—Tsarasaotra zu lagern.

Wenn nun auf diese Weise die Verpflegung der Expeditionstruppen von französischer Seite durchaus gesichert erschien, so drohten ihren rückwärtigen Verbindungen dagegen neuerdings durch Unternehmungen der Howa und vorzugsweise wohl der Fahavalos bezw. räuberischer Sakalavenstämme neue Gefahren. Schon früher, als General Metzinger noch mit der Avantgarde bei Marovoay stand, hatte ein sakalavischer Häuptling, Salima, am Unterlauf des Betsiboka die Franzosen wiederholt durch Fortnahme der für sie bestimmten Viehtransporte erheblich geschädigt, bis es einer gegen ihn entsandten Expedition gelang, seiner Person habhaft zu werden und ihn gefangen in das Hauptquartier abzuliefern. Später hatten seine Angehörigen dieses

Treiben zwar mit mehr Vorsicht, aber doch noch in bedenklichem Umfange fortgesetzt, waren auch gefangen, aber unmittelbar vor der Exekution durch Pulver und Blei noch im letzten Momente entwischt. Jetzt begannen sich größere Banden, angeblich Howa, auf dem linken Ufer des Mahajamba bei Bemarivo, nur zwei Tagemärsche von Marovoay entfernt, zu zeigen, augenscheinlich in der Absicht, die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen zu unterbrechen, namentlich auch den Nachschub der Verpflegung zu verhindern. Thatsächlich waren in dieser Zeit nicht allein die Beschaffung von Schlachtvieh nicht unbedenklich erschwert, sondern wiederholt sogar die Telegraphenverbindungen mit Modjanga unterbrochen, die Etappentruppen in Marovoay und selbst in Modjanga sogar zu ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln gezwungen worden, so daß schließlich geboten erschien, mit größter Energie gegen diese Bewegung vorzugehen.

Zu dem Zweck wurde ein kombinirtes Vorgehen angeordnet, ein Kriegsschiff nach der Mündung des Mahajamba-Flusses in die gleichnamige Bucht im Nordosten von Modjanga entsandt, mit dem Auftrage, daselbst 200 Mann zu landen. Eine zweite Truppenabtheilung marschirte nach dem 120 km stromaufwärts am Mahajamba und etwa 70 km von Meratanana entfernt gelegenen Tsaratanana und scheinen beide Abtheilungen von dort gemeinsam stromab- und stromaufwärts operirt und dem feindseligen Treiben in dem etwa 80 km breiten Gebiet zwischen Mahajamba und Betsiboka ein schnelles Ende bereitet zu haben.

Andererseits waren diese Zustände für den General Duchèsne die Veranlassung gewesen, seinen gezwungen langen Aufenthalt bei Suberbiéville dazu zu benutzen, das Etappenwesen zu regeln. Er theilte die Etappenstraße in zwei Bezirke, von denen er den nördlichen von Modjanga bis Ambato dem Obersten Badelonet unterstellte mit der Anweisung seines Stabsquartiers in Modjanga oder Marovoay. Der südliche Bezirk, von Ambato bis zum Gros des Expeditionskorps, erhielt den Obersten Palle zum Kommandanten, dem hierbei anheimgestellt wurde, seinen Sitz nach eigenem Ermessen nach Suberbiéville, oder nach Maßgabe des weiteren Vorrückens des Expeditionskorps weiter nach vorn zu verlegen.

Hand in Hand mit dieser Gebietseintheilung ging eine neue Eintheilung der Expeditionstruppen in solche für Operations- und Etappenzwecke. Sie hatte sich um so nöthiger erwiesen, als die größten Anstrengungen des bisherigen Feldzuges, wie sie die Operationen und die Straßenbauten mit sich brachten, fast ausschließlich der Brigade Metzinger zugefallen waren, wogegen die in zweiter Linie folgende Brigade Voyron vorzugsweise im Etappendienste Verwendung gefunden hatte, daher auch erheblich weniger angestrengt worden war.

In Anbetracht, daß das Infanterie-Regiment Nr. 200 und die Freiwilligen von Réunion durch Krankheiten am schwersten gelitten hatten, daß

2*

viele ihrer Mannschaften überhaupt nicht dienstfähig waren, die Haussa-Schützen sich dagegen nach jeder Richtung, namentlich auch dem Klima gegenüber bewährt hatten, trat daher folgende Truppeneintheilung in Kraft:

I. Operationstruppen:

Truppen	Brigade
3 Bataillone des algierischen Infanterie-Regiments 1 Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 200 1 Jäger-Bataillon Nr. 40 1 Schwadron afrikanischer reitender Jäger 2 Gebirgs-Batterien Nr. 15 und 16	Brigade Metzinger,
3 Bataillone des Marine-Infanterie-Regiments Nr. 13 1 Bataillon des Kolonial-Infanterie-Regiments Madagassische Schützen 3 Gebirgs-Batterien der Marine-Artillerie 1 Zug fahrender Artillerie des Feld-Artill.-Regim. Nr. 38	Brigade Voyron.

II. Etappentruppen.

2 Bataillone des Infanterie-Regiments Nr. 200,
2 „ „ Kolonial-Infanterie-Regiments,
Haussa-Schützen und Bataillon von Réunion,
$1^2/_3$ fahrende Batterie des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 38,
letztere mit der Anweisung ihres Standortes in Suberbiéville.

Um endlich die Lasten des Feldzuges besser als bisher, möglichst gleichmäßig zu vertheilen, sollten beide Brigaden abwechselnd die Avantgarde und die Straßenbauten übernehmen, der Avantgarden-Brigade die Tragethiere, der Brigade des Gros die Fahrzeuge Lefèbvre für den Transportdienst zugetheilt werden.

Während dann die Brigade Metzinger am Tage des französischen Nationalfestes — 14. Juli — sich von Tsarasaotra aus in Bewegung setzte und auf der eigentlichen sogenannten Straße den Marsch über Ampasiry auf Andribo antrat, vermochte die 2. Brigade (Voyron) erst bis zum 23. Juli bei Marololo aufzuschließen und an diesem Tage auch ihrerseits den Vormarsch anzutreten. Sie hatte mithin, sollte die von dem Höchstkommandirenden beabsichtigte Ablösung der 1. Brigade und für die Folge ein stetiger Wechsel zwischen beiden Brigaden bald ausführbar sein, den Vorsprung der Brigade Metzinger möglichst schnell wieder einzubringen, zumal man darauf rechnen mußte, mindestens bei der starken Stellung von Andribo auf starke Kräfte des Gegners und nachhaltigen Widerstand zu treffen. Es war dies nicht so schwer, weil einerseits die 1. Brigade wegen der Straßenbauten nur langsam vorrücken konnte, die 2. Brigade vorläufig derartige Arbeiten nicht auszuführen hatte und ihre Truppen, wie aus dem früher Gesagten erhellt, ungleich weniger gelitten hatten, vielleicht weil, abgesehen von geringeren Arbeitsleistungen, General Voyron keine Europäer zu Bauarbeiten herangezogen, diese vielmehr ausschließlich den Sakalaven übertragen hatte.

Ueberdies entschloß sich General Voyron, nicht der Teten-Brigade über Suberbiéville und Tsarasaotra zu folgen, sondern einen direkteren Weg durch das Thal des Kamolandy nach dem 20 km östlich von Malatsy am Südabhange des Ambohimenakely-Gebirges gelegenen Soavandriana einzuschlagen. Damit schnitt er nicht allein einen ziemlich großen Bogen ab, den die erstgenannte Straße gegen Westen beschreibt, sondern er vermied auch deren schwierigere Bodengestaltung und ging zugleich den vielfachen Verkehrs- und Verpflegungsschwierigkeiten aus dem Wege, welche nicht zu vermeiden waren, wenn beide Brigaden dieselbe Straße benutzten, zumal sich dieselbe noch im Neubau befand.

Inzwischen war General Metzinger, wie oben angegeben, am 14. Juli von Tsarasaotra aufgebrochen, in Folge Ungunst des Geländes aber nur äußerst langsam vorwärts gekommen, weil die mühsamen Arbeiten an der Fahrstraße die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppen stellten, das Land nur wenig bevölkert war und außer wenigem Reis oder Maniok und gutem selbst reichlichem Trinkwasser kaum das nöthigste Brennholz zum Abkochen bot, jene daher ausschließlich auf die nachgeführte Magazinverpflegung angewiesen waren. Es möge nicht unerwähnt bleiben, daß der Landstrich zwischen Suberbiéville und Marokolohy so stark durchschnitten, von so vielen Wasserläufen, rechtsseitigen Nebenflüssen des Ikopa, durchzogen ist, daß die Nothwendigkeit, eine gegen Ueberfälle möglichst gesicherte brauchbare Fahrstraße anzulegen, dahin führte, die alte im Thale entlang laufende Straße zu verlassen und mit der neuen den Höhenlagen des Geländes zu folgen. Dieses bedingte der schwierigen Bodengestaltung halber oft nicht allein bedeutende Durchstiche und Abtragungen, um den sich event. begegnenden Fahrzeugen Lefèbvre ein Ausweichen oder, da sie verhältnißmäßig lang sind, sogar nur die Wendung um eine der häufigen Straßenbiegungen zu ermöglichen, sondern auch nicht selten die Beseitigung größerer Felsmassen. Trotz alledem sind die Steigungen oft noch recht erhebliche, welche das Abladen der Fahrzeuge und die Verdoppelung der Gespanne nöthig machen. Nicht selten beanspruchen in Folge dessen geringe Entfernungen von etwa 8 km Marschzeiten bis 14 Stunden. Dabei wird, selbst in den Höhenlagen, die Straße noch von vielen kleinen Wasserläufen durchbrochen, welche von den Mannschaften und Maulthieren leicht durchwatet werden können, dagegen für die niedrigen Fahrzeuge Lefèbvre Hindernisse sind, deren Ueberschreitung nicht ohne besondere Bauten möglich ist.

Ueberhaupt haben sich diese mit einem bedeutenden Kostenaufwande beschafften Fahrzeuge den schwierigen Verhältnissen Madagaskars gegenüber nach keiner Richtung bewährt. Ganz abgesehen davon, daß sie allein für die Ausführung der mühsamen Straßen- und Brückenbauten, welche so viele Menschenleben gekostet haben, bestimmend waren, daß ihre Beschaffung in der Hauptsache die Schuld trägt, daß so lange Zeit der größte Mangel an

Transportmitteln bestand, daß die Soldaten das Gepäck selbst tragen mußten, ließ ihre Haltbarkeit Alles zu wünschen übrig. Ein sehr bedeutender Prozentsatz des ganzen Bestandes war nach verhältnißmäßig kurzem Gebrauch reparaturbedürftig und konnte nur in primitivster Weise wieder gebrauchsfähig gemacht werden. Eine andere durch dieses Transportmittel angeregte Frage betrifft die Straßen selbst, deren Gebrauchsfähigkeit sofort mit dem Eintritt der Regenzeit eine mehr als fragwürdige werden wird.

In der trockenen Jahreszeit hatte der alltägliche Verkehr so vieler Hunderte von Fahrzeugen auf diesen lehmigen, frisch gebauten Straßen, nachdem während fünf langer Monate kein Tropfen Regen gefallen war, wie nicht anders zu erwarten, eine dicke Lage Staub erzeugt, der durch die anhaltenden Ostwinde aufgewirbelt, Mund und Augen von Menschen und Thieren füllte, den Marsch wie die Arbeit unter den brennenden Sonnenstrahlen überaus ermüdend machte, dabei einen unerträglichen Durst erzeugte, dessen Stillung mit schlechtem Wasser die sichere Anwartschaft auf Ruhr und andere Krankheiten ertheilte. Wurde der Soldat am Tage von Tausenden von Mosquitos umschwärmt, die ihm Gesicht und Hände zerstachen, so erwuchsen ihm während der Nacht in einem anderen Insekt, Mahafagy genannt, neue Peiniger, welche ihm die Nachtruhe raubten. Zudem trat gegen Morgen meist eine empfindliche Kühle ein.

So geschah es, daß General Duchèsne, der erst am 31. Juli Suberbiéville verlassen und am 12. August bei der Avantgarde eingetroffen war, diese noch verhältnißmäßig weit von Andribo entfernt fand und nun Alles aufbot, um die Arbeit zu fördern.

Der befestigte Platz Andribo, in früheren Zeiten ein recht bedeutender Marktort, liegt in einem von 800 m hohen Bergzügen eingeschlossenen Thalkessel, zu dem von Norden nur zwei Zugänge führen, die Straße von Malatsy und ein leicht zu vertheidigender Engpaß über einen mehrere Hundert Meter hohen, sehr schwer zugänglichen Berggrad, der das Thal des Mamokamito, in dem Andribo liegt, von dem des Kamolandy scheidet. Diese letztere Straße kreuzt denselben als Engweg und mit Steigungen bis zu 50 Grad, zudem ist der südliche Abstieg innerhalb des Feuerbereichs der Festungsgeschütze auch nicht ungefährlich, weil überall Felswände, oft 200 m, fast senkrecht in die Tiefe abstürzen.

Beide Straßen werden von dem Kreuzfeuer der Befestigungen auf den Bergrücken wie der Stadt beherrscht, von denen erstere ein etwa 100 m breites und 500 m langes Plateau einschließen und eine Feuerwirkung in der Längsrichtung des Thales des Kamolandy zulassen. Der Angriff dieser Stellung, wenn sie ernstlich vertheidigt wurde, mußte selbstverständlich schwere Opfer fordern.

Aber nicht allein bei Andribo, sondern auch bei dem 60 km weiter südlich liegenden, nur noch 110 km von Antananarivo entfernten Kinadjy

durfte General Duchèsne auf Widerstand rechnen, einerseits weil dieser für madagassische Verhältnisse stark befestigte Ort die Straße über das Ambohimena-Gebirge, welche hier in einem Engpaß in das Thal herabsteigt, beherrscht, und andererseits weil dieser Ort der Grenze von Imerina zu nahe liegt, als daß man nicht hätte annehmen müssen, hier auf die eigentlichen Howa-Truppen, den Kern der Howa-Armee, zu treffen, nachdem den Franzosen bisher größten Theils die aus den Kontingenten unterworfener Völkerschaften zusammengestellten minderwerthigen Hilfstruppen gegenüber gestanden hatten. Von ihnen mußte man voraussetzen, daß sie sich gewissermaßen unter den Augen der Königin und des ganzen Volkes, noch dazu zur Vertheidigung des eigenen engeren Heerdes, besser schlagen würde, als zuvor.

Es ist darum berechtigt, daß General Duchèsne Alles daran setzte, die 2. Brigade noch vor Andribo heranzuziehen, denn ein Mißerfolg hätte zu dieser Zeit die schwersten Folgen, mindestens die Unmöglichkeit, noch in diesem Jahre Antananarivo zu erreichen, nach sich ziehen müssen. Waren doch die rückwärtigen Verbindungen, trotz Etappentruppen, noch immer nicht sicher genug, daß nicht der telegraphische Verkehr sehr häufig unterbrochen worden wäre und auf die optische Verbindung hätte zurückgegriffen werden müssen, obgleich Ungenauigkeiten, Mißverständnisse und Rückfragen, daher Zeitverlust, unzertrennlich davon waren. Mindestens begründete die Regierung hiermit wiederholt das Ausbleiben von Nachrichten vom Kriegsschauplatze.

Mittlerweile hatte General Voyron seinen Marsch von Marololo im Flußthale des Kamolandy in direkt südlicher Richtung auf Soavsandriana angetreten und war bei letzterem Orte von den Howa, welche etwa 4000 bis 5000 Mann bei Malatsy, 10 km nördlich von Andribo, zusammengezogen hatten, überraschend angegriffen worden, hatte sie aber nach leichtem Gefecht auf Andribo zurückgeworfen.

Am 21. August erfolgte dann unter dem Eindrucke dieses Erfolges der Angriff der Brigade Voyron auf die befestigte Stellung von Andribo selbst in der Weise, daß zwei Kolonnen:

I. Rechte Flügelkolonne:

1 Bataillon madagassischer Schützen,
1. „ des Marine-Infanterie-Regiments Nr. 13,
4 Gebirgsgeschütze,

auf der Straße von Malatsy vorging, die

II. Linke Flügelkolonne:

1 Bataillon Haussa-Schützen,
2. „ des Marine-Infanterie-Regiments Nr. 13,

vom Thale des Kamolandy aus den früher beschriebenen Engpaß zu forziren hatte.

Nach sehr beschwerlichem Marsche erhielt das anscheinend ohne Sicherheitsmaßregeln an der Spitze der letzteren Kolonne vorgehende Haussa-Bataillon gegen 10 Uhr Morgens ganz überraschend Salvenfeuer, welches, trotzdem das Bataillon sich schnell zu beiden Seiten der Straße zum Gefecht ent-

wickelte, nicht erwidert werden konnte, weil der Gegner, das Terrain ausnutzend, vollständig gedeckt lag. Vorläufig erübrigte daher nur zu warten, bis die andere von Malatsy aus vorgehende Kolonne wirksam werden würde. Es wurde daher Halt gemacht und die Ruhe zum Frühstücken benutzt. Aber auch als dann später gegen 2 Uhr Nachmittags die Bewegung fortgesetzt werden sollte, scheint dieser Moment noch nicht gekommen gewesen zu sein, denn sofort beim Antreten wurden die Franzosen von einem so heftigen Artilleriefeuer aus drei Batterien empfangen, daß sie, da ihnen keine Artillerie beigegeben war, nicht zu antworten, auch kein Terrain zu gewinnen vermochten und nochmals Deckung suchen mußten. Als ein besonderer Glücksfall muß es bezeichnet werden, daß die Howa schlecht schossen, auch die meisten Granaten nicht krepirten, Verluste daher nicht herbeiführten. Andererseits erscheint unter diesen Umständen die Frage wohl berechtigt, warum der Angriff, so lange keine Verluste eintraten, überhaupt eingestellt wurde. Es ist dies mit dem gerühmten Elan, auch der Kolonialtruppen, nicht wohl in Einklang zu bringen.

Als dann indessen die rechte Flügelkolonne wirksam eingriff, blieb der erwartete Erfolg nicht aus, denn sobald ihre Geschütze plazirt worden und sich nothdürftig eingeschossen hatten, führte ihre Wirkung die schleunige Räumung der vorderen Howa-Stellung herbei. Dagegen setzte die in zweiter Linie stehende Batterie ihr Feuer bis zum Eintritt der Dunkelheit unbeirrt fort und scheint auch kaum ernstlicher Versuch zu ihrer Vertreibung gemacht zu sein. Die Folge dieser Unterlassung war, daß beide Kolonnen für die Nacht in eine rückwärtige Stellung zurückgehen mußten, also nicht eigentlich das Schlachtfeld behaupteten.

Die Nacht verging ruhig, und als am 22. August Morgens 5 Uhr der Angriff wieder aufgenommen wurde, fand man die Stellung verlassen, den Feind, alle Ortschaften der Thalniederung niederbrennend, im vollen Rückzuge auf Babay, so daß schon um 9 Uhr sechs befestigte Stellungen und mehrere Lager besetzt, mit ihnen sieben Geschütze genommen waren. Ueber die Verluste der Howa, welche ihre Todten und Verwundeten wie gewöhnlich mitgenommen hatten, fehlen die Nachrichten, während die Franzosen die ihrigen auf 1 Todten 3 Verwundete angaben.

Zwei volle Tage gewährte General Duchêsne seinen Truppen Ruhe in Andribo und beschränkte sich darauf, am 23. August durch eine Rekognoszirung festzustellen, daß der Gegner etwa 30 km über Andribo zurückgegangen und hier bemüht war, neue Arbeiten zur Vertheidigung der Straße auszuführen. Am 25. trat er dann, unter Zurücklassung von zwei Kompagnien eingeborener Truppen in Andribo, den Rückmarsch auf Ambodiamantano an, um die unterbrochenen Straßenbauten wieder aufzunehmen und bis Andribo weiterzuführen, wozu es bis Anfang September noch der angestrengtesten Arbeiten bedurfte.

Es gewinnt hiernach den Anschein, daß der Rest der 2. Brigade mit der 1., wenngleich sie nicht in der Truppeneintheilung erwähnt, noch über- überhaupt in's Gefecht gekommen, als Reserve gefolgt sind, zumal aus den französischen Berichten hervorgeht, daß General Duchèsne mit $8^1/_2$ Bataillonen nach Ambodiamantano zurückkehrte und die Bereitstellung einer Reserve durch die Truppenzahl des Gegners wie die Stärke der von ihm besetzten Stellung durchaus gerechtfertigt erscheint, auch der von dem General Duchèsne während des ganzen Feldzuges bisher entfalteten Vorsicht durchaus entspricht.

Ursprünglich hatte nun der genannte General, jedenfalls in Uebereinstimmung mit dem seiner Zeit in Paris ausgearbeiteten Operationsentwurfe, die Absicht gehabt, den Straßenbau über Andribo hinaus bis Kinadzy, nahe der Grenze von Imerina, weiterzuführen, weil das bis dahin zu durchquerende, nur spärlich bewohnte und aller Hilfsquellen bare Gebiet, wie wir wiederholt hervorgehoben haben, die Expedition ganz auf die nachzuführenden Verpflegungsvorräthe anwies und erst die wohl angebaute Provinz Imerina Aussicht gewährte, vom Lande leben zu können. Waren Transportschwierigkeiten doch schon seit einiger Zeit die Veranlassung gewesen, die Brodportionen durch Zwieback zu ersetzen, überhaupt die Portionen für die Mannschaften, da an Schlachtvieh kein Mangel mehr bestand, gegen Erhöhung der Fleischportion zu ermäßigen, die Rationen für die Maulthiere aber durchgehends nicht unerheblich herabzusetzen.

Kinadjy sollte dann, sobald er sich auf diese Weise die Verbindung mit der Wasserstraße gesichert haben würde, die Basis bilden, von wo aus er, mit einem durch seine Trains in seinen Bewegungen beschwerten fliegenden Korps nur mit dem nöthigsten auf Maulthieren mitzuführenden eisernen Bestande an Proviant versehen, den ihn noch von seinem Operationsziele trennenden Raum schnell durcheilen wollte, um die beginnende Organisation des Widerstandes bei der Hauptstadt zu verhindern und sich derselben durch Ueberraschung zu bemächtigen.

Der unerwartet langsame Verlauf der Expedition, Mangel an Nachrichten vom Kriegsschauplatze und die sich überstürzenden Meldungen der Presse wie Privater von dem ungünstigen Gesundheitszustande der Truppen, die in der großen von Tage zu Tage sich mehrenden Zahl der von dort evakuirten Kranken und Rekonvaleszenten leider eine Bestätigung fanden, hatten in allen Schichten des französischen Volkes eine hochgradige Erregung gegen die Regierung, insbesondere gegen den früheren Kriegsminister Mercier hervorgerufen. Dazu kam, daß die Leitung des Unternehmens ursprünglich der Marine hatte übertragen werden sollen, deren Forschungen an Ort und Stelle die Basis für den Operationsentwurf geliefert hatten. Später war es dagegen dem Kriegsminister Mercier gelungen, dieselbe der Landarmee zu sichern, was zu einer gewissen Spannung und mancherlei Friktionen zwischen den Angehörigen der Marine und der Landarmee Veranlassung gab,

wickelte, nicht erwidert werden konnte, weil der Gegner, das Terrain ausnützend, vollständig gedeckt lag. Vorläufig erübrigte daher nur zu warten, bis die andere von Malatsy aus vorgehende Kolonne wirksam werden würde. Es wurde daher Halt gemacht und die Ruhe zum Frühstücken benutzt. Aber auch als dann später gegen 2 Uhr Nachmittags die Bewegung fortgesetzt werden sollte, scheint dieser Moment noch nicht gekommen gewesen zu sein, denn sofort beim Antreten wurden die Franzosen von einem so heftigen Artilleriefeuer aus drei Batterien empfangen, daß sie, da ihnen keine Artillerie beigegeben war, nicht zu antworten, auch kein Terrain zu gewinnen vermochten und nochmals Deckung suchen mußten. Als ein besonderer Glücksfall muß es bezeichnet werden, daß die Howa schlecht schossen, auch die meisten Granaten nicht krepirten, Verluste daher nicht herbeiführten. Andererseits erscheint unter diesen Umständen die Frage wohl berechtigt, warum der Angriff, so lange keine Verluste eintraten, überhaupt eingestellt wurde. Es ist dies mit dem gerühmten Elan, auch der Kolonialtruppen, nicht wohl in Einklang zu bringen.

Als dann indessen die rechte Flügelkolonne wirksam eingriff, blieb der erwartete Erfolg nicht aus, denn sobald ihre Geschütze plazirt worden und sich nothdürftig eingeschossen hatten, führte ihre Wirkung die schleunige Räumung der vorderen Howa-Stellung herbei. Dagegen setzte die in zweiter Linie stehende Batterie ihr Feuer bis zum Eintritt der Dunkelheit unbeirrt fort und scheint auch kaum ernstlicher Versuch zu ihrer Vertreibung gemacht zu sein. Die Folge dieser Unterlassung war, daß beide Kolonnen für die Nacht in eine rückwärtige Stellung zurückgehen mußten, also nicht eigentlich das Schlachtfeld behaupteten.

Die Nacht verging ruhig, und als am 22. August Morgens 5 Uhr der Angriff wieder aufgenommen wurde, fand man die Stellung verlassen, den Feind, alle Ortschaften der Thalniederung niederbrennend, im vollen Rückzuge auf Babay, so daß schon um 9 Uhr sechs befestigte Stellungen und mehrere Lager besetzt, mit ihnen sieben Geschütze genommen waren. Ueber die Verluste der Howa, welche ihre Todten und Verwundeten wie gewöhnlich mitgenommen hatten, fehlen die Nachrichten, während die Franzosen die ihrigen auf 1 Todten 3 Verwundete angaben.

Zwei volle Tage gewährte General Duchèsne seinen Truppen Ruhe in Andribo und beschränkte sich darauf, am 23. August durch eine Rekognoszirung festzustellen, daß der Gegner etwa 30 km über Andribo zurückgegangen und hier bemüht war, neue Arbeiten zur Vertheidigung der Straße auszuführen. Am 25. trat er dann, unter Zurücklassung von zwei Kompagnien eingeborener Truppen in Andribo, den Rückmarsch auf Ambodiamantano an, um die unterbrochenen Straßenbauten wieder aufzunehmen und bis Andribo weiterzuführen, wozu es bis Anfang September noch der angestrengtesten Arbeiten bedurfte.

Es gewinnt hiernach den Anschein, daß der Rest der 2. Brigade mit der 1., wenngleich sie nicht in der Truppeneintheilung erwähnt, noch überüberhaupt in's Gefecht gekommen, als Reserve gefolgt sind, zumal aus den französischen Berichten hervorgeht, daß General Duchèsne mit 8½ Bataillonen nach Ambodiamantano zurückkehrte und die Bereitstellung einer Reserve durch die Truppenzahl des Gegners wie die Stärke der von ihm besetzten Stellung durchaus gerechtfertigt erscheint, auch der von dem General Duchèsne während des ganzen Feldzuges bisher entfalteten Vorsicht durchaus entspricht.

Ursprünglich hatte nun der genannte General, jedenfalls in Uebereinstimmung mit dem seiner Zeit in Paris ausgearbeiteten Operationsentwurfe, die Absicht gehabt, den Straßenbau über Andribo hinaus bis Kinadjy, nahe der Grenze von Imerina, weiterzuführen, weil das bis dahin zu durchquerende, nur spärlich bewohnte und aller Hilfsquellen bare Gebiet, wie wir wiederholt hervorgehoben haben, die Expedition ganz auf die nachzuführenden Verpflegungsvorräthe anwies und erst die wohl angebaute Provinz Imerina Aussicht gewährte, vom Lande leben zu können. Waren Transportschwierigkeiten doch schon seit einiger Zeit die Veranlassung gewesen, die Brodportionen durch Zwieback zu ersetzen, überhaupt die Portionen für die Mannschaften, da an Schlachtvieh kein Mangel mehr bestand, gegen Erhöhung der Fleischportion zu ermäßigen, die Rationen für die Maulthiere aber durchgehends nicht unerheblich herabzusetzen.

Kinadjy sollte dann, sobald er sich auf diese Weise die Verbindung mit der Wasserstraße gesichert haben würde, die Basis bilden, von wo aus er, mit einem durch seine Trains in seinen Bewegungen beschwerten fliegenden Korps nur mit dem nöthigsten auf Maulthieren mitzuführenden eisernen Bestande an Proviant versehen, den ihn noch von seinem Operationsziele trennenden Raum schnell durcheilen wollte, um die beginnende Organisation des Widerstandes bei der Hauptstadt zu verhindern und sich derselben durch Ueberraschung zu bemächtigen.

Der unerwartet langsame Verlauf der Expedition, Mangel an Nachrichten vom Kriegsschauplatze und die sich überstürzenden Meldungen der Presse wie Privater von dem ungünstigen Gesundheitszustande der Truppen, die in der großen von Tage zu Tage sich mehrenden Zahl der von dort evakuirten Kranken und Rekonvaleszenten leider eine Bestätigung fanden, hatten in allen Schichten des französischen Volkes eine hochgradige Erregung gegen die Regierung, insbesondere gegen den früheren Kriegsminister Mercier hervorgerufen. Dazu kam, daß die Leitung des Unternehmens ursprünglich der Marine hatte übertragen werden sollen, deren Forschungen an Ort und Stelle die Basis für den Operationsentwurf geliefert hatten. Später war es dagegen dem Kriegsminister Mercier gelungen, dieselbe der Landarmee zu sichern, was zu einer gewissen Spannung und mancherlei Friktionen zwischen den Angehörigen der Marine und der Landarmee Veranlassung gab,

[illegible] bei den Vorbereitungen wie im späteren Verlaufe der Expedition [illegible] dem Nutzen des Unternehmens fühlbar machten, anscheinend auch nicht [illegible] Schuld an den Verzögerungen während der ersten Monate gewesen sind.

Die nicht unbedenklichen Stockungen im Verlaufe der Operationen gaben den Gegnern der Landarmee Gelegenheit, hieraus Kapital zu schlagen, indem sie das langsam vorsichtige Vorgehen des Generals Duchèsne diskreditirten. Kurz, das Zusammentreffen aller dieser Umstände, vor allen Dingen die Mißstimmung in der Bevölkerung — unter den Wählern — der bevorstehende Zusammentritt der Kammern, für welche bereits mehrere Interpellationen über die Madagaskar-Expedition angemeldet worden, der mangelhafte Gesundheitszustand bei den Expeditionstruppen und die vorgerückte Jahreszeit waren die Veranlassung, daß auf den General Duchèsne ein Druck auf Beschleunigung der Entscheidung ausgeübt wurde, welcher diesen bewog, den Straßenbau, wie berichtet, nicht bis Kinadjy weiterzuführen, sondern schon bei Andribo abzubrechen und die Operationen des fliegenden Korps auf diesen Ort zu basiren.

Immer aber bedurfte es noch längerer Vorbereitungen, bis der Vormarsch in's Werk gesetzt werden konnte, weil dasselbe nicht allein das Aufschließen aller hierzu zu bestimmenden Truppentheile, sondern auch die Bereitstellung der nöthigen Transportmittel (Maulthiere), der Proviantvorräthe wie des Schlachtviehes in lebenden Häuptern daselbst zur Voraussetzung hatte. Es verging darum, selbst nach Vollendung des Straßenbaues bis Andribo, immer noch eine längere Zeit, und nur der Energie des Generals Duchèsne war es zuzuschreiben, daß der ursprünglich auf den 14. September angesetzte Abmarsch schon am 10. September erfolgen konnte.

2 Bataillone mit 2 Gebirgs-Batterien, anscheinend das Jäger-Bataillon Nr. 40 mit dem Haussa-Bataillon, blieben zur Sicherung der Verbindung mit der Wasserstraße und Modjanga bei Andribo stehen, 7 Bataillone, d. h.

3 Bataillone des algerischen Infanterie-Regiments,
1 Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 200,
3 Bataillone des Marine-Infanterie-Regiments Nr. 13,

unter den Generalen Duchèsne, Metzinger und Voyron marschirten auf Andribo, vermochten aber, selbst nach Einstellung von 1500 aus der Heimath nachgesandter Ersatzmannschaften, noch nicht auf die Kopfstärke von 500 Mann gebracht zu werden. Hierzu traten noch:

3 Batterien Gebirgsartillerie,
2 Züge afrikanischer reitender Jäger,
2 Kompagnien Pioniere und
2800 Maulthiere

mit pro Kopf des fliegenden Korps 22 Tagesrationen, während jeder Mann noch außerdem einen eisernen Bestand von 5 Portionen mit sich führte. 150.

(Schluß folgt.)

Studie über die kriegsmäßige Ausbildung der Feldartillerie.*)

Die in 16 Abschnitte und eine Anlage (allgemeiner Dienstplan) eingetheilte Schrift wurde nach Ankündigung ihres Erscheinens durch den Buchhandel in den Kreisen der Feldartilleristen mit begreiflicher Spannung erwartet, mit noch größerer Begierde aber gelesen.

Daß der Verfasser sich von vornherein bewußt war, nicht in allen Punkten seiner Darlegungen die ungetheilte Zustimmung eines jeden Kameraden der Waffe zu finden, drückt er selbst im XVI. Abschnitt aus. Ueber jedes Ding auf Erden giebt es ja verschiedene Ansichten, um wie viel mehr aber über eine so wichtige, einschneidende Frage, wie es die kriegsmäßige Ausbildung einer Waffengattung von der Bedeutung der Feldartillerie gegenwärtig ist.

Ueber die einleitenden Abschnitte „Zur Lage" und „Der Begriff des Kriegsmäßigen" läßt sich nichts Besseres und Treffenderes sagen, als es Oberst v. Reichenau in diesen beiden Abschnitten thut.

Der III. Abschnitt behandelt das Arbeitssystem und wendet sich vor Allem dem wichtigsten Faktor in demselben, der Ausbildung der Offiziere, zu. Den dort geäußerten Ansichten kann man nur von ganzem Herzen beipflichten. Es wird der Schonung der Kräfte des Offiziers hier energisch das Wort geredet. „Wenn der Offizier den ganzen Tag angespannt ist, so bleibt ihm keine Zeit zu eigener Arbeit und zu geistigem Fortschritt", heißt es da, und welcher Offizier, gleichviel welche Charge er bekleidet, möchte dem nicht beistimmen? Wie jeder wirkliche Fortschritt, so wird sich auch diese Forderung schließlich einmal verwirklichen lassen; es frägt sich nur, wie lange es noch dauert, bis sie überall Eingang findet. Denn daß dies schon der Fall sei, kann wohl kaum behauptet werden.

Bezüglich der Ausbildung der jungen Artillerieoffiziere hält es Verfasser für einen schönen Anfang im Fortschritt, daß diese, statt wie früher auf der Artillerieschule theoretisch, jetzt auf der Schießschule praktisch ausgebildet werden.

Dies ist gewiß richtig. Aber könnte denn nicht ein Mittelweg zwischen dem früheren und jetzigen System noch bessere Früchte tragen?

Ein elfmonatlicher Besuch der Artillerieschule, dem sich eine mindestens sechswöchentliche Kommandirung zu einem eigenen Schießlehrkurs unmittelbar

---

*) Von v. Reichenau, Oberst à la suite des Kriegsministeriums, Kommandeur der 14. Feldartillerie-Brigade. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn.

anschließt,*) bietet den Vortheil, daß Theorie und Praxis verbunden werden. Der junge Offizier lernt auf einer richtig geleiteten Schule so unendlich viel, insbesondere in der Taktik der eigenen Waffe und dann der verbundenen Waffen, in Waffenlehre, Organisation fremder Artillerien, Ballistik, daß die Zeit, die er hierdurch dem Frontdienst entzogen wird, reichlich aufgewogen wird. Man hört so oft die Einwendung, der Offizier der Feldartillerie brauche doch nicht mehr Taktik zu lernen, als derjenige der Infanterie oder Kavallerie. Gewiß, er braucht weder mehr noch weniger, aber er braucht zum Mindesten gerade so viel.

Es ist nun doch gewiß nicht unbestritten, daß das, was auf den Kriegsschulen gelehrt und gelernt werden kann, schon übergenug sei! Und wenn dann auf der Artillerieschule noch die Naturwissenschaften und fremden Sprachen in richtigem Maße betrieben werden, so dürfte dies dem Offizier doch nicht geradezu schädlich sein, denn all' dies erweitert seinen Gesichtskreis und vermehrt seine allgemeine Bildung. Allerdings, ohne Schießlehrkurs mit reichlicher Munitionsausstattung könnte man einer Artillerieschule nicht mehr das Wort reden.

Der erörterte Ausbildungsgang nun trägt außerdem zu der vom Verfasser mit Recht betonten „geistigen Ueberlegenheit" des Offiziers über seine Untergebenen gewiß recht viel bei.

Der von Reichenau geforderten vermehrten Beiziehung der Offiziere der Feldartillerie zu taktischen Uebungsreisen, der thunlichsten Beschränkung längerer schriftlichen Arbeiten mit ihrem Beiwerk wird keiner derselben ablehnend gegenüber stehen.

Daß ferner Geländeübungen, Schießübungen im Gelände neben ihrem hohen Werth für die Truppe gerade den Offizieren jeden Grades besonderen Nutzen bringen, ist eigentlich heutzutage Jedermann bekannt. Leider legt hier die Geldfrage den Hemmschuh oft und nachdrücklichst an. Auch die mit Recht betonte Reorganisation der Feldartillerie, welche ihr kleinere Regimenter bringen soll, wird die Ausbildung der Offiziere wesentlich erleichtern.

Nach eingehenderer Betrachtung der Ausbildung der Offiziere streift der Verfasser die Ausbildung der Unteroffiziere, und anschließend die der Einjährig-Freiwilligen. Daß er auch bei den Unteroffizieren eine Entlastung vom reinen Aufsichtsdienst und eine mit allen Mitteln anzustrebende größere Selbstständigkeit derselben für nöthig erachtet, kann nur lebhaft gebilligt werden. In dieser Richtung darf auf der stellenweise, aber leider wohl noch nicht allgemein betretenen Bahn noch energisch vorgegangen werden.

Der Verfasser würde es begrüßen, wenn die Einjährig-Freiwilligen zwei Jahre dienstpräsent blieben und erinnert hierbei an Frankreich, das uns hierin vorangegangen sei. Wünschenswerth wäre dies im Interesse

*) Ist in Bayern seit mehreren Jahren eingeführt.

der Heranbildung tüchtiger Reserveoffiziere freilich, erscheint jedoch wie er anfügt aus politischen und sonstigen Gründen nicht erreichbar und nicht wünschenswerth.

Den größten Raum in der Broschüre nimmt der folgende IV. Abschnitt, „der Unterricht“ ein. „Kein Zweig unserer Ausbildung erscheint in höherem Maße reformbedürftig, wie der Unterricht“ so beginnt er und behauptet weiter, daß wir in dieser Beziehung mit unseren Einrichtungen noch theilweise auf einer Stufe, wie etwa die von invaliden Unteroffizieren geleiteten Volksschulen im vorigen Jahrhundert ständen.

Hier scheint nun der Verfasser doch etwas zu schwarz zu sehen und man kann sich wirklich nicht entschließen seiner Ansicht beizutreten. Es könnte sein hartes Urtheil bei einigen wenigen Verbänden vielleicht zutreffen, im Großen und Ganzen ist dies sicherlich nicht der Fall.

Daß der Unterricht häufig das Schmerzenskind des Batteriechefs ist, liegt wohl daran, daß die Anforderungen in diesem Ausbildungszweig so häufig wechseln, je nachdem die Anschauungen über ihn durch den naturgemäßen Wechsel der verschiedenen höheren Vorgesetzten einer oft ebenso einschneidenden wie ins Entgegengesetzte umspringenden Aenderung unterworfen sind. Es giebt eben für den Unterricht kein Reglement, das die Anschauungen und damit auch die Anforderungen in annähernd gleichheitliche Bahnen lenken könnte. Und so kommt es, daß stellenweise Steckenpferde geritten werden mögen, die der unterstellten Truppe erhebliche Nachtheile verursachen. Hier kann nur durchgreifende Besserung eintreten, wenn eine dienstliche Herausgabe eines möglichst kurz gehaltenen Leitfadens für den Unterricht an die Unteroffiziere, dann für den Unterricht an die Kanoniere und an die Fahrer erfolgt, wie dies Verfasser fordert.

Daß unser gegenwärtiges Verfahren im Unterricht nicht sehr reformbedürftig sei, soll gewiß nicht behauptet werden, und treffen die ausführlichen Auseinandersetzungen im IV. Abschnitt gewiß das Richtige, nur sind sie doch großentheils oder vielleicht sogar größtentheils durch die Ereignisse überholt worden. Denn es wird heutzutage hoffentlich nur sehr vereinzelt vorkommen, daß in einer Batterie die Leute in die Geheimnisse der Herstellung des Schießpulvers eingeweiht werden, dann über Pulvertransporte, Pulverarbeiten und ähnliche dem praktischen Dienstleben des Mannes unendlich fernliegende Dinge belehrt werden. Daß über Stalldienst, Kasernen- und Stubenordnung, Bekleidung und Ausrüstung u. s. w. kein eigener Unterricht stattzufinden braucht, ist ebenfalls unbestreitbar — aber ein Mann, der alle diese Dinge durch die Praxis musterhaft erlernt hat, der seinen Dienst in der Stube, im Stall tadellos versieht, der seine Uniformen reinigen und richtig anziehen kann, wird doch selten im Stande sein, hierüber einen auch noch so kurzen Vortrag zu halten. Auf diesbezügliche Fragen werden nur ganz außerordentlich wenig Leute eine entsprechende Antwort geben, es sei

denn sie wäre eingedrillt. Werden aber nicht solche Fragen von besichtigenden Vorgesetzten gestellt, trotzdem es bekannt ist, daß den meisten unserer Leute das abstrakte Denkvermögen mangelt?

Welchem modernen Feldartilleristen ist es nicht aus der Seele gesprochen, wenn Reichenau fordert, man solle im z. B. Artillerieunterricht dem Kanonier nur sagen: dies ist ein Schrapnel, so und so sieht es aus, so wird es behandelt, untersucht, so gestellt, und gegen die und die Ziele verwendet. Wenn jeder Kanonier dies vollständig innehat, dann weiß er Alles, was er je zu wissen braucht, wenn er mit Schrapnels zu thun hat.

Wenn man hingegen einwendet, daß gerade die tüchtigeren Leute sich lebhaft interessiren, wie ein Schrapnel innerlich konstruirt ist, wie viel Kugeln, welche Sprengladung es entfaltet, wie der Zünder funktionirt u. s. w., so ist das nicht stichhaltig. Von einer ganzen Batterie können das höchstens 3 bis 4 Leute wirklich erfassen, in sich aufnehmen. Ein großer Theil wird es nach unendlich mühsamem Drill mechanisch hersagen können, die Hälfte aller Leute wird es nie behalten, und diejenigen, die es erfassen und auch die es mechanisch auswendig lernen, werden es nach einem Zeitpunkt auch nicht mehr wissen — nach der Besichtigung. Hiervon kann man sich stündlich überzeugen; darum fort mit dem unendlich unnützen Kram! Allerdings eine große Erfahrung, ein tiefes Verständniß und ein scharfer Blick gehören dazu, beim Unterricht zu sichten und zu entscheiden, was direkt nöthig und was unnütz ist, und aus der Erkenntniß dieses Umstandes folgert die Nothwendigkeit dienstlicher Unterrichtsbücher.

Der V. Abschnitt behandelt das Fußexerziren. Bei der sekundären Wichtigkeit dieses Zweiges der Ausbildung kommt er kurz zur Besprechung. Was als im organischen Zusammenhang stehend dort über die „Autorität“ gesagt wird, verdient aufmerksame Beachtung.

Auch der VI. Abschnitt, der das Turnen behandelt, der VII., der die Reitausbildung, der VIII., der die Fahrausbildung streifen, sind kurz und klar und beweisen, daß der Verfasser der Ansicht ist, es werde in diesen Zweigen die Ausbildung nach gesunden Prinzipien betrieben.

Daß bei der „Reitausbildung“ die alte Forderung einer eigenen Reitinstruktion für die Feldartillerie wieder kommen mußte, hat wohl Keinen, der die Studie las, überrascht. Auch diese Forderung wird immer wieder auftreten. Daß sie ein Bedürfniß ist weiß jeder, umsomehr, als über diese Frage infolge der im Jahre 1882 von der „K. Preußischen Inspektion der Artillerie“ ausgeschriebenen Preisaufgabe hierüber eine Reihe eingehender Bearbeitungen vorhanden sind.

Ausführlicher wird im IX. Abschnitt das „Geschützexerziren auf der Stelle“ besprochen, fast zu ausführlich. Hier müssen wir dem Verfasser leider wieder Widerspruch entgegenbringen, und wie beim IV. Abschnitt sagen, er sieht zu schwarz. Man kann ruhig behaupten, daß es heutzutage

keinem vernünftigen Menschen mehr einfällt, die „ewige Einübung der Ladegriffe und des Richtens auf Punkte, die auf Kasernenhoflänge vom Geschütz entfernt sind", vorzunehmen. Wo dies der Fall sein sollte, fällt eben der Begriff „vernünftig" fort. Auch die früher so gepriesenen Richtbilder sind seit Jahren ein überwundener Standpunkt, und nur das Gelände kommt noch in Frage; allerdings ist letzteres in vielen Garnisonen sehr schwer zu benutzen.

Was nun die vom Verfasser so warm empfohlenen kriegsmäßig aussehenden Ziele betrifft, so ist doch die Anschauung vielleicht nicht unberechtigt, daß es solche nicht giebt. Es giebt nur eine Art von kriegsmäßig aussehenden Zielen und das sind: Geschütze mit lebenden Kanonieren, lebenden Infanteristen und Reiter in ihren mannigfachen Formationen. Allen Phantomen, und seien sie noch so künstlich angefertigt, fehlt vor Allem die dritte Dimension, ferner Leben und Bewegung, die ihnen auch durch einzelne, dort eingestreute Leute nicht gegeben werden kann.

Alle Zielnachahmungen in $^1/_1$ aus Holz, Pappe u. s. w. sind entweder leichter aufzufassende Ziele oder aber sie sind so schwer für den Richtkanonier, daß sie ebensogut gar nicht da zu sein brauchten. Abhängig ist die eine oder andere Eigenschaft von der jeweiligen Aufstellung im Gelände. Sie sind daher nur ein Nothbehelf und ein recht zweifelhafter noch dadurch, daß zu ihrer Aufstellung Kräfte und Zeit in einem Maße nöthig sind, wie es nur selten vorhanden sein wird. Da wird man denn zum Exerziren am Geschütz, wo es nicht im Gelände stattfinden kann, wohl meist kleinere Nachbildungen in $^1/_{10}$ bis $^1/_{20}$ der natürlichen Größe der Ziele, verbunden mit ebensolchen Nachbildungen von Geländegegenständen, vorziehen müssen. Diese können leichter oder schwieriger aufgestellt werden, je nach Bedarf und erfordern weder Zeit noch Kräfte. Selbstverständlich ist das Gelände mit lebenden Zielen das einzige, völlig entsprechende Mittel für die Ausbildung. Dies steht uns, von vereinzelten Gelegenheiten abgesehen, nur bei den Herbstübungen zur Verfügung und in letztere Periode müßte demnach ein wichtiger Theil des Richtunterrichts und Geschützexerzirens fallen und wird auch dorthin verlegt.

Was dann die Ausführungen über den Munitionsersatz betrifft, so scheint uns der Verfasser doch etwas zu weit zu gehen. Das ist ja richtig, daß die Kanoniere im Handhaben von gefüllten Geschoßkästen häufig zu üben sind, aber was ganze mit Munition gefüllte Staffeln nutzen sollen, ist nicht einzusehen. Der Kanonier kann ja beim Exerziren das Geschoß nicht laden und nicht aus dem Rohre durch Abfeuern entfernen. Es fehlen also Hauptbedingungen für den wirklichen Munitionsersatz. Auch auf dem Schießplatz kann der Munitionsersatz nie der Wirklichkeit entsprechend geübt werden, weil dazu die Munition zu gering bemessen ist und alle dahin abzielenden Versuche bieten der Batterie entweder enorme Schwierigkeiten und

stören das Schießen, oder sie sind von vornherein zwecklos. Das einzig Mögliche, was immer geübt werden kann, ist die Entnahme der Munition aus Munitionswagen. Daß im Uebrigen der Munitionsersatz nicht gar so schwierig ist, wird durch folgendes Beispiel erläutert:

Eine kriegsmäßig mit der vollen Munition ausgerüstete Batterie verschoß dieselbe unter fünfmaligem Stellungswechsel und fortwährendem Wechsel der Batterie- und Zugführer. Die Leute waren über den Munitionsersatz nur belehrt worden, hatten ihn aber in dem Maße nie geübt. Fast alle Feuerarten, vor Allem rasche Feuertempos, wurden angewendet. Am Schlusse wurde genau revidirt, und es fanden sich fünf Geschosse vor. Vier Geschoßkästen waren in Stellungen liegen geblieben. Erheblich erschwerend wirkte, daß nicht Munition 91, sondern alte Munition mit dem umständlichen Zünderapparat verwendet wurde. Trotzdem stockte das Feuer, auch im geschützweisen Feuer, nicht ein einziges Mal, und stets war ausreichend Munition der nach der taktischen Lage nöthigen Gattung vorhanden. Wenn man nun auch berücksichtigt, daß es besonders gut ausgebildete Leute waren, die diese Leistung vollbrachten, so kann man doch beruhigt in die Zukunft blicken und sich darauf beschränken, den Munitionsersatz ohne volle Munition bei Uebungen in kriegsstarken Verbänden zu üben. Durch Kontrolle der Schußzahl der das Feuer markirenden Batterie wird der Zeitpunkt für das Herankommen frischer Munitionswagen unschwer zu bestimmen sein.

Nach der Lektüre des IX. Abschnittes wird wohl mancher Leser sich sagen, daß darin eine große Zahl ausführlich dargelegter, beherzigenswerther Momente enthalten sind, mancher jedoch wird dem innerlich beifügen, daß er das schon lange ebenso oder ganz ähnlich auch gedacht, und — was noch besser ist — auch gemacht hat.

Noch ausführlicher als das Exerziren am Geschütz auf der Stelle wird im folgenden X. Abschnitt das „Bespannteexerziren" behandelt. Mit letzterem beginnt die Batterie, wie der Verfasser erwähnt „die Bearbeitung des Schlußsteines zu ihrer Ausbildung." Er setzt dann des Weiteren auseinander, daß die Batterie nach Beendigung des Bespannteexerzirens die Grundelemente alles desjenigen beherrschen müsse, dessen sie für die ihr noch bevorstehenden Uebungen und vor allem zur Kriegsthätigkeit bedarf, es wird also die direkte Forderung der vollendeten kriegstüchtigen Ausbildung zu jenem Zeitpunkte gefordert. Letzterer soll nach Seite 136 Zeile 4 Ende Mai, spätestens Anfang Juni eintreten, ja er soll bei den Regimentern, welche zuerst zur Schießübung abrücken, sogar noch früher festgesetzt werden. Nach der Beendigung des Bespannteexerzirens soll in der Abtheilung exerzirt werden. Nun, das Abtheilungsexerziren ist nach Ansicht vieler moderner Feldartilleristen eigentlich ein längst überwundener Standpunkt. Es ist, um es gleich zu sagen, unkriegsmäßig, denn es giebt nur ein Bewegen der Abtheilung auf der Straße in Marschkolonne, dann Uebergang in das Gelände behufs Einnahme einer

Stellung und das umgekehrte Verfahren. Alles andere erscheint, abgesehen von den zu einer Parade unerläßlichen, im Uebrigen ganz wenigen Bewegungen, als eine Zeit- und Kräfteverschwendung.

Der Verfasser sagt auch Seite 89: „Ist die Batterie in der Hand ihres Führers und weiß dieser, was er im Abtheilungsverbande zu thun hat, so wird die Abtheilung schon bei ihrem ersten Zusammenziehen durchaus funktioniren."

Ein Ueben im Gelände, womöglich mit 1. und 2. Staffel, das allein bildet die Abtheilung kriegstüchtig aus; daß hier natürlich der ganze Befehlsmechanismus zur Ausbildung gelangen muß, ist selbstredend und dieser Umstand macht dann auch ein eigenes „Geschützexerziren der Abtheilung" vollständig überflüssig.

In einem Hauptpunkte jedoch muß man den Ausführungen im Abschnitt X voll und ganz beitreten, daß nämlich nach Ziffer 190 des Exerzir-Reglements letzteres für die Batterie zu 6 Geschützen mit 1. Staffel (Gefechts-Batterie) entworfen ist, und daß es eigentlich dem Geiste des Reglements zuwiderläuft, wenn man Batterien ohne Staffel oder gar nur solche mit 4 Geschützen auszubilden gezwungen ist. Ich sage absichtlich „gezwungen" ist, denn die sehr mangelhaften Etatsverhältnisse unserer Waffe zwingen uns dazu; und die zur Abhilfe dieses Mißstandes, der unserer Ausbildung, man möchte fast sagen den Stempel einer milizhaften aufdrückt, vorgeschlagene Weg der Auflösung einzelner Batterien zur gegenseitigen Ergänzung ist doch nur ein Nothbehelf; er muß die Probe der Praxis erst noch bestehen und hat nicht zu unterschätzende Nachtheile im Gefolge. Hier kann nur Etatserhöhung helfen, die aber zunächst noch in einiger Ferne steht.

Die im X. Abschnitt gegebenen und meist ausführlich begründeten Anregungen bieten dem Leser reichlich Stoff zum Nachdenken. Durchführbar sind sie gewiß, denn was wäre schließlich bei uns nicht durchführbar. Allein einzelne Punkte, so die schon erwähnten, ferner die als nöthig bezeichnete „exerzirmäßige Bewegung der Artilleriemassen" und schließlich die am Schlusse des Abschnittes erscheinende Forderung, auf den Exerzirplätzen einfache Geländeannahmen zu machen, lassen eine der Ansicht des Verfassers der Studie widersprechende Beurtheilung als wenigstens nicht unberechtigt erscheinen. Ueber die exerzirmäßigen Bewegungen der Artilleriemassen gilt das über das Bespanntexerziren der Abtheilung Gesagte, nur in noch größerem Maße und wer die sogenannten einfachen Geländeannahmen auf ebenen Exerzirplätzen erlebt hat, der kennt ihre Folgen. Solche Annahmen müssen nicht nur den Führern, sondern auch jedem Fahrer und Kanonier genau erläutert werden, um dann schließlich, bis sie benutzt werden, von einem großen Theil der Leute wieder vergessen zu sein und zu den schönsten Konfusionen Anlaß zu geben.

Hier möchte denn lieber die Forderung angeregt werden, die an einen

modernen Exerzirplatz für Feldartillerie in erster Linie zu stellen wäre, und die ist: Ebene nur soweit, daß die Paradeaufstellung und Parademärsche geübt werden können, im Uebrigen aber Gelände, und je durchschnittener, desto besser.

Der XI. Abschnitt behandelt die „Geländeübungen". Nach einer kurzen Erörterung, auf was es bei artilleristischen Geländeübungen hauptsächlich ankommt, erwähnt der Verfasser die Uebung kriegstarker Regimenter im Gelände und weist auf deren großen Nutzen hin.

Daß bei der Zieldarstellung jene durch Flaggen verurtheilt und unzweckmäßig genannt wird, wird allgemein gebilligt werden. Im Uebrigen trifft das über kriegsmäßige Ziele beim IX. Abschnitt Gesagte wohl auch hier zu.

Im XII. Abschnitt „Uebungen in Verbindung mit anderen Waffen" erklärt der Verfasser, nur auf die richtige Beurtheilung des Artilleriekampfes hingewiesen zu haben. Dem hierüber Gesagten kann man nur beipflichten.

Das Gleiche gilt beim nächsten XIII. Abschnitt, der die „Kriegsmäßigen Uebungen in der Winterperiode" bespricht.

Daß der XIV., die Ausbildung im Schießen zum Gegenstand habende Abschnitt ausführlicher ist, erklärt sich aus der Wichtigkeit desselben. Vor Allem wird der Schießschule ein wohlverdientes Lob gezollt, und dann anschließend über die geringe Menge von Uebungsmunition, die uns die genügende Gelegenheit zur Uebung im Schießen nicht geben will. Die Erörterungen hierüber sowohl wie die folgenden, welche die Monotonie unserer Schießplätze behandeln und einige Rathschläge zur Abminderung derselben geben, treffen wohl das Richtige.

Daß bei der Zieldarstellung stellenweise die Tendenz sich zeigt, die Ziele so schwierig wie möglich zu machen, wird vom Verfasser mit vollem Recht abfällig beurtheilt und an der Hand eines drastischen Beispieles dargethan, daß es nicht darauf ankommt, „das Schwierigste zu thun, sondern lediglich darauf, das Kriegsmäßige zu erlernen". Mit Recht wird es unsinnig genannt, Zielauffindung und Zielbezeichnung über das Kriegsmäßige hinaus zu erschweren, und in gleichem Maße als leichtsinnig bezeichnet, unter die Grenze des Kriegsmäßigen mit den Anforderungen herunterzugehen.

Im folgenden XV. Abschnitt wird wohl das größte Schmerzenskind des Ausbildungsganges, die „Besichtigung", behandelt.

Wer möchte den dort niedergelegten Ausführungen nicht mit Freuden beistimmen!

Wer wäre im Stande, den Satz: „Eine wirksame Reform unseres Ausbildungswesens kann nur von den besichtigenden Vorgesetzten ausgehen", mit anderen Gefühlen als solchen der Befriedigung zu lesen!

Es ist wohl unzweifelhaft, daß das Gute bei unserer Ausbildung nur von oben kommen kann. Der Untergebene muß sich stets den Anschauungen

seiner Vorgesetzten anpassen, manchmal sogar den verschiedenen Anschauungen mehrerer Vorgesetzten.

Daß ferner sehr viel kostbare Zeit mit den Vorbereitungen für eine Besichtigung vergeudet wird, ist bekannt.

Dies ist der Grund, warum die Besichtigungen auf das thunlichst geringste Maß beschränkt werden sollten.

In diesem Punkte nun redet die Studie einer bedeutenden Vermehrung der Besichtigungen das Wort, und dem kann nicht Jedermann beitreten. Der in der Anlage der Broschüre enthaltene ausführliche „Allgemeine Dienstplan" zählt nicht weniger als 14 verschiedene Besichtigungen auf. Es ist zwar nicht beigefügt, auf welche Vorgesetzten sich diese stattliche Anzahl Besichtigungen vertheilen, aber es ist dies auch ganz ohne Bedeutung. Jedenfalls ist es des Guten viel zu viel. Insbesondere kann doch eine Besichtigung des Turnens, des Fußexerzirens in der Batterie, ein öfteres Besichtigen des Unterrichts, dann des Bespannteexerzirens in der Abtheilung und noch manchen anderen Zweiges ruhig unterlassen werden; es bleiben dann immer noch genug Besichtigungen übrig. Und dann, haben denn die zu einer Besichtigung berufenen Vorgesetzten nicht täglich und stündlich die Möglichkeit, durch Anwohnen bei den Uebungen sich Einblick zu verschaffen, wie in den einzelnen Ausbildungszweigen gearbeitet wird? Während des Ausbildungsganges können sie noch helfend und bessernd eingreifen, wenn es da oder dort fehlen sollte; bei einer Besichtigung aber ist ein gewisses Arbeitspensum abgeschlossen, und was da gefehlt hat, wird wohl nie oder doch sehr selten nachgeholt, weil es eben unmöglich ist, es nachzuholen, ohne den demnächst zur Besichtigung kommenden Ausbildungszweig zu schädigen. Denn darüber kommt man nun einmal nicht hinaus, es muß der Ausbildungszweig, der zunächst besichtigt wird, vermehrt betrieben werden; es giebt deren so viele, daß eine gleichmäßige, vollständige Beherrschung aller Zweige zu jeder Zeit anderes Menschenmaterial bedingt, als es der Durchschnittskanonier bezw. Fahrer nun einmal darstellt. Das Richtige wäre es ja, sie alle gleichmäßig zu beherrschen, aber es ist nicht möglich.

Und dann, kann man denn von den höheren Vorgesetzten eine vollständige Kenntniß der unbedeutenden Details, wie sie der Unterricht hat, verlangen? Hat beispielsweise ein Regimentskommandeur nicht wichtigere Dinge zu denken, als vielleicht die Stärke der Messingscheiben in Millimetern sich zu merken, die unter die Stahlplatte gelegt werden, wenn der Liderungsring nicht mehr dichtet?

Kurz, eine Vermehrung der Besichtigungen, wie sie der allgemeine Dienstplan enthält, kann als ein Fortschritt nicht angesehen werden, es wäre eher ein Nachtheil. Dagegen könnte eine ausgiebige Verminderung der Besichtigungen eintreten, sie würde freudig begrüßt werden, und es würde auch nicht weniger gearbeitet werden, als bisher.

Der XVI. und letzte Abschnitt: „Die Prüfung meiner Vorschläge" beginnt in edler Bescheidenheit mit den Worten: „Ich müßte sehr verblendet sein, wenn ich mir einbilden wollte, hinsichtlich der Umformung eines so weitverzweigten Organismus, wie er sich in dem Ausbildungssystem der Feldartillerie verkörpert, sogleich und überall das Richtige getroffen zu haben."

Unter diesem Gesichtspunkte kann man der ganzen „Studie über die zeitgemäße Ausbildung der Feldartillerie" wohl nachrühmen, daß sie unbedingt einen hohen Werth für den von ihr so eingehend behandelten Stoff hat.

Es ist erfreulich, daß von maßgebender Seite, von einem Brigadekommandeur der Waffe selbst, die Nothwendigkeit, mit manchem Hergebrachten zu brechen so energisch gefordert wird.

Wo die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit sich früher schon stellenweise zu regen begann und in die That umgesetzt zu werden versuchte, wurde dieses Bestreben doch wohl meist eingedämmt durch den Umstand, daß ihm die allgemeine Anerkennung der Berechtigung versagt blieb.

[illegible]au's Studie gebührt das hohe Verdienst, diese Frage in erschöpfender Weise angeregt und einen Weg gezeigt zu haben, wie ein Fortschritt in unserer Ausbildung angebahnt werden kann.

Wenn man auch in einigen Punkten anderer Meinung sein, wie ihr Verfasser — und in vorstehender Besprechung ist das ja stellenweise der Fall, — so muß doch der Studie rückhaltslos zugebilligt werden, sie war ein dringendes Bedürfniß der Gegenwart. 200.

Die Ergänzung und Organisation der russischen Armee.*)

(Fortsetzung.)

V. Die Ergänzung des Heeres an Offizieren der Reserve.

Die Kontrolle über die Offiziere der Reserve (Sapaß) führen ebenfalls die Bezirkskommandeure aus; diese Offiziere müssen jede Veränderung ihres Aufenthaltsortes ꝛc. dem Bezirkskommando melden. Sie werden bereits im Frieden durch besondere Designationslisten für den Mobilmachungsfall zur [illegible] vorgemerkt, erhalten aber von dieser Designation keine Kenntniß. Erst im Kriegsfalle wird ihnen durch den vom Bezirkskommandeur aus-

*) Siehe Dezember-Heft 1895 der „Neuen Milit. Bl."

gefertigten Gestellungsbefehl, wohin und zu welcher Verwendung sie bestimmt sind, bekannt gegeben. Sie haben dann innerhalb einer bestimmten Frist (fünf Tage) entweder beim Bezirkskommando, oder bei ihrer vorgesetzten Behörde einzutreffen. Unstreitig ist es von großem Nachtheil, daß der Offizier nicht schon im Frieden von seiner Verwendung im Mobilmachungsfalle Kenntniß hat; infolge der verhältnißmäßig geringen Anzahl an Offizieren der Reserve konnte aber bisher deren Verwendung nicht für längere Fristen festgestellt werden. Man ist jedoch bestrebt, diesem Uebelstande abzuhelfen; so werden z. B. seit vorigem Jahre zu Eisenbahnkommandanturen vom Hauptstabe aus nur solche Offiziere der Reserve designirt, welche im Eisenbahndienst stehen und mit den Bestimmungen über den Transport der Truppen auf Eisenbahnen und Wasserwegen vertraut sind. Nur die Praponschtschiki der Reserve (Vizefeldwebel) werden zu Uebungen zwei Mal während ihrer Dienstzeit in der Dauer von je sechs Wochen einberufen; so übten z. B. im Jahre 1894 zum ersten Male die im Jahre 1893 neu ernannten, zum zweiten Male die 1886 und 1887 ernannten, im Jahre 1895 zum ersten Male die 1894 ernannten, sowie diejenigen der fünf Jahrgänge vorher, welche noch keine Uebung abgeleistet hatten, zum zweiten Male die 1888 ernannten, welche ihre erste Uebung gethan hatten, sowie diejenigen früheren Jahrgänge, welche ihre erste Uebung abgeleistet, aber im Jahre 1894 aus irgend welchen Gründen Befreiung von der zweiten erlangt hatten. Wie bereits oben erwähnt, machte sich der Mangel an Offizieren der Reserve seit Jahren sehr fühlbar. Demselben abzuhelfen, wurde im Jahre 1888 die Stellung der Praporschtschiks der Reserve geschaffen, welche sich aus der ersten Kategorie der Freiwilligen (von Universitäts- und Gymnasialbildung) ergänzen; dieselben müssen ein volles Jahr dienen. Ferner können ausgehobene Mannschaften der gleichen Bildungsstufe, welche zwei Jahre dienen, zum Examen eines Praporschtschik zugelassen werden; dienstliche und moralische Qualifikation derselben müssen ohne Tadel sein. Für die Ausbildung dieser „Fähnriche der Reserve" sind genaue Vorschriften gegeben worden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß innerhalb der Truppen verschiedene Auffassungen nach dieser Richtung herrschten. Da aber alle Offiziere der Reserve nicht in direkter Beziehung zu bestimmten Truppen stehen, so verlieren sie bald ihren Zusammenhang mit der Armee.

Für die oberen Stellen in der Opoltschenie, welche durch gediente, ehemalige Offiziere aus der Armee besetzt werden (vergl. Seite 374 des November-Heftes 1895) sind Altersgrenzen festgesetzt — Oberoffiziere 50 Jahre, Stabsoffiziere und Generale 55 Jahre.

VI. Die Ergänzung des Bedarfes an Pferden

erfolgt auf Grund der Vorschriften über die Gestellung der Pferde. Zur Aufstellung der nöthigen Listen soll alle sechs Jahre eine Zählung stattfinden,

bei welcher alle für den Militärdienst brauchbaren Pferde in fünf Klassen unterschieden werden, nämlich in Reitpferde, Artilleriepferde, Zugpferde 1. Klasse (Größe 2 Arschin und mehr) und 2. Klasse (kleinere) und Packpferde. Zu diesem Zwecke ist jeder Ujesd (Kreis) in mehrere Militärpferde-Bezirke getheilt, in deren jedem ein Angesessener, der Kreissemstwo, zum Vorsteher auf die Dauer von drei Jahren bestimmt wird. Für jeden dieser Pferde-Bezirke ist ein Sammelpunkt, für jeden Kreis ein Uebergabeort festgesetzt. Durch die statistischen Erhebungen in den Stand gesetzt, vertheilt der Hauptstab für den Mobilmachungsfall die an jedem Tage an den Sammelpunkten zu stellenden Pferde der fünf obenerwähnten Klassen auf die verschiedenen Truppentheile. Nach Eingang des Mobilmachungsbefehls veranlassen die Vorsteher der Militärpferde-Bezirke mit Hilfe der Polizei, der Amts- und Dorfvorstände das Zusammentreiben der Pferde nach dem Sammelpunkt. Diejenigen Pferdebesitzer, welche zu dem vorher bekannt gemachten Preise freiwillig ein Pferd liefern, werden von der Gestellung zweier weiterer Pferde derselben oder der niederen Klassen befreit. Wenn durch die freiwillig gestellten Pferde der Bedarf nicht geliefert werden kann, so werden die übrigen Pferde ausgeloost. An dem Uebergabeort werden dieselben von einer aus drei Mitgliedern bestehenden Kommission übernommen, das eine militärische Mitglied — ein Kavallerie- oder Artillerieoffizier — bestimmt die Klasse der Pferde endgiltig. Die übernommenen Pferde treten sofort in die Verpflegung durch den Staat. Als Pferdetransporteure werden Reservisten bestimmt, womöglich Mannschaften, welche zur Ergänzung des betreffenden Truppentheils einberufen werden. Die Bezirke liefern möglichst die Pferde für die nächstliegenden Garnisonorte. Diejenigen Gegenden des Reiches, in welchen wenig Truppen garnisoniren, haben die Pferde für später mobil werdende Abtheilungen (Etappen- und andere Formationen) zu stellen. Für das Zarthum Polen sind besondere Bestimmungen über die Sicherstellung der Pferde bezw. der dort stehenden zahlreichen Truppentheile getroffen. Bereits im Frieden wird eine beständige Kontrolle über das Pferdematerial ausgeübt. Zu diesem Zwecke sind die dortigen Gouvernements in Pferde-Bezirke getheilt, welche den nächstgelegenen Regimentern &c. zur Ergänzung dienen und besonderen Pferde-Inspekteuren (Offizieren) unterstellt sind. Bereits im Frieden sind Listen sämmtlicher Pferdebesitzer im Laufenden zu unterhalten und werden für jedes zum Militärdienst taugliche Pferd je zwei Kontrollkarten geführt, von denen sich ein Exemplar in der Hand des Besitzers, das andere beim Truppentheil befinden muß. Beim Verkauf eines Pferdes geht die Kontrollkarte auf den neuen Besitzer über; Verlust und alle Veränderungen müssen gemeldet werden. In den dortigen Bezirken sind ferner die Truppen berechtigt, in dringlichen Fällen bei einer Mobilmachung die Pferde direkt vom Besitzer zu entnehmen, ohne den Zusammentritt der Uebernahmekommission abzuwarten. Auf die Nichtablieferung der Pferde

sind Strafen gesetzt; unter Umständen können dieselben durch Exekution in den Bezirken entnommen werden.

Für die Militärtransporte können auch die Lieferungen von Fahrzeugen mit Geschirren gefordert und nach den von der Gouvernementsverwaltung vorher bekannt zu machenden Preisen entnommen werden.

VII. Die Mobilmachungsarbeiten der einzelnen Truppentheile.

Die Mobilmachung eines Infanterie-Regiments geschieht ungefähr in folgender Weise:

1. Dasselbe wird, wenn es in verschiedenen Garnisonen dislozirt ist, zunächst im Stabsquartier versammelt und einquartiert und zwar so weitläufig, daß für die eintreffenden Ergänzungsmannschaften genügend Raum bleibt. Marschrouten, Fuhren und Quartierbillets sind bereits im Frieden hierzu sichergestellt.

2. Die Abkommandirten und Beurlaubten werden einberufen, ein Stamm für das Ersatz-Bataillon wird formirt, Kommandos zur Abholung von Pferden ꝛc. werden gestellt. Hierzu sind die betreffenden Listen und Papiere im Frieden vorbereitet.

3. Die Verpflegung der Mannschaften und Pferde, deren Zahlen sich etwa verdoppeln, bezw. versechsfachen, ist sicherzustellen, auch muß ein Vorrath an Brot und Futter für 2 bis 3 Tage Eisenbahnfahrt vorgesehen und gebacken werden.

4. Die eintreffenden Mannschaften der Reserve werden auf die Kompagnien vertheilt und ärztlich untersucht.

5. Die Einkleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Mannschaft wird vorgenommen. Für den Friedensstand ist die erste Garnitur schon verpaßt, für die eintreffenden Reservisten liegen verschiedene Größennummern in den Vorräthen bereit. Durch die im Jahre 1881 eingeführte Uniform ohne Knöpfe und Taille ist das Verpassen sehr erleichtert. Die Stiefel lagern in 8 verschiedenen Größennummern vorräthig. Der eiserne Bestand an Stiefeln und Wäsche ist indessen nicht vollzählig vorhanden, da die Reservisten einen Theil brauchbarer selbst mitbringen und eine Entschädigung in Geld erhalten, wenn sie dieselben weiter tragen. Die Waffen werden bei dem Regiment geschliffen und angeschossen aufbewahrt; an jedem Gewehr hängt eine kleine Scheibe mit dem Trefferbild des Anschießens. Die Patronen sind eingefettet gelagert.

6. Die Pferde werden abgenommen und vertheilt, möglichst unter Berücksichtigung ihres Wuchses und ihrer Charaktereigenschaften, alsdann werden sie umgeschlagen. Ferner werden die Fahrzeuge eingefahren, vom Oberstabsarzt die Lazareth- und Medikamentengegenstände ausgegeben ꝛc.

7. Das Ersatz-Bataillon übernimmt alle zurückbleibenden Vorräthe und Gegenstände.

8. Die Gelder werden ausgegeben; die Quittungen sind bereits im [illegible] des zur Unterschrift fertig.

Da die *Kavallerie* beständig auf vollem Etat steht, so handelt es sich bei der Mobilmachung der Kavallerie-Regimenter nur um die Zutheilung [illegible] zu dem Regimentstrain, Abgabe von Nichtkombattanten [illegible] Kadres des Kavallerie-Ersatzes, sowie um Einstellung der Trainpferde. Bei den Kavallerie-Regimentern in den Grenzbezirken werden zur Beschleunigung der Mobilmachung auf Staatskosten Krümperpferde gehalten.

Die *reitende Artillerie* hat im Frieden bereits sämmtliche sechs [illegible] der Batterien und in den Grenzbezirken auch die Munitionswagen [illegible]. Sie vermehrt ihren Mannschaftsstand ganz unbedeutend und ist [illegible] schnell mobil. Die *fahrende Artillerie* erhält etwa nur [illegible] an Mannschaften, dagegen einen großen Theil an Reit- und Zugpferden, sie erhöht ihre Geschützzahl auf acht. Trotzdem wird sie mit der [illegible] Infanterie gleichzeitig marschbereit.

Die *Sappeur-Bataillone* verdoppeln ihre Stärke wie die Feld-Infanterie.

Für die *Reservetruppen* ist die Mobilmachung komplizirter. Die [illegible] Kadres, welche dieselben Vorarbeiten wie die Feldtruppen ausführen müssen, können dies nur auf Kosten der Zeit thun. Unter verhältnißmäßig günstigen Umständen vollzieht sich die Mobilmachung der im Frieden bestehenden Reserve-Regimenter; diejenige der Reserve-Regimenter 1. Kategorie aus den selbständigen Bataillonen wird bedeutend schwieriger, während die Formirung der Abtheilungen 2. Kategorie aus den 5. Kompagnien der selbständigen Bataillone noch mehr Zeit beanspruchen muß — Vergl. Seite 370 des November-Heftes.

Der Bestand der *Train-Bataillone* an Mannschaften verzehnfacht sich ungefähr im Mobilmachungsfalle bei Aufstellung der verschiedenen Trainkolonnen.

Die Formirung der *Opoltschenie-Abtheilungen* ist bekanntlich Sache der Ssemstwos; sie müssen dieselben bekleiden und bis zur Uebergabe an die Militärverwaltung verpflegen (28 Tage). Den Infanterie-Abtheilungen liefert der Staat nur die Waffen, Patronen, Musikinstrumente und einige Ausrüstungsgegenstände; die Bekleidung wird nicht vorräthig gehalten, sondern von den Ssemstwos erst im Bedarfsfalle beschafft. Behufs Erleichterung derselben ist ihnen gestattet, den Schnitt, die Farbe und den Stoff der Bekleidung unter der Beschränkung festzustellen, daß dieselben für jeden selbständigen Truppentheil gleichmäßig sein müssen. Auf diese Weise können die Ssemstwos die einheimische Industrie zu Hülfe nehmen und wird Bereitschaft der Opoltschenie-Abtheilungen erhöht.

VIII. Die Formirung neuer Stäbe und Verwaltungsbehörden.

Bei einer Mobilmachung ist neu zu bilden der Stab des Höchstkommandirenden, zu verstärken sind die Grenz-Militär-Bezirksverwaltungen, damit sie die Stäbe für Armee-Oberkommandos bilden und einen Theil ihres Personals als Militär-Bezirksverwaltungen auf dem Kriegstheater belassen können; ferner sind neu zu ernennen die Brigade-Kommandeure in den Reserve-Divisionen 1. Kategorie und alle höheren Kommandobehörden für die Reserve-Divisionen 2. Kategorie und die Opoltschenie-Divisionen. Für die Bildung des Stabes des Höchstkommandirenden findet sich schon infolge des geringen Bedarfes unbeschränkt geeignetes Personal vor; ferner ist es unbedenklich, nach dem Abrücken der Truppen aus dem Innern des Reiches nach dem Kriegsschauplatz eine Verringerung des Bestandes der Militär-Bezirksverwaltungen im Innern vorzunehmen. Im Uebrigen sind die im Mobilmachungsfalle nöthig werdenden Wechsel in den höheren Kommandostellen durch das Vorhandensein der Militär-Bezirksverwaltungen und der Reserve-Brigade-Kommandeure bereits in Friedenszeiten im Vergleiche zu anderen Armeen nur geringe zu nennen.

Einen Vergleich der Mobilmachung der russischen Armee mit derjenigen anderer Armeen der Großmächte beschließt das interessante Werk des Professors Rediger. In der Folge wird diesem Vergleiche ein kurzer Aufsatz gewidmet sein, auch wird versucht werden, diejenigen Veränderungen nachzutragen, welche seit dem Erscheinen des Werkes bei der rastlosen Thätigkeit der russischen Militär-Verwaltung eingetreten sind und vor dem Drucke des November-Heftes 1895 nicht berücksichtigt werden konnten. 100.

(Schluß folgt.)

Ein neues Militär-Fahrrad.

Die englische, die französische und die österreichische Armee waren uns in der Erprobung und Verwendung des Militärfahrrades bereits vorangegangen, als sich auch die deutsche Kriegsverwaltung entschloß, dieser Neuerung eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Seitdem ist dieselbe in stetigem Wachsen geblieben und hat bei den Kaisermanövern des letzten Jahres zu der Verwendung von Radfahrern in einer bisher noch nicht dagewesenen

Ausdehnung geführt. Die Resultate der hierbei auf den verschiedensten Gebieten angestellten Versuche werden als gelungen bezeichnet und sollen sogar alle berechtigten Erwartungen noch wesentlich übertroffen haben. Es liegt ja auch in der Natur des Fahrrades begründet, daß eine damit ausgerüstete Truppe sich bei sachgemäßer Verwendung und praktischer Einordnung in den Organismus der Armee unter Umständen zu einer Waffe von nicht geringer Bedeutung ausgestalten kann. Denn die Zahl der Fälle, in denen dieselbe sowohl im Feld- wie namentlich im Etappendienst gute Dienste zu leisten vermag, ist ziemlich groß, und wir brauchen in dieser Beziehung nur auf die bekannte Schrift des Premierlieutenants v. Puttkammer: „Das Militärfahrrad"*) zu verweisen, die dies näher auseinandersetzt.

Immerhin leiden oder litten die bisherigen Fahrräder noch an einem großen Uebelstande: der von seinem Rad abgestiegene und kämpfende Infanterist war gewissermaßen zur Hälfte wehrlos; wenngleich ihm die eine Waffe, sein Gewehr, noch blieb, so war ihm die andere, sein Stahlroß, vielfach so gut wie verloren, sowie er sich fechtend vorwärts oder seitwärts bewegte. Selbst für den etwa zu diesem Zweck — wie die Pferdehalter bei Fußgefecht der Kavallerie — zurückgehaltenen Theil der radfahrenden Mannschaften mußte es oft schwer, wenn nicht unmöglich sein, die Maschinen der abgesessenen Schützen in schwierigen Geländeverhältnissen (dichter Wald, schwerer Ackerboden u. s. w.) rechtzeitig nachzuführen. Dies Gefühl aber muß im Ernstfalle lähmend auf die Energie und hemmend auf die Verwendbarkeit einer radfahrenden Truppe im Gefecht einwirken; auch wird die Nothwendigkeit für den Radfahrer, außerhalb der Wege vielfach seine Maschine abgesessen fortbewegen zu müssen, die Bedeutung derselben als Gefechtskraft nicht unbeträchtlich vermindern und auf gewisse Fälle beschränken.

Diesen Uebelständen abzuhelfen, ist das Ziel einer Erfindung, die neuerdings in den Kreis der Beobachtung und in jüngster Zeit sogar in den einer wichtigen praktischen Erprobung getreten ist, sodaß es nicht uninteressant erscheint, die Aufmerksamkeit weiterer militärischer Kreise darauf zu lenken: wir meinen das neue, von dem französischen Capitaine Gérard erfundene zusammenlegbare Fahrrad. Dasselbe, welches in den während des Septembers v. J. (1895) stattgehabten Manövern des II. Korps um St. Quentin einem eingehenden praktischen Versuche unterzogen wurde, hat hierbei nach französischer Darstellung einen großen Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Wir folgen hierbei der Schilderung der „Revue du Cercle militaire" („Revue violette", wie sie im militärischen Sprachgebrauch kurz heißt), deren Ansehen und Bedeutung bekannt ist; jedoch beschränken wir uns darauf, nur die Hauptpunkte aus der durch mehrere Nummern fortgeführten, eingehenden Darstellung hervorzuheben.

Die Erfindung des Capitaine Gérard, „La bicyclette pliante", kenn-

*) Leipzig 1895. Verlag von Zuckschwerdt u. Möschke.

zeichnet sich danach als eine Maschine, die ebenso sicher und leicht als Fahrrad benutzt, wie schnell zerlegt, als Gepäckstück auf dem Rücken des Mannes getragen werden kann.

Außer dem Geheimniß des zusammenlegbaren Mechanismus unterscheidet sich das neue Fahrrad von dem in der französischen Armee sonst eingeführten noch dadurch, daß es keine pneumatischen, sondern einfache hohle, aus starkem Kautschuk hergestellte Radreifen besitzt und daß trotzdem eine sanfte und gleichmäßige Bewegung für den Reiter durch Ausstattung des Sitzes mit einer Federung (System Desprez) erzielt wird. Besondere Vorrichtungen haben es ferner ermöglicht, daß die Festigkeit der Konstruktion an den Stellen, wo die Zerlegung stattfindet, in keiner Weise gefährdet erscheint. Die übrigen Einzelheiten der Konstruktion, sowie ihres Hauptheils, des zusammenlegbaren Mechanismus, werden nicht mitgetheilt. Die Maschine stammt aus der Fabrik der Firma M. Morret in Domène (Departement Isère).

Das mit größeren Versuchen auf diesem Rade bei den Manövern des II. Korps betraute Detachement (section), welches dem 87. Linien-Regiment zugetheilt war, bestand aus 1 Lieutenant, 2 Sergeanten und 20 Mann unter dem Kommando des Erfinders, Capitaine Gérard. Die Aufgaben und Leistungen dieser Radfahrer-Sektion waren die folgenden:

Am 7. September, dem Tage vor dem Beginn des eigentlichen Manövers, fuhr das in St. Quentin formirte Detachement um 4½ Uhr früh nach Ribemont (14 km), wo das zur Avantgarde eines Westdetachements gehörige 87. Regiment kantonnirte, und traf hier um 5[25] früh ein. Sofort wurde es zur Rekognoszirung des Vorgeländes zwischen diesem Ort und dem 14 km entfernten Ort Crécy sur Seine weitergeschickt, legte also gleich an diesem ersten Tage ohne wesentliche Unterbrechung über 40 km zurück und war um 8½ Uhr wieder in Ribemont eingetroffen.

Am Morgen des 8. September entsandte die Avantgarde, die den Vormarsch auf La Fertė—Chevresis anzutreten hatte, eine Eskadron mit der Radfahrer-Sektion zum Zwecke der Aufklärung voraus. Beide nahmen zunächst dicht vor La Ferté—Chevresis, da dieser Ort als bereits vom Feinde besetzt erkannt wurde, gedeckte Aufstellung. Als die Tete der feindlichen Avantgarde sich von hier in der Richtung auf Ribemont vorbewegte, überraschte die Radfahrer-Sektion, die inzwischen ihr Rad auf den Rücken genommen und sich in einer guten Stellung als Schützen eingenistet hatte, sie durch ein heftiges flankirendes Feuer, das den Gegner auf kurze Zeit zum Halten veranlaßte. Nach Entwickelung einer stärkeren Abtheilung gegen die schwache Radfahrer-Sektion entzog sich die letztere mit leichter Mühe diesem Angriff durch die Schnelligkeit ihrer Maschinen. Bei dem Gefecht, das sich später zwischen den auf einander gestoßenen feindlichen Avantgarden um den Besitz der Ferme Ferrière entspann, übernahm die Radfahrer-Sektion zusammen mit der Eskadron die Sicherung der linken Flanke und

stieß hierbei auf einen Infanteriezug, den der Gegner zum Schutz seiner eigenen rechten Flanke jenseits der Straße La Fertė—Ribemont aufgestellt hatte. Dadurch, daß die Radfahrer seine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, gelang es der Eskadron, gedeckt in die Flanke des Zuges zu kommen und denselben zu attakiren. Als eine feindliche Eskadron in diesem Augenblicke ihrer bedrohten Infanterie zu Hülfe kam, gerieth sie in das Feuer der schnell als Schützen etablirten Radfahrer und wäre im Ernstfalle schwerlich noch in der Lage gewesen, die Attake auszuführen. Im weiteren Verlaufe des Gefechts gelang es der Radfahrer-Sektion noch, das Auffahren einer Batterie, in deren Nähe sie gelangt war, durch ihr Feuer nicht unbedeutend zu erschweren.

So hatte die neue Waffe an diesem ersten Manövertage mehrfach und in verschiedenartigster Weise Gelegenheit zu erfolgreicher Verwendung gefunden, sowohl als Unterstützung der Kavallerie, der sie mit ihrem Stahlroß überall zu folgen vermochte, als auch als selbstständige, leicht bewegliche, bald hier, bald dort unerwartet auftretende Infanterie.

Am folgenden Tage (9. September) wurde die Radfahrer-Sektion einem aus dem 87. Infanterie-Regiment, 1 Eskadron und 1 Batterie gebildeten linken Seitendetachement zugewiesen, das den Marsch einer im Thal der Oise sich vorbewegenden Hauptkolonne in der Richtung Ribemont—Surfontaine—Renausart sichern sollte. Das Seitendetachement entsandte die Eskadron mit den Radfahrern in östlicher Richtung zur Aufklärung und Sicherung gegen die am Perron gemeldete feindliche Abtheilung.

Es gelang denselben hierbei, eine feindliche Eskadron in dem Augenblick zu überraschen, wo diese aus dem kleinen Dorf Fay-le-Noyer, anscheinend ziemlich sorglos, heraustrat. Als die Spitze auf 300 m das vernichtende Feuer der Radfahrer erhält, macht mit ihr auch die folgende Eskadron eiligst Kehrt und sucht über den hinter dem Dorf befindlichen Anhöhen zu entkommen, wobei sie aber gerade dem Feuer der Radfahrer-Sektion auf wirksamste Schußweite ein lebendes Ziel von 30 m Länge und 6 m Höhe darbietet, das in Wirklichkeit völlig vernichtet worden wäre und dessen Trümmer für die jetzt verfolgende Kavallerie eine leichte Beute sein mußten. Weiter vorgehend, überraschten die Sieger noch eine kleine Reiterabtheilung, die im Vertrauen auf die vorbefindliche Eskadron abgesessen war und sich völliger Ruhe hingegeben hatte.

Als sich jetzt die Avantgarde einer stärkeren feindlichen Abtheilung dem weit vorgegangenen kleinen Detachement näherte, ergab sich für die Radfahrer-Sektion eine neue Aufgabe: im langsamen Zurückgehen zu suchen, den Feind unablässig durch immer neu genommene Stellungen aufzuhalten. Die Stellungen wurden hierbei so gewählt, daß sie einen gegen Sicht geschützten Rückzug gestatteten, sodaß man, nachdem man die vordersten Abtheilungen des Gegners bis auf 200 m hatte herankommen lassen, nach heftigem Salven-

und Schnellfeuer, mit dem man sie immer wieder überraschend überschüttete, stets noch Zeit gewann, sich mit Hülfe der Schnelligkeit der Maschine nach rückwärts in Sicherheit zu bringen, bevor der Gegner in die innegehabte Stellung eingebrochen war. Ist ein solcher Widerstand auch kein überwältigender, und der Aufenthalt, der so dem Vorgehen des Gegners bereitet wird, auch kein andauernder, so gelingt es durch die fortwährende Wiederholung dieses Manövers dennoch, jedenfalls das Vordringen auch eines viel stärkeren Gegners im Ganzen zu verlangsamen, was unter Umständen bereits als ein nicht zu unterschätzender Erfolg angesehen werden darf. Dies wird sich besonders geltend machen, wenn es sich dabei um einen Kampf zwischen Radfahrern und feindlicher Reiterei handelt, und auf alle Fälle wird hierdurch die Aufklärungsaufgabe der letzteren nicht unwesentlich erschwert werden, da der Gegner mit dem Element der gleichen Schnelligkeit das der Feuerkraft vereinigt, welches der Kavallerie fast ganz abgeht.

Am 10. September erhielt die Eskadron, deren Unterstützung die Radfahrer-Sektion bildete, den Auftrag, den inzwischen am linken Oise-Ufer geschlagenen Feind zu verfolgen. Von Stellung zu Stellung voreilend, beunruhigten die Radfahrer hierbei die feindliche Nachhut durch ihr Feuer. In der Rolle eines Verfolgers gestaltet sich die Lage für den Radfahrer besonders günstig: dank der Schnelligkeit der Maschine kann er nach Zurücklegung eines Umweges von einigen Kilometern unvermuthet bald hier, bald dort in der Flanke des geschlagenen und mehr oder minder demoralisirten Gegners auftreten, ihn überall durch ein vermehrtes Feuer noch mehr erschüttern und sich dabei jedem Versuch eines ernsteren Widerstandes schnell entziehen, um bald darauf an einer anderen Stelle von Neuem aufzutreten.

Ohne auf die Einzelheiten dieses Gefechtstages weiter einzugehen, sei nur noch erwähnt, daß die Radfahrer-Sektion durch ihr völlig unerwartetes Erscheinen bei dem Dorf Villequier-Aumont sogar eine ohne Bedeckung befindliche Batterie zum schleunigen Abfahren veranlaßte und nur durch ihre numerische Schwäche verhindert wurde, die sich ihr hier darbietende Gelegenheit zu einem vernichtenden Handstreich auszunutzen.

Nach einem Ruhetage am 11. September nahmen die Manöver am folgenden Tage ihren Fortgang.

An diesem Tage (12. September) war die Radfahrer-Sektion der Avantgarde (8. Brigade) der im Vormarsch von Chauny auf Guiscard befindlichen Division zugetheilt. Letztgenannter Ort war vom Feinde, wie bekannt, in der Stärke von etwa einer Brigade besetzt. Die Avantgarde sollte den Gegner im Fall des Widerstandes angreifen.

Die beiden der 8. Brigade zugetheilten Eskadrons eilten derselben mit der Radfahrer-Sektion voraus, um der Division das Debouchiren aus dem Gehölz östlich Guivry zu erleichtern. Hierbei befanden sich die Radfahrer

vor der Eskadron, um etwa im Vorgelände befindliche Kavallerie zurückzutreiben. Ihre vorgeeilten beiden Offizierpatrouillen erkennen, daß die durch das genannte Gehölz sich durchziehende Straße von zwei feindlichen Eskadrons gesperrt ist und bald darauf stößt die Sektion auf einen vorgeschobenen feindlichen Zug, der unter ihrem Feuer seine Stellung räumen muß. Im Walde hört der kavalleristische Charakter der Radfahrer auf: sie verwandeln sich, das Rad auf den Rücken nehmend, unverzüglich in eine Schützenlinie, deren natürliche Ueberlegenheit sich im Waldgefecht gegen eine berittene Waffe sofort geltend macht. In Kurzem ist der Wald gesäubert und das Debouchiren der folgenden eigenen Eskadron nunmehr gesichert, da die zurückgehenden beiden Eskadrons von dem Feuer der am jenseitigen Waldrande eingenisteteten Radfahrer-Schützen noch auf weitere Entfernung verfolgt werden.

Bald darauf fanden die letzteren bei einer sich zwischen den eigenen und den feindlichen beiden Eskadrons entwickelnden Attake weitere Gelegenheit, vortheilhaft einzugreifen, indem sie unmittelbar vor dem Augenblick des Zusammenpralls auf nur 500 m Salvenfeuer auf die angreifenden feindlichen Eskadrons abgeben konnte, nachdem sie, sich der Schnelligkeit ihres Rades bedienend, trotz der von dem Waldrande noch fast 2 km betragenden Entfernung rechtzeitig in die Nähe des Zusammenstoßes gelangt waren.

Noch mehr als bei den bisherigen Gelegenheiten hatte sich an diesem Tage beim Durchschreiten des Waldes und dem darauf folgenden, schnellen und rechtzeitigen Eingreifen zur Unterstützung ihrer Reiterei der Doppelvorzug einer auf ein zusammenlegbares und daher tragbares Rad gesetzten Infanterie geltend gemacht: ebenso schnell wie Kavallerie und ebenso wirksam wie die Infanterie zu sein.

Am 13. September erhielten die beiden Eskadrons mit der ihnen zugewiesenen Radfahrer-Sektion die Aufgabe, ein sehr dichtes und nur auf engen Fußwegen zu durchschreitendes Gehölz (Bois de l'Andouillette) zu passiren, um durch die Besetzung eines vorgelegenen Punktes, der Ferme de l'Hôpital, den nachfolgenden, zum Angriff gegen das Dorf Esmery-Hallon bestimmten Bataillonen das Debouchiren aus dem Gehölz gleichen Namens zu sichern. Bei dem schwierigen Marsch durch den Wald bilden die Radfahrer mit ihrem Rade auf dem Rücken auf allen benutzten Pfaden die Infanteriespitzen der ihnen folgenden Eskadrons.

Als sich die Ferme von einer feindlichen Kompagnie besetzt zeigt, besetzen die Radfahrer ihrerseits das 2 km davon entfernte Dorf Libermont, um, da ihnen der Angriff selbst, ihrer numerischen Schwäche wegen, unmöglich ist, von hier aus zunächst den günstigen Augenblick zu einem Eingreifen abzuwarten.

Wohl durch die unvermuthete infanteristische Besetzung des Dorfes getäuscht, räumte der Feind freiwillig bald darauf die ihm zu exponirt

erscheinende Ferme: fünf Minuten später ist dieselbe von der Radfahrer-Sektion besetzt und dadurch das Debouchiren der Angriffs-Bataillone aus dem Bois de l'Hôpital gesichert.

Während des Verlaufs des nun folgenden Angriffs gegen das Dorf Esmery gelang es der Radfahrer-Sektion weiter, mit einem etwa 9 km betragenden Umweg, den sie in 25 Minuten zurücklegte, in den Rücken der feindlichen Stellung zu gelangen, wo sie bei der Mühle von La Flaque auf die große Bagage (ohne Sicherung!) stieß, die sie im Ernstfalle vernichtet haben würde.

An diesem Tage hatte sich die Bedeutung der Radfahrer-Sektion augenscheinlich besonders nach der Richtung hin geltend gemacht, daß sich eine derartige Truppe weit genug von den besetzten feindlichen Stellungen entfernt halten kann, um durch ihr Auftreten auf ganz entfernten und daher außer Rechnung gezogenen Punkten den Gegner zu überraschen, zu täuschen und infolge solcher Ueberraschung und Täuschung zu falschen Maßnahmen zu veranlassen, ebenso wie durch kühne Handstreiche in seinem Rücken seine rückwärtigen Verbindungen zu stören.

Am Morgen des 14. September sicherte die Radfahrer-Sektion den äußersten linken Flügel der von der Kavallerie gebildeten Vorpostenstellung längs des Breuil-Baches durch die Besetzung des vor demselben vorgelegenen Dorfes Ercheu. Als der rechte Flügel und das Zentrum vom Gegner zurückgedrängt wurden, erhielt auch die Radfahrer-Sektion den Befehl, sich dem Gros, das bis nach Esmery-Hallon zurückgegangen war, wieder anzuschließen. Im Begriff über die seitwärts-rückwärts hinter ihr gelegene Brücke zurückzugehen, wurde sie gewahr, daß ihr der Feind hier bereits durch Besetzung von Lannoy Ferme den Weg versperrt hatte. Unverzüglich kehrte sie um und gelangte nach Zurücklegung eines Umweges von mehreren Kilometern in südlicher Richtung über Libermont und die Ferme de l'Hôpital mit nur wenigen Minuten Verspätung an dem befohlenen Sammelpunkte an. Eine in Ercheu statt ihrer einlogirte Infanterietruppe wäre unter solchen Umständen voraussichtlich verloren gewesen.

Als sich am Nachmittage die Nothwendigkeit einer genaueren Rekognoszirung der feindlichen Stellung herausstellte, wurde ihr, statt wie sonst der Kavallerie, dieser Auftrag zu Theil, wobei ihr das Wie und Wo der Lösung ihres Auftrags ganz anheimgestellt und ihr weder Weg noch Zeit bestimmt wurde.

Sie löste diese neue Aufgabe in vollkommener Weise, indem sie sich nicht, wie die Kavallerie, der Front der gegnerischen Aufstellung näherte, sondern, die Rücksichten auf Entfernung außer Acht lassend, von Anfang an um die Flügel derselben herumzog und sich in ihren Rücken begiebt. So gelingt es ihr, unter Zurücklegung von im Ganzen 31 km bereits nach zwei Stunden wichtige Meldungen über die Aufstellung des Feindes zurückzu-

bringen, der anscheinend das Auftauchen gegnerischer Späherabtheilungen — man berücksichtige die französische übliche Nachlässigkeit im Sicherheitsdienst — so entfernt von der Front seiner Stellung nicht erwartet hatte.

Wenn man erwägt, daß von einer zur Rekognoszirung entsandten Radfahrer-Abtheilung an einem Tage mühelos 150 km zurückgelegt werden können, so ergiebt sich hieraus schon allein der große Vortheil, den eine solche Truppe im Aufklärungsdienst gewähren kann. Bei der Möglichkeit einer Ueberwindung derartiger Entfernungen erscheint die Aufklärung (um die Flügel) selbst bei ausgedehntesten und dichtesten Sicherheitsmaßregeln möglich.

In den folgenden Tagen des Manövers wurde die Radfahrer-Sektion, wie bisher, hauptsächlich auf den Flügeln verwendet, wobei sie täglich Gelegenheit zu erfolgreicher Verwendung in der vorbeschriebenen Art fand und durchschnittlich täglich 64 Patronen pro Kopf verfeuerte. Im Ernstfalle würde auf 200 Patronen für den Mann zu rechnen sein.

Während dieser ganzen Zeit waren die Aufgaben, die den Radfahrern zugefallen waren, die verschiedenartigsten gewesen, die dieser Truppe überhaupt vorkommen können: Rekognoszirungen, Schutz der eigenen Kavallerie, Wald- und Ortsgefechte, Sicherungsdienst auf den Flügeln während des Gefechts, Handstreich im Rücken des Feindes — es fehlte nur noch: Deckung eines Rückzuges. Hierzu bot schließlich der letzte Manövertag, der 19. September, erwünschte Gelegenheit.

Das Verhalten der Radfahrer-Sektion an diesem Tage, zur Lösung der gedachten Aufgabe, war ähnlich dem am zweiten Manövertage, wo sie der vorgehenden feindlichen Avantgarde an der Klinge bleiben, dieselbe beobachten und nach Kräften aufhalten sollte. Auch jetzt suchte sie, als äußerster Theil der Nachhut, möglichst dicht am Feinde zu bleiben, während selbst das letzte Infanterie-Bataillon sich der Verfolgung dadurch zu entziehen suchte, daß es in ununterbrochenem Rückmarsch verblieb. Eine günstige Stellung nach der anderen, namentlich an Defileen, besetzend und sich der Gefahr einer Ueberrumpelung stets rechtzeitig durch die Schnelligkeit ihrer Maschinen entziehend, mußten die Radfahrer das Vordringen des Verfolgers immer wieder von Neuem aufzuhalten; ihre Wirksamkeit wäre dabei naturgemäß noch erfolgreicher gewesen sein, wenn ihre Zahl nicht zu gering gewesen wäre. So konnte ihr Verhalten zwar nur die Bedeutung eines Versuchs im Kleinen haben, der aber als recht gelungen anzusehen ist. Die Schnelligkeit, mit der eine Feuerkraft besitzende Abtheilung sich immer wieder von Neuem an einem günstigen Geländepunkt dem Verfolger, namentlich seiner Kavallerie, vorzulegen und sich der drohenden Erdrückung immer wieder rechtzeitig zu entziehen vermag, ist ein nicht zu unterschätzender Faktor bei der Beurtheilung des Werthes dieser neuen Waffe.

Nach französischer Ansicht hat das Manöver der 4. Division also die

Wichtigkeit und Bedeutung des zusammmenlegbaren Fahrrades dargethan, da es die Möglichkeit erwiesen hat, mit derselben eine Truppe zu schaffen, die, wo die Verhältnisse es wünschenswerth erscheinen lassen und das Gelände es gestattet, als Kavallerie, bei ungünstigem Gelände dagegen oder unter anderen Verhältnissen als Infanterie, selbständig aufzutreten vermag. Was dabei die zur Erprobung gelangte Maschine des Kapitän Gérard anbetrifft, so soll dies Modell allen berechtigten Anforderungen entsprochen haben, wenigstens sind angeblich gegen seine Konstruktion keinerlei Klagen laut geworden, obwohl die Radfahrer-Sektion in den 13 Tagen ihrer Thätigkeit etwa 700 km zurückgelegt und die Maschine unter Zurechnung ihrer Verwendung vor dem Manöver, am Schluß derselben durchschnittlich 2000 km durchlaufen hatte. Es darf jedoch hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß der Bericht, dem wir dies entnehmen, von einem Anonymus, „Capitaine X.“ herrührt und daß die Fabrik die Räder zu diesem Versuche freiwillig der Regierung zur Verfügung gestellt hatte: immerhin wäre es daher nicht unmöglich, daß die Fabrik vorstehenden Angaben nicht ganz fern stände und dieselben dürfen daher nicht ohne Weiteres als authentisch anzusehen sein.

Im Allgemeinen wird man jedoch nach den Darstellungen des französischen Blattes der Ansicht, daß mit zusammenlegbaren Fahrrädern ausgerüstete Truppentheile im Feldkriege in verschiedenen Situationen von großem Nutzen sein können, seine Zustimmung nicht versagen dürfen. Allein es können unserer Meinung nach andererseits auch gewisse Bedenken gegen eine zu weit gehende Werthschätzung nicht verschwiegen werden. Zunächst erscheint es uns, als ob sich der Gegner, mit dem es die Radfahrer-Sektion in den vorbeschriebenen Manövern zu thun hatte, im Hinblick auf die geringe Feuerkraft, welche dieselbe doch nur entwickeln konnte, vielfach über Gebühr durch sie in seinen Maßnahmen hat beeinflussen lassen, sowie daß man es doch immerhin als zweifelhaft ansehen muß, ob die von der Straße losgelösten Radfahrer wirklich als Infanteristen voll zur Geltung kommen können; in den geschilderten Manövern blieben sie jedenfalls hauptsächlich auf den Straßen und so wird es wohl auch immer sein. In der That muß die Maschine als Gepäckstück sowohl durch ihr Gewicht als durch die Form ihrer Theile nicht selten recht unbequem sein und ein Hemmniß für den Infanteristen bilden, auch dürfte dem letzteren nicht immer (z. B. bei plötzlich auf einer Straße erhaltenem Feuer) die nöthige Zeit zur Verfügung stehen, um eine Zerlegung der Maschine und dadurch seine Umwandlung vom Reiter in den Fußsoldaten, sowie umgekehrt, vornehmen zu können, während doch die Kavallerie, die ohne Weiteres fast jedes Gelände benutzen kann, sich sofort von der gefährdeten Straße herabzubewegen im Stande wäre. Ferner erscheint die Bedeutung und Wirksamkeit der abgesessen als Infanterie auftretenden Radfahrer dadurch beschränkt, daß sie häufig — da sie meist weit von ihren Hauptabtheilungen

entfernt sein werden — als isolirt in kleinen Verbänden auftretende Infanterieabtheilungen sehr gefährdet sein müsse. Denn daß Jemand ganze Armeen damit ausgerüstet sehen will, nehmen wir nicht an, sondern denken wohl mit Recht, daß der Verfasser der besprochenen Manöverberichte und seine Freunde nur die Schaffung einer neuen Waffe innerhalb der Armee in das Auge fassen. So ist es möglich, daß trotz der rosenfarbigen französischen Schilderung vorläufig die Skeptiker nach wie vor den militärischen Radfahrern, selbst bei Annahme des zusammenlegbaren Fahrrades, wegen ihrer dauernden, mehr oder minder großen Abhängigkeit von Straßen eine Bedeutung im Feldkriege hauptsächlich nur für den Ordonnanz- und Meldedienst, allenfalls noch, unter gewissen Verhältnissen, für den Patrouillendienst zugestehen werden.*)

Strategisch-taktische Aufgaben.

Aufgabe I.

Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist am 18. Juli erklärt worden, nachdem beiderseits am 15. Juli bereits die Mobilmachung begonnen hat. (Als Grenze zwischen beiden Ländern ist diejenige von 1870 angenommen.)

Eine französische Armee versammelt sich hinter der Mosel bei Metz. Vorgeschobene Truppen derselben stehen schon seit dem 22. Juli bei St. Avold und haben starke Kavallerie, denen Infanterie als Rückhalt gefolgt ist, nach Forbach vorgetrieben.

Eine deutsche Armee soll hinter der Saarlinie Saarlouis—Saarbrücken derartig aufmarschiren, daß die Offensive in der allgemeinen Richtung auf Teterchen—St. Avold Ende Juli ergriffen werden kann.

Der Aufmarsch soll:
vom I. Armeekorps von Trier und der unteren Saar her,
vom II. Armeekorps über Wadern—Lebach durch Fußmarsch ausgeführt werden, während das III. und IV. Armeekorps mit der Rhein—Nahebahn heranbefördert und bei Neunkirchen, Ottweiler, sowie weiter rückwärts vom 26. Juli ab ausgeladen werden sollen. Die Spitzen des I. und II. Armeekorps können vor dem 25. Juli die Linie Prims-Fluß—Lebach nicht erreichen.

---

*) Siehe auch unter „Kleine Mittheilungen".

Die 1. Kavallerie-Division hat bereits am 20. Juli die Grenze überschritten und ist über St. Avold, die 2. Kavallerie-Division von Tawern aus über die Linie Merzig—Sierck vorgegangen. Nach der Besetzung von St. Avold durch französische Truppen hat sich die 1. Kavallerie-Division mit ihren Hauptkräften nördlich an die Straße Saarlouis—Teterchen—Metz herangezogen.

Die Festung Saarlouis (nur mit Stadtumwallung versehen) hat Kriegsbesatzung, die aber durch Armirungsarbeiten völlig in Anspruch genommen ist.

Das Grenzdetachement Saarbrücken (Infanterie-Regiment 1 zu drei Bataillone und Ulanen-Regiment 1, beide zum II. Armeekorps gehörig) unter Oberst A. sichert vom 17. Juli ab den Abschnitt Völklingen—Saarbrücken—Brebach. Links anschließend sichert ein bayerisches Detachement bei Blieskastel, von der Straße Blieskastel—Saargemünd (einschl.) ab, die Grenze der bayerischen Pfalz, während nördlich von Saarlouis ein Grenzdetachement bei Freudenburg den Abschnitt Sierck—Merzig sichert.

Aufgabe I.

1. Instruktion des großen Hauptquartiers für das Grenzdetachement Saarbrücken (auf Grund der Lage vom 17. Juli).

2. Aufstellung des Grenzdetachements Saarbrücken

a) vor erlangter Fühlung mit dem Feind,

b) nachdem französische Truppen auf St. Avold und Forbach vorgeschoben worden sind (22. Juli).

Karten:

Skizze 2 des Generalstabswerkes 1870/71 („Uebersichtskarte für den 2. August").

Skizze 1 und Plan 3 desselben Werkes können nöthigenfalls hinzugenommen werden.

Korrespondenz.

Frankreich.

Wiederum steht, nach längerer Pause, ein bürgerlicher Kriegsminister an der Spitze des Heeres der französischen Republik: Herr Cavaignac, Deputirter de la Sarthe, seinem Zivilberuf nach ingénieur des ponts et des **chaussées**, ein noch verhältnißmäßig junger Mann (21. Mai 1853 geboren),

der aber schon seit einer Reihe von Jahren eine bedeutende Stellung im Staat und im politischen Leben eingenommen hat. Ein Sohn jenes Generals Cavaignac, der 1848 Chef der ausübenden Gewalt der französischen Republik war und nach dem Staatsstreich geächtet wurde, vertrat der junge Godefroy schon frühzeitig den radikalen Standpunkt, den er unentwegt bis heute festgehalten hat und dem er, neben seiner anerkannten Tüchtigkeit, seine Berufung in das jetzige, ausschließlich radikale Ministerium Bourgeois zu verdanken hat. Schon als vierzehnjähriger Knabe hatte er in der Sorbonne einen ihm zuerkannten Preis zurückgewiesen, weil ihm derselbe aus der Hand des kaiserlichen Prinzen zugehen sollte, ein Verhalten, das damals großes Aufsehen machte und seinen Namen in aller Mund brachte. An dem Kriege 1870/71 nahm er als Freiwilliger theil, erwarb sich durch bewiesene Tapferkeit die Militär-Medaille und gehört noch jetzt der Territorialarmee als Generalcapitaine an. 1882 begann er als Deputirter des Arrondissements von Calais seine parlamentarische Laufbahn und gehörte seitdem der Kammer als Vertreter bald dieses Wahlkreises, bald des der Sarthe ununterbrochen an. Unter dem Ministerium Brisson wurde er als Unterstaatssekretär in das Kriegsministerium berufen und war später mehreremals Mitglied der Budgetkommission, sowie Berichterstatter für das Kriegs- und Eisenbahn-Budget. 1892 trat er in das Kabinet Loubet als Marineminister ein, gab jedoch diesen Posten schon nach wenigen Monaten wieder auf. Seine große Rede in dem Panama-Skandal wurde auf Beschluß der Kammer im Lande von Staatswegen verbreitet, und auch als Verfasser mehrerer wissenschaftlicher Werke ist er nicht ohne Bedeutung; für sein Buch „Formation de la France contemporaine“ erhielt er sogar von der Akademie den „Prix Thiers“. Zuletzt bekleidete er die Stellung eines Präsidenten des Generalrathes der Sarthe.

Schon aus diesen Notizen kann man ersehen, daß es keine unbedeutende und in der Staatsverwaltung unbewanderte Persönlichkeit ist, der Herr Felix Faure das verantwortliche und dornenreiche Portefeuille des Krieges anvertraute, und die vor allen noch zwei weitere hervorragende, persönliche Eigenschaften zieren: unantastbare Lauterkeit des Charakters und ein hervorragender Fleiß.

Somit könnte man wohl meinen, daß das Land sich zu einem solchen Minister nur zu beglückwünschen habe; aber, wenn dies auch bei der Mehrheit der bürgerlichen Bevölkerung, soweit sie sich zu der radikalen Partei bekennt, sicherlich der Fall ist, so doch nicht bei einem großen Theil der Armee, die unverhohlen über die Berufung eines Nichtsoldaten an ihre Spitze ihr Mißfallen äußert. Hieran ist nicht blos die Erinnerung an das unheilvolle Regime des ehemaligen Kriegsministers de Freycinet, sondern vor Allem auch der Umstand schuld, daß der Kriegsminister in Frankreich das unbedingte Oberhaupt der Armee ist, letztere also nicht, wie in England,

durch die Stellung eines besonderen, militärischen Oberkommandirenden dem direkten und persönlichen Oberbefehl des bürgerlichen Kriegsministers entzogen ist. Daher taucht auch jetzt, für uns nicht unbegreiflich, der Wunsch auf, für die Armee die Stellung eines „Generalissimus“ zu schaffen, welche, durch den erfahrensten und tüchtigsten General besetzt, ihr ein wirkliches, jeder politischen Schwankung möglichst entzogenes, stabiles Oberhaupt giebt, in dessen Händen die Leitung des ganzen gewaltigen Organismus, soweit dieser rein militärischer Natur ist, zentralisirt ist. Dem Kriegsminister läge alsdann, wie im benachbarten Inselreich, nur die parlamentarische Vertretung der Armee, die Leitung der inneren Verwaltungsangelegenheiten, die Aufstellung des Budgets und Aehnliches ob.

Wie viele Gründe aber, zumal in einem Lande, wo die Minister und Regierungen sich so schnell abnutzen, auch dafür sprechen, der Armee wenigstens auf diese Weise eine gewisse und für sie so überaus nothwendige Stabilität zu verschaffen — es ist sicher, daß die französische Republik nimmermehr ein unter Umständen für ihre Existenz so gefährliches Wagniß unternehmen wird, das Schwert des Staates in eine selbstständige, der Kammer nicht verantwortliche Hand zu legen . . . .

Unter den Aufgaben, die sich der neue Kriegsminister zunächst für sein Ressort gestellt hat, ist die wichtigste die Organisation einer Kolonialarmee, mit der die Umwandlung und Verminderung — um nicht zu sagen Abschaffung — des **XIX.** Korps (Afrika) Hand in Hand gehen soll; hierdurch soll nicht nur eine Ersparniß von rund 20 Millionen Francs, sondern zugleich eine Vermehrung der heimathlichen Armee um ein ganzes Armeekorps bewirkt werden. Diese Vorschläge hatte er schon als Kammerberichterstatter trotz des Widerspruchs des vorigen Kriegsministers Zurlinden mit Eifer geltend gemacht: es ist klar, daß er Alles daran setzen wird, sie nunmehr zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Hinsichtlich des XIX. Korps ist von ihm bereits nachgewiesen, daß sowohl der Train als auch das Militärsanitätswesen, bezüglich des Personals wie des Materials, in unverhältnißmäßiger Ausdehnung in Afrika vertreten sind; so befinden sich z. B. dort ein Drittel der gesammten Trainmannschaften (9160 von insgesammt 12506) und mehr als ein Drittel der Zugthiere (3596 von insgesammt 8792), sowie die Hälfte aller Militärärzte und Lazarethgehilfen, ferner nicht weniger als 21 Generale u. s. w. Es sei Zeit, betont der Minister, daß hierin eine einschneidende Reduktion eintrete, da Vieles ehemals für Verhältnisse festgesetzt sei, die heutzutage infolge der Entwickelung der afrikanischen Kolonien nicht mehr zuträfen. So sei z. B. das Militärsanitätswesen in dieser Ausdehnung zu einer Zeit normirt worden, wo die Aerzte und Lazarethe auch den Bedürfnissen der Europäer und eines Theils der einheimischen Bevölkerung dienen mußten, der Train, als es noch an Kommunikationen und vor Allem an Bahnen fehlte u. s. w.

Demgegenüber wollen freilich die Deputirten von Algerien nichts von einer derartigen Vervollkommnung ihrer kulturellen Verhältnisse wissen, daß eine so einschneidende Maßregel hierdurch begründet werden könnte, und sie weisen besorgt auf die Gefahren für die Sicherheit der Kolonisten hin, welche eine so weitgehende Verminderung der militärischen Sicherheit nicht nur von Seiten der Eingeborenen, sondern auch (im Falle europäischer Komplikationen) von Seiten der Italiener zur Folge haben könnte.

Ein Gesetzesvorschlag von wesentlich geringerer Bedeutung, an dem der Kriegsminister freilich nicht unmittelbar betheiligt ist, hält die Gemüther zur Zeit gleichfalls in Erregung: die Neuorganisation des Rathes der Ehrenlegion. Infolge der üblen Eindrücke, die man bei Gelegenheit der Panama-Affaire von der Sorgsamkeit gewann, mit welcher der gedachte Rath die moralische Qualität der zu Dekorirenden prüfte, verlangte die Kammer s. Z. größere Garantien gegen die Wiederholung so schmachvoller Ereignisse, wie die Dekorirung Wilsons und seiner Genossen. Es liegt jetzt der Vorschlag der Regierung vor, die Zahl der Mitglieder auf 10 zu vermindern, ohne Einrechnung des Großmeisters und des Generalsekretärs, und die letztgenannten beiden Persönlichkeiten stets aus dem Militär- und Zivilstande gemischt zu ernennen, sowie das Ausscheiden des Drittheils aller Mitglieder immer nach zwei Jahren festzusetzen. Während diese Vorschläge wohl auf Zustimmung rechnen können, da es z. B. sicherlich stets leichter ist 10 absolut vertrauenswürdige Personen als, wie der vorige Conseilpräsident wollte, 15 zu finden, so stößt dagegen der am Schluß des Entwurfs befindliche Paragraph auf lebhaften Widerspruch, da derselbe einen Staatskommissar für alle Disziplinarangelegenheiten des Rathes der Ehrenlegion einsetzen und zudem die bisherigen Befugnisse des letzteren derart beschränken will, daß derselbe in Wirklichkeit fast ganz dem Justizminister unterstellt werden würde. Nach dem infolge des erwähnten Kammerbeschlusses erfolgten Rücktritte der Generale Fevrier und Rousseau von der Stellung als Großkanzler bezw. Generalsekretär, ist neuerdings der General Davoût, Herzog von Auerstädt, zum Großkanzler und der Staatsrath Jacquin zum Generalsekretär vom Präsidenten ernannt worden.

Eine für die Armee recht bedenkliche Erscheinung kam bei der Berathung des Militärbudgets zur Enthüllung: in Frankreich giebt es bereits wieder eine Unteroffizierfrage, jenen in den siebziger Jahren so lange fortwuchernden, für den inneren Werth einer jeden Armee so überaus bedenklichen Uebels, das man bei unserm westlichen Nachbar durch das bekannte Gesetz vom 18. März 1889 radikal beseitigt zu haben glaubte.

Seit Anfang der achtziger Jahre ist unzweifelhaft außerordentlich viel für die Verbesserung der Lage der Unteroffiziere sowohl in pekuniärer Beziehung als hinsichtlich der äußern Hebung ihrer Stellung geschehen und den Gipfel dieser wohlthätigen und durch einen immer größer werdenden

Mangel an Rengagirten nothwendig gewordenen Maßnahmen bildete das genannte Gesetz vom Jahre 1889, das den Rengagirten neben ganz bedeutenden Prämien noch mancherlei besondere Erleichterungen in und außer Dienst, sowie endlich eine Aussicht auf Anstellung im Zivildienst zugestand. Hierdurch gelang es in der That, die Lücken an Rengagirten in der Armee bald annähernd auszufüllen, so daß bis etwa zum Jahre 1893 von einem Unteroffiziermangel keine Rede war; seit dieser Zeit aber nimmt die Zahl der Rengagements in der Armee wieder auffallend und beunruhigend ab. Es gestattet hier nicht der Raum, näher auf die anscheinenden Ursachen dieser Erscheinung und ebensowenig auf die zur Abhülfe gemachten Vorschläge einzugehen; nur soviel sei gesagt, daß die Hauptschuld an dem Rückgange der Rengagements dem Umstande zugeschrieben wird, daß jetzt 533 Unteroffiziere, die eine mindestens 15jährige Dienstzeit hinter sich haben, trotz der Versicherung des Gesetzes von 1889 keine Anstellung erhalten konnten. Dabei von einer Verletzung des Gesetzes sprechen zu wollen, wie mehrere Blätter thun, geht natürlich viel zu weit, aber die Thatsache, daß die den Rengagirten zur Verfügung gestellten Staatsstellungen eben nicht zahlreich genug sind, um die Absicht des Gesetzgebers zur Ausführung zu bringen, ist dadurch festgestellt, und die Zahl derselben unverzüglich zu vermehren, erscheint als eine unabweisbare Pflicht der Regierung und Volksvertretung.

Bei der Berathung eines Budgets treten natürlich alle offenen und geheimen Wünsche einzelner Theile der Bevölkerung zu Tage. Eine Partei, deren Wortführer hauptsächlich der bekannte General Jung ist, wünscht die Schaffung einer Medaille für alle Theilnehmer am Kriege 1870/71, „die zugleich ein remember für die Revanche sein würde.“ Vorläufig hat die Kammermajorität noch diese Gleichstellung der tapferen Besiegten mit den Untapferen (von denen es in den neuentstandenen Heeren der Republik doch auch genug gab, wie die massenhaften, leichten Gefangennahmen zeigten) zurückgewiesen. Aber schon mehren sich die Petitionen aus allen Theilen des Landes — und wer weiß, was noch geschieht. Dem Franzosen, und sei er der wüthendste Republikaner, ist bekanntlich jede Art einer Aureole, selbst in Gestalt einer kleinen Medaille, die an erlittene Niederlagen und Unglücksfälle erinnert, willkommen — sofern sie nur äußerlich erkennbar ist.

Die in Madagaskar gegen den Feind, das Klima und den Mangel bewiesene Tapferkeit der Truppen soll dagegen mit Recht auch äußerlich anerkannt werden. Nach dem Vorschlag des Kriegsministers, der bereits die Zustimmung des Präsidenten gefunden hat, werden 1 Großoffizierkreuz, 107 andere (Kommandeur-, Offizier- und Ritter-) Kreuze der Ehrenlegion, sowie 105 Militär-Medaillen zur Vertheilung gelangen. Wie groß die Leiden des Expeditionskorps gewesen sein müssen, zeigt in beredter Weise eine uns vorliegende, zwar noch nicht offiziell bestätigte, aber als richtig

versicherte Zahlenzusammenstellung, nach welcher der durchschnittliche tägliche Verlust infolge von Krankheiten und Strapazen sich belief: im Monat März auf 1 Mann, April 2, Mai 4, Juni 8, Juli 12, Mitte August 30, Ende August, sowie September und Oktober sogar 40 Leute. Im Ganzen starben etwa 6000 Mann des Korps infolge der Krankheiten und Strapazen, während der Verlust durch das feindliche Feuer nur 24 Todte und 94 Verwundete betrug.

An weiteren Forderungen und Wünschen, die bei Gelegenheit der Berathung des Kriegsbudgets hervorgetreten sind, erwähnen wir noch die Erweiterung der école de guerre, die gegenwärtig zu zweijährigem Kursus jährlich nur etwa 70 Offiziere aufnimmt, um sie zur Generalstabslaufbahn vorzubereiten. In der That ist sie somit, wie ihr mit Recht vorgeworfen wird, nicht viel mehr, als eine Fortsetzung der alten Ecole d'Etat-Major, die auch lediglich dem Ergänzungsbedürfniß des Generalstabes entsprach, und sie dient in keiner Weise, wie die deutsche Kriegsakademie, den Zwecken einer Erweiterung der militärischen und allgemein-wissenschaftlichen Bildung des Offizierkorps der Armee. Dem seit lange bei einsichtsvollen Männern bestehenden Wunsch, sich in dieser Beziehung die deutsche Kriegsakademie mehr zum Muster zu nehmen und vor Allem die Zahl der aufzunehmenden Offiziere beträchtlich zu erhöhen, dem jüngst der Abgeordnete der Côtes du Nord in der Kammer lebhaften Ausdruck verlieh, verhielt sich Cavaignac jedoch ebenso ablehnend, wie seine bisherigen Vorgänger; dasselbe that er auch dem andern, sogar in Form eines Antrags aus der Mitte der Kammer an ihn gelangenden Wunsch gegenüber, der nichts Geringeres bezweckte, als, gleichfalls nach deutschem Muster, die zweijährige Dienstzeit einzuführen.

Der Kampf um die Frage, ob die zweijährige Dienstzeit für Frankreich empfehlenswerth und überhaupt möglich sei, ist augenblicklich wieder sehr heftig, neu angeregt durch eine Broschüre des Generals Luzeux (De l'introduction du service de deux ans dans l'armée française. Paris-Lavauzelle éditeur). Doch hat der Gedanke zur Zeit noch mehr Gegner als Freunde. Zu den ersteren gehört der angesehene General Lewal, der sich kürzlich in einer längeren Abhandlung in dem „Journal des Sciences" sehr energisch gegen jede Verminderung der jetzigen Dienstzeit, die nur eine Schädigung der militärischen Kraft des Landes bedeuten würde, aussprach und alle für diesen Plan vorgebrachten Gründe zu entkräften suchte.

Genauer auf das Für und Wider der vorgebrachten Ansichten einzugehen, dürfte unnöthig sein, da ja der bei uns vor nicht zu langer Zeit über das gleiche Thema geführte Kampf noch in Jedermanns Gedächtniß sein dürfte, und die von jeder Seite, dafür und dagegen, geführte Begründung schließlich — mutatis mutandis — hier wie dort dieselbe sein muß.

Eher als der Gedanke einer allgemeinen zweijährigen Dienstzeit dürfte ein Vorschlag des Abgeordneten Jules Roche Aussicht auf die Zustimmung

der Majorität haben, der dahin geht, allen im Auslande innerhalb Europas domizilirten Franzosen das Vorrecht des einjährigen Dienstes zu gewähren, um dadurch die so zahlreichen Entziehungen der Militärpflicht durch Auswanderung wesentlich zu vermindern. Zu nur einjährigem Dienst, statt jetzt zu drei Jahren, würde sich auch ein im europäischen Auslande lebender Franzose fast immer gern verstehen, meint der erwähnte Abgeordnete, und eine so kurze Abwesenheit aus seinen Verhältnissen meistens auch ohne Mühe ermöglichen können. Allerdings wäre, bei Annahme dieses Gedankens, nicht zu vergessen, daß damit die Gefahr heraufbeschworen würde, daß viele Dienstpflichtige kurz vor dem Eintrittsalter über die Grenze gehen und sich in der Nachbarschaft niederlassen würden, nur um den Vortheil der einjährigen Dienstzeit zu genießen.

Französischerseits rechnet man zwar immer gern mit dem Faktor der Begeisterung für den militärischen Dienst, mit dem Gefühl strengster Pflichterfüllung — allein schon aus glühendem Patriotismus.

Daß es aber hiermit zuweilen hinter den Koulissen anders aussieht als auf der Bühne, welche Presse, Toaste und Kammerreden dem In- und Auslande vorzuführen suchen, ergiebt sich aus manchen Vorkommnissen, die sich nicht immer verschweigen lassen. Namentlich ist es hier die meist so überschwänglich gepriesene Disziplin, auf die gelegentlich doch manches bedenkliche Schlaglicht fällt.

So beklagte sich z. B. vor Kurzem „Petit Journal" scharf über die starke Zunahme der abendlichen Trunkenheit unter den Soldaten: die Trunkenen beherrschen förmlich das Pflaster und wüstes Brüllen, Schimpfreden und laute Streitigkeiten seien derart an der Tagesordnung, daß, wenn diese Vorkommnisse in der Woche nach Dutzenden zu rechnen seien, sie sich Sonntags auf Hunderte steigerten. Es sei doch wohl nöthig, die betreffenden Kommandobehörden für derartige Exzesse verantwortlich zu machen und größere Strenge in der Handhabung der Disziplin, sowie Abschiebung der Unverbesserlichen in die Disziplinar-Kompagnien sei unbedingt erforderlich.

Beiläufig bemerkt, müßten die letzteren dann aber selbst, zum Theil wenigstens, einer schärferen Zucht unterstellt werden, als dies jetzt der Fall zu sein scheint. Wenigstens gab der Kriegsminister vor Kurzem selbst zu, daß es einzelne Disziplinar-Kompagnien bez. Verpflegung, Bekleidung und sogar hinsichtlich des Dienstes besser hätten als viele andere Truppentheile des 19. Korps, und daß eine große Anzahl von aus diesen Straf-Kompagnien zu ihren Truppentheilen zurückkehrenden Soldaten bald wieder den Wunsch hegten, zu jenen zurückgebracht zu werden, deren Annehmlichkeiten sie ihren Kameraden in den lebhaftesten Farben ausmalten. Demgegenüber scheint der neuerdings gemachte Vorschlag, die Straf-Kompagnien mehr zu Kultivirungsarbeiten für das Land (Eisenbahn-, Straßen- und Brückenbauten) heranzuziehen, als nur zur Herstellung und Bearbeitung der ihnen selbst zu Gute kommenden Gärten und Ländereien, wohl beachtenswerth.

Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Kapitel Disziplin zurück. In derselben Nummer, in der „L'Avenir militaire“ die erwähnte Klage über die zunehmende Trunkenheit der Soldaten abdruckt, also sich wohl damit einverstanden erklärt, erwähnt er zugleich noch zwei weitere, soeben gefällte kriegsgerichtliche Urtheile: das eine zu Toulouse sprach über einen zum Manöver eingezogenen Reservisten, der den Gehorsam verweigerte, alle Vorgesetzte, vom Korporal bis zu den Generalen öffentlich beschimpft und erklärt hatte, daß er im Fall eines Krieges zu den Prussiens übergehen würde, eine zehnjährige Zwangsarbeit aus, das andere zu Rennes lautete auf Todesstrafe gegen einen Soldaten, wegen thätlichen Angriffs gegen seinen Vorgesetzten. Noch in derselben Nummer wird ferner ein bemerkenswerther Fall von Fahnenflucht gemeldet, indem ein Brigadier zusammen mit einem Fahrer des 15. Artillerie-Regiments aus Douai in vollen Wehr und Waffen, ja sogar mit den Pferden, aus Douai nach Belgien desertirten. Die Pferde und Ausrüstungsstücke wurden ihnen hier von den belgischen Behörden zwar wieder abgenommen und nach Frankreich zurückbefördert, die Leute aber blieben unbehelligt, da ein Auslieferungsvertrag zwischen den beiden Ländern nicht besteht.

Kurz vorher hatte dasselbe Blatt die Verurtheilung eines Dragoners vom 13. Regiment ebenfalls zum Tode und gleichfalls wegen thätlichen Angriffs gegen Vorgesetzte mitgetheilt, welche Strafe der Präsident jedoch in zehnjährige Zwangsarbeit umwandelte. Im Oktober wurde weiter aus gleichem Grunde das Todesurtheil gegen einen Matrosen in Brest und am 20. Dezember gegen einen Soldaten des 62. Infanterie-Regiments gleichfalls die Todesstrafe wiederum wegen Thätlichkeiten gegen einen Korporal seiner Kompagnie ausgesprochen u. s. w.

Es scheint in der That, als sei die alte Klage nach wie vor begründet, daß es in der französischen Armee noch immer an der moralischen und systematischen Erziehung des Soldaten fehle, und daß man diese nur durch eine Masse von Dienstbestimmungen und denkbar weitgehendsten (daher aber unwirksamen) Strafbefugnissen aller Chargen, bis zum Korporal hinunter aufrecht zu erhalten sucht.

Lobenswerth sind daher jedenfalls solche Bemühungen der höheren Vorgesetzten, die darauf hinausgehen, das Wohlbefinden des Mannes während seiner Dienstzeit im Auge zu behalten und auf jede mögliche Weise zu fördern. Sie sind nicht allzu häufig, dürfen aber auch, wenn sie von einer solchen Stelle aus in das Werk gesetzt werden, dann nicht den Charakter des Komischen erhalten, wie jüngst der in ganz Frankreich vielbesprochene Erlaß des kommandirenden Generals des XII. Korps: den an und für sich richtigen und lobenswerthen Gedanken, den neu eintreffenden Rekruten innerhalb der Truppentheile den Verlust ihrer Häuslichkeit und Familie nach Möglichkeit durch Wohlwollen und weitgehendste Fürsorge für ihre Person

und Ernährung zu erleichtern, hat General de Saint Mars derart in einen Wust von Phrasen und Gemeinplätzen eingehüllt, daß er belustigend wirken muß, wo er ernst genommen werden wollte.

Der Raum verbietet es leider, den Erlaß hier auch nur auszugsweise wiederzugeben, allein eine Stelle wird genügen, um sich ein Bild davon machen zu können. Um dem Rekruten die unbegründete und unnatürliche Furcht vor seinem neuen Truppentheil zu nehmen, müsse für alle seine Vorgesetzten und älteren Kameraden die „Devise" sein: Honorons-nous et aimons-nous les uns les autres!

Daß diese schöne und so wohltönende Devise aber doch noch nicht zum Gemeingut aller Vorgesetzten in der Armee geworden ist, zeigen die, nach Ansicht eines Theils der Presse zunehmenden Mißhandlungen der Untergebenen — und nicht blos im XIX. Korps — von Seiten ihrer Vorgesetzten, sogar zuweilen von Offizieren und ein neuerlicher Erlaß des Kriegsministers, der das Duzen der Untergebenen wiederholt verbietet.

Von diesen trüberen Bildern aber lenkt der französische Patriot gern seinen Blick auf das herrliche Land der engsten Sympathie, das seine Nation mit der „befreundeten" (helas! noch immer nicht „verbündeten") Großen Macht im Osten vereinigt. Und alle militärischen Blätter, welches ihre spezielle Färbung auch sein mag, sind ebenso wie die politischen Tagesblätter über alle Maßen glücklich, wenn sie wieder einmal einen Toast, ein Begrüßungstelegramm oder gar eine Ehrengabe, die von dieser oder jener Seite gespendet wird, verzeichnen können. Der Lobhymnen auf die franco-russische entente ist da kein Ende und was ist nicht in der letzten Zeit alles an hoffnungverheißenden Begebenheiten passirt: Die Anwesenheit Dragomiroffs bei den großen Manövern, sogar des russischen Ministers des Auswärtigen am Tage der Schlußrevue, die Vertretung Frankreichs bei der Enthüllung des Denkmals des Admirals Kornikoff in Sebastopol, die Feier der Gedenktage des Todes Kaiser Alexander III. und der Thronbesteigung des jetzigen Czaren, die prächtigen Geschenke des letzteren an die Stadt Paris sowie an den Cercle militaire, die Anwesenheit eines neuen kleinen Geschwaders in Brest und einigen anderen Häfen (bei dem einer der Adjutanten des Geschwaderchefs sogar — man denke nur! — einen richtigen französischen Namen trug!) ... nun, der Leser, kann sich vorstellen, was für begeisterte Reden da gehalten wurden und wie jedes einzelne Wort, das bei dieser Gelegenheit an die „russischen Brüder" gerichtet wurde oder aus ihrem Munde gefallen war, genau veröffentlicht, gepriesen und in weitgehendster Weise interpretirt worden ist. Selbst nur eine Blumenlese davon hier zu geben, wäre zu langweilig und zu eintönig.

Neuerdings wird es anscheinend in der Armee ganz üblich, daß die Offizierkorps der französischen Regimenter bei festlichen Gelegenheiten Begrüßungstelegramme mit denjenigen Truppentheilen ihrer Waffe wechseln,

/

die die gleiche Nummer mit ihnen tragen, glücklich, alsdann eine meist nur höflich dankende Drahtantwort verzeichnen und in den Blättern verbreiten zu können. Auf dieser Bahn kaum verhüllter Kriecherei fortschreitend, fangen jetzt auch, wie es scheint, sogar die Unteroffizierkorps an, bei gelegentlichen Festversammlungen Sympathietelegramme an ihre russischen Kameraden in den entsprechenden Regimentern zu richten, so z. B. kürzlich bei Gelegenheit des Barbarafestes die Unteroffiziere des 24. Artillerie-Regiments gemeinsam mit den von ihnen eingeladenen Unteroffizieren des 83. Infanterie-Regiments an die Unteroffiziere des 24. russischen Artillerie- bez. 83. russischen Infanterie-Regiments.

Für den darin liegenden Gedanken einer unerlaubten Betheiligung der Armee an der Politik des Landes und der Regierung giebt es jenseits der Vogesen absolut kein Verständniß.

England.

(Der Bericht des Generalinspektors der englischen Kavallerie über die englischen Kavalleriemanöver von 1894.)

Der Bericht des Generalinspektors der englischen Kavallerie, Generals Keith Fraser, über die unter seiner Leitung in den Berkshirer Downs abgehaltenen Herbstmanöver gelangte in einem Umfange von 87 Druckseiten zur Veröffentlichung. Derselbe zerfällt in zwei Theile, den quasi technischen und denjenigen, der die Bemerkungen des Generalinspektors über die Thätigkeit der Kavallerie an jedem einzelnen Tage enthält. Eine Anzahl von Beilagen und ein Manöverplan sind ihm beigegeben. Wir müssen es uns selbstverständlich versagen, die bedeutsame Arbeit in ihrem ganzen Umfange hier zu erörtern und wiederzugeben und beschränken uns auf die Hauptmomente derselben. Der Bericht, welcher zu vieler englischer Fachmänner Bedauern nur in 200 statt in 2000 Exemplaren gedruckt und vertheilt wurde, bildet keineswegs nur eine trockene Aufzählung von Fakten und Ziffern, sondern eine instruktive Arbeit von bleibendem Werth und General Keith Fraser erweist sich durch dieselbe als ein Instruktor ersten Ranges seiner Waffe. Seit lange wird den englischen Kavallerieoffizieren empfohlen, mehr zu lesen. Unter den offiziellen Werken für ihre Instruktion befinden sich, wie es scheint, nur zwar an und für sich werthvolle Werke über die Wehrmacht Spaniens und Rumäniens, und man begrüßt daher in englischen Fachkreisen die Belehrung, welche der Bericht General Keith Frasers den Kavallerieoffizieren über die Aufgaben ihrer eigenen Waffe bietet, mit großer Genugthuung, da derselbe eine der wenigen originalen Studien über Kavallerieführung bilde, welche für diejenigen englischen Offiziere, die nicht Deutsch

oder Französisch verständen, zugänglich seien. So sehr nun das Verständniß und Geschick des Generals, seinen Untergebenen werthvolle Lehren zu ertheilen, anerkannt wird, so bemerkt man doch andererseits, daß derselbe diese Fähigkeit nach oben hin, ein unter den besonderen Verhältnissen Englands besonders zu berücksichtigendes Moment, nicht entwickelt habe. Man hätte daher gewünscht, daß die Redaktion der im Uebrigen, wie erwähnt, höchst werthvollen Arbeit mehr auf das Verständniß und die Wirkung im englischen Publikum berechnet gewesen sei, dessen Repräsentanten schließlich die Mittel für die erneute Abhaltung von Kavallerie-Manövern im Style derjenigen von 1894 zu bewilligen hätten. Der Bericht spricht sich im Wesentlichen dahin aus, daß die Manöver die Nothwendigkeit häufiger Exerzitien der Kavallerie-Regimenter im Brigadeverbande, um diesen Zweig des Dienstes auf die heut erforderliche Höhe zu bringen, vollkommen dargelegt hätten, denn so vollkommen auch ein Regiment im einzelnen sein könne, vermöge es, wenn dasselbe nie im Brigadeverbande übe, nie denjenigen Stand der Leistungsfähigkeit und des Zusammenhanges mit einander zu erreichen, ohne welche große Kavalleriekörper hilflose Massen seien, und sich nicht in der Gewalt und Kontrolle ihrer Führer befänden. Die Regimenter und Eskadrons bedürfen unbedingt größerer Uebung im Manövriren. Der Aufklärungsdienst, für welchen England, in Anbetracht seiner Geländebeschaffenheit und Abgeschlossenheit des Eigenthums besondere Schwierigkeiten biete, bedürfe ebenfalls mehr der Uebung und Beachtung und die Einzelausbildung der Eskadrons erheische besonders sorgfältige Instruktion und Uebung in den Aufgaben dieses Dienstes, welche, wenn erstere im Winter gehörig erfolgt sei, bei den Regiments- und Brigadeübungen ersichtlich werden müsse. Die Kritik des Generalinspektors bei den Manövern selbst war jedoch weit schärfer, wie diejenige des Berichts und aus ihr ging hervor, daß die bei ihnen betheiligte englische Kavallerie ihr Handwerk nicht verstehe, nicht aufzuklären wisse, mangelhaft einexerzirt, nur schlecht trainirt sei, beim Manöver versage und sich im Zustande kläglicher Untüchtigkeit befinde. Zwar bemerkt der General an anderer Stelle, anscheinend unmotivirt beschönigend, „derartige Mängel, wie die vorhandenen, seien mehr oder weniger allen Kavallerien eigen, und seien bei der englischen besonders die Folge des Mangels an Raum auf den Regiments-Exerzirplätzen und diejenige der Schwäche der Eskadrons der zahlreichen Regimenter von niedrigem Etat, sowie des zu geringen Alters der Mannschaft und Pferde und der Unerfahrenheit der Offiziere und Mannschaften im Brigadeexerziren und im weiteren Aufklärungsdienst. In seinem amtlichen und veröffentlichten Bericht spricht daher der Generalinspektor nicht das scharfe Verdikt über die englische Kavallerie aus, welches aus seinen Manöverkritiken deutlich hervorging, sodaß der englische Steuerzahler sich auf Grund jenes, ihm das Endresultat der Manöver repräsentirenden Berichts nicht zur Bewilligung neuer Mittel für geräumigere Exerzirplätze für mehr Regimenter auf hohem Etat,

ältere Pferde, Brigadeübungen, ausgedehnter Aufklärungsdienst, sowie jährliche Kavallerie-Herbstmanöver veranlaßt sehen kann.

Der derzeitige Zustand der englischen Kavallerie ist jedoch, wie zahlreiche und namhafte andere englische Fachmänner behaupten, ein offenbar völlig unzulänglicher, und, wie sie mit Recht hervorheben, von größtem Interesse für alle übrigen Waffen des britischen Heeres, da deren Geschick mit von den Leistungen seiner Kavallerie abhängt, und kein erfahrener englischer Kavallerieoffizier ist heute thatsächlich mit dem Zustand der englischen Inlandskavallerie zufrieden, da derselbe anerkanntermaßen ein höchst unzuträglicher ist. Ein offenes Erkennen und Eingeständniß der vorhandenen Mängel liege daher, meint man, nicht nur im Interesse der Reiterwaffe selbst, sondern auch in demjenigen des Landes, damit dasselbe die zu ihrer Abstellung erforderlichen Mittel bewillige.

Dem Bericht zufolge bildete das Hinderniß der Flurbestände, wie so häufig, den Sündenbock der erschwerten Ausbildung. Die Grundbesitzer, Pächter und sonstigen Bebauer gaben jedoch ihre Einwilligung zur Benutzung ihrer Fluren im Allgemeinen sehr entgegenkommend, und nur die der Gegend fremden Besitzer steiften sich auf ihre Rechte. Auf der an die Truppen ausgegebenen Karte war der hierdurch von dem Manöverterrain ausgeschlossene breite Landstreifen sorgfältig markirt und man bedauerte, daß auf dem dem Bericht beigegebenen Plane dieser Landstreifen nicht ebenfalls verzeichnet war, denn man würde alsdann eine deutliche Illustration der Schwierigkeiten vor Augen gehabt haben, mit denen die Militärbehörden zu kämpfen haben, um Gelände für die Herbstmanöver zu erhalten. Die ausgegebene Karte wurde überdies als sehr mangelhaft bezeichnet, sie war nicht vom Ordnance Survey-Department, sondern auf Veranlassung des Generalinspektors der Kavallerie aus Sparsamkeitsrücksichten unter Benutzung alter Platten hergestellt. Daß derartige jährliche Manöver, bemerkt in letzterer Hinsicht der Bericht, mit geringen Kosten durchgeführt werden können, ist durch die Thatsache bewiesen, daß diejenigen der Kavallerie-Division unter meinem (General Keith Frasers) Befehl, welche einschließlich der Märsche nach und von London, Aldershot und Hounslow 24 Tage währten, nur 1130 Lstrl. von der bewilligten Summe von 2500 Lstrl. oder weniger wie 8 Schilling pro Mann in Anspruch nahmen. Die Erreichung dieses befriedigenden Resultats verdankte man der sorgfältigen Ueberwachung der Stabsoffiziere, denen die Verpflegungs-Anordnungen anvertraut waren, der Sorgfalt, mit welcher Flurbeschädigungen unter sehr schwierigen Umständen vermieden wurden, und dem Umstande, daß das Lagerterrain der Division, die Benutzung der Brunnen 2c. von dem Eigenthümer, Lord Wentage, den Truppen ohne jeden Entgelt freigestellt worden war. Offenbar war jedoch die Schätzung der Ausgaben keine richtige. Im vorliegenden Falle scheinen die mit dem Arrangement der Uebungen beauftragten Generale unter dem Eindruck gestanden zu haben, daß Sparsamkeit

eine der Manövertugenden sei. Selbst Sir Evelyn Wood unterlag diesem Eindrucke, und der kommandirende Generallieutenant der Aldershot-Division machte bekannt, daß er einen Ueberschuß von 1000 Lstrl. in Händen behalten habe, während General Keith Fraser, wie erwähnt, über die Hälfte der ihm bewilligten Summe zurücklieferte.

Man wunderte sich in englischen Fachkreisen, warum diese Generale nicht den letzten Pfennig der ihnen für die Ausbildung ihrer Truppen bewilligten Summen in dieser Richtung verausgabten. In dem Bericht über den Verlauf des 14. September erwähnt der Generalinspektor, daß infolge des Vorhandenseins ungeschnittenen Getreides und sonstiger Feldfrüchte eine beabsichtigte und bereits begonnene Uebung nicht, wie geplant, ausgeführt werden konnte. Am folgenden Tage, den 15. September, verhinderte das Vorhandensein eines bestandenen Feldes dicht am Punkt des Zusammenstoßes die Entwickelung des Gefechts und veranlaßte das Signal „Stopfen". Am 17. September befand sich die Artillerie infolge des Vorhandenseins bestandener Felder soweit vom Schauplatz der Aktion und die letzte Entwicklung des Gefechts war überdies so durch bestandene Fluren behindert, daß jede Entscheidung unmöglich wurde. Am 19. September waren die Felder wieder hinderlich und machten Umwege erforderlich, welche im Ernstfalle nicht eingetreten wären. In einem Anhange zu dem Bericht findet sich ein Betrag für Flurbeschädigungen von 104 Lstrl. 5 Schilling 6 Pence, während eine zwölfmal größere Summe für dieselben verfügbar war und nach der Ansicht vieler englischer Fachmänner würden verschiedene Manöver von thatsächlich instruktivem Verlauf gewesen und nicht unterbrochen worden sein, wenn der disponible Betrag auf sie verwandt und keine Ersparnisse gemacht worden wären. Neben der Frage der unzeitigen Ersparnisse an dieser Stelle wird ferner diejenige aufgeworfen, warum, wenn die Behörden liberal in der Entschädigung der Grundinhaber und Besitzer verführen, dies nicht ebenfalls betreffs der Offiziere und Mannschaften, die an den Manövern theilnehmen, geschähe. Jeder Arbeiter sei seines Lohnes werth, auch die Schiedsrichter verdienten daher eine Gratifikation. Für 208 Offizier-Chargenpferde war mit einem Kontraktunternehmer auf je 1 Lstrl. 2 Schilling pro Stand für die Stallmiethe in Baracken abgeschlossen worden. In Anbetracht der kostspieligen Beschaffenheit der Offizier-Chargenpferde und des Umstandes, daß in der englischen Armee die Offiziere ihre Chargenpferde aus der eigenen Tasche bezahlten, sei jedoch, meinte man, eine besondere Aufwendung für diese Pferde bei den Manövern vollkommen gerechtfertigt und ein Theil der Ersparnisse hätte wohl zur Erleichterung der Ausgaben der Offiziere verwandt werden können. Was die Leute in Reih und Glied betreffe, wird bemerkt, so veranlasse deren Theilnahme an den Herbstmanövern dieselben stets zu gewissen Extraausgaben. Bestandtheile ihres persönlichen Eigenthums würden durch schlechtes Wetter beschädigt, Stiefel verdorben ꝛc., und thatsächlich seien

alle, die die Manöver mitmachten, am Ende derselben ohne Geld. In einem wirklichen Feldzuge sei es im Allgemeinen schwer, Geld auszugeben und pekuniär litten die Truppen nicht und ebenso nicht am persönlichen Eigenthum; allein bei den Friedensübungen seien Extraausgaben unvermeidlich und reichliche Verausgabung der dafür bewilligten Gelder sei allen Ersparnissen weit vorzuziehen. Aus dem Bericht ergiebt sich, daß die Manöver 8 Schilling pro Mann kosteten, während eine Summe verfügbar war, um 16 Schilling pro Mann ausgeben zu können und noch 240 Lstrl. übrig zu behalten. Dieses System der billigen Manöver stellt sich daher in manchen englischen Fachkreisen als ein unrichtiges dar.

Die beiden Abschnitte des Berichts, die von den berittenen Pionieren und der Telegraphensektion, gestalteten sich für diejenigen, welche Vorbereitung in Friedenszeiten für eine der Bedingungen des Erfolges im Kriege halten, als etwas unerfreuliche. Was die berittenen Pioniere betrifft, über deren Werth zwei Ansichten bestehen, so geht aus dem Bericht hervor, daß die Militärbehörde dieselben als einen Bestandtheil der Kavallerieorganisation angenommen hat, allein sie entsandte zu den Manövern als berittene Pioniere, wie der Bericht sagt, eine zusammengesetzte Truppe von Mannschaften, die Pionier-Uniform trugen und die im Frieden nur im Zustande einer halben Bereitschaft gehalten wird, sodaß der Bericht hinsichtlich ihrer bemerkt: „Die Manöver-Erfahrungen scheinen anzudeuten, daß der Friedensstand der berittenen Pioniere völlig unzureichend ist, da es nothwendig wurde, andere Einheiten zu desorganisiren und dieses Detachement für die Friedensmanöver zu organisiren, und man gelangte zu der Annahme, daß ihre starke Vermehrung bei der Mobilmachung, wie die derartigen Versuche im Jahre 1892 bewiesen, welche ihre Präsenzstärke an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften und Pferden verdoppelten, nur zur Verwirrung und Verzögerung führen, wenn sie im aktiven Dienst angeordnet werden. Ebenso verhält es sich mit dem Ballon-Detachement, und beide Organisationen legen den Vorwurf nahe, daß die englische Heeresverwaltung in dieser Hinsicht nur den Bedürfnissen des Augenblicks durch Schaffung nur dem Namen nach und nur auf dem Papier vorhandener Einrichtungen genüge. Der Ausdauer General Keith Fraser's war es übrigens allein zu verdanken, daß der Feldtelegraph überhaupt bei den Manövern zur Anwendung gelangte. Die Pioniere nahmen jedoch nur ungern an denselben Theil, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, da sie keine bestimmte Organisation für das Zusammenwirken mit der Kavallerie besaßen, nicht wünschten, einen Mißerfolg in der Oeffentlichkeit des Manövergeländes zu erleben. Sie entschlossen sich jedoch resolut, den Versuch zu machen, und folgten der Aufforderung des Generals. Das Licht aber, welches die Bemerkungen seines Berichts auf die Anordnung der englischen Feldtelegraphie werfen, wird dieselbe zweifellos darin unterstützen, sich aus dem Stadium der Desorgani-

sation oder mangelhaften Organisation zu erheben, in welchem sich die englische Militärtelegraphie zur Zeit befindet. Die Langsamkeit, mit der sich die britische Armee den stets wechselnden Anforderungen des Krieges anpaßt, ist seit lange sprichwörtlich, und die Wahrheit dieses Vorwurfes findet eine Illustration im Dienstzweige der englischen Militärtelegraphie. Die herrschenden militärischen Anschauungen vermögen die Aenderungen in den Verhältnissen des Krieges, welche eine Folge der verbesserten Verkehrsmittel, um Truppenkörper von einem Punkt zum andern zu versetzen, vorhanden sind, nicht zur Anerkennung zu bringen. In Folge der Verbesserungen des Straßenbaues und der Vermehrung der Straßen ist es für die Armeen nicht mehr erforderlich, Winterquartiere zu beziehen, sondern sie müssen bereit sein, sich ohne Rücksicht auf die Jahreszeit zu bewegen, und diesem Bewegungsbedürfniß muß die Ausstattung der Kavallerie in jeder Hinsicht entsprechen. Der Bericht weist jedoch nach, wie wenig für den geringen Theil derselben, welchen der Feldtelegraph bildet, in der heutigen englischen Armee geschehen ist.

In dem Abschnitt X des Berichts über die reitende Artillerie findet sich eine besonders auffallende Bemerkung. Es sollen, heißt es daselbst, keine Bemerkungen über die Taktik dieser Truppe bei den Manövern gemacht werden, da dieselbe strikt in Uebereinstimmung mit dem Feldartillerie-Reglement durchgeführt wurde. Später jedoch kritisirt der Bericht dieses Reglement ungünstig. Es zeigte sich keine Einheit der Ideen zwischen beiden Waffen, die, wenn sie wirksam auftreten wollen, aus einem Gusse manövriren müssen. Die Verschiedenheit der bestehenden Auffassungen trat jedoch bei den Manövern hervor. Was die Maximgeschütze betrifft, welche sich nur in zwei Exemplaren bei einem der Regimenter der Kavallerie-Division befanden, so wurden dieselben als während der Manöver der Brigaden gegeneinander nicht verwendbar erachtet. Man ist jedoch einerseits der Ansicht, die Geschütze hätten auf beide Brigaden vertheilt und in zahlreichen Momenten, wie sich dieselben bereits im vorigen Jahre bei den Idstone-Manövern boten, verwandt werden können. Der Generalinspektor der englischen Kavallerie schenke jedoch dieser werthvollen Waffe keine Aufmerksamkeit, allein es sei nicht erklärlich, weshalb er dieselbe nicht im Frieden im Verein mit der Kavallerie praktisch erproben solle.

Die Information, welche der Bericht über das Durchschwimmen der Flüsse giebt, ist sehr dürftig und beschränkt sich auf eine bloße Beschreibung der bei dieser Operation verwandten Boote, von denen das eine ein kleines zusammenlegbares Boot für den Gepäcktransport, das andere ein ähnliches größeres Boot war, welches in ein langes Boot umgewandelt werden oder mit seinem Belag in ein für Geschütze anwendbares zweitheiliges Floß verwandelt werden konnte. Der Generalinspektor spricht in dem Bericht die Ansicht aus, daß das letztere dasjenige ist, dessen er bedürfe, und bemerkt,

daß es ein zweifelhafter Punkt sei, ob Boote, welche die Kavallerie begleiten, für den Gepäcktransport arrangirbar sein müssen. In dieser Hinsicht ist bemerkenswerth, daß es am 1. September in Folge der Steilheit des Zugangs zum Flußufer unmöglich war, den Karren mit dem Boote an den Fluß heranzubringen, während ein Packpferd ohne Schwierigkeit den Hang hinabgekommen wäre. Die Kavallerie vermag dorthin zu gelangen, wo Fahrzeuge auf Rädern nicht hinkämen, und manche englische Fachmänner halten es daher für wünschenswerth, daß Alles, was die Kavallerie mit sich führt, womöglich für den Gepäcktransport geeignet gemacht werden müsse.

Die folgenden Abschnitte des Berichts behandeln technische Details, die an und für sich wichtig, jedoch nicht von größerem allgemeinen Interesse sind.

Was den zweiten Theil des Berichts, denjenigen über Exerzitien und taktische Instruktion, betrifft, so bildet derselbe eine Studie über Truppenführung im Sinne von „Verdy's Kavallerie-Division" im Kleinen. General Keith Fraser gab täglich bei den Manövern eine kurze Darstellung der ausgeführten Operationen und seinen Kommentar dazu. In dem Bericht werden diese Darstellungen näher erörtert und in einigen Fällen durch klar gezeichnete Skizzen erläutert, sie bilden daher eine Reihe praktischer Lösungen gewisser kavallerietaktischer Aufgaben. Die Bemerkungen und Kritiken sind fast wörtlich die, welche in den Downs im Gelände abgehalten wurden; allein es fehlen in dem Bericht die wichtigen allgemeinen Bemerkungen, die wir daher in extenso hier folgen lassen. Dieselben lauten: „Die Hauptlehren, welche aus den derzeitigen Manövern zu entnehmen sind, bestehen im Folgenden: Die Regimenter und Eskadrons bedürfen mehr praktische Ausbildung und Uebung im Manövriren. Dem Aufklärungsdienst muß mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden. In ersterer Hinsicht muß rasches wechselseitiges Verständniß zwischen Führern und Untergebenen mehr anerzogen werden, ferner unabhängiges Handeln und Initiative der unteren Führer, geschickte Wahl der taktischen Formationen und vollständige Beherrschung ihrer Anwendung. Die größte Schnelligkeit muß mit vollkommenster Ordnung Hand in Hand gehen, und die Fähigkeit, sich mit größter Geschwindigkeit in jeder beliebigen Richtung zu sammeln, vorhanden sein. Ein unverletzliches Prinzip für die Handhabung großer Massen besteht darin, daß die Eskadron in jeder Hinsicht als taktische Einheit zu betrachten ist. Darin liegt das Hauptmittel: die Beweglichkeit und Schnelligkeit der Massen mit Präzision und Exaktheit der Bewegung zu vereinen. Es muß bestimmt darauf gehalten werden, daß der Eskadronschef, wenn er in der Masse im Regiment oder in der Brigade agirt, thatsächlich seine Schwadron führt, sie völlig in der Hand hat und für ihren Zusammenhang und gute Ordnung verantwortlich ist. Zu diesem Zweck bedarf die englische Kavallerie in Zukunft der gründlichen Einzelausbildung der Eskadrons. Die Grundsätze, auf welchen dieselbe beruht, sind im Exerzirreglement enthalten und müssen strikt

befolgt werden; überdies muß die Attake häufig gegen sich bewegende Objekte — dargestellt durch einzelne Reiter — ausgeführt werden. Je mehr die Eskadrons daran gewöhnt und darin ausgebildet sind, irgend eine erwünschte Richtung mit Bestimmtheit in schnellster Gangart aufzunehmen und zu halten, was nächst der richtigen Gangart das Wichtigste ist, umsoweniger werden die Intervallen verloren gehen, da dieser Fehler allein aus dem Direktionsverlust entspringt. Die Bestimmtheit und Genauigkeit, mit der die Kommandos abgegeben werden, üben einen großen Einfluß auf den Zusammenhang und die Ordnung der Eskadrons aus. Die Aufregung unerfahrener Führer, welche durch hastige und übereilte Befehle oder häufig vernommene Zurufe sehr häufig zum Ausdruck kommt, hat gewöhnlich Unordnung bei der Truppe zur Folge, sodaß sie in ungeordneter Verfassung auf den Feind trifft. Dem Allen kann nicht bestimmt genug entgegengearbeitet werden."

Was den zweiten Punkt, die Aufklärung, betrifft, so haben die jüngsten Manöver sehr deutlich die Nothwendigkeit für den Kavallerieoffizier bewiesen, mit jeder Art der Aufklärung vertraut zu sein, sowie das dringende Bedürfniß eines gründlichen Instruktionskursus und beständiger Uebung in deren Aufgaben, die für die Reiterwaffe so wichtig sind, für welche jedoch in der Regel bis jetzt sehr wenig praktische Gelegenheit geboten wurde. Das Schicksal der ganzen Armee könne häufig von der energischen, zuverlässigen, intelligenten und gründlichen Art und Weise abhängen, in der eine Rekognoszirung ausgeführt werde. Der Kavallerieoffizier könne nicht vertraut genug mit dem Zweige seines Dienstes sein, genau zu sehen, das Gelände stets von klaren militärischen Gesichtspunkten aus zu betrachten, seine Eigenschaften für die Aufgabe der Truppen zu ermitteln und sie entsprechend zu beurtheilen. Keine Gelegenheit dürfe verabsäumt werden, die jüngeren Offiziere in diesem Dienstzweige auszubilden. Das ausgewählte Gelände müsse vollständig in Bezug auf seine Geeignetheit für irgend eine besonders bezeichnete militärische Aufgabe oder Operation ausgenutzt werden. Rekognoszirungen des Geländes mit nur allgemeinen Zielen und keiner bestimmten in's Auge gefaßten militärischen Aufgabe hätten keinen Werth. Das Wichtigste für den Offizier sei die praktische Uebung in diesen Operationen, um richtiges Urtheil und Geschick in ihnen zu entwickeln; bloße Arbeit auf dem Papier sei von weit geringerem Werth. Ein klarer, vollständiger, kurzer und praktischer Bericht und eine rasche Skizze sei das, was anzustreben sei. Ferner müsse der Ausbildung der Patrouillenführer und der Entwickelung ihres Verständnisses der Aufklärungsaufgaben mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Die Ausbildung müsse weit praktischer sein und dem Planlesen und Patrouillendienstübungen der Unteroffiziere im Gelände mehr Aufmerksamkeit wie dem Kartenzeichen zugewandt werden. In seinen Bemerkungen über den vorletzten Uebungstag erwähnt General Keith Fraser, „daß, obgleich

der Angriff im Ganzen geschickt geplant war, derselbe in Folge des Mangels an Praxis der Regimenter und Führer beim Manöver nicht erfolgreich durchgeführt wurde. Er bemerkt ferner, daß jede Bewegung eine klare und bestimmte Idee repräsentiren müsse. Wenn dies nicht der Fall sei und die Kavallerie hierhin und dorthin eile und rückwärts und vorwärts stürze, wisse ihr Führer offenbar nicht, was er wolle, verstehe seine Aufgabe nicht und sei in Ungewißheit darüber, was er thun müsse.“ Man weiß der Veröffentlichung dieser freimüthigen und zutreffenden Kritik in englischen Fachkreisen umsomehr Dank, als sich die übrigen nicht an den Manövern betheiligten Regimenter der englischen Kavallerie in derselben Verfassung wie jene befänden und daher derart von jener Kritik Nutzen ziehen könnten. Allerdings konnte dieselbe, meint man, bei den englischen Kavallerie-Regimentern vertraulich zirkuliren. Das genaue und sorgfältige Studium des zweiten Theils der Bemerkungen des Berichts wird allen Kavallerieoffizieren, welche die Ausbildung der Führer zu lernen und zu beherrschen wünschten, empfohlen. Es scheint jedoch im Uebrigen, daß die englischen Militärbehörden sich ungeachtet der Ergebnisse der vorvorjährigen Kavalleriemanöver noch nicht definitiv zu einer Wiederholung derselben in ihrer letzten Gestaltung im vorigen Jahre entschlossen haben, was umsomehr überrascht, als in weiten Kreisen der englischen Kavalleristen zugegeben wird, daß die britische Inlandskavallerie an Leistungsfähigkeit weit hinter dem richtigen Standpunkt zurückgeblieben ist und daß die Kavalleriemanöver von 1894 im Vergleich zu denjenigen der vorhergehenden vier Jahre eine völlig neue Aera gründlicher und nützlicher Ausbildung der Kavallerie bezeichnen, sodaß die Thatsache zur Anerkennung gelangen müsse, daß unter den bestehenden Verhältnissen nur durch derartige Verbandszusammenziehungen wie im letzten Jahre die Mängel der britischen Kavallerie anerkannt und ihr Gelegenheit sie zu beseitigen gegeben werden könnten und die Uebungen daher fortan einen integrirenden Bestandtheil der englischen Herbstmanöver bilden müßten

---

Italien.

(L'arma d'artiglieria.)

Aus der Artillerie des königlich sardinischen Heeres, die 36 Feld-, 4 reitende und 2 Gebirgs-Batterien zählte, sowie 16 Fuß-Kompagnien, wurde im Jahre 1860, nach Einverleibung der Lombardei, des Königreichs beider Sizilien und der mittelitalienischen kleineren Fürsten- und Großherzogthümer, die königlich italienische Artillerie geschaffen in folgender Stärke: 1 General-Inspektion und 9 Artillerie-Regimenter, von denen Nr. 1 das Artillerie-Handwerker- und Nr. 9 das Pontonier-Regiment bildete, Nr. 2 und 3 waren Festungs- und Nr. 4 bis 8 Feldartillerie-Regimenter. Die Pontoniere waren früher, außer in der deutschen und englischen Armee, überall zur

Artillerie gezählt, in Frankreich war dies noch bis vor fünf Jahren der Fall. Im Jahre 1870 wurde das Artilleriehandwerker-Regiment aufgehoben, Regiment Nr. 9 erhielt die Nr. 1, die Regimenter Nr. 10 und Nr. 11 wurden neu aufgestellt; es zählte die italienische Artillerie damals nach Einverleibung Veneziens und des Kirchenstaates: 1 Generalinspektion, 1 Pontonier- und 10 Artillerie-Regimenter, bestehend je aus dem Stabe, 8 Feld-Batterien, 5 Fuß-, 3 Train- und 1 Depot-Kompagnie, ferner bestanden 6 Artillerie-Territorial-Kommandos und 12 Territorial-Artillerie-Direktionen. Diese Formation verblieb bis zum Juni 1882, von da ab trat folgende Neueintheilung in Kraft: 1 Generalinspektion, 6 resp. 14 Artillerie-Territorial-Kommandos resp. Direktionen, 12 Feld- und 5 Festungsartillerie-Regimenter, die ersteren je mit 1 Regiments-, 2 Abtheilungsstäben, 10 Batterien, 3 Train-Kompagnien und 1 Depot, die letzteren mit je 1 Regiments-, 3 Abtheilungsstäben, 12 Fuß- und 1 Depot-Kompagnie. Ferner waren vorhanden je 4 reitende und Gebirgs-Batterien, sowie 5 Kompagnien Artilleriehandwerker und Invaliden und endlich 2 Lehr-Batterien und 2 Lehr-Kompagnien, letztere vier mit dem Zwecke, gute Unteroffiziere für ihre Waffe heranzubilden. Im Jahre 1887 erfolgten wichtige Neuordnungen resp. Vermehrungen in der Artillerie, sowie Trennung der Korps- und Divisions-Artillerie. Vom Oktober letztgenannten Jahres ab zerfiel die Artillerie in 24 Feld- und 5 Küsten- resp. Festungsartillerie-Regimenter. Nr. 1 bis 12 waren die Korps-, 13 bis 24 die Divisions-, 25 und 26 die Küsten-, 27 bis 29 die Festungsartillerie-Regimenter, außerdem gab es vom genannten Zeitpunkte ab 1 reitendes Artillerie- und 1 Gebirgsartillerie-Regiment. Nr. 1 bis 24 bestanden aus je 1 Regiments-, 2 Abtheilungsstäben, 8 Feld- und 1 Depot-Batterie und je 1 resp. 2 Train-Kompagnien. Die Festungs- resp. Küstenartillerie-Kompagnien wurden von 60 auf 68 gebracht, die reitenden resp. Gebirgs-Batterien von 4 auf 6 resp. 9 Batterien. Am 1. Januar 1888 zählte die italienische Artillerie des aktiven Heeres 192 Feld-, 9 Gebirgs-, 6 reitende und 26 Depot-Batterien, ferner 68 Festungs- und 52 Artillerie-Train-Kompagnien.

Einschneidendere Veränderungen in der Heeresorganisation, die auch die Artillerie berührte, fanden in Folge der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 1. Dezember 1894 statt, durch dieselben wurde die gemeinschaftliche General-Inspektion der Feld- und Fußartillerie aufgehoben, an deren Stelle trat je eine Inspektion der Feld- und Fußartillerie, ferner je eine Inspektion der Artilleriekonstruktionen und eine des Materials. Die Feldartillerie-Regimenter bleiben der Nummer nach bestehen nur werden die bisher bestandenen 6 Batterien trasformabili, das sind solche, die als Feld- und Gebirgs-Batterien gebraucht wurden, dauernd in letztere umgewandelt, da der verschiedenartige Gebrauch Anlaß zu Unzuträglichkeiten gab. Es gaben die Feldregimenter Nr. 2, 5, 6, 9, 11 und 12 je eine zur Gebirgs-Batterie umzuwandelnde

Batterie, ab. Das Gebirgsartillerie-Regiment zählt fort ab 15 Batterien, eingetheilt in 1 Regiments- und 5 Abtheilungsstäbe, ferner 1 Depot-Batterie und 2 Train-Kompagnien. Die Feldartillerie-Regimenter zählen außer den oben genannten sechs, wie bisher, 2 Abtheilungen à 4 Batterien, von denen die 4 ersten 9 cm die 4 resp. 3 letzten 7 cm Batterien sind. Die Festungs- resp. Küstenartillerie-Regimenter, sowie bestehenden Territorial-Artillerie Direktionen und Kommandos werden aufgehoben, an Stelle der letzteren treten 12 Artillerie-Lokalkommandos, deren jedem ein technisches Bureau für das Material und zwei oder mehr der sebstständig werdenden Brigaden der Küsten- oder Festungsartillerie zugetheilt werden. Provisorisch bleiben bis auf weitere Befehle die Regimenter 25 bis 29 noch bestehen und werden die auf 76 Kompagnien gebrachten 22 Festungs- und Küstenartillerie-Brigaden wie folgt den Regimentern unterstellt und garnisonirt. A) Artiglieri adacosta Küstenartillerie-Regiment Nr. 25 (3., 4., 5., 6., 7. und 8. Brigade) Regiment Nr. 26 (1., 2., 9., 10. und 11. Brigade). Ersteres garnisonirt mit je 2 Kompagnien in Taranto und Gaeta, mit je 3 Kompagnien in Messina und Reggia Calabria, mit 10 Kompagnien in Spezzia, letzteres mit 2 Kompagnien in Ancona, mit 3 Kompagnien in Venedig und mit 10 Kompagnien in Genova. B) Artiglieria da Fortezza Festungsartillerie-Regiments Nr. 27 (9., 10., 11. Brigade) Regiment Nr. 28 (1., 2., 8. Brigade) Regiment Nr. 29 (3., 4., 5., 6., 7. Brigade). Ersteres garnisonirt mit 7 Kompagnien in Rom und 2 in Capua. Das 28. Regiment steht mit je 4 Kompagnien in Verona und Mantava mit 2 in Bologna. Das 29. Regiment liegt mit 4 Kompagnien in Piacenza, mit 6 Kompagnien in Torino und 9 in Alessandria. Die Garnisonen Spezzia, Genova, Alessandria und Torino geben zu zweien abwechselnd die für die Speerforts an der französischen Grenze und für Sardinien bestimmten detachirten Kompagnien. Das Gebirgsartillerie-Regiment, Reggimento d'artiglieria da montogna garnisonirt mit Stab, 5 Batterien und Depot in Torino, mit je 2 Batterien in Venaria Reale, Canigliano und Mandovi, mit je 1 Batterie in Tenda Paese, Pieve di Teco, Rivoli, Vicenza. Dies sind jedoch nur die Wintergarnisonen, vom 15. Mai bis Ende September sind die Batterien in ihren Vertheidigungszonen, gemeinschaftlich mit den Alpini, in den Hochthälern und Gebirgen, an der französischen Grenze untergebracht, dort halten sie auch ihre Schießübungen ab. Das reitende Artillerie-Regiment artiglieria a cavallo garnisonirt, mit Stab, 4 Batterien, Depot und 4 Arttillerietrain-Kompagnien in Mitano, mit 2 Batterien in Verona. Die Feldartillerie-Regimenter Reggimenti d'artiglieria da campagna garnisoniren: 1. in Faligno, 2 Batterien Terni, 2. Ferrara, 2 Batterien Forli, 3. Bologna, 4. Cremona, 5. Venaria Reale bei Torino, 6. Vigevano, 7. Pisa, 8. Verona, 9. Pavia, 10. Caserta 1. Batterie Sassari Insel Sardinien, 11. Alessandria, 12. Capua, 1. Batterie Ozieri auf Sardinien, 13. Roma, 2 Batterien Rieti, 14. Pesaro,

2 Batterien Fano, 15. Reggia Emilia, 2 Batterien Modena, 16. Brescia, 2 Batterien Bergamo, 17. Aquila, 2 Batterien Salmona, 19. Firenze, 2 Batterien Livorno, 20. Padova, 2 Batterien Treviso, 21. Piacenza, 2 Batterien Parma, 22. Palermo, 1 Batterie Messina, 1 Batterie Gebirgsbatterie, Piano del Greco, 23. Aequi, 2 Batterien Cuneo, 24. Napoli, 2 Batterien Nettuno. Die Artillerie- und Genie-Regimenter, wechseln ebensowenig wie die Alpini-Regimenter, je ihre Garnisonen, nur die detachirten Batterien resp. Kompagnien wechseln im Regimente selbst. Von den vorerwähnten Neuordnungen, werden auch die technischen Institute der Artillerie betroffen, ihre Zahl wurde von 10 auf 8 herabgesetzt, sie bestehen jetzt aus 2 Geschoßfabriken, 2 Feuerwerkslaboratorien, 2 Pulverfabriken, 2 Artillerie-Konstruktionswerkstätten, diese Anstalten, sowie die vorerwähnten höheren Stäbe, ressortiren direkt vom Kriegsministerium, alle übrigen Batterien resp. Kompagnien der Artillerie, sind sowohl in dienstlichen, gerichtlichen, als auch Verpflegungsangelegenheiten, direkt dem Generalkommando des Armeekorps unterstellt, in dessem Bereiche sie ganisoniren. Jedem Feldartillerie-Regimente werden zur Rekrutirung 6 bis 10 distretti di reclutamento Rekrutirungsbezirke überwiesen, meist je 2 bis 3 Ober-, Mittel- und Unteritalien und einer den Inseln, angehörig. Die Fuß-, Küsten- und reitende Artillerie rekrutirt aus dem ganzen Königreiche, die Gebirgsartillerie, aus den Gebirgsgegenden, namentlich aus dem Bereiche der betreffenden Vertheidigungszone. Die italienische Batterie führt 8 Geschütze, jedoch sind im Frieden bei sämmtlichen Feldbatterien nur 4 Geschütze und ebensoviel Munitionswagen bespannt, und zwar jedes mit 6 Pferden. Die reitenden Batterien führen im Kriege, wie im Frieden 6, die Gebirgsbatterien 8 Geschütze. Die reitenden und leichten Batterien, führen den 7 cm Bronze-Hinterlader, die schweren Batterien 9 cm und die Gebirgsbatterien 7,5 cm Geschütze, desselben Materials. Die Schußausrüstung pro Geschütze der schweren und leichten Feldbatterien beträgt 150 davon 30 in der Protze, 100 im Munitionswagen, die der Geschütze der reitenden und Gebirgsbatterien 135 Schuß. Auf Friedensstärke zählt die 7 cm Batterie 100 Köpfe, 65 Pferde, die 9 cm Batterie 105 Köpfe, 75 Pferde, die reitende Batterie 115 Köpfe, 100 Pferde, die Gebirgsbatterie 130 Köpfe, 65 Pferde und Maulesel. Die im Frieden den Artillerie- und Genie-Regimentern zugetheilten Train-Kompagnien, dienen im Kriege durch angemessene Vermehrung ganz bedeutend erhöht, in der Stärke von 18000 Mann und 24736 Pferden und Mauleseln, als Armee-Train, im Frieden giebt es selbstständige Train-Bataillone wie bei uns, nicht in Italien. Im Ganzen zählt die italienische Artillerie also im Frieden 908 bespannte Geschütze, von denen 744 auf die Feld-, 36 auf die reitenden und 128 auf die Gebirgsbatterien kommen, ferner 780 bespannte Munitionswagen. Die italienische Artillerie stand von jeher, schon lange unter den Zeiten des sardinischen Heeres, in dem Rufe hervorragender Tüchtigkeit, sie hat diesem

Rufe überall, wo immer es auch sei, Ehre gemacht, auch als königlich italienische Artillerie, davon zeugen die Tage von Bustazza, San Martino, Gaeta, Borgofoste und viele andere. Für die allezeit bewiesene rühmliche Tapferkeit wurde der gesammten Artillerie eine Fahne verliehen, die mit zwei goldenen und einer silbernen Tapferkeitsmedaille geschmückt worden ist. D. S.

Serbien.

In der serbischen Armee ist noch lange nicht Alles wie es sein sollte, wie z. B. die heurigen größeren Schlußmanöver zeigten, bei welchen die Donau- und Schumadijaer Division gegeneinander operirten. Die Manöver haben eine vielfach auseinandergehende Beurtheilung erfahren. Während die offiziösen Berichte sowohl der Leitung als auch den Truppen viel Lob und Anerkennung spendeten, verurtheilten verschiedene andere Korrespondenten unabhängiger Blätter beide auf das Schärfste. Von Seiten einer hohen Persönlichkeit, die selbst der serbischen Armee angehört, wurde nachstehender Ausspruch gethan, der allerdings recht vorurtheilsfrei zu sein scheint: „Die Oberleitung, welche in den Händen des Chefs des Generalstabes lag, war, was die theoretische Ausarbeitung und die Verarbeitung anbelangt, eine gute, die praktische Ausführung im Allgemeinen als auch en detail ließ jedoch Vieles, sehr Vieles zu wünschen übrig.“ Der Chef des Generalstabes ist eben ein eingefleischter Theoretiker, dem die goldene Praxis fast gänzlich fehlt. Zu seiner näheren Charakteristik möge die Thatsache dienen, daß er der Verfasser einer sehr fleißigen Schrift über die Schlacht am Kossomofelde ist, — die Frucht jahrelanger Forschungen, — ohne daß der Autor je das der serbischen Grenze so naheliegende Schlachtfeld gesehen hat!

Die übrigen höheren als auch die niederen Truppenführer haben viele recht grobe Fehler gemacht, im Durchschnitt konnte man jedoch denselben mehr Lob als Tadel schenken.

Was nun die Truppen anbelangt, so war die Kavallerie unter jeder Kritik. Dieselbe ist eben, so wie in allen Armeen der Balkanstaaten, auch in Serbien die schwächste Waffe. — Die Artillerie, die früher stets die Musterwaffe des serbischen Heeres war, läßt jetzt Vieles zu wünschen übrig, besonders die Bespannung; die Ausbildung des Menschenmaterials dagegen ist eine leidlich gute. Der Niedergang der serbischen Artillerie ist auf das an den maßgebenden Stellen mißverstandene Schlagwort, daß die Haupt- und ausschlaggebende Waffe die Infanterie sei, zurückzuführen. Man hat in den letzten Jahren die Artillerie sehr vernachlässigt und die ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Infanterie zugewendet, die sich auch thatsächlich sehr bewährte. — Die Intendanz und Sanität, seit jeher Stiefkinder der serbischen Armee, haben auch diesmal versagt. — Das Offizierkorps

hat sich im Allgemeinen seiner Aufgabe gewachsen gezeigt. Ueber die Leistungsfähigkeit des Unteroffizierkorps ist dagegen wenig Befriedigendes zu sagen. E. v. K.

Kleine Mittheilungen.

— Die Befestigungen im Bosporus und in den Dardanellen. In einer Zeit, wo der Gang der Ereignisse in der Türkei die besondere Aufmerksamkeit der europäischen Mächte in Anspruch nimmt, ist es von Interesse, die Befestigungen in Augenschein zu nehmen, über die die Türken in den nach Konstantinopel führenden Wasserläufen, dem Bosporus und den Dardanellen, verfügen. Das Vertheidigungssystem dieser beiden Wege besteht theils in den Festungswerken am Bosporus nebst der sog. Cataldzabine, die Konstantinopel zur Landseite schützt, theils in den Befestigungen in der Straße der Dardanellen mit der sog. Bulairlinie, mittels der die Halbinsel Gallipoli abgesperrt wird.

Der Bosporus, der das Marmarameer mit dem Schwarzen Meer verbindet und von den Türken Kara Deniz Boghazy (Straße des Schwarzen Meeres) genannt wird, ist ein verhältnißmäßig enges Wasser, dessen Breite an der schmalsten Stelle, 3 km nordöstlich von Konstantinopel, nur 670 m beträgt. Am Schwarzen Meer ist der Bosporus 3700 m, am Marmarameer kaum 2000 m breit, seine Länge ist 30,5 km. Begrenzt wird er in seiner ganzen Ausdehnung von hohen Ufern, die auf der europäischen Seite, besonders in der Nähe des Schwarzen Meeres, so steil sind, daß man nur mit Schwierigkeit den Raum für die Festungswerke gewann. Die Strömung, deren Geschwindigkeit zwischen 1 m und 2,6 m in der Sekunde wechselt, geht vom Schwarzen Meer ins Marmarameer, so daß sie also für die aus ersterem kommenden Schiffe günstig ist.

Die Vertheidigungsmaßregeln bestehen in an beiden Ufern befindlichen Festungswerken, die nicht nur sämmtlich dicht unten am Wasser liegen, sondern auch den gemeinsamen Fehler haben, daß sie von den rückwärts liegenden Höhen zu beherrschen sind. Die Werke stammen aus verschiedenen Zeiten, die ältesten sind Ende des 14. Jahrhunderts gebaut. An der Küste des Schwarzen Meeres liegen in einem Abstand von 5 und 8 km von der Mündung des Bosporus die Forts Kilia auf der europäischen und Riva auf der asiatischen Seite. Jedes Fort hat vier Kruppsche 15 cm-Kanonen. Die Befestigungen im Sund selbst liegen alle nördlich von der erwähnten engsten Stelle. Auf der europäischen Seite giebt es 11 und auf der asiatischen 7 Werke. Aber nur einige davon haben wirklichen Werth und sind mit

modernen Geschützen versehen. Es sind dies: die Batterie Syratasch auf der europäischen und die Batterie Fil Burunu geradeüber auf der asiatischen Seite, 15 km nördlich von Konstantinopel. Erstgenannte Batterie ist völlig neu und mit einer 15 cm-Kanone, zwei 21 cm-Kanonen und drei 24 cm-Kanonen bestückt. Die letztgenannte Batterie hat drei 15 cm-Kanonen. Sodann die gleichfalls einander gegenüber liegenden, einige Kilometer südlich von den vorgenannten befindlichen Batterien Rumili-Kavak und Anadoli-Kavak, erstere mit fünf 24 cm- und zwei 35 cm-Kanonen, letztere mit vier 15 cm-, drei 21 cm- und vier 24 cm-Kanonen ausgerüstet. Ferner das Fort Madjar-Kalé auf der asiatischen Seite, 12 km nördlich von Konstantinopel, das die stärkste Befestigung am Bosporus bildet. Es hat zehn 15 cm-, fünf 24 cm-, drei 26 cm- und zwei 28 cm-Kanonen. Schließlich die Batterie Kiretsch-Kelle, auf der europäischen Seite, 8 km nördlich von Konstantinopel mit vier 15 cm-Kanonen. Die Leichtigkeit, mit der die Befestigungen am Bosporus von den umliegenden Höhen zu beherrschen sind, ist zu einem Ueberrumpelungsversuch von der Landseite her sehr einladend. Ein solcher könnte von einer Truppenstärke in Frage kommen, die an der Küste des Schwarzen Meeres gelandet wird oder einer landwärts in die Türkei eindringenden Armee angehört. Auf der asiatischen Seite ist aber gegen eine solche Möglichkeit keine Schutzmaßregel getroffen, wogegen auf der europäischen Seite die Landzunge, auf der Konstantinopel liegt, an einem sehr günstigen Punkt abgesperrt wird. Diese Vertheidigungslinie liegt etwa 40 km von der Hauptstadt und folgt dem Höhenzuge, der sich zwischen dem See Derkos und der Büjukbucht hinzieht. Diese beiden Gewässer bilden die Flankenstütze der 25 km langen Front, die ihren Namen nach der kleinen Stadt Cataldza erhielt. Mit dem Bau wurde während des russisch-türkischen Krieges 1877 begonnen, aber die provisorisch begonnenen Befestigungen waren bei Schluß des Krieges kaum zu einem Abschluß gekommen, und die Arbeiten wurden daher 1879 wieder aufgenommen. Diese Vertheidigungslinie umfaßt jetzt etwa 40 Schanzen und Batterien, sämmtlich provisorischer Art. Obwohl sie von der Natur sehr begünstigt wird, hat sie doch zwei große Mängel: die Befestigungen sind sehr schwach und die Front zu lang, sie erfordert etwa 100 000 Mann zu ihrer Vertheidigung.

Das größte Uebel in dem Vertheidigungssystem Konstantinopels ist aber das Fehlen von Befestigungen an der Küste des Schwarzen Meeres zwischen dem See Derkos und dem Festungswerk Kilia an der Mündung des Bosporus. Wenn die Schifffahrt auch in diesen Gewässern gefährlich ist, so gehört eine Landung doch nicht zu den Unmöglichkeiten, glückt sie aber, können sowohl die Cataldzalinie wie die Befestigungen am Bosporus im Rücken genommen werden. Zwar finden sich in der unmittelbaren Umgebung Konstantinopels verschiedene kleinere Befestigungen, aus der Zeit des Krieges von 1877 stammend, doch haben diese wohl nur einen äußerst geringen Werth.

Die Straße der Dardanellen, von den Türken Ak Deniz Boghazy (Straße des Weißen Meeres) genannt, die das Marmarameer mit dem Mittelländischen Meer verbindet, besteht aus zwei Gewässern, wovon das nordöstliche fast durch-

gehends 4 bis 5 km breit ist, während der südwestliche sich in der Nähe des Aegäischen Meeres mehr oder weniger buchtet. Dieser letztere Theil ist es, in dem sich die Befestigungen konzentriren, die aus zwei Gruppen bestehen.

Die äußere, die den Zweck hat den Einlauf selbst zu sichern, besteht auf der europäischen Seite aus der Feste Sedd-ul-Bahr und einer Batterie, und auf der asiatischen Seite aus der Feste Kum-Kalé und einer Batterie. Beide sind alten Datums, aber in den letzten Zeiten umgebaut. Alle haben moderne 15 bis 28 cm-Kanonen.

Der Einlauf, den diese Werke zu vertheidigen haben, ist 5 km breit, erweitert sich aber gleich bei der Mündung bis auf 7 km. Bei der Stadt und Feste Kalé-i-Sultanié (Tschanak-Kalessi) wird er auf einer Strecke von 7 km sehr eng, und in diesem Theil der Wasserstraße liegt die zweite und größere Gruppe von Befestigungen. An der schmalsten Stelle, die nur 1300 m beträgt, liegen auf der europäischen Seite ein größeres Fort, Namazié, in unmittelbarer Nähe der Feste Kilid-i-Bahr und zwei Batterien. Das Fort wird für sehr stark gehalten und ist mit 21 Geschützen von 21 bis 35 cm Kaliber bestückt. Alle drei Werke befinden sich dicht am Ufer. Um sie gegen die Landseite zu schützen, sind unlängst auf den umliegenden Höhen kleinere Befestigungen aufgeführt. Auf der asiatischen Seite liegen gleichfalls drei Forts, wovon sich das älteste bei der alten Feste Tschanak-Kalessi befindet. Die beiden übrigen liegen nördlich und südlich davon. Alle drei sind mit schweren Geschützen armirt.

Die ehemaligen Befestigungen Tschanak-Kalessi und Sedd-ul-Bahr sind die alten Dardanellen, von Muhamed II. gebaut. Die früheren Festungen Kilid-i-Bahr und Kum-Kalé bilden die neuen Dardanellen und wurden 1659 errichtet. Etwa 5 km nördlich von Tschanak-Kalessi macht die Wasserstraße eine starke Biegung gegen Nordost, und die Breite an dieser Stelle beträgt etwa 2000 m. Diese Stelle wird von einigen sehr veralteten Befestigungen sowie der einen und anderen modernen Erd-Batterie vertheidigt.

Die Festungswerke der Dardanellen wie des Bosporus haben fast alle eine ungünstige Lage, da sie von in der Nähe befindlichen Höhen beherrscht werden. Auf der europäischen Seite hat man, wie erwähnt, diesen Uebelstand durch Landbefestigungen zu heben gesucht. Noch wirksamer ist aber die Vertheidigungslinie, durch die die Halbinsel Gallipoli vollständig abgesperrt wird. Diese Linie ist unter Benutzung einer Reihe von Anhöhen geschaffen, die sich an der etwa 6 km breiten Landzunge an der Straße der Dardanellen bis zur Sarosbucht hinziehen und die eine natürliche Barriere bilden. Auf diesen Höhenstrecken sind die Befestigungen ausgeführt, die zum größten Theil aus der Zeit des Krimkrieges stammen. Sie wurden von englischen und französischen Ingenieuroffizieren ausgeführt. In der Mitte liegt die Bastion Sultanié, auf dem linken Flügel die Bastion Napoleon und auf dem rechten die Bastion Viktoria. Diese Werke sind durch einen 4 m breiten Graben mit einander verbunden, der sich auf beiden Seiten bis zum Meere fortsetzt. Auf den vorgelagerten Anhöhen und besonders rings um die Stadt Bulair

(Plajari) sind eine Reihe von Schanzen angelegt. Nach der Stadt Bulair hat diese Vertheidigungslinie ihren Namen erhalten.

— Gefechtsmasten und Gefechtsmarse. Die französischen Schiffbaukonstrukteure haben den ev. Ruhm, die Gefechtsthürme — Masten kann man diese Monstra nicht wohl nennen — erfunden und die von ihnen geleiteten oder entworfenen Bauten damit beglückt zu haben Wie es ganz natürlich und gewöhnlich ist, haben andere Marinen sich beeilt, dem Beispiel mehr oder weniger zu folgen, und so finden wir Gefechtsthürme in fast allen Marinen, aber — Frankreich stand und steht allen noch immer einen guten Schritt voran. Drei Masten mit je drei Marsen! — so weit war die Sache gediehen, dann ging man auf zwei Masten mit je drei Marsen herab, aber diese Masten blieben wahre Ungethüme, und die erste armirte Mars wurde gepanzert und durch Kuppel geschützt wie ein Barbettthurm mit den Hauptgeschützen. Ueber den Werth der Marsarmirung habe ich mir erlaubt, meine Ansichten vor Jahren darzulegen,*) und hatte die hohe Genugthuung, den Artikel von den angesehensten Marine-Fachblättern des In- und Auslandes wiedergegeben zu sehen, und zwar mit allerlei günstigen Bemerkungen. Genützt scheint er aber nicht viel zu haben. Man ist bei dem Russen „Tri Swiatitelja" (drei Heilige), der 1893 zu Nicolajew ablief, auf einer ungeahnten Höhe der Situation der Marsarmirung angelangt, d. h. vorläufig, und man darf gespannt darauf sein, ob diese Bauten noch mehr wachsen werden, bezw. ob sich noch Konstrukteure finden, die die Verantwortung dafür tragen wollen.

Man kann allerdings sagen: „In der Yalu-Schlacht hatten viele Schiffe, namentlich auch die chinesischen Panzer ‚Ting-Yuen' und ‚Chen-Yuen', Gefechtsmasten, und kein einziger ist umgefallen." — Sehr richtig, aber es steht auch fest, daß verschiedene nahe am Umfallen waren, und daß sie nicht gefallen sind, beweist doch noch lange nicht die Nothwendigkeit ihres Vorhandenseins. Was hat denn die Artillerie der Marsen in der Yalu-Schlacht geleistet? — Davon ist nichts bekannt geworden — wahrscheinlich garnichts. Und deshalb schleppt das Schiff diese weithin sichtbaren schweren Dinger mit sich herum, weil sie nichts nützen?! —

Die „Tri Swiatitelja" also trägt in ihren unteren geschützten Marsen je zehn — schreibe zehn — 3,7 cm-Hotchkiß-Revolvergeschütze, von welcher Sorte das Schiff zweiundvierzig überhaupt erhalten soll. Was man mit dem Hagel der Geschosse dieser Geschütze, wozu noch die Geschosse von zehn 4,7 cm-Schnellladern gerechnet werden können, einem gleichaltrigen feindlichen Schlachtschiff gegenüber eigentlich bezwecken will, ist augenscheinlich unklar. Menschen werden auf dem andern Schiff nicht sichtbar sein, die vitalen Theile und die Geschützbedienungen sind heute derartig geschützt, daß der Effekt der 4,7 und 3,7 cm-Geschosse ein solcher ist, als wenn man mit Knallerbsen gegen eine Fensterscheibe wirft. Dagegen liegen die Marse in so beängstigender Nähe der beiden Schlote, und zwar ein wenig

*) Neue Militärische Blätter: „In den Marsen moderner Schlachtschiffe und Kreuzer." Jahrgang 1892.

niedriger als die Mündung derselben, daß man die Besatzung eines Marses als sicher ausgeräuchert oder erstickt anrechnen muß, bevor das Schiff zur Aktion kommt. Die ganze Schnelllade-Artillerie kleiner Kaliber hat lediglich den Zweck, heute, wo menschliche Wesen nicht sichtbar sind, den Angriff von Torpedobooten zurückzuweisen, und einzig nach diesem Gesichtspunkt hat ihre Aufstellung und ihre Anzahl bemessen zu werden. Die Marsarmirung wird bei solchen Angriffen weniger leisten, als die auf der Reeling oder sonstwo installirten Geschütze.

Es könnte nun angenommen werden, ich sei ein Gegner der Gefechtsmasten und der armirten Marse überhaupt. Gott bewahre! — Der stählerne Gefechtsmast als Ventilator, meinetwegen so dick, daß die Kommunikation im Innern und die Geschoßaufzüge Platz finden, mag bleiben, obgleich ich nicht einsehen kann, was die Treppen für ungeheure Vortheile bieten sollen. Ein Geschoß kleinen Kalibers durchschlägt die Blechwände, der etwa innerhalb befindliche Mann ist demnach ebenso gefährdet, als wenn er außen aufentert. Der sechs Mann Marsbesatzung wegen diese dicken Thürme zu bauen, wird Jedermann für höchst pimplich halten, und wenn diese sechs Mann — ich komme auf die Zahl noch zurück — ausgeräuchert werden, so steht die ganze mächtige Maschinerie nicht nur unthätig da, sondern sie bildet eine ganz gewaltige Gefahr für das Schiff, weil sie jeden Augenblick zusammengeschossen werden kann. — Der Gefechtsmast aus Stahl soll aber meinetwegen auch recht dick bleiben, da er zur Installation der Scheinwerfer und vor allen Dingen zur Signalisirung gewissermaßen nöthig ist. Auch gegen die armirten Marse bin ich durchaus nicht prinzipiell. Gewiß kann es Fälle geben, bei welchen sie sehr gute Dienste leisten können, wenngleich sie in ihren Leistungen wohl immer überschätzt werden. Nehmen wir einmal die Yalu-Schlacht. „Ting-Yuen" und „Chen-Yuen" hatten ihre Hauptartillerie, je vier 30,5 cm-Hinterlader, in je zwei Barbettthürmen ohne Stahlkuppeln. Die Bedienungsmannschaft dieser Geschütze war also nicht gedeckt. Von den Japanern hatten fast alle Schiffe armirte Marse. Nun sollte man doch annehmen, daß es der feindlichen Marsartillerie ein Leichtes gewesen wäre, die Bedienung dieser freistehenden, über Bank feuernden Geschütze aus ihrer erhöhten Position im Nu und dauernd ganz unmöglich zu machen, namentlich da diese beiden Chinesen die Hauptangriffsziele bildeten. Das ist aber keineswegs geschehen. — Weshalb nicht? — Weil die Ueberhöhung auf 2000 bis 3000 m eine so unwesentliche ist, daß sie nicht genügt, um gehörigen Einblick in die Thürme zu schaffen, und weil andererseits aus dominirenden Stellungen schlecht geschossen wird. Man mache sich einmal klar, welchen Einfluß auf 3000 m eine um, sagen wir 5 m höhere Geschützinstallirung so kleiner Kaliber haben kann, und man wird zugeben, daß die Vortheile, welche einige 3,7 cm- oder meinetwegen 4,7 cm-, in solcher Position nicht derartige sind, daß man sie durch Aufstellung von zwei solchen Riesenthürmen erkaufen darf.

Eine armirte Mars mit zwei 3,7 cm-Revolverkanonen oder Maxim- oder Nordenfeld- ꝛc. Geschützen, auch mit Schilden, kann man sich gefallen lassen, aber eine Panzerkasematte mit zehn solchen Geschützen nicht. Beim „Ting-Yuen" waren

Fockmast wie Großmast, ersterer im Zwischendeck, letzterer 12 cm oberhalb des Hauptdecks, halb durchschossen. Wären beide Masten, die jedoch nicht annähernd die Dimensionen der heute in Frankreich beliebten besitzen, umgefallen, so hätte man viel aus der Katastrophe lernen können, der „Ting-Yuen" wäre aber kaum mehr gefechtsfähig gewesen, wie er es, trotz erhaltener 159 Treffer, worunter vier 32 cm-Granaten, noch immer war.

Ich trete also für den Stahlmast mit Scheinwerfer und Signalarm ein und, wenn man durchaus will, auch für einen leichten, mit zwei leichten Geschützen armirten Mars, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es noch dazu kommen wird, der geliebten Marsartillerie den Garaus zu machen, denn — die Sucht zu „überhöhen" ist durchaus keine moderne Genialität, sondern ist uralt und zeigt sich bei den Schiffen der Karthager, Römer und Griechen in Form von Thürmen und Mastkörben, wie namentlich auch bei den Vorder- und riesigen Hinteraufbauten der Schiffe des Mittelalters. Von dieser „Ueberhöhung" war man zum Glück abgekommen, jetzt taucht sie wieder auf, und am liebsten möchte Mancher 15 cm-Schnelllader auf Plattformen in die Mastspitze stellen.

Der Grund zu der Hoffnung, daß man den Thürmen den Krieg erklärt, liegt in Bemerkungen, die sich an Bauten in neuester Zeit machen lassen. Frankreichs Konstrukteure waren in ihrer Liebhaberei glücklich so weit gegangen, daß sie womöglich jedem Kanonenboot einen oder gar einige Thürme geben wollten, wie sie allerdings ein 10 000 t-Schiff tragen kann. So erhielt „Friant", abgelaufen zu Brest am 17. April 1893, rund 3700 t groß, zwei Thürme, einen mit zwei, den andern, achter, mit drei Marsen, und — jetzt werden diese Thürme durch zwei Militärmasten ohne armirte Marse ersetzt, d. h. durch zwei einfache Signal-Pfahlmasten.*)

Man hat schweren Herzens auf die vier 4,7 cm-Schnelllader verzichtet, die man aufzustellen gedachte, d. h. eine schwerere Marsartillerie, als sie z. B. die Schiffe der englischen Admiralsklasse führen.**) Ferner hat das Schlachtschiff „Hoche", deren Stabilitätsverhältnisse nicht die besten waren, zu Brest Umbauten unterzogen werden müssen. Um das Schiff zu erleichtern, beraubte man es eines Theiles seiner mächtigen Aufbauten und kam auf den nahe liegenden Gedanken daß die Thürme mit ihren schweren Marsen bei Kreuzungen gewaltig zu Ungunsten der Stabilität mitwirken müßten, und daher — nahm man einen Thurm weg, sodaß wir das Flaggschiff des französischen Geschwaders zu Kiel nur mit einem Thurm behaftet erblickten.

England, das in Bezug auf Schiffbauten sehr aufmerksam zu Frankreich hinüberblickt, hat den Wettlauf um die Größe der Thürme nicht mitgemacht. Seine

---

*) „Deutsche Marine-Rundschau" April 1895.

**) Höchst belustigend schreibt „Deutsche Heereszeitung" den 17. April 1895: „Es ist noch eine offene Frage, ob man nicht zur — Entfernung der Schornsteine wird schreiten müssen." — Ein Dampfer ohne Schornsteine! Es sollen die Schloote des „Friant" nach Vorschlag um 1,5 m verkürzt werden. D. Verf.

„Admiral"-, „Trafalger"- und „Victoria"-Klasse erhielt einen Gefechtsmast mit ein bis zwei armirten Marsen; die Klasse „Royal Sovereign" bekam zwei Masten mit je einem Geschützmars. Die Kreuzer der „Edgar"- wie der „Apollo"-Klasse haben Pfahlmasten ohne Gefechtsmarse — also hier gerade das Gegentheil der französischen Bemastung. Englands Konstrukteure wurden seit langer Zeit als den französischen unterlegen, als schwerfälliger hingestellt. Nun, sie haben durch die Thatsachen derartig Genugthuung erhalten, daß nur absolute Unwissenheit oder Verbissenheit heute das noch behaupten wird. Dem guten „Royal Sovereigns" stehen die Frischbauten „Hoche", „Magenta" und „Brennus" gegenüber. Das vielgerühmte französische Vierthurmsystem ist bei den neuesten Schiffen Klasse „St. Louis" verworfen und muß dem alten englischen Zweithurmsystem weichen. Der Panzerkreuzer „Dupuis de Lôme", zahlreiche geschützte Kreuzer u. s. w. haben unendliche Zeit zu ihrer endgiltigen Fertigstellung gebraucht, und mit „Hoche" und „Friant" ist der Anfang gemacht, die abnormen Formen auf ein vernünftiges Maß zu reduziren. Hoffentlich gedenkt Deutschland nicht beim Bau seiner neuen Kreuzer den bisherigen Ansichten der Franzosen über den Werth solcher Thürme zu folgen, und erfreulicherweise finden sich immer mehr Gegner dieser Dinger, während man noch vor drei Jahren dermaßen von ihnen entzückt war, daß man darauf sann, sie mit allem zu Gebote stehenden Geist noch größer, dicker, unschöner und vor Allem schwerer zu machen, sodaß es fast Wunder nehmen muß, daß nicht irgend Wer auf den genialen Gedanken gekommen ist, die Wände aus Nickelstahl-Panzerplatten von 10 cm zu konstruiren, dann wäre doch die Marsbemannung, für die man in so liebevoller Weise besorgt ist, wenigstens vor den Treffern der Brisanzgranaten einigermaßen sicher.

Es hat in der That den Anschein, als wolle man mit den Thürmen, die man nicht monströs genug bekommen konnte, ganz plötzlich, und das gründlichst, brechen, denn auch „Davoust" und „Kean Bart" sollen wie „Friant" entmastet werden. Da man von „Jean Bart" behauptet, daß er in See vorzüglich stehe, kann diese Maßnahme nur darauf zurückgeführt werden, daß man die „Mastenthürme" als nachtheilig für das Gefecht ansieht, andererseits verhindern will, daß die Franzosen als solche schon auf weite Entfernung sich kenntlich machen.

— Von den berüchtigten Krafftschen Pamphleten „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend" sollen Uebersetzungen in das Französische vorbereitet werden. Dann werden ja die Franzosen endlich über den wahren Werth unseres Offizierkorps und die wahren Gefühle, von denen unser Heer beseelt ist, dank der Ehrlichkeit des verdienstvollen Verfassers, aufgeklärt werden! Welcher Stolz muß die Brust des ehemaligen Offiziers und edlen Patrioten darüber schwellen machen.

— Das zusammenlegbare Fahrrad. Bei der Mitte Dezember im Industriepalast eröffneten 3. Jahres-Ausstellung für Radsport (Salon du Cycle) erfuhr das zusammenlegbare Fahrrad des Capitaines Gérard die allgemeinste Beachtung, obwohl in der Ausstellung wohl schon ein halbes Dutzend verschiedener Modelle dieser neuen Erfindung vorhanden waren, die im vorigen Jahr nur durch

eine Maschine vor Augen geführt wurde. Vorläufig scheint das Gérardsche Fahrrad in der That noch das beste und vollkommenste zu sein; interessant war die Vorführung der verschiedenen Zwecke, denen das Rad dienen und die verschiedene Art, in der es behandelt werden konnte, wobei die Soldaten in den Stellungen, die sie dabei einzunehmen hatten, durch Puppen in Uniform dargestellt waren. Auch die bei dem Manöver des II. Korps zur praktischen Verwendung gekommenen 22 Räder waren behufs Prüfung ihres Zustandes nach der starken Benutzung (durchschnittlich gegen 6000 km) ausgestellt.

Uebrigens soll Capitaine Gérard unausgesetzt noch an der weiteren Vervollkommnung seiner Erfindung arbeiten und augenblicklich eine Vorrichtung planen, die auf einfache Art eine Verkoppelung mehrerer Maschinen nebeneinander ermöglicht.

(„Revue du Cercle Militaire.")

— Nicht weich und federnd genug kann, wie es alle Radfahrer wissen, der Sattel des Rades beschaffen sein, und werden deshalb auch von allen Seiten Versuche angestellt, um einen möglichst bequemen Sattel, der allen Ansprüchen genügt, herzustellen. Einen Beweis hierfür liefert ein von H. und F. Mesinger erfundener Sattel, der, auf einer Feder ruhend, am vorderen Ende derselben einen Stift oder eine Schraube und an seinem hinteren Ende eine mit der Feder fest verbundene Sattelbugplatte besitzt, nach welcher sich der aus Längs- und Querstreifen bestehende Rohrsitz strahlenförmig von der vorderen Schraube erstreckt. Die Längsstreifen sind mit ihrem hinteren Ende an der Sattelbugplatte und mit ihrem vorderen an der Schraube oder dem Stift befestigt. Dieser Sattel kann sehr billig hergestellt werden, erlaubt infolge des offenen Sitzes eine gute Luftzirkulation und ist genügend elastisch, um einen sehr bequemen Sitz zu bieten.

Eine neue sehr wirkungsvolle Fahrradbremse ist von Richard T. Addy erfunden worden. Dieselbe soll ihre Funktion ohne Beschädigung des Pneumatikreifens vollführen. Die Konstruktion der Bremse ist folgende. An der Lenkstange befindet sich der bekannte Hebel mit der am Steuerrohr entlanglaufenden Stange, die hier auf einen am Steuerrohr angebrachten Winkel-Hebel einwirkt, der mit der eigentlichen, unten am Sattelstützrohr befestigten Bremsvorrichtung durch eine Stange verbunden ist. Die Bremsvorrichtung selbst besteht aus einem zweiarmigen Hebel, dessen nach unten gehender Schenkel zu einem Gehäuse ausgebildet ist, welches eine Rolle aus Gummi oder einem andern geeigneten elastischen Material umschließt. Die Bremse wirkt auf das Hinterrad und befindet sich im normalen Zustande außer Kontakt mit demselben. Durch einen Druck auf den an der Lenkstange sitzenden Hebel wird die Bremse gegen das Hinterrad gedrückt und bringt dasselbe, ohne daß es beschädigt wird, weil ja die Gummirolle auf dem Reifen rollt, zum Stehen.

— Ein vollständig explodirender Sprengstoff aus einer Verbindung von salpetersaurem Ammon mit Harzen, Paraffin u. s. w. war bisher noch nicht bekannt. Erfahrungsgemäß leiden Sprengstoffe, die obige Substanzen enthalten, an dem Uebelstande, daß die eingeleitete Explosion sich nicht mit genügender Sicherheit ganzen Sprengstoffmassen mittheilt. Nach einer Erfindung von Wagner in

Berlin soll nun eine vollständige Explosion derartiger Sprengstoffe dadurch gesichert werden, daß man, entgegen dem bisherigen Usus, die Salpetertheilchen nicht völlig mit dem Harze, Paraffin u. s. w. umhüllt, sondern es werden Salpeter und Harz (getrennt oder vermischt) in feines Pulver übergeführt und nach gründlicher Durchmischung nur bis zum beginnenden Schmelzen des Harzes erwärmt.

— Einen neuen praktischen Apparat, einen stereoskopischen Entfernungsmesser hat Carl Zeiß erfunden. In die Okulare eines Doppelfernrohrs sind Skalen von solcher Art eingesetzt, daß sie beim binokularen Sehen das stereoskopische Bild einer in die Tiefe gehenden Reihe von Marken erzeugen, welche vom Beobachter in bestimmten Entfernungen abstehen und in das Raumbild des durch das Doppelfernrohr gesehenen Geländes hineingepflanzt erscheinen, so daß die Entfernung durch Einordnung des Zieles zwischen zwei Marken der Skala zu finden ist. Statt der Skala kann in die Okulare auch je eine einfache Strich- oder Fadenmarke eingesetzt werden. In dem einen Okular steht diese Marke dann fest, während die andere eine meßbare Verschiebung durch eine Mikrometervorrichtung in der Art erfährt, daß bei der binokularen Betrachtung in das Gelände eine Entfernungsmarke hineingepflanzt erscheint, deren jeweiliger Stand an dem Mikrometer bestimmbar ist und den Abstand des Zieles vom Beobachter ergiebt.

(Mitgetheilt vom Patent- und technischen Bureau von Richard Lüders in Görlitz.)

Literatur.

Studie über die kriegsmäßige Ausbildung der Feldartillerie. Von v. Reichenau, Oberst. Preis geheftet Mk. 2,75, fein gebunden Mk. 3,75. Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn.

In artilleristischen Kreisen begegnet man heute vielfach der Ansicht, daß das seit Jahren in Gebrauch befindliche Ausbildungssystem der Feldartillerie den hohen Forderungen des neuen Exerzir-Reglements nicht mehr in genügendem Maße gerecht zu werden vermag und daß deshalb ein Ausbildungssystem angestrebt werden muß, welches dem Bedürfniß der Waffe besser entspricht. In dem soeben erschienenen Buche, dessen Inhalt in einem besonderen Aufsatze dieses Heftes eingehende Würdigung findet, werden von einem hervorragenden Kenner der artilleristischen Waffe

[illegible] ...ungszweige der Feldartillerie einer kritischen Betrachtung unterzogen [illegible] greifbare Vorschläge gemacht, wie diesen vorhandenen Mängeln abge-[illegible] werden kann. Besonders hat auch das jetzige, in hohem Maße verbesserungs-[illegible] Unterrichtssystem eine eingehende Erörterung erfahren. Es erscheint [illegible], überall und sogleich in eine praktische Prüfung der hier enthaltenen Vorschläge einzutreten, da eine solche im Grunde gegen höhere Verfügungen nicht verstößt. Das vorliegende Buch ist aus der Praxis und für die Praxis geschrieben und berührt in eingehender Weise das Wirkungsgebiet aller in der Truppenausbildung thätigen Offiziere. Das Buch wird daher den Offizieren aller Grade eine sehr kräftige und vielfältige Anregung bieten.

Kurzgefaßte Vaterländische Geschichte für den preußischen Soldaten. Von Paul von Schmidt, General-Major z. D. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 33 Abbildungen (Bildnissen und Schlacht-Szenen) und 11 Vollbildern nach Ad. Menzel, A. v. Werner, W. Camphausen, Bleibtreu, C. Hünten, L. Burger, Rocholl u. A. Preise: Einzeln à 75 Pf. Von 10 Exempl. an à 65 Pf. Von 20 Exempl. an à 55 Pf. Von 50 Exempl. an à 50 Pf. Von 100 Exempl. an à 40 Pf. In Pappband à 15 Pf. mehr Berlin 1895. Liebel'sche Buchhandlung.

Wir begrüßen in dem vorliegenden Buche einen alten Freund, dem wir bei seinem ersten Erscheinen die besten Wünsche mit auf den Weg geben konnten. Der in Text und Bilderschmuck freigebig erweiterte Inhalt der zweiten Auflage wird sicherlich den Wunsch des Verfassers erfüllen, „daß seine Arbeit sich nützlich erweisen möge für die Belebung vaterländischer und königstreuer Gesinnung". Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung, die der beispiellos billige Preis wesentlich erleichtert. L.

Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71. Von Carl Tanera, Hauptmann a. D. Illustrirt von Ernst Zimmer. München. C. H. Beck'scher Verlag (Oskar Beck).

Ein alter liebgewonnener Bekannter, der zur Feier der 25 jährigen Wiederkehr jener herrlichen Tage von 1870/71 ein neues Festkleid angelegt hat, da er mit gediegenen Illustrationen geschmückt erscheint. Das Werk wird in 22 Lieferungen zu je 50 Pf. herausgegeben und liegt jetzt vollständig vor.

Wir haben bereits früher auf die kleine Oktav-Ausgabe ohne Illustrationen hingewiesen und können nunmehr allen Patrioten, gleichviel ob Militärs oder nicht diese der großen Zeit würdig ausgestatteten Jubel-Ausgabe dringend empfehlen. Der Verfasser, der als junger Offizier mit dem bayerischen 1. Jägerbataillon in den Krieg gezogen war, schildert in lebhafter, packender Weise seine Erlebnisse. Sein Beobachtungskreis war um so größer, als er als Ordonnanzoffizier dauernd im Mittelpunkt der kriegerischen Operationen stand. Ernst und Humor kommen

zur besten Geltung und liefern wahrheitsgetreue, anschauliche Schilderungen jener denkwürdigen Zeit, die wohl geeignet sind die Herzen der Leser in patriotischem Stolze höher schlagen zu lassen.

Taktische Betrachtungen über den Festungsangriff und die permanente Fortifikation der Gegenwart. Eine Studie von Paul von Rehm, k. k. Hauptmann des Artillerie-Stabes. Wien und Leipzig 1895. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. Preis 1,70 Mk.

Zuerst eine kurze und klare Erörterung der wesentlichsten Aufgaben der Festungsartillerie im Angriffe; — im zweiten Theil die taktischen Untersuchungen über den Festungsangriff und die gegenwärtige permanente Fortifikation und zwar umfassend die taktische Würdigung des Kampfobjektes; die beiden Angriffsarten nach Vauban und General-Lieutenant von Sauer; die Würdigung des sogenannten modernen Angriffes; Vorschläge, welche den Festungsangriff zu stärken vermögen, — endlich eine kurze Betrachtung der gegenwärtigen Fortstypen.

„Die beste Deckung liegt in der eigenen Wirkung. Diese durch ihren Schutz zu erhöhen, um das Kraftbewußtsein der Artillerie zu steigern, darf einzig und allein nur Ziel und Zweck der Fortifikation sein!“

Sehr richtig! — Wir können der Schrift nur unsere Anerkennung aussprechen.

Die Kämpfe bei Slivnica am 17., 18. 19. November 1885. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Regenspursky, K. u. K. Oberst. Wie . Seidel u. Sohn. 1895. gr. 8. 179 Seiten.

Die vorliegende Schrift hält mehr, als sie verspricht, da sie nicht nur eine vorzügliche Darstellung der dreitägigen Kämpfe bei Slivnica liefert, sondern auch den politischen Hintergrund scharf zeichnet, auf welchem die Gefechte sich abheben. Nach der politischen Orientirung beleuchtet der Verfasser die strategische Lage der Gegner, bis die Fühlung der Streitkräfte eintrat. Das Buch stützt sich auf neuerdings erschlossene serbische und bulgarische Quellen, auf eingehende, durch Oberst Regenspursky vollzogene Rekognoszirung des Schlachtenterrains, wie endlich auf mündliche Erläuterungen des Fürsten Alexander. Die Beurtheilungen der jeweiligen Situationen, die Führung der Armeen durch König Milan auf der einen, Fürsten Alexander auf der anderen Seite, Ausführung der angeordneten Maßnahmen sind scharfsinnig und die Schlußfolgerungen lehrreich. Fünf Textskizzen und acht, das Werk begleitende Karten erleichtern das Studium; die letzteren, das ist der einzige Tadel, den wir aussprechen müssen, lassen zu wünschen übrig, und es ist namentlich die Uebersichtskarte (Blatt 4) alles andere eher denn übersichtlich. Wir empfehlen das von der Verlagshandlung in Druck und Papier bestens ausgestattete Buch, in dem der Autor dem Fürsten Alexander und seinen tapferen Truppen ein würdiges Denkmal setzt, allen, die an der politischen und militärischen Entwicklung der Staaten auf der Balkanhalbinsel Interesse nehmen. In keiner Militärbibliothek aber sollten „die Kämpfe bei Slivnica“ fehlen. D. W.

[illegible] Festgeschenken, welche uns der 80. Geburtstag [illegible] nimmt u. A. das neueste Heft der illustrirten [illegible] rerium" (Dresden) einen hervorragenden Platz ein. [illegible] Federn über „Menzel als Künstler" und „Menzel [illegible] Verbindung mit elf charakteristischen Abbildungen in [illegible] ...enden Begriff von dem unvergänglichen Lebenswerk [illegible] ein künstlerischer Bismarck — dem deutschen Volke eine [illegible] geschaffen hat, eine urgesunde, solide, ehrliche und wahr- [illegible] und von der schmeichlerischen Lüge befreite Kunst, welche [illegible] in der Wahrheit der Natur sucht und findet. Neben [illegible] Schriftsteller — wir nennen nur die Namen: Lindau, [illegible] A. v. Hedenstjerna — enthält das erwähnte Heft wie all- [illegible] ...nden Führer durch den Weihnachtsbüchermarkt, und auch die [illegible] erscheinende Familienzeitschrift „Heimchen am Herd" empfehlen [illegible] Familienlektüre angelegentlichst.

[illegible] an jene ewig unvergeßliche ruhmvolle Zeit, da vor 25 Jahren [illegible] deutschen Armeen Deutschlands Einheit erkämpften, wird die be- [illegible] Verlagsbuchhandlung von Max Babenzien in Rathenow ein Sammel- [illegible] Titel:

[illegible] Ruhmestage 1870/71.

[illegible] von „Mitstreitern" herausgeben, von welchem uns die erste [illegible] Besprechung vorliegt. Unzählig sind die Geschichtswerke, die den [illegible] Feldzüge behandeln, — und wo so berufene Federn, wie u. A. [illegible] Moltke, auf das Eingehendste den Siegeslauf der deutschen Heere [illegible] haben, wäre es ein nutzloses Beginnen, jenen ein neues hinzufügen zu [illegible] Doch selten sind die Schriften, die das Leben und Treiben im Felde, [illegible] und Freuden des Krieges der gegenwärtigen Generation vor Augen [illegible] den Theilnehmern jener Zeit in Erinnerung bringen. Ein solches Werk [illegible] vorliegende, welches den ganz besonderen Vorzug hat, daß die Mitstreiter [illegible] wirklich ungeschminkte Selbsterlebnisse zum Besten geben. Das uns [illegible] erste Heft beginnt mit den Erinnerungen von Karl Gotthilf, der die [illegible] erlebten heiteren und ernsten Episoden zu einzelnen Genrebildchen zu- [illegible] Das ganze Werk, das in 35 bis 40 drei Bogen umfassenden vierzehn- [illegible] Lieferungen à 40 Pfg. erscheint, wird nicht nur den damaligen Zeit- [illegible] sondern allen denen, die des Königs Rock zu tragen die Ehre hatten, [illegible] Lektüre bieten, und sei darum zur Anschaffung angelegentlichst em- [illegible] Bestellungen werden durch jede Buchhandlung entgegengenommen.

[illegible] Konversations-Lexikon, Band X.

[illegible] erschienene 10. Band zeigt wiederum alle die glänzenden Vorzüge, [illegible] an diesem musterhaften Werke von Anfang an zu rühmen hatte. Auf

1060 Seiten Text, mit Unterstützung von etwa 360 Textbildern und einer reichen Anzahl von Plänen, Karten und Bildertafeln, bringt auch dieser Band innerhalb der Stichworte: „Kaustik bis Langenau" eine Fülle zeitgemäßen praktischen Wissens zur Darstellung. Seinen Inhalt kennzeichnen eine Anzahl wichtiger Beiträge von aktuellem Interesse, als „Kommunismus", „Kolonien" (mit Karten), „Konsulatswesen"; aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft die umfassenden Arbeiten über Kriminalität. Der Geschichtswissenschaft ist ein ganz neuer Artikel über Koalitionskriege gewidmet. Die Arbeit hat neben ihrem wissenschaftlichen Gehalt noch insofern weitergehende Bedeutung, als sie in der vorliegenden Form ganz neu im „Meyer" erscheint und das verstreute historische Material zu einem Ganzen in übersichtlicher Darstellung vereinigt. Die geographisch-geschichtlichen Artikel „Kolumbien", „Kongo", „Kongostaat", „Kordilleren", „Korea" glänzen auch in dem neuen Band durch musterhafte Bearbeitung und weise Beschränkung des gewaltigen Stoffes auf den Kern des absolut Wissenswerthen. Als eine hervorragende lexikographische Leistung erweist sich der Artikel „Landkarten" mit instruktiver Beilage „Landkartendarstellung". Neben dieser Artikelreihe kommt die Landwirthschaft zu ihrem Recht, die sich sowohl unter ihrem Stichwort als auch unter den sich an das letztere anschließenden Zusammensetzungen einer ausgezeichneten Darstellung durch eine Autorität ersten Ranges erfreut. Zahlreich vertreten sind auch die hygienischen und medizinischen Themata, darunter Kriegssanitätswesen (mit 2 Tafeln). Fragen von einschneidendstem öffentlichen Interesse in vollster Wissenschaftlichkeit und doch gemeinverständlich erörtern. Die Bearbeitung der kunstgewerblichen und technischen Artikel ist im „Meyer" von jeher die denkbar beste gewesen. Es genügt daher, darauf hinzuweisen, daß auch die Arbeiten über Keramik (mit instruktiver farbiger Tafel), Kunstwissenschaft, Kupferstecherkunst, Kleinkraftmaschinen, Kochherde und Kochmaschinen (mit neuer reichhaltiger Tafel), Kühlapparate, Lampen (mit Tafel) ꝛc. bis zu dem neusten Stand fortgeführt sind.

Unbedingte Anerkennung verdient ohne Zweifel der Bilderschmuck. Ist es im allgemeinen zeitgemäß, nicht bloß der Pädagogik, dem Wort durch das Bild, der abstrakten Darstellung durch Anschauungsmaterial zu Hilfe zu kommen, so hat Meyers Konversations-Lexikon nun noch in die bildliche Darstellung überall da, wo es thunlich erschien, das Prinzip der historischen Entwicklung hineingetragen und ist damit bestrebt, durch Versinnbildlichung des Werdeprozesses der dargestellten Dinge nach großen Gesichtspunkten deren heutiges Sein erst ganz verstehen zu lehren und lange textliche Erörterungen überflüssig zu machen. Fast über jedes Bild des Meyerschen Konversations-Lexikons wäre etwas Neues und Gutes zu sagen, doch wollen wir uns begnügen, aus dem Bilderschatz des zehnten Bandes außer den oben angeführten Illustrationen noch der Sondertafeln in Farbendruck „Kirschen", „unterseeische Korallenlandschaft", „Köstüme", „Landsknechte" und der kartographischen Beigaben „Karte vom Kieler Hafen". „Kleinasien" (neu) als wirkliche Meisterwerke der heutigen Illustrationstechnik lobend zu gedenken.

Geschichte des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39 während der ersten fünfundsiebenzig Jahre seines Bestehens, 1818 bis 1893. Im Auftrage bearbeitet von W. Rintelen, Hauptmann. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin 1893. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 12,50 Mark.

Eine in der äußeren Erscheinung stattliche, ihrem Inhalte nach wohlgelungene, an vielen Stellen das Herz des Lesers packende Geschichte, die von den schönen Friedensjahren des Regiments am Rhein, nicht minder von den herrlichen Kriegs- und Siegesjahren treu und lebhaft erzählt. Gravelotte und Spichern bilden den Höhepunkt der Darstellung, die in der Beschreibung des erhebenden Stiftungsfestes des Regiments anno 1893 gar schön ausklingt.

Möge ein gnädiges Geschick fernerhin mit den tapferen Niederrheinischen Füsilieren sein! 128.

Deutsche Kriegertugend in alter und neuer Zeit. Der Jugend und dem Heere gewidmet von Paul v. Schmidt, Generalmajor z. D. Berlin 1894. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. Preis: 2,50 Mark, in Partien 2,10 Mark.

Eine prächtige Schrift für unsere deutsche Jugend, unsere Soldaten, — in der die Gabe echt volksthümlicher Darstellung des Herrn Verfassers wieder glänzend zu Tage tritt. Wir empfehlen die Beschaffung unsern Hauptleuten und Subalternoffizieren, auf deren Schultern zuerst und zumeist die schwere, aber schöne und dankbare Aufgabe der Erziehung unserer Mannschaften ruht: sie finden eine Fülle von Anregung, von Beispielen, — in trefflichster Zubereitung, für die Pflichtenlehre. 6.

Anleitung zum Unterricht über den Fahneneid, Kriegsartikel und Berufspflichten. Von v. Estorff, Hauptmann. Zweite Auflage. Berlin 1894. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung; sodann:

Die Kriegsartikel. Besprechung und Erläuterung derselben nebst einer Anleitung für den Unterricht. Von S. K., Hauptmann. Berlin 1894. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung zu Berlin. Preis 1 Mark.

Mehr als jemals gewinnt der Unterricht, den über Kriegsartikel, Eid und Pflichten der Offizier seinen Mannschaften zu ertheilen hat, an Bedeutung, unendlich viel wird für Krieg und Frieden hinfort davon abhängen, inwieweit es gelungen sein wird, den Geist und das Herz unserer Soldaten wirklich berührt und geformt zu haben. Solcher Unterricht wird, zumal von dem jungen Offizier, nicht „aus dem Aermel geschüttelt“, eingehende Vorbereitung ist nöthig. Beide genannten Schriften gewährleisten ihm eine solche, sie sind, jede in ihrer Weise, gediegen und interessant, — sie können beide dem Rath und Belehrung Suchenden empfohlen werden. 128

Aus der Praxis für die Praxis. Exerzirhülfen für die Einzelausbildung und das Exerziren im Trupp. Für jüngere Vorgesetzte aller Waffengattungen. Von Hilken, Hauptmann z. D. Berlin 1894. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. Preis 75 Pfg.

Wenn wir auch nicht mit Allem einverstanden sind, was da in reichlicher Fülle über das Exerziren an praktischer Belehrung, an Winken, Behelfen, Fingerzeigen geboten ist; — wenn wir auch über die Bedeutung des „Drills“ eine nicht unwesentlich abweichende Meinung von der seinigen haben: wir können uns nur freuen, das Büchlein von unseren jüngeren Offizieren recht eifrig studirt zu sehen, denn das Wesen der Sache, die Mittel zum Zwecke werden dem Leser klarer, — seine Unterrichtsmethode wird geformt und gefördert und durch intensiven Betrieb des Exerzirens wird er kostbare Zeit ersparen für — andere Zwecke! 7.

Bibliotheca historico-militaris. Systematische Uebersicht der Erscheinungen aller Sprachen auf dem Gebiete der Geschichte der Kriege und Kriegswissenschaft seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Schlusse des Jahres 1880. Von Dr. Joh. Pohler. 3 Bde. Kassel, Ferd. Keßler's Verlag, 1887—1895. gr. 8°. (1. Bd.: IX. u. 619, 2. Bd.: X. u. 867, 3. Bd.: VI. u. 773 Seiten.)

Mit dem kürzlich ausgegebenen fünften Hefte des 3. Bandes hat dieses vortreffliche Werk seinen Abschluß gefunden. Wir besitzen kein anderes Hülfsmittel für dieses Gebiet der Literatur, welches uns die diesbezüglichen Bücherschätze in solchem Umfange nachweist, wie Pohler's Bibliotheca. Die Früchte jahrelangen Sammelfleißes sind es, welche der Herausgeber hier dem Publikum zur Verfügung stellt. Die Literatur des In- und Auslandes findet sich übersichtlicher Weise zusammengestellt und ihr Nachweis erschließt dem Forscher oft Quellen, von welchen er vielleicht gar nicht oder nur mit Mühe Kenntniß erhalten haben würde. Die beiden ersten Bände enthalten die Literatur über die Kriege vom Alterthum bis 1883; der erste bringt beiläufig 10250 und der zweite 16350 Titel. Der dritte Band behandelt die Kriegsgeschichte der einzelnen Staaten, die Geschichte der Festungen und kriegsgeschichtlich denkwürdigen Orte, Heeres- und Truppengeschichte (eine reiche Fülle von Regimentsgeschichten), Geschichte der Heereseinrichtungen (darunter auch ein Verzeichniß von Uniformbildern aus alter und neuer Zeit), die Geschichte des Kriegswesens und zum Schlusse die Literatur über die Marine. Wer es weiß, wie schwer es oft ist, sich über die ausländische Literatur zu informiren, wird bei der Benutzung dieses Werkes Pohler's Fleiß mit Dank seine Anerkennung zollen. Dasselbe ist geradezu unentbehrlich für größere Bibliotheken und höhere Militär-Bildungsanstalten. Das Werk noch weiter zu loben, ist überflüssig, wer es in die Hand nimmt, wird sich von seinem Werthe überzeugen. Wir können nur wünschen, daß das zugleich sehr gediegen ausgestattete Werk möglichst Verbreitung finden möge.

— Die Redaktion des „Militär-Wochenblattes" zu Berlin (Kochstraße 68—71) beabsichtigt eine **Präsenzliste** aller derer, die bei der **Kaiserproklamation** zu **Versailles** am 18. **Januar** 1871 zugegen gewesen sind, zu veröffentlichen und bittet daher alle Betheiligten um Angabe ihrer damaligen und heutigen Stellung, ihres heutigen Wohnsitzes, sowie um Nachrichten über die seitdem Verstorbenen. Eine solche Präsenzliste war schon damals von Allerhöchster Stelle beabsichtigt gewesen, aber durch die Kriegsereignisse verhindert worden.

— Im Verlage von Louis Abel, Berlin S. 14, Sebastianstr. 29, erschien soeben eine Sammlung von Depeschen über die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges 1870/71 in der Fassung, wie dieselben damals vom Kgl. Polizei-Präsidium in Berlin unmittelbar nach dem Eingang an den Anschlagsäulen dem Publikum mitgetheilt wurden. Die Herausgabe dürfte allgemeines Interesse erregen, sowohl bei denen, die in jener erfolgreichsten Epoche Mithandelnde oder nur Zuschauer waren, als auch bei denen, welche sie nur aus Beschreibungen und den Erzählungen älterer Personen kennen lernten.

Die Depeschen wie auch ihre durchweg rein sachliche Fassung, sowie ihre ununterbrochene Folge führen anschauliche Bilder jener großen Zeit vor und werden gewiß mit Theilnahme gelesen oder in der Erinnerung erneut werden. Die Form der Depeschen ist im verkleinerten Maßstabe genau dieselbe, in welcher sie ursprünglich veröffentlicht wurden, und der so außerordentlich billige Preis des sauber ausgestatteten Bändchens (50 Pfg.) macht dasselbe einem Jeden zugänglich. Bei der Gedenkfeier jener ernsten Tage nach fünfundzwanzig Jahren werden diese Documente vorzugsweise geeignet sein, jene Vergangenheit unserem heutigen Geschlecht erhebend und mahnend näher zu bringen. Das Werkchen eignet sich ganz besonders für Krieger- und National-Vereine und wird, um diesen den Bezug zu erleichtern, bei größerer Entnahme eine bedeutende Ermäßigung gewährt.

Dislokationskarten der gesammten russischen Armee (2 Blatt) und tabellarische Eintheilung der russischen Armee in Europa und Asien. Entworfen von Bober, Hauptmann. Berlin 1895. Mittler u. Sohn. Preis: 3 Mark.

Vorstehende, gut ausgeführte Kartenbilder sprechen für den Militär wie für den Politiker eine beredte Sprache, indem sie über die Ziele orientiren, welche die russische Strategie, soweit von solcher im Frieden die Rede sein kann, und hohe Politik verfolgt. Seit Erscheinen der Karten hat sich nur wenig in der Aufstellung der russischen Streitkräfte geändert; dieses „Wenig" bezieht sich vornehmlich auf die in jüngster Zeit vollzogene Verstärkung der Besatzung des fernen Wladiwostok.

77.

Vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. Erinnerungen des Malers Wassili Wereschtschagin. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Alexis Markow. Berlin 1895. Karl Sigismund.

Wer einige müßige Stunden in leichter Weise unterhalten sein will, nehme vorstehende Schrift in die Hand, die den als Maler berühmten Wereschtschagin, Freund des Generals Skobelew, zum Verfasser hat. x.

Militärische Sprüchwörter und Redensarten. Von Gotthold Krebs, k. k. Hauptmann. Wien. Seidel u. Sohn. 1895.

Wenn die militärische Entwicklung der Völker einen Theil ihrer Kulturgeschichte ausmacht, dann darf vorstehende, in zweiter Auflage erscheinende und zur Kennzeichnung des Kriegsvolkes alter und neuer Zeit dienende Schrift nicht übersehen werden. Wir sagen zur Kennzeichnung, da zweifellos militärische Sprüchwörter und Redensarten eine treffliche Charakteristik für die Armeen sowohl wie für die Zeiten ihrer Entstehung und Wirksamkeit liefern. Außer den Armee- ist die neue Ausgabe durch Marine-Redensarten erweitert. Wir bewundern den Sammelfleiß des Herausgebers dieser „Weisheit auf der Gasse" oder „der Goldkörner der Volksweisheit", von denen Wilhelm Körte sagt: „Im Waffen- und Federkriege ist das Sprüchwort immer nur auf der Seite des Lichts und Rechts, selbst auch, wenn dieses unterliegt; nie ist es auf Seite des Unrechts oder der rohen Gewalt und Uebermacht."

Das vornehm ausgestattete Büchlein sei bestens empfohlen. W.

The Command of the Sea. By Spenser Wilkinson. Westminster. A. Constable & Co. 1894.

„Die Herrschaft der See" betitelt sich ein von dem Verfasser „The Brain of the Army" verfaßtes Pamphlet, das in sieben Kapiteln den Bedingungen der britischen Vorherrschaft auf dem Meere näher tritt. Das patriotische Gefühl des Autors scheut nicht davor zurück, seinen Landsleuten die ganze Schwäche des einst so stolzen Inselreichs zu enthüllen, welches an einem Abgrunde angekommen ist, in den nicht zu versinken nach Wilkinson drei Dinge: eine gesunde Flotte, eine gesunde Armee und eine gesunde Politik nothwendig sind. Woher die beiden letzten nehmen ist uns unerfindlich, da selbst die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in Britannien zu spät kommen würde, und eine auf Tradition beruhende Krämerpolitik nie und nimmer eine gesunde werden kann. x.

Hippologische Randbemerkungen. Von E. von Sanden, Oberstlieutenant a. D. Verlag von Karl Siegismund, Berlin, Mauerstr. 68. Preis 60 Pfg.

Der Herr Verfasser dieses ganz eigenartigen kleinen Werkchens ist ein in hippologischen Kreisen bekannter und besonders geschätzter Fachmann und Schriftsteller, welcher außer seiner Fachwissenschaft auch die Form der Wiedergabe in vollendeter Weise beherrscht. Hier bietet derselbe in kurzen humoristisch-satyrisch-philosophisch gehaltenen Aphorismen eine Fülle des Interessantesten aus der ganzen hippologischen Wissenschaft, alle Zweige derselben berührend, mit welcher der Autor den interessirten Leser aufs Lebhafteste zu fesseln weiß. Alles hat Erwähnung

gefunden, jede der so viel erwogenen und so viel umstrittenen Fragen, sei es auf dem Gebiete der verschiedenen Arten des Sports oder der Pferdezucht und Aufzucht, der Kampagne- und Schul-Reiterei, des Vollbluts oder Halbbluts, der Stallpflege u. s. w. Die witzige, oft scharfe und doch moderirte Kritik, welche der Herr Verfasser in ansprechender, theils sogar gereimter Form an alle diese Zweige der Pferde-Wissenschaft legt, bietet eine Fülle der Anregung, die dieses schwierige und oft sterile Gebiet auch dem Laien oder angehenden Hippologen schmackhaft macht und ihn mitten in den Brennpunkt dieser Wissenschaft versetzt. Wir möchten diesem höchst originellen Werkchen die weiteste Verbreitung wünschen, denn wir haben die Ueberzeugung, daß jeder Leser dasselbe nicht nur mit aufrichtigem Vergnügen, sondern auch nicht ohne Nutzen lesen wird.

Der Königsurlauber. Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Von Paul Arnold. Mit vielen Abbildungen. 1 Mk. Geb. 1,60 Mk. Leipzig. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

Diese kleinere Schrift hat die Verlagsbuchhandlung dem vor einigen Jahren erschienenen, bekannten Werke „Jederzeit kampfbereit von Oskar Höcker und Arnold Ludwig" in gleicher, nachstehend erläuterter Absicht jetzt folgen lassen. Im Rahmen einer Erzählung, wie Knaben sie lieben, wird die Kenntniß des Heeres, seine Aufgabe, seine Einrichtungen vermittelt, an Beispielen aus den letzten Kriegen unseres Volkes das Herz der Jugend entzündet, die Liebe zum Soldatenstande eingepflanzt und dazu beigetragen, daß sie gottesfürchtig, tapfer, treu und gehorsam werde!

Jenseits der Vogesen ist dafür gesorgt, daß in der heranwachsenden Jugend das Gedächtniß an die Jahre 1870/71 nicht verloren gehe. Ueber ganz Frankreich bis in die Schulen der entlegenen Dörfer hinein ist das Büchlein des Jägeroffiziers Lavisse „Tu seras soldat" verbreitet; die Bürgerkatechismen, wie sie im Unterricht der Volksschulen gebraucht werden, enthalten alle in dem Abschnitt über die Pflichten gegen das Vaterland den Hinweis auf den Verlust von Elsaß-Lothringen, und das Bild des Soldaten, der über die gefallenen Brüder hinweg stürmt, einem Ziele zu, das den Dom von Straßburg deutlich genug bezeichnet, ist jedem französischen Kinde bekannt.

Es ist deshalb unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß, wenn der Kaiser unser Volk unter die Waffen ruft, ihm eine Jugend folge, die von den Knabenjahren an gelernt hat, was es heißt Soldat zu sein, das Vaterland zu schirmen, das Erworbene festzuhalten. Nicht früh genug und nicht tief genug können wir es in die Herzen der Jugend prägen: „Du sollst einst die Wehr tragen zu deiner Ehre, im Dienste des Kaisers, zum Schutze deiner Heimath! Daran sollst du denken, und Gehorsam, Treue, Furchtlosigkeit mußt du schon als Knabe beweisen, wenn du einst werth sein willst, die Waffen zu tragen."

Der Krieg von 1870—71. Von Arthur Chuquet. Aus dem Französischen. Zittau 1895. Verlag der Pahl'schen Buchhandlung (A. Haase). Preis 3 Mark.

Eine französische Geschichte des Krieges wird von der Mehrzahl unserer Leser wohl nur mit begründetem Mißtrauen aufgenommen werden. Was historische Treue und leidenschaftsloses Urtheil betrifft, sind wir von unseren Nachbarn jenseits der Vogesen nicht verwöhnt worden. Vor wenigen Monaten hat der frühere französische Minister Ollivier — derselbe, der 1870 in der Kammer der Abgeordneten das geflügelte Wort sprach: „Wir gehen mit leichtem Herzen in den Krieg" — seine Erinnerungen aus jener Zeit veröffentlicht, welche beim besten Willen nur als ein Gemisch von Wuth und Lüge bezeichnet werden können. Dieser steht noch ganz auf dem Standpunkte jener Leute, welche behaupten, die Deutschen hätten 1870 in Frankreich alles, auch Pendulen gestohlen — nebenbei gesagt die einfältigste und lächerlichste Beschuldigung, als ob irgend jemand auf den unsinnigen Gedanken hätte kommen können, so ein Ding mit oder ohne Glasglocke in den Tornister zu packen.

Doch genug davon, wir wollen nur konstatiren, daß wir auf gerechte Beurtheilung resignirt verzichten, solange noch solche Bücher, wie das von Ollivier möglich sind und Käufer finden. Um so mehr aber sind wir erfreut, in dem Buche des Historikers Chuquet eine rühmliche Ausnahme zu finden. Der Verfasser giebt hier in kurzer Darstellung eine kurze Beschreibung des denkwürdigen Krieges. Er schreibt nach französischen Quellen und steht auf dem Standpunkte des französischen Patrioten, aber überall ist das Streben nach objektiver Wahrheit zu erkennen. Er verschmäht es, die Fehler auf französischer Seite zu beschönigen, oder den Gegner durch Verleumdungen herabzuwürdigen, und läßt den Vorzügen des deutschen Heeres und besonders seiner Leitung Gerechtigkeit widerfahren. Wir gestehen, wir haben das Buch mit großem Vergnügen gelesen. Es liegt ein eigener Reiz darin, jetzt, nach 25 Jahren zu verfolgen, was damals hinter der feindlichen Front vorging, was damals uns verborgen war. Wie interessant ist es z. B., Chuquets Beschreibung der Schlachten bei Wörth oder Sedan zu lesen und mit den Darstellungen unserer deutschen Werke über den Krieg zu vergleichen. Dadurch erscheint vieles in neuem Lichte und Chuquets Buch erweist sich in der That als eine nothwendige Ergänzung zu allen unseren Beschreibungen des Krieges von 1870. Nicht minder lebendig ist die Darstellung der Schlachten um Metz. Ob der Verfasser mit seiner entschiedenen Verurtheilung Bazeines Recht hat, können wir hier nicht entscheiden. Wir wissen aber, daß Prinz Friedrich Karl ihm bei der Uebergabe die Hand reichte und während des Kriegsgerichtes über Bazeine zu erkennen gab, daß er ihn nicht für einen Verräther an Frankreich hielt. Höchst lehrreich ist auch, was der Verfasser über die französische Loire-Armee berichtet, und besonders seine Charakteristik Gambettas und seines Gehilfen Freycinet, welche als Dilettanten den Krieg leiteten und mit den Generalen wie mit Schachfiguren umgingen, bei ihrer unleugbaren Begabung aber dennoch Erstaunliches leisteten. Hier ist Chuquets Urtheil durchaus

[illegible] und verläßlich. Mit großer Klarheit sind auch die Ereignisse im Osten, die Schlacht bei Belfort und Manteuffels denkwürdiger Zug, sowie der helden-müthige Angriff der Brigade Kettler auf Dijon behandelt, doch können wir hier nicht näher darauf eingehen und empfehlen unseren Lesern, das alles in dem hand-lichen Bande selbst nachzulesen.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß auch der Humor seine Stelle findet. Manches, was der Verfasser über die Verwirrung in Frankreich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung mittheilt, ist uns neu, wie z. B. die Geschichte mit dem Heu: Mehrere Wagen von Heu kamen in langen Zügen in Metz an und wurden vom Bahnhof gleich nach dem Heumagazine gefahren, während dasselbe wieder Heu nach dem Bahnhof expedirte. Die erste Folge der Kriegserklärung war also, daß das Heu spazieren gefahren wurde.

Die Verlagsbuchhandlung verdient Anerkennung dafür, daß sie eine gute Ueber-setzung dieses interessanten Buches zu billigem Preise herausgab, und der Uebersetzer hat augenscheinlich seine Aufgabe ernst genommen. Wir können dem nur beistimmen, was derselbe in seiner Vorbemerkung sagt, nämlich daß die Ereignisse von 1870 den Abschluß jener 370jährigen Epoche bezeichnen, während welcher Frankreich das deutsche Reich zu berauben und zu erschüttern bestrebt war. Diese Periode des Verfalles des alten Reiches hat mit 1815 ihren Ausgang genommen und mit 1871 ihren definitiven Abschluß gefunden und wird niemals wiederkehren. Denn die Geschichte schreitet nicht rückwärts, so wenig als der Rhein stromaufwärts fließt. Hoffen wir, daß bei dem praktischen, begabten Volke der Franzosen diese Ueberzeugung sich immer weiter ausbreiten wird, und daß dann freundschaftliche Beziehungen sich zwischen den beiden Nationen entwickeln werden.

Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Von A. Andrae. (Roman.) Bielefeld 1895. Ernst Siedhoff. gr. 8. 76 Seiten.

Vorstehendes Flugblatt — Sonderdruck von in der „Kreuz-Zeitung“ veröffent-lichten Artikeln — empfehlen wir Jedem, der einen orientirenden Blick in die Zustände und Wirren der von den Freiheitshelden „Großes Jahr“ genannten Zeit werfen, sich zugleich aber auch über Volksgunst und Volkshaß, d. h. über die Politik der Gasse belehren will. W.

Die Signaturen der Generalstabskarten des deutschen Reiches, von Frankreich, Oesterreich und Rußland. Von J. Spindler, Hauptmann à la suite des Kgl. 5. Infanterie-Regiments und Lehrer an der Kgl. Kriegs-schule. München 1895. Literar.-artist. Anstalt Theodor Riedel.

Diese Zusammenstellung ist eine willkommene Hülfe beim Kartenlesen für Jedermann und wird mit Freuden begrüßt werden.

Bei einer Neuauflage würden sich gewisse Aenderungen und Zusätze allerdings empfehlen, welche als nothwendig erachtet werden. Hierzu wird gezählt: Aufnahme der Abkürzungen auch für die deutsche Generalstabskarte, Darstellung der richtigen

Conturen bei den Signaturen Wald, Wiese ꝛc., kurze Anmerkung über die Brauchbarkeit der einzelnen Wegeklassen in Bezug auf die verschiedenen Jahreszeiten, Darstellung der verschiedenen Böschungsverhältnisse.

Vor 25 Jahren Erinnerungsschrift an den deutsch-französischen Krieg 1870/71. Für Jung und Alt verfaßt von Aug. Allgaier. Preis 20 Pfg. (Pforzheim, Ernst Haug.)

Der Verfasser hat die Schwierigkeit, in eng begrenztem Rahmen den deutsch-französischen Krieg in seinen Ursachen, seinem Verlaufe und seinen Wirkungen zu schildern, mit anerkennenswerthem Geschick überwunden und theilt das Wissenswertheste aus jener großen Zeit in klarer und volksthümlicher, dem allgemeinen Verständniß zugänglicher Darstellung mit. Erschöpfend, aber ohne sich in Weitläufigkeiten zu verlieren, behandelt er in interessanter Ausführung und in einfacher, des erforderlichen Schwunges jedoch keineswegs entbehrenden Sprache die politischen Beziehungen Frankreichs zu Preußen bezw. Deutschland seit 1866, dem Luxemburger Streitfall im Jahre 1867 und die Emser Vorgänge vom Juli 1870. Sodann verbreitet er sich in gedrängter Kürze, indessen unter Benützung eines zuverlässigen Zahlenmaterials über den Krieg selbst, sowie die Folgen des gewaltigen Völkerkampfes, um mit der Mahnung zu schließen, festzuhalten an dem, was unsere Väter mit so schweren Opfern errungen haben. Das Büchlein zeugt von warmer, vaterländischer Empfindung; es ist jedoch frei von Voreingenommenheit und bekundet jene wohlthuende Objektivität, die in dem Streben nach Wahrheit auch den Besiegten von damals gerecht zu werden sucht.

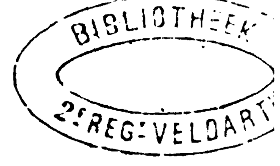
Daß der Verfasser in der Geschichte wohl bewandert ist, und aus guten Quellen zu schöpfen verstanden hat, das geht aus der ganzen Darstellung und insbesondere aus einer Reihe von Angaben hervor, die bis jetzt in den sogenannten Volksschriften nicht enthalten waren. Trotz des außerordentlich billigen Preises ist die Ausstattung des Werkes eine ganz vorzügliche. Wir wünschen demselben die weiteste Verbreitung, namentlich auch unter der heranwachsenden Jugend.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil
der
„Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1



Feldzeugmeister Ritter v. Benedek als Soldat, General und Heerführer.*)

(Fortsetzung.)

Am 11. Juli Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr traten die Insurgenten in mehreren Kolonnen aus ihren Verschanzungen heraus. Zahlreiche Kavallerie-Abtheilungen mit einigen Batterien nahmen zunächst ihre Richtung auf Mocsa und längs der Donau gegen Almás. Es waren dies jedenfalls Demonstrationen zur Maskirung des Hauptangriffs, welcher auf den Acser Wald, auf Pußta Harkály und Pußta Csém unternommen wurde. Sobald das Vorrücken des Feindes gemeldet worden, ließ Feldzeugmeister Haynau die Division Panutine bei Pußta Csém Stellung nehmen und das Korps Wohlgemuth auf die Höhen rechts von Harkály vorrücken. Das I. Korps focht am Acser Walde, wo der Feind bereits eingedrungen war. Die Brigade Jablonowski des Korps Wohlgemuth hatte mit einem Bataillon Nassau den rechts von der Chaussee gegen Harkály gelegenen Waldtheil, mit drei Bataillonen desselben Regiments und einer Batterie aber Harkály besetzt. Hierher war jetzt hauptsächlich der Angriff des Feindes gerichtet, weil letzterer ohne den Besitz von Pußta Harkály den Acser Wald nicht zu behaupten vermochte. Die drei Bataillone der Brigade Jablonowski wurden in diesem Orte geradezu mit Projektilen überschüttet. Da genannte Brigade bei dem ungleichen Kampfe schließlich ungemein gelitten hatte, so wurde sie durch die Brigade Benedek abgelöst. Das Gefecht entbrannte hier immer heißer. Um 2½ Uhr bildeten das österreichische I. und Korps Wohlgemuth in ihren Stellungen eine zusammenhängende Schlachtlinie, auf deren linkem Flügel die Insurgenten den größten Theil des Acser Waldes bereits im Besitz hatten und die heftigsten Anstrengungen machten, gegen Acs selbst vorzubringen. Auf dem rechten Flügel des österreichischen Reservekorps Wohlgemuth war der Gegner ebenfalls mit Erfolg bis Csém vorgerückt und ging jetzt zum Sturm auf diese Pußta über. Die österreichische Linie zog sich also in einem Bogen hin, dessen vorspringende Mitte die Brigade Benedek bei Pußta Harkály einnahm. Auf letzteren Punkt richtete sich das Feuer von 4 bis 5 feindlichen Batterien mit äußerster Heftigkeit. Aber die

*) Siehe Januar-Heft 1896 der „Neuen Militärischen Blätter".

[illegible] Brigade Benedek hielt stundenlang in ihrer exponirten, durch keinen [illegible] gedeckten Stellung unerschütterlich aus. Dieser energischen [illegible] gegenüber wagte der Feind auch weder mit einem Bajonettangriffe, [illegible] mit einer Attake der hier vereinigten Kavallerie-Division Pikéty vor[illegible]. Bis zum Ende der Schlacht behauptete General Benedek seinen [illegible]. Durch die heldenmüthige Standhaftigkeit dieser Brigade wurde [illegible] nur das erneute Vorrücken der beiden Flügel der österreichischen Schlacht[illegible] sehr wesentlich erleichtert, sondern namentlich auch den Reserven die [illegible] und Gelegenheit gegeben zum Eingreifen in das Gefecht und auf diese Weise die entscheidende Wendung des Kampfes ermöglicht. Trotz großer Tapferkeit und hartnäckiger Gegenwehr wurde nach heißem Streite der Feind überall in die Verschanzungen zurückgeworfen.

Nach dem gänzlich verunglückten [illegible] am rechten Donau-Ufer hatte sich Görgei zu dem [illegible] entschlossen, um womöglich noch die [illegible] Südarmee zu bewirken. Während [illegible] Komorn verblieben, traten in der Nacht vom 1[illegible] [illegible] Armin Görgei und drei Armeekorps [illegible] nach Waitzen an. [illegible] werden. Feldzeugmeister [illegible] Theile seiner Armee [illegible] Süden fortzusetzen. Sein [illegible] als möglich die Armee [illegible] Lage zu befreien, [illegible] Streitkräfte bei [illegible] mußte. Vor Komorn [illegible] Korps Schlick zurück, während [illegible] die Festung beobachten

[illegible] Truppen schon am 20. und [illegible] Heranziehung des I. Korps [illegible] gegen die Theiß aufbrechen. [illegible] am 16. Juli an Jellachich ge[illegible]. Die Bewegung dorthin [illegible], welche sich aber vor [illegible] schließlich das III. und [illegible] und die Kavallerie-Division [illegible] das I. Korps die linke [illegible] dann zu der strategischen Be[illegible] der Maros verwendet wurde.

[illegible] und nahe der Theiß die Insur[illegible] von 63 600 Mann mit 176 Ge[illegible] mit 104 Geschützen am rechten

Flußufer im Lager bei Szegedin standen. Als jedoch Feldzeugmeister Haynau am 1. August mit seinen Hauptkräften sich der Stadt Szegedin näherte, ließ Dembinski in der Nacht zum 2. das Lager räumen, sämmtliche Truppen auf das linke Ufer zurückgehen, alle Flußübergänge abbrechen, bezog bei Szöregeine feste Stellung und behielt das Theiß-Ufer nur noch bei Uj-Szegedin, bei Török-Kanisa und weiter abwärts bei Török-Becse besetzt. Am 2. Juli wurden sämmtliche Schanzen des rechten Theiß-Ufers, sowie Alt-Szegedin von den Vortruppen Haynau's besetzt, und am Tage darauf waren das Reservekorps Wohlgemuth, die Division Panutine und die Kavallerie-Division Bechtold dort vollständig versammelt. Der Feldzeugmeister beschloß sogleich, den Feind aus Uj-Szegedin herauszuwerfen und sich des dortigen Brückenkopfes zu bemächtigen. Das III. Armeekorps hatte aber den Theiß-Uebergang bei Kanisa zu forciren, um den für den 5. August disponirten Angriff auf die Hauptstellung des Feindes bei Szöreg vorzubereiten. Fürst Liechtenstein sollte mit der Brigade Jablonowski, einem Theil der Brigade Benedek nebst einem russischen Jäger-Bataillon und mehreren Batterien bei Uj-Szegedin übergehen und den Brückenkopf nehmen. Das am Flußufer liegende Kastell, sowie die Häuser längs der Theiß wurden von dem 12. und den Schützen des russischen Jäger-Bataillons besetzt, sodaß um 8 Uhr Nachmittags ein wirksames Büchsenfeuer gegen den jenseits des Wassers eingenisteten Feind eröffnet werden konnte. Außerdem traten in der Nähe des Kastells drei österreichische Batterien in Thätigkeit. Unter dem Schutze dieses Feuergefechts wurden die Vorbereitungen zum Ueberschiffen der Truppen und zum Brückenschlage getroffen. Der Feind hatte in und bei Uj-Szegedin eine sehr feste, noch durch Verschanzungen verstärkte Stellung inne. Fürst Liechtenstein entsendete daher den General Fürst Jablonowski mit 2 Bataillonen Nassau und 2 Batterien stromaufwärts an das nördliche Ende der Stadt, um dort auf Pontons über den Fluß zu setzen und die feindliche Stellung in der rechten Flanke anzugreifen. Eine russische Batterie wurde aber noch am südlichen Ausgange von Alt-Szegedin placirt, um die gegenüber befindliche feindliche Artillerie unter Kreuzfeuer zu nehmen und den etwa aus Uj-Szegedin abziehenden Gegner zu verhindern, sich flußaufwärts gegen Kanisa zu wenden. Bei Uj-Szegedin waren drei feindliche Batterien aufgefahren, welche Anfangs ein sehr lebhaftes Feuer unterhielten, dann aber von den österreichischen und russischen Geschützen vollständig zum Schweigen gebracht wurden. Die Umgehungskolonne Jablonowski hatte inzwischen einen langen Weg zurückzulegen gehabt, war auch für die Ausführung ihres Uebersetzens auf Schwierigkeiten gestoßen, so daß auf ihre Mitwirkung nicht so bald gerechnet werden konnte. Sowie das feindliche Feuer schwieg, entschloß sich daher Fürst Liechtenstein, sofort den Uebergang beim Kastell zu forciren und mit dem Brückenschlag zu beginnen. Mit glänzender Bravour setzte General Benedek an der Spitze des 12. Jäger-

Bataillons auf Pontons über den Fluß. Die vordersten Jäger-Abtheilungen warfen sich dann mit Ungestüm auf die vom Feinde besetzten Häuser, nahmen sie in Besitz und eroberten ein Geschütz. Unmittelbar darauf wurde eine Division Grenadiere Prinz Emil nebst einer Raketen-Batterie und einem russischen Bataillon übergesetzt. Der Angriff des 12. Jäger-Bataillons wurde inzwischen mit einem solchen Elan fortgeführt, daß nicht nur Uj-Szegedin und die jenseits liegenden Gärten, sondern auch eine Schanze an der langen Brücke außerhalb des Ortes in kurzer Zeit erstürmt wurden. General Benedek placirte in dieser Schanze sofort die Raketen-Batterie, auf welche sich jetzt aber ein heftiges Feuer seitens der am Brückenkopfe stehenden feindlichen Artillerie richtete. Die Lage Benedek's mit dem 12. Jäger-Bataillon mußte eine äußerst gefährdete bleiben, solange nicht andere Truppen zur Unterstützung herüber gelangt waren. Der Feind hatte die Schwäche des isolirten österreichischen Bataillons bald erkannt und ging nunmehr wiederholt mit starken Infanterie-Abtheilungen zum Sturm vor. Die tapferen Jäger des 12. Bataillons schlugen jedoch in den Umfassungen der Gärten alle Angriffe mit Erfolg ab, bis die Division Grenadiere Prinz Emil zur Unterstützung heranrückte. Hauptmann Giesl aber drang jetzt mit der 1. Jäger-Division kühn und verwegen bis an den feindlichen Brückenkopf vor und nahm diesen mit stürmender Hand, während die Raketen-Batterie auf der Hauptstraße vorgegangen war und die feindlichen Geschütze zum Schweigen brachte. General Benedek sendete sogleich Unterstützungen nach, ließ die zweite eingetroffene Raketen-Batterie an dem vorspringenden Gartenrande auffahren und behauptete dann den Brückenkopf gegen die weiteren Angriffe des Feindes. Unter Beihülfe der Grenadiere Prinz Emil und der inzwischen ebenfalls herangelangten Kolonne Jablonowski wurde der Feind schließlich vollständig zurückgeworfen.

General Benedek war bei dem Sturme auf die Schanzen leicht verwundet worden, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, auch am 5. August an der Schlacht bei Szöreg wieder theilzunehmen. Der General würde wahrscheinlich auch hier wieder Gelegenheit gefunden haben, sich in hervorragender Weise auszuzeichnen, da er mit seiner Brigade an der Spitze des ersten Treffens den Kampf eröffnete, er wurde jedoch bald nach Beginn des Gefechts abermals verwundet und sah sich jetzt genöthigt, das Kommando über die Truppe abzugeben. Jedenfalls sehr zu seinem Leidwesen mußte er auch auf die weitere Theilnahme an dem Feldzuge verzichten, der übrigens noch in demselben Monate siegreich beendet wurde.

Wir haben also gesehen, wie Benedek bei der Niederkämpfung des Aufstandes in Galizien sowohl wie in den italienischen Feldzügen von 1848 und 1849 und in dem ungarischen Kriege sich als tapferer Soldat und Truppenführer hervorgethan hat. Der auch stets glückliche Soldat vereinigte unzweifelhaft in sich eine große Zahl der glänzendsten militärischen Tugenden, Muth,

Entschlossenheit und Kühnheit einerseits, Umsicht, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart andererseits.

Nach Beendigung des ungarischen Feldzuges hatte Benedek das Glück, als Chef des Generalquartiermeister-Stabes der II. Armee nach Italien versetzt zu werden. Länger als sieben Jahre bekleidete er dann diese im hohen Grade lehrreiche Stellung als Generalstabschef beim Feldmarschall Radetzky, und man sollte wohl meinen, daß Benedek hier Gelegenheit gehabt hätte, sich zum Heerführer heranzubilden. Nachdem der General 1853 zum Feldmarschallieutenant befördert worden war, erhielt er 1854 das Kommando über das IV. Armeekorps in Lemberg, übernahm dann aber 1859 vor Beginn des italienischen Krieges das VIII. Korps in Padua. Auch in diesem Feldzuge bewährte sich Benedek stets als ein tapferer Soldat, in der Schlacht bei Solferino sollte er aber auch die Gelegenheit finden, sich als Korpsführer Ehre und Anerkennung zu erwerben.

In der zweiten Hälfte des Monats Juni hatten die Oesterreicher die Lombardei vollständig aufgegeben und sich hinter den Mincio zurückgezogen. Nachdem die letzte Stellung auf lombardischem Boden bei Montechiaro und an der Linie der Chiese von ihnen geräumt worden, war die verbündete französisch-sardinische Armee von der Mella her gegen die Chiese vorgerückt und hatte ihre Avantgarden gegen den Garda-See und den Mincio vorgeschoben.

Das österreichische Heer hatte durch kaiserlichen Befehl vom 26. Mai eine neue Eintheilung erhalten und zwar in vier Armeen.

Die I. Armee unter Feldzeugmeister Graf Wimpffen und die II. unter Feldzeugmeister Graf Giulay sollten die Operationsarmeen auf dem italienischen Kriegsschauplatze bilden und dem unmittelbaren Befehle des Kaisers unterstellt werden. Die III. Armee unter Erzherzog Albrecht war als deutsches Bundeskontingent bestimmt, die IV. unter General der Kavallerie Graf Schlick zur Besetzung des Küstenlandes und zum Beobachtungsdienst in Ungarn und Galizien gegen Rußland.

Am 20. Juni, wo die seit der Schlacht bei Magenta sich gegen den Mincio zurückziehende II. Armee Giulay hinter genanntem Flusse Aufstellung nahm, war auch bereits die I. Armee Wimpffen mit ihren Hauptkräften am Mincio und Po vereinigt. Kaiser Franz Joseph hatte jetzt im Vertrauen auf die Stärke seines Heeres sich dazu entschlossen, noch einmal die Offensive zu ergreifen, den Feind im freien Felde, womöglich bei seinem Uebergange über die Chiese anzugreifen und ihn von diesem Flusse und seinen strategischen Verbindungen ab gegen die Berge Tyrols zurückzuwerfen. Aus den Stellungen hinter dem Mincio sollte am 23. Juni der Uebergang zur Offensive damit gemacht werden, daß das Heer genannten Fluß überschritt und sich mit dem rechten Flügel, der II. Armee, auf der Linie Pozzolengo—Solferino, mit dem linken Flügel, der I. Armee auf der

Linie Guidizzolo—Kastell Gofrede entwickelte. Der 24. Juni war dann für den weiteren Vormarsch und gegebenen Falls für den entscheidenden Schlag bestimmt. Die II. Armee sollte jetzt gegen die feindliche Front vorgehen, welche man in Ermangelung bestimmter Nachrichten sich etwa zwischen Lonato und Castiglione della Riviere dachte, während die I. Armee, über Carpenedolo auf Montechiaro in die rechte Flanke und den Rücken des Feindes vordringen sollte. Dieser linke Flügel, die I. Armee hatte also unbedingt den Hauptschlag zu führen, der rechte aber, die II. Armee, eigentlich nur die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, und ihn vorläufig zu beschäftigen. Vermochte die II. Armee ihre Aufgabe also immer noch zu erfüllen, selbst wenn sie, der Ueberlegenheit Schritt für Schritt weichend, gegen den Mincio zurückgedrängt wurde, so war die Bestimmung der I Armee geradezu auf die Vernichtung des Feindes gerichtet. Der Armee Wimpffen fiel also die Hauptaufgabe zu und sie hätte demnach auch unbedingt ad hoc zu der stärkeren gemacht, bezw. hätte eine starke Reserve für sie bereit gehalten werden müssen.

Das VIII. Armeekorps Benedek hatte am 23. Juni über Ponti nach Pozzolengo und nachdem die Brigade Reichlin vom VI Korps sich mit ihm vereinigt, am 24. bis Lonato und Desenzano vorzurücken.

Das Heer der Verbündeten war am 23. bereits mit der Mehrzahl seiner Korps über die Chiese gegangen und stand am Abende dieses Tages mit dem IV. Korps Niel bei Carpenodolo, dem III. Canrobert bei Mezzane, mit dem II. Mac Mahon bei Castiglione della Riviere, dem I. Korps Barraguay d'Hilliers bei Esenta und mit den sardinischen Korps Durando, Fanti, Mollard, Cucchiari bei Lonato und Desenzano. Die französische Garde befand sich bei Montechiaro. Am 24. Juni sollten Canrobert über Visano nach Medole, Niel auf Guidizzolo, Mac Mahon auf Cavriana, Baraguay d'Hilliers auf Solferino, die Piemontesen auf Pozzolengo und gegen Peschiera, die französische Garde nach Castiglione rücken. Napoleon erwartete noch keine Schlacht, glaubte vielmehr erst angegriffen zu werden, nachdem er den Mincio überschritten haben würde. Aus den Stellungen der Oesterreicher am 23. Abends und den Bewegungen der Verbündeten vom 24. mußte sich indessen als nothwendige Folge eine allgemeine große Schlacht ergeben, welche denn auch am 24 sich entwickelte Schon am frühen Morgen des letztgenannten Tages treffen die vorrückenden französischen und sardinischen Korps überall auf die Vortruppen der noch in ihren Nachtstellungen befindlichen Oesterreicher. Auf der ganzen Linie von Kastell Gofrede bis Succole bei Pozzolengo, also auf einer Ausdehnung von etwa 2½ deutsche Meilen kommt es zum Kampfe in zahlreichen Einzelgefechten.

Auf dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher stand also Benedek mit seinem VIII. Korps bei Pozzolengo. Derselbe hatte auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes und da auch von Solferino her sich schon

ein Gefecht vernehmbar machte, gegen 7 Uhr früh seine Truppen in die bereits vorgesehene Gefechtsstellung aufmarschiren lassen. Die Brigaden Watervliet und Berger hielten den Monte Giacomo, die Brigade Lippert den Monte d'Ingrana, die Brigade Philippovic den Monte Rocolino, die Brigade Reichlin mit einem Bataillon die Höhe von Contwarda del Bosco besetzt, während der Rest dieser Brigade und Dauber rückwärts in Reserve aufgestellt waren. Von der sardinischen Armee hatte sich schon am frühen Morgen die Division Durando über Kastell Venzago gegen Madonna della Scoperta in das österreichischerseits wenig gesicherte Gelände zwischen dem VIII. und V. Armeekorps und namentlich gegen die rechte Flanke des letzteren vorbewegt, während die Division Cucchiari gegen Pozzolengo, die Division Mollard aber am linken Flügel zwischen der Eisenbahn und dem Garda-See gegen Peschiera vorrückte. Rekognoszirungs-Abtheilungen der Divisionen Cucchiari und Mollard gingen einerseits über Ponticello gegen die Einsattelung zwischen dem Monte Giacomo und Monte d'Ingrana, andererseits von Corbu di sotto über Ceresa und Succole zum Angriffe vor, wurden aber von den Vortruppen der Brigaden Lippert, Watervliet und Berger zurückgeschlagen. Die über Ponticello zurückweichenden Piemontesen sahen sich dann durch die Brigade Lippert und schließlich auch durch Theile der Brigade Reichlin gegen die Höhen von Orbaglia verfolgt, aus den Häusern von Ponticello, Fenile di Gambi, Stefano, Campagnola, Corbu di sopra und schließlich auch aus ihrer letzten Position von S. Martino vertrieben. Inzwischen war aber die Brigade Cuneo von der Division Mollard westlich der Strada Laguna eingetroffen und nahm die Rekognoszirungs-Abtheilung der Division Cucchiari auf. Die hier vereinigten piemontesischen Truppen gingen darauf zum Angriff gegen die Position von S. Martino vor. Es kam zu einem wechselvollen Kampfe, in welchem diese Stellung wiederholt genommen und wieder verloren wurde, schließlich aber im Besitze der Piemontesen blieb. Aus diesen Gefechtsverhältnissen glaubte Benedek schließen zu müssen, daß er es bei S. Martino nicht mehr mit einer vereinzelten Rekognoszirungs-Abtheilung, sondern mit einer starken, wahrscheinlich von Desenzano auf Pozzolengo sich vorbewegenden Kolonne des Feindes zu thun habe. Da unter diesen Umständen die das wellige Terrain in einem weiten Umkreise beherrschenden Höhen von Ortaglia—S. Martino von besonderer Wichtigkeit schienen, sah sich der österreichische Korpskommandant veranlaßt, die ganze Brigade Berger auf der Strada Lugana gegen die Höhe von Ortaglia zur Unterstützung von Lippert und Reichlin vorgehen und außerdem auch die Brigade Philippovic und die Korpsgeschütz-Reserve folgen zu lassen. Benedek stellte sich selbst an die Spitze des jetzt erfolgenden neuen Angriffs. Nach längerem hartnäckigen hin- und herwogenden Gefecht wurde die wichtige Position zum dritten Male den Piemontesen entrissen. Um diese Zeit, zwischen 9 und 10 Uhr, traf die Division Cucchiari von

Rivoltella auf dem Kampfplatze ein und ging zu beiden Seiten der Strada Lugana gegen S. Martino und Contracania, gegen Corbu di sotto, Ceresa und Vestone zum Angriff vor. Auch näherte sich die Brigade Pignerolo der Division Mollard über Rocenta, Pigna und Brugnoli dem Gefechtsfelde. Indessen griff jetzt die im Vorrücken begriffene Brigade Philippovic ebenfalls ein und nach heißem Streite waren gegen 10½ Uhr die Piemontesen auf allen Seiten vollständig besiegt und wichen in Unordnung zurück. Länger als zwei Stunden hindurch vermochten sie keine neuen Angriffe mehr zu unternehmen. Die beiden Divisionen Cucchiari und Mollard, welche zwar in verschiedenen Richtungen vorgerückt waren, sich dann aber doch bei S. Martino zusammen gefunden hatten, zählten 21 320 Mann. Benedek hatte sie mit 3½ Brigaden, also mit etwa 13 bis 14 000 Mann geschlagen. Es war ihm dies allerdings sehr wesentlich dadurch erleichtert worden, daß von den Sarden in diesen Kämpfen nur immer einzelne Brigaden, höchstens Divisionen, eine nach der anderen auf dem Gefechtsfelde erschienen, um sich auch vereinzelt schlagen zu lassen. Trotz der Vortheile aber, welche das österreichische Korps über den linken Flügel des verbündeten Heeres errungen und trotzdem Benedek noch zwei völlig intakte Brigaden zur Verfügung hatte, glaubte er dennoch nicht den erfochtenen Sieg durch energische Verfolgung des Gegners ausnützen zu können. In Rücksicht auf das V. Korps, welches in den heißesten Kampf verwickelt war, hielt Benedek vielmehr für dringend geboten, vor Allem in den erkämpften Positionen eine allen Eventualitäten entsprechende Stellung zu nehmen, um den etwa zwischen dem VIII. und V. Korps oder von S. Pietro her gegen S. Domino vordringenden feindlichen Massen mit Kraft entgegen zu treten. Für eine wirksame aktive Unterstützung des hart bedrängten V. Korps geschah also nichts. Wir werden sehen, wie dieser Entschluß Benedeks zur striktesten Defensive für das österreichische Zentrum verhängnißvoll werden sollte. Nach 11 Uhr stand also das VIII. Korps Benedek mit seinen Hauptkräften und mehr als 50 Geschützen auf der Höhe von Ortaglia und in deren Nähe konzentrirt, etwa 5500 Schritt von Madonna della Scoperta entfernt. Es war dies um dieselbe Zeit, als der rechte Flügel des V. Korps die nachtheiligen Kämpfe bei genanntem Orte zu bestehen hatte, welchen zufolge dieses Gehöft in Besitz der piemontesischen Brigade Granatieri gelangte.

Es mochte ungefähr um die Mittagsstunde gewesen sein, daß alle die auf der ganzen Linie der beiden Heere entbrannten Einzelgefechte durch das Eintreten namentlich der französischen Oberleitung zu einem Ganzen, zu einer Schlacht mit bestimmtem Zwecke und Ziele zusammengefaßt wurden. Napoleon hat sich schon Morgens 6 Uhr auf das Schlachtfeld begeben. Nach geschehener Orientirung entscheidet er sich für den allgemeinen Angriff. Sein Grundgedanke dabei ist, das feindliche Zentrum zu durchbrechen und zu diesem Zwecke sich mit aller verfügbaren Kraft auf die linke Flanke des rechten

österreichischen Flügels zu werfen. Die dominirenden Höhen dort sollen gewonnen und hiermit muß die Schlacht entschieden werden, indem der österreichische linke Flügel dadurch bestimmt wird, von selbst zurück zu gehen. Napoleon lenkt also seine ganze Aufmerksamkeit darauf, soviel Truppen als möglich gegen das feindliche Zentrum heranzuziehen, während er sich auf seinen eigenen Flügeln beobachtend bezw. defensiv verhalten will. Im weiteren Verlaufe der Schlacht kämpfen dann im Zentrum drei französische Korps, das I., II. und die Garde gegen das V., I. und einen Theil des VII. Korps der Oesterreicher um die Stellungen von Solferino und S. Cassiano, welche um 3 Uhr in die Hände der Franzosen fallen. Letztere verfolgen auf Cavriana. Auch dieses wird gegen 4 Uhr von den Franzosen genommen, aber ein gewaltiger Gewittersturm unterbricht jetzt den Kampf und auch die Verfolgung hier. Auf dem linken Flügel der Oesterreicher versucht die I. Armee Wimpffen, das III., IX. und XI. Korps mit Energie von Guidizzola gegen Medole vorzubringen und wird nur mit Mühe durch das Korps Niel zurückgehalten, welches sich dabei durch das Korps Canrobert nur zu schwach unterstützt sieht. Auch nach dem Verluste der Stellung von Solferino im Zentrum wird die Vorwärtsbewegung bei der I. Armee Wimpffen noch einmal aufgenommen, aber die Franzosen treten dem Ungestüm mit hartnäckiger Tapferkeit entgegen. Es war letzteren schließlich gelungen, den österreichischen linken Flügel den ganzen Tag über an seinem Vordringen zu behindern. Und dies hatte vollständig für Napoleons Zwecke genügt. Nachdem der Rückzug des österreichischen Zentrums entschieden war, mußten auch die Korps des linken Flügels sich zu demselben entschließen.

Vom Feinde wenig, oder garnicht belästigt, war auf dem äußersten rechten österreichischen Flügel das VIII. Armeekorps Benedek von 11 bis 1 Uhr Mittags in der Stellung Presca—S. Martino—Contracania—Colombare—S. Domino unthätig verblieben. Von der sardinischen Armee hatte die Division Cucihari, sehr übel zugerichtet, vorläufig das Schlachtfeld verlassen, die Division Mollard aber, welche jetzt ganz auf sich allein angewiesen war, am Knotenpunkt der Eisenbahn und der Strada Lugana Aufstellung genommen. Etwa um 1 Uhr Mittags ließ General Mollard ein heftiges Artilleriefeuer gegen Contracania und S. Martino eröffnen. Auch versuchten wiederholt sardinische Kolonnen gegen die österreichische Stellung vorzubrechen, wurden aber jedesmal mit Leichtigkeit zurückgewiesen. Gegen 2 Uhr Nachmittags erhielt Benedek die Mittheilung von dem Vorgehen überlegener feindlicher Kräfte gegen Solferino und außerdem vom Kommandanten der II. Armee die Aufforderung: „wenn es thunlich sei, gegen deren linken Flügel zu wirken". Der Kommandant des VIII. Korps hielt aber die Berücksichtigung dieses Ansinnens nicht für räthlich, weil er noch immer des Angriffes der gesammten sardinischen Armee gewärtigen zu müssen glaubte. Gegen $3^1/_2$ Uhr erging auch seitens des Obersten Kriegsherrn die Anfrage

[illegible] gänzlich geräumt, nachdem General Benedek, wie so oft schon vorher, sich nochmals persönlich an die Spitze einer Sturmkolonne von mehreren Bataillonen gestellt und die vordersten Abtheilungen des Feindes in Unordnung zurückgeworfen hatte. Bis 9 Uhr Abends blieben Benedeks Truppen noch auf dem Schlachtfelde und erst jetzt, nachdem der Kampf vollständig aufgehört hatte, wurde die rückgängige Bewegung in größter Ordnung fortgesetzt. Uebrigens war auch der Rückzug sämmtlicher übrigen österreichischen Korps gegen den Mincio fast unbelästigt vom Feinde erfolgt. Die I. Armee Wimpffen räumte das rechte Flußufer mit den letzten Truppen am 25. Morgens,

die zweite Armee verblieb zum großen Theil noch am 25. und 26. auf dem rechten Mincio-Ufer. —

Unzweifelhaft hat Feldmarschallieutenant Benedek mit seinem VIII. Korps den Kampf bei S. Martino taktisch mit hervorragender Tapferkeit, Ausdauer, Umsicht und Geschicklichkeit geführt. Benedek hielt seine Truppen zusammen, wußte stets den richtigen Augenblick abzuwarten, warf sich dann mit aller Kraft auf einen bestimmten Punkt, hatte es hier immer nur mit vereinzelten Kräften des Gegners zu thun und schlug diese dann regelmäßig aus dem Felde. Was aber die Auffassung des Generals über die strategische Lage der österreichischen Armee in der Schlacht anbetrifft, so dürfte an deren Stelle wohl eine andere Anschauung berechtigter erscheinen. Wie Benedek aus den allgemeinen Dispositionen die Offensiv-Bewegungen des 24. Juni ersehen haben mußte, hatte der linke Flügel des österreichischen Heeres, also die erste Armee den Hauptschlag zu führen, während die zweite Armee den Feind nur festhalten und beschäftigen sollte. Das VIII. Korps hatte vom Kommando der zweiten Armee den speziellen Auftrag erhalten, die rechte Flanke zu decken. Am 24. Vormittags war ihm aber noch der ergänzende Befehl zu theil geworden, die gegenüber stehenden Streitkräfte in nordwestlicher Richtung gegen den Garda-See zurückzuwerfen; nach gelungenem Schlage jedoch, und wenn nicht eine bedeutende Macht entgegenstände, sollte ein Theil des Armeekorps gegen Solferino vorgehen, um auf diesem Punkte mitzuwirken. Dem Kommandanten des VIII. Korps konnte und durfte aber schon im Laufe des Vormittags nicht unbekannt bleiben, daß der Feind mit überlegenen Kräften gegen das Zentrum der österreichischen Stellung vordrang. Hier lag also der Schwerpunkt der Schlacht. Hier mußte der Durchbruch des Gegners unter allen Umständen verhindert werden. Denn gelang es Napoleon hier durchzubrechen und die beiden österreichischen Armeen somit von einander zu trennen, so war auch deren Rückzug gegen den Mincio unvermeidlich. Gegen 10½ Uhr hatte Benedek die beiden auf dem Gefechtsfelde von S. Martino befindlichen sardinischen Divisionen vollständig geschlagen. Auf mehrere Stunden hinaus konnte der Feind hier nicht mehr von eine Erneuerung der Offensive denken. Benedek hatte ferner noch zwei intakte Brigaden zur Verfügung. Wenn er sich jetzt mit diesen schnell und entschieden gegen den auf das Zentrum vordringenden Gegner warf, konnte das für den Erfolg der Schlacht entscheidend sein. Aber Benedek betrachtete die Schlacht lediglich vom Standpunkte des tapferen Korpsführers und fand nicht das richtige strategische Verständniß für sie. Es muß als ein höchst ungünstiger Umstand für die Oesterreicher betrachtet werden, daß durch den Gang der taktischen Ereignisse beim VIII. Korps die Aufmerksamkeit Benedeks von vornherein auf seinen äußersten rechten Flügel bei S. Martino gelenkt worden war und fortdauernd dort sich fesseln ließ. Es war geradezu ein Mißgeschick, daß die Thätigkeit des VIII. Korps nicht mehr gegen die Division Durando und

Madonna della Scoperta hin entwickelt, also dem eigenen Zentrum genähert wurde. Und Benedek war doch wiederholt darauf hingewiesen worden. Selbst gegen 2 Uhr und sogar gegen 3½ Uhr, als die Aufforderung zur Unterstützung des V. Korps seitens des Obersten Kriegsherrn bezw. seitens des Kommandos der II. Armee erging, war noch Zeit und Gelegenheit dazu. Benedek hätte unbedingt mindestens zwei Brigaden in der Richtung auf Madonna della Scoperta verwenden können und müssen. Wäre es dem österreichischen Zentrum gelungen den Gegner mit Entschiedenheit zurückzuwerfen, dann würde auch das Vorgehen der I. Armee Wimpffen von Erfolg gewesen sein, und eine Wirkung der sardinischen Division auf die österreichische Rückzugslinie war nicht mehr zu fürchten.

Bei Ausarbeitung der allgemeinen Disposition für das offensive Vorgehen des österreichischen Heeres über den Mincio war seitens des Chefs des Generalstabes, Feldzeugmeister Baron Heß, verabsäumt worden, zur Verfügung der obersten Heeresleitung eine Reserve auszusondern. Als es für die Rettung der Schlacht auf eine solche ankam, fehlte sie demnach. Die einzige Hülfe für das gefährdete österreichische Zentrum lag dann nur noch beim VIII. Armeekorps. Sie versagte — und die Schlacht mußte aufgegeben werden.

Benedek war aber immer noch der in jeder Beziehung äußerst glückliche Soldat. Sein tapferes und ausdauerndes Festhalten bei S. Martino hatte in dem österreichischen Heere einen solchen Eindruck gemacht, daß das betreffende Generalstabswerk bezüglich Benedeks wohl sagen konnte: „Einstimmig galt es im Heere, daß der Erfolg bei S. Martino nur der ungewöhnlichen Charakterfestigkeit des Korpskommandanten, der Strenge, mit der er das Kommando zu führen wußte, und dem heldenmüthigen Beispiele, das er, wie immer, auch den seinen Truppen gab, zu verdanken war.“

Der tapfere und stets vom Glück begünstigte General wurde jetzt auch nahezu der erste Mann im Heere, der populärste in der öffentlichen Meinung. Mehrere Städte, darunter die Residenz Wien, machten ihn zu ihrem Ehrenbürger. Vor allem schien er aber nunmehr der Erste im Vertrauen seines Monarchen zu sein. Benedek wurde Kommandeur des Theresienordens, Feldzeugmeister, Generalquartiermeister Seiner Majestät des Kaisers, und Chef des Generalquartiermeister-Stabes. Im Jahre 1860 war er während sechs Monate mit der Leitung der politischen Verwaltung und des Generalkommandos in Ungarn beauftragt und wurde hierauf Kommandirender der in Italien, Kärnthen, Krain, Tirol und dem Küstenlande stehenden Armee. Während er im November 1864 seine Stellung als Chef des Generalstabes niederlegte und dieselbe an den Feldmarschallieutenant Baron Henikstein übergab, verblieb er als Höchstkommandirender in Italien bis zu dem Augenblicke, wo ihn das Vertrauen des Monarchen und auch gewissermaßen die ganze öffentliche Meinung 1866 an die Spitze der Nordarmee stellte.

Feldzeugmeister Benedek übernahm das Kommando über diese Armee

von Wien aus am 12. Mai, bevor noch deren Truppenkörper ihre Bewegungen behufs Konzentration auf dem Kriegsschauplatze antraten. Zum Generalstabschef der Operationsarmee war Feldmarschallieutenant Baron Henikstein, zum Chef der Operationskanzlei Generalmajor v. Krismanic ernannt worden. Diese beiden Persönlichkeiten sollten also die Hauptstützen des Feldherrn bilden. Baron Henikstein war ein sehr gewandter, beweglicher und thätiger Mann, aber ohne hervorragende militärische Fähigkeiten. Trotzdem war es ihm geglückt, eine sehr gute Karriere zu machen. Im Jahre 1827 mit 17 Jahren in das Ingenieurkorps eingetreten, war er bereits 1849 Oberst und 1854 Generalmajor geworden. Im italienischen Kriege von 1859 wurde er infolge Auszeichnung zum Feldmarschallieutenant ernannt und erhielt dann den Befehl über das V. Armeekorps. Im Jahre 1864 wurde er, wie bereits erwähnt worden, Chef des Generalquartiermeister-Stabes der Armee. Als solcher soll Baron Henikstein im grauen Hause, im Kriegsministerium eine große Rolle gespielt, durch seinen beißenden Sarkasmus sich aber auch sehr unbeliebt gemacht haben. Man suchte ihn daher zu heben, um ihn los zu werden. Die Gelegenheit dazu war gekommen, als das Hauptquartier der Nordarmee formirt werden sollte. Der unglückliche Feldzeugmeister mochte wohl seinen Baron Henikstein ganz genau gekannt haben, aber er konnte ihn unmöglich als unfähig zum Generalstabschef der Nordarmee bezeichnen, da er ihn einst selbst als seinen Nachfolger in gleich bedeutender Stellung empfohlen hatte. Baron Henikstein hatte sein Möglichstes gethan um sich der in so hohem Grade verantwortlichen Funktion bei der Nordarmee zu entziehen, und um das Kommando über sein altes Korps in Italien gebeten. Da letzteres jedoch bereits dem Fürsten Friedrich Liechtenstein zugedacht war, so wurde die Bitte nicht gewährt und Henikstein mußte den Posten als Chef des Generalstabes bei der Nordarmee übernehmen. Thatsächlich soll er übrigens nur die Aufsicht über das Preßbureau und die Zeitungskorrespondenten geführt, in den wichtigeren militärischen Angelegenheiten aber eigentlich keine Stimme bei Benedek gehabt haben. Die Leitung der operativen Geschäfte war dem General Krismanic übertragen. Derselbe hatte niemals unter Benedek im Felde gedient, der Feldzeugmeister kannte ihn eigentlich nicht näher, und es ist daher fraglich, ob derselbe ihn bei freier Wahl genommen haben würde. Da der Befehl des Kaisers aber den General auf den schwierigen Posten gestellt hatte, so war Krismanic auch die einzige Persönlichkeit, die einigen Einfluß auf Benedek auszuüben vermochte. Der General war ein gewandter und intelligenter Offizier, aber kein militärisches Talent; dabei bei einmal vorgefaßter Meinung der besseren Einsicht, oder den Ansichten Anderer schwer zugänglich, außerdem ohne Fähigkeit, die Verhältnisse genügend zu übersehen und die erforderlichen Entscheidungen mit raschem Entschlusse zu treffen. Bekanntlich wurden Henikstein sowohl, wie Krismanic auf kaiserlichen Befehl schon am 8. Juli Morgens ihrer Stellungen entsetzt.

Endlich fand Feldzeugmeister Benedek bei Uebernahme des Armee-kommandos auch bereits einen fertigen, vom General Krismanic schon Anfangs April ausgearbeiteten Operationsplan vor. Letzterer konnte allerdings dem Feldzeugmeister nicht mehr fremd gewesen sein, da Benedek schon im März dem Marschallrathe in Wien angehört hatte und jedenfalls auch weiterhin mit dem Kriegsministerium und dem Generalquartiermeister-Stabe in steter enger Fühlung geblieben war. Der „Operationsplan der Nordarmee" des Generals Krismanic blieb also für Benedek der maßgebende. Krismanic hatte die in Frage kommenden Streitkräfte beider kriegführenden Parteien so berechnet, daß sie sich nahezu das numerische Gleichgewicht hielten. Gleichwohl glaubte der General die österreichische Armee nicht berechtigt, die Offensive zu ergreifen, sondern nahm die schon vor seiner Berufung als Chef der Operationskanzlei beschlossene und ursprünglich vom Baron Henikstein angeregte defensive Haltung der kaiserlichen Armee als eine „wenn auch bedauerliche, so doch feststehende Thatsache" hin. Der Generalstabschef der Armee hatte nämlich die Konzentration der Nordarmee nicht in Böhmen, wie dies die geographische Gestaltung des deutschen Kriegsschauplatzes und die strategische Lage Oesterreichs und seiner Verbündeten wohl am natürlichsten erscheinen lassen mußte, sondern in Mähren für nothwendig gehalten. Baron Henikstein war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß die preußische Armee in überlegener Zahl viel früher ihre Mobilisirung beendet haben würde, als die österreichische dies bei dem ihren Rüstungen zu Grunde liegenden diplomatischen Gedanken, unter keinen Umständen als der politische Angreifer erscheinen zu wollen, ermöglichen können, und daß also ihr Aufmarsch in Böhmen sich nicht mehr bewerkstelligen lassen werde. Diese Anschauung hatte General Krismanic auch zu der seinigen gemacht und von diesem gegebenen politisch und militärisch defensiven Standpunkte ausgehend, wie das österreichische Generalstabswerk sagt, sich weiter auch kaum mit dem Gedanken beschäftigt, den Krieg in das feindliche Land zu tragen, sondern fast ausschließlich mit den Fragen, die mit der strengsten Defensive im eigenen Lande zusammenhingen. Auch den weiteren Vorschlag Heniksteins, daß die Hauptkräfte bei Olmütz vereinigt werden und nur ein Korps in Böhmen, sowie zwei leichte Kavallerie-Divisionen an der preußischen Grenze verbleiben sollten, hatte sich Krismanic angeeignet. Alle Gedanken des Chefs der Operationskanzlei drehten sich demnach zunächst nur immer um Operationen, die sich auf den Platz Olmütz bezogen. Nur nebenbei und wie ganz ausnahmsweise wird auch der Fall besprochen, daß die ersten Hauptoperationen in Böhmen erfolgen könnten. Wie Benedek, der bewährte, energische und kühne Soldat, diesen Operationsplan, der eigentlich seinen innersten Gefühlen widersprechen mußte, so ohne Weiteres annehmen konnte, dürfte vielleicht dadurch erklärlich sein, daß letzterer wohl höheren Orts gewissermaßen gut geheißen worden war. Daß aber der Feldzeugmeister nicht so bald als

möglich von Olmütz sich los machte und von den Fesseln der Defensive sich befreite, das war ein schwerer, ein unheilvoller Fehler. Gegen die Mitte Juni schon stand die Nordarmee beinahe vollzählig mit 6 Armeekorps, 4 Kavallerie-Divisionen und 1 Armee-Geschütz-Reserve von 16 Batterien in Mähren und Oesterreichisch Schlesien, mit 1 Armeekorps und 1 Kavallerie-Division in Böhmen. Das Armee-Hauptquartier war über die Aufmarschbewegungen der preußischen Heerestheile ziemlich genau unterrichtet. Als mit annähernder Gewißheit die Anwesenheit des größten Theils des preußischen Heeres mit seinen drei Gruppen an der sächsisch-österreichischen Grenze zwischen Torgau und Waldenburg angenommen werden konnte, hatte das kaiserliche Oberkommando wenigstens den Plan gefaßt, die eigene Armee nach Böhmen in Marsch zu setzen. Die nöthigen Vorbereitungen hierzu wurden bereits vom 9. Juni ab getroffen, die Ausführung ließ aber noch lange auf sich warten. Am 15. Juni war der Feldzeugmeister durch das kaiserliche Auswärtige Amt davon verständigt worden, daß Preußen an diesem Tage eine Sommation an das sächsische Kabinet gerichtet habe, und außerdem aufgefordert worden, durch die kaiserlichen Truppen in Böhmen die nöthigen Maßnahmen zur Aufnahme und Unterstützung der sächsischen Truppen treffen zu lassen. Am 16. Juni aber ging folgendes kaiserliche Telegramm bei Benedek ein: „Die Ereignisse in Deutschland machen den Beginn der Operationen dringend erwünscht. Da aber die militärischen Interessen die entscheidenden sind, so überlasse ich Ihnen, den Zeitpunkt zum Beginn des Vormarsches zu bestimmen und erwarte telegraphischen Bericht über Ihren Entschluß.“ Es war schon recht befremdlich, daß die strategische Initiative erst von dem Obersten Kriegsherrn ausgehen mußte. Ein Heerführer, der den Muth der Ueberzeugung gegenüber der Verantwortlichkeit besaß, würde wohl nur mit Ungeduld darauf gewartet haben, seine Operationen endlich beginnen zu können. Man behauptet, Benedek habe kein Vertrauen auf die Beschaffenheit der Armee gehabt, das Unglück vorausgesehen und nur mit Zögern die Führung übernommen. Letzteres deutet auch das Generalstabswerk Band IV, Seite 175 an. Wenn dies der Fall war und Benedek sich vielleicht auch nicht der Aufgabe gewachsen fühlte, dann mußte derselbe als Mann von Charakter entweder entschieden ablehnend bleiben, wenn nöthig den Abschied erbitten, oder aber, da er es jedenfalls für die Ehrensache des Soldaten hielt, auf seinem Posten auszuharren und das Vaterland in der Stunde der Gefahr nicht im Stiche zu lassen, mit allen seinen seelischen und geistigen Kräften für die ihm zufallenden Verpflichtungen eintreten und als Mann des Muthes und der Entschlossenheit gerade in dieser gefährlichen Situation sich sagen: „Dem Kühnen gehört die Welt“.

Auf die kaiserliche Mahnung berichtete Benedek noch an demselben Tage telegraphisch: „Befehl zur Konzentration der Armee schon erlassen, mit 20. d. M.

durchgeführt. Disposition derart, daß Armee aus der neuen Sammelstellung binnen elf Tagen bei Josephstadt, wenn preußische Hauptmacht bei Görlitz—Landeshut bleibt — binnen vier Tagen bei Olmütz, wenn feindliche Hauptmacht in Oberschlesien, worauf jüngste Nachrichten hindeuten. Truppen in Böhmen haben für beide obige Fälle Befehl, zur Hauptarmee zu stoßen." Also wieder das unglückselige Olmütz im Hintergrunde. Was machte man sich beim Oberkommando der Nordarmee von der strategischen Bedeutung dieses Punktes eigentlich für eine Vorstellung? Olmütz lag auf dem kürzesten Wege von Oberschlesien nach Wien. Das war allerdings wichtig — aber nur unter Umständen. Die österreichische Heeresleitung selbst hielt eine preußische Offensive aus Oberschlesien für ein schwieriges Unternehmen, einerseits der ungünstigen Terrainverhältnisse wegen, andererseits, weil eine solche durch Olmütz leicht zum Stillstand gebracht werden konnte. Und dennoch war man österreichischerseits zu dem Entschluß gelangt, die Nordarmee bei genannter Festung zu versammeln und hier den Angriff der Preußen abzuwarten. Man vermochte dann im Nothfalle allerdings den Rückzug auf Wien zu nehmen und mit Komorn in Verbindung zu bleiben. Daß es aber unter allen Umständen das Richtigste gewesen wäre, die österreichischen Hauptkräfte von vornherein an der oberen Elbe und der Iser zu versammeln, daran hatte ein Henikstein und ein Krismanic nicht gedacht. Hier würde die Nordarmee Berlin bedroht und damit also auch Wien gedeckt haben. Sie hätte hier außerdem ihren Verbündeten in Deutschland eine Unterstützung gewähren können, selbst wenn es nur eine moralische geblieben wäre. Wäre Benedek ein Feldherr von Genie gewesen, so hätten ihm alle diese Momente von vorn herein nicht entgehen können. Die österreichische Militärzeitschrift behauptete zwar später, daß die Aufstellung um Olmütz Preußen im Zweifel erhalten und zur Theilung seiner Kräfte gezwungen habe. Die operativen Maßnahmen mit der preußischen Hauptarmee beweisen jedoch das Gegentheil. Die ersten zuverlässigen Nachrichten über den Stand der österreichischen Armee hatte man in Berlin erst am 11. Juni durch das Bekanntwerden der Ordre de bataille des Gegners erhalten. So wie man aber klar darüber wurde, daß die österreichische Hauptarmee sich um Olmütz versammelt habe, war damit auch jeder Zweifel geschwunden. Ein Angriff auf preußisches Gebiet konnte sich jetzt nur gegen Schlesien richten, für Berlin blieb keine Besorgniß mehr. Die Maßregeln wurden danach getroffen und da Oesterreich durch seine Anträge beim deutschen Bunde politisch zum Angriff übergegangen war, die strategische Offensive beschlossen.

(Schluß folgt.)

Die französische Expedition nach Madagaskar.*)

(Schluß.)

Während des Vormarsches von Andribo waren die Verbindungen mit der Heimath fast gänzlich unterbrochen, da sie fast ausschließlich auf den optischen Verkehr (mittels Heliographen) angewiesen waren und sich nur selten Gelegenheit zur Anwendung dieses Instrumentes bot. Dem ist es auch wohl zuzuschreiben, daß die Nachrichten über den Vormarsch selbst und die wenigen Zusammenstöße mit dem Feinde sehr summarisch erledigt wurden. Es waren daneben nämlich auch Korrespondenten der verschiedenen französischen Zeitungen von Seiten des Oberkommandos viel Schwierigkeiten gemacht worden und nur der bekannte Korrespondent des Berliner Tageblatts, Herr Eugen Wolff, hatte sich besonderer Berücksichtigung, ja was nicht weniger bedeutungsvoll ist, sogar der Anerkennung von Seiten der französischen Presse zu erfreuen gehabt, die sich vielfach auf seine Berichte beruft.

Eine Vervollständigung dieser lückenhaften Berichterstattung ist auch später unterblieben, weil das Interesse für die Einzelheiten des Vormarsches natürlicherweise durch die Einnahme von Antananarivo in den Hintergrund gedrängt wurde und nunmehr andere Fragen, der Friede und ob Protectorat oder Annexion alle Kreise in Anspruch nahmen. Selbst über den Tag des Abrückens und über die beiden ersten Gefechte am 15. und 19. September bestanden lange Unklarheiten und gingen erst sehr spät immer noch ungenaue, weil übermäßig kurz gefaßte Meldungen ein, denen zufolge es lange zweifelhaft blieb, ob der Abmarsch des fliegenden Korps am 10. oder 14. angetreten worden und ob nicht nur am 19. September allein gefochten sei. Erst nachträglich erfolgte die Aufklärung, aus der sich ergab, daß die Kolonne nach fünftägigem Marsche am 15. September 40 km hinter Andribo bei dem Engpaß von Stinaymondry auf den Feind getroffen war, aber schon nach kurzem Kampfe den Aufstieg zum Ambohimena-Gebirge erzwungen hatte. Ein zweiter Zusammenstoß fand am 19. September auf der Hochfläche desselben Gebirges statt, wo sich die Howa mit starken Kräften und 30 Geschützen dem General Metzinger nochmals entgegenstellten, aber durch einen Flankenangriff der Brigade Voyron schnell in die Flucht getrieben wurden.

Hiermit scheint die Widerstandskraft der Howa vorläufig erlahmt zu sein, denn unangefochten erreichte das fliegende Korps am 22. September Ankazobe, überschritt am 24. das Ankaratra-Gebirge und veranlaßte den

*) Siehe Januar-Heft 1896 der „Neuen Militärischen Blätter".

Gegner, der in einer Stellung an den Lahovitra Bergen den Kampf anscheinend nochmals hatte aufnehmen wollen, schon durch seinen Aufmarsch zum Gefecht zum Abzuge, so daß sogar die starke Stellung vor Babay von den Franzosen ohne Kampf besetzt werden konnte.

Dagegen folgten nun bei dem weiteren Vorgehen gegen die Howa-Hauptstadt einige schwierige Tage, denn taktische Rücksichten nöthigten den General Duchèsne in nächster Nähe der ersteren zu einem Flankenmarsche von Babay auf Flaty, bei dem er, in fast östlicher Richtung dem Thale des Ikopa folgend, die Antananarivo im Norden und Osten umgebenden Höhen in der rechten Flanke, in den Tagen bis 29. September sich seinen Weg Schritt für Schritt erkämpfen mußte, um am 30. September von Osten aus den Angriff gegen die die Hauptstadt beherrschenden Höhenzüge ansetzen zu können. Wurden diese genommen, so war damit auch das Schicksal der Stadt entschieden.

Thatsächlich haben sich die Howa denn auch an diesen drei letzten Tagen tapfer geschlagen und es gereicht den der Gloire bedürftigen Franzosen zur besonderen Befriedigung, daß ihnen nach so vielen meist unblutig und mühelos erkämpften taktischen Erfolgen noch bei dem Schlußdrama dieses Krieges Gelegenheit gegeben wurde, einige Lorbeeren zu pflücken. Unter dem Schutze der den rechten Flügel bildenden Brigade Voyron ging der linke Flügel, die Brigade des General Metzinger, am 30. September mit Tagesanbruch gegen die Höhen vor, traf aber auf hartnäckigen Widerstand des Gegners, der, um einen Druck auf die Rückzugslinie des Gegners auszuüben, sogar einen energischen Gegenstoß gegen die rechte Flanke der Brigade Voyron führte, glücklicherweise aber abgewiesen werden konnte. Immerhin dauerte der Entscheidungskampf um die Höhen bis Nachmittags 2 Uhr. Bei ihrer Besetzung gerieth der General Metzinger indessen in das Feuer der im Norden der Stadt und neben dem Königspalast aufgestellten Batterien, welche seinen Truppen jedoch nicht allzuviel Schaden zufügten, da sie meist aus alten glatten Geschützen bestanden, denen nur wenige neuerer Konstruktion einverleibt worden, sämmtlich auch schlecht bedient wurden. Demnach sah sich General Duchèsne unter diesen Umständen veranlaßt, auch um den Sturmangriff gegen die Stadt vorzubereiten, das Feuer seiner Batterien gegen diese und den Königspalast zu richten, wodurch er denn auch in kürzester Zeit den beabsichtigten Erfolg erzielte. Noch ehe die bereitgestellten sechs Sturmkolonnen sich in Bewegung zu setzen vermochten, wurde auf dem Palast der Königin die weiße Fahne aufgezogen und bald darauf erschienen Parlamentäre, um die Einstellung der Feindseligkeiten zu beantragen.

Unter der Bedingung der sofortigen Besetzung der Stadt wurde dies bewilligt, letzteres schon gegen sechs Uhr Abends durch den zum Gouverneur der Stadt ernannten General Metzinger mit vier Bataillonen, einer Batterie seiner Brigade unter dem Schutze der mit allen übrigen Batterien eine

Stellung auf den Höhen einnehmenden Brigade Voyron ausgeführt und demnächst die allgemeine Entwaffnung eingeleitet, wogegen General Duchèsne seinen Einzug in die Stadt erst am folgenden Morgen hielt.

An diesen schlossen sich sofort die Friedensverhandlungen, welche, da der Howa-Regierung unter den obwaltenden Verhältnissen eine andere Wahl nicht blieb, noch vor Abend zum Abschluß gebracht wurden.

Hiernach soll das Protektorat bestehen bleiben, die Ausübung desselben dagegen in weniger engen Grenzen dadurch gesichert werden, daß der französischen Republik nicht allein die äußere Vertretung Madagaskars bedingungslos, sondern auch die Leitung der inneren Verwaltung mit der Kontrolle der Finanzen übertragen wurde, ohne daß Frankreich irgend welche Garantie für bisherige finanzielle Engagements zu übernehmen hätte. Von besonderer Bedeutung ist daneben die dem Sieger gemachte Konzession, daß es der französischen Regierung fortan anheimgestellt sein soll, so viele Truppen auf der Insel zu halten, als sie für die Ausübung ihres Protektorats bezw. für die Sicherheit der Regierung und die innere Ordnung für nöthig erachten wird. Endlich enthalten die Friedensverhandlungen noch Bestimmungen über eine Grenz-Regulirung zwischen dem Gebiet von Diego Suarez und demjenigen der Howas, welche die Sicherung der Einfahrt in den dortigen Hafen zum Zweck hat. Daneben wurde der bisherige Kriegsminister Radnilairivoni verhaftet, abgesetzt und nebst einigen gleichfalls kompromittirten Anhängern internirt, an die Stelle des ersteren der bisherige Minister des Innern gesetzt.

Selbstverständlich bleibt abzuwarten, ob diese Abmachungen die Zustimmung der französischen Volksvertretung erhalten werden, da mancherlei entgegengesetzte Stimmungen vorhanden sind, welche aus Furcht vor dem englischen Einfluße für die Annexion eintreten, in der allein sie ein Aequivalent für die gebrachten Opfer an Geld und Menschenleben erblicken. Danach ließen Rücksichten der internationalen Politik, Verwaltungs- und andere Schwierigkeiten auf Madagaskar von Haus aus die Annahme zu, daß auch die Volksvertretung sich für das Protectorat entscheiden würde und daß, wie dies nunmehr thatsächlich der Fall, nur geringfügige Aenderungen des Vertrages noch gefordert werden dürften, die an dem Resultate des Krieges nichts ändern werden, weil die Howa sich eben fügen müssen.

Während obiger Vorgänge auf dem Hauptkriegsschauplatze war im Norden der Insel, nach den früher geschilderten Vorgängen bei Diego Suarez, alles ruhig geblieben und selbst bei Tamatave hatte sich, von einzelnen unwichtigen Kanonaden abgesehen, denen nur ein Munitionsgelaß der Howa bei Faratate zum Opfer gefallen war, nichts verändert. Dagegen hatten elementare Ereignisse und die drohende Regenzeit die Lage der Franzosen bei Modjanga nicht verbessert. Zunächst hatte eine große anscheinend auf Brandstiftung zurückzuführende Feuersbrunst im Juli große Verwüstungen

daselbst angerichtet und dabei auch die Magazinstadt, namentlich die dortigen Munitionsdepots gefährdet, später — in den letzten Augusttagen — eine Sturmfluth viel Schaden angerichtet. Nicht allein daß der sandige Theil der Wüste, auf dem die Vorräthe der Expedition lagerten, überschwemmt worden, wodurch namentlich die Bestände an Mehl und Zwieback stark gelitten hatten, war auch das große Lazareth, in dem 1300 Kranke lagerten, stark in Mitleidenschaft gezogen und sogar eine größere Zahl von Todesfällen eine Folge dieses Ereignisses. Zudem haben auch die Hafenanlagen schwer darunter zu leiden gehabt, überhaupt ist die dadurch bedingte Unordnung und Unsauberkeit nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die sanitären Verhältnisse des ganzen Ortes geblieben, wie dies die vermehrte Sterblichkeit beweist.

Als schließlich aber nicht mehr zu verkennen war, daß die Entscheidung des Krieges bevorstand, der Nachschub auf dem Landwege von Suberbieville über Andribo aber nicht den Erwartungen entsprach, auch zu Befürchtungen wegen Sicherstellung der Verpflegung des fliegenden Korps in Antananarivo und eventl. bei weiterer Fortsetzung der Operation Veranlassnng gab, nahm man hieraus, allerdings sehr spät, Veranlassung auch bei Tamatave die Entscheidung herbeizuführen. Da dessen Besatzung indessen durch Krankheiten sehr geschwächt worden, hatte der Aviso Topin im September Befehl erhalten, ihr von Réunion aus Verstärkungen zuzuführen, deren Eintreffen zum achten Oktober entgegengesehen wurde, sich aber bis zum 10. verzögerte, so daß auch die in Aussicht genommene sofortige Offensive noch verschoben werden mußte. Kontreadmiral Bienaumé hatte nämlich zu gleicher Zeit den Auftrag erhalten, die Leitung der Operationen bei Tamatave, zu übernehmen und war dieserhalb gegen Ende September mit dem Kreuzer „Primanquet“ von Modjanga nach Tamatave in See gegangen. Noch vor dem Eintreffen der Verstärkungen ordnete er eine gewaltsame Rekognoszirung an, welche in der Nacht vom fünften zum sechsten Oktober zu einem Durchbruche zwischen den feindlichen Werken bei Farafate und den erwarteten Aufschlüssen über die Stellungen des Gegners führte. Dennoch mußte der geplante Angriff unterbleiben, weil die Verstärkungen nicht rechtzeitig eintrafen, am neunten aber die Nachricht von Falle Antananarivos und vom Friedensschlusse eingingen, wodurch der französische Admiral bestimmt wurde, den Kommandirenden Howa-Admiral unter Mittheilung dieser Ereignisse zur bedingungslosen Uebergabe aufzufordern, welche auch nach 48stündiger Bedenkzeit zugestanden wurde. Mit den Forts wurden 39 Geschütze und 1200 Granaten übergeben, vor Allem aber durch die Uebergabe Farafates der Weg von Tamatave nach Antananarivo für den Verkehr eröffnet.

Inzwischen kehrten in allen Theilen der Insel sehr bald nach Einstellung der Feindseligkeiten bezw. nach dem vorläufigen Friedensschlusse allmälig geordnete Zustände zurück und mit ihnen der größere Theil der geflüchteten

Einwohner, einschließlich der entlassenen Soldaten in die verlassenen Heimathsbezirke. Es lag daher kein zwingender Grund weiter vor, das Expeditionskorps, von dem ohnehin, wie wir später sehen werden, nur noch etwa ein Drittel seiner ursprünglichen Kopfstärke dienstfähig war, auf diesem Etat zu erhalten, zumal die Regenzeit näher und näher rückte, und damit auch die Gefahren für den Gesundheitszustand wuchsen. Dementsprechend entschloß sich General Duchèsne die entbehrlichen Truppen, in erster Linie die der Landarmee entnommenen Truppentheile baldmöglichst in die Heimath zurückzusenden. Zu dem Ende sollten alle in diese Kategorie gehörigen Verbände, nämlich:

1. Das Infanterie-Regiment Nr. 200,
2. das Fußjäger-Bataillon Nr. 40,
3. das 1. Bataillon des algierischen Regiments (Fremden-Legion),
4. die 10. Schwadron des 1. Regiments afrikanischer reitender Jäger, exkl. 1. Zuges,
5. die Gebirgs-Batterie Nr. 15,
6. die beiden Feld-Batterien des 6. und 38. Artillerie-Regiments,
7. die ersten beiden Züge der gemischten Munitionskolonnen des 6. und 38. Artillerie-Regiments,
8. die beiden letzten Züge der Packkolonnen des 6. und 38. Artillerie-Regiments,
9. die 12., 14., 15. Kompagnie des 2. Genie-Regiments,
10. 4 Kompagnien der Train-Eskadron Nr. 30.

bereits am 20. Oktober den Rückmarsch nach Meratanana antreten, um von hier aus auf dem Wasserwege nach Mobjanga weiter befördert zu werden, wo rechtzeitig 10 Transportdampfer, welche in den letzten Tagen des Oktober von Marseille abgegangen sind, eintreffen sollten, um die Rückbeförderung in die Heimath zu übernehmen. In Wirklichkeit hat sich der Abmarsch aber doch noch um vier Wochen verzögert und haben sich die von Antananarivo abzusendenden Truppen erst am 22. November unter Befehl des Generals Metzinger in Bewegung gesetzt. Ihnen werden sich etwa 3000 kabylische Fahrer und Träger anschließen.

Sofort bei ihrer Rückkehr nach Frankreich oder Algerien sollen die obengenannten 10 Truppenformationen, einschließlich ihrer Ersatzformationen, so schnell wie möglich wieder aufgelöst werden, dagegen:

1. die 12. und 14. Kompagnie des Genie-Regiments Nr. 2,
2. „ Ersatzkörper der 30. Train-Eskadron,
3. „ „ „ 30. Handwerker-Abtheilung,
4. „ „ „ 30. Lazarethgehilfen-Abtheilung

in Lund, Marseille und Perpignan vorläufig noch bestehen bleiben.

Als Besatzungstruppen werden etwa 4280 Mann auf Madagaskar, 3480 Mann in der Provinz Emerona, 800 Mann, darunter (bis zum Eintreffen des in Kotonu aufgestellten 2. Haussa-Bataillons, welches das Frei-

willigen-Bataillon von Réunion ablösen wird) 500 Neger und 300 Europäer, als Etappentruppen im Küstengebiet verbleiben. Die Ersteren setzen sich aus folgenden Truppentheilen zusammen:

1. 2 Bataillone Schützen des algierischen Regiments,
2. 3 „ des Marine-Infanterie-Regiments Nr. 13,
3. 2 „ 1. Haussa- und madagassischen 1. Kolonial-Infanterie-Regiments,
4. 1 Zug afrikanischer reitender Jäger des 1. Regiments,
5. 1 Gebirgs-Batterie Nr. 16 der Landarmee,
6. 2 Gebirgs-Batterien Nr. 8 und 9 der Marine-Artillerie,
7. 1 Kompagnie des Geniekorps und
8. 1 „ „ Trains.

Modjanga und Suberbiéville werden besetzt durch:

1. 1 Bataillon (2. Haussa-) des Kolonial-Infanterie-Regiments,
2. 1 Gebirgs-Batterie Nr. 7 der Marine-Artillerie,
3. 1 Train-Kompagnie.

Dagegen soll Tamatave ½ Bataillon Marine-Infanterie erhalten, welches nicht dem Oberstkommandirenden unterstellt sein, sondern direkt vom Marine-Ministerium ressortiren wird.

Ueber die Rückkehr des inzwischen zum kommandirenden General des V. Armeekorps ernannten Generals Duchèsne verlautet noch nichts Sicheres, jedenfalls wird sie erst nach vollzogenem Friedensschluß bezw. nach dem Eintreffen des neu ernannten Generalresidenten stattfinden.

Hand in Hand mit der Rückbeförderung der Truppen vollzieht sich die Räumung der Lazarethe und Sanatorien, doch sind für diese Zwecke noch besonders fünf Transportdampfer mit insgesammt 3131 Plätzen ermiethet. Sämmtliche Transportschiffe der Truppen wie der Kranken nehmen bei der Ausreise von der Heimath der Jahreszeit entsprechende wärmere Bekleidung für die Fahrt durch das Mittelmeer mit. Trotz besonderer Vorsichtsmaßregeln und Fürsorge bei der Verschiffung der Kranken kommen aber immer noch verhältnißmäßig viele Todesfälle während der Reise vor, in einem Spezialfalle sogar bis 20 pCt. des ganzen Transportes. Vielfach nutzen auch die strengsten Vorschriften für die Beschränkung der Zahl der auf einem Dampfer zu verschickenden Mannschaften nur wenig, weil der Wunsch, Madagaskar zu verlassen jeden Einzelnen so voll und ganz beherrscht, daß sie vielfach in größerer Zahl sich heimlich einschleichen und dann nach der Ausreise sich eine Anzahl blinder Passagiere vorfindet, bei denen sogar die Feststellung der Persönlichkeiten nicht selten auf Schwierigkeiten trifft.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Verluste der Franzosen während des Feldzuges, so stehen die Angaben des soeben aus Modjanga zurückgekehrten Arztes, Herrn Lemire's, in seinen „Annales d'hygiene publique et de médicine legale" in so krassem Gegensatz zu den offiziellen Meldungen

des Etappenkommandanten von Modjanga, Obersten Backland, daß beider Angaben auf keine Weise in Einklang zu bringen sind, zumal Ersterer die Träger anscheinend ebenso wenig in Rechnung gestellt hat als Letzterer.

Nach Lemire starben durchschnittlich jeden Tag im März 1, im April 2, im Mai 4, im Juni 8, im Juli 12, Anfang August 24, in der Mitte des Monats 30 und Ende Monats 40, im September und Oktober 45 Mann, so daß die Zahl der Todesfälle in jedem Monat betrug:

1.	Im Monat März	= 30	Todesfälle
2.	„ „ April	= 60	„
3.	„ „ Mai	= 120	„
4.	„ „ Juni	= 240	„
5.	„ „ Juli	= 360	„
6.	Vom 1. bis 10. August	= 240	„
7.	„ 10. „ 20. „	= 300	„
8.	„ 20. „ 30. „	= 400	„
9.	„ 1/9. „ 31. Oktober	= 2700	„
	Vom 1. März bis 31. Oktober	= 4450	Todesfälle

auf der Insel Madagaskar selbst, wozu indessen alle diejenigen Sterbefälle, welche während der Ueberfahrt nach der Heimath, in den dortigen Lazarethen bezw. im Elternhause noch hinzutreten, so daß man kaum fehl gehen wird, wenn man die Gesammtsumme auf rund 6000 Mann veranschlagt.

Diesen Zahlen gegenüber fallen die Verluste vor dem Feinde überhaupt nicht ins Gewicht, denn sie betragen nicht mehr als 0,3 pCt., d. h. 24 Todte und 94 Verwundete.

Zu einem erheblich günstigeren Resultat gelangt der Oberst Backland, nach dessen vom 15. November datirten Berichten des Expeditionskorps an diesem Tage noch eine Effektivstärke von:

540 Offizieren 8300 Mann

besaß, denen ein Abgang von:

25 Offizieren, 3000 Mann an Todten und von
113 „ 5700 „ „ Kranken und Rekonvaleszenten

gegenüberstand, welche bereits in die Heimath evakuirt worden waren, wobei selbstverständlich jedoch etwaige Sterbefälle noch nicht in Rechnung gestellt sein konnten, welche seit der Abreise von Madagaskar während der Ueberfahrt oder in der Heimath eingetreten waren.

An den Ersteren sind die ganz europäischen Truppen mit insgesammt 2457 Todesfällen wie folgt betheiligt:

1.	Infanterie-Regiment Nr. 200	mit 650	Todesfällen	= 23 pCt.
2.	Jäger-Bataillon Nr. 40	„ 380	„	= 40 „
3.	Afrikanische reitende Jäger	„ 30	„	= 20 „
4.	Feld-Artillerie	„ 260	„	= 28 „

5.	Pioniere	mit 260	Todesfällen	= 32	pCt.
6.	Marine-Infanterie	„ 450	„	= 16	„
7.	Marine-Artillerie	„ 100	„	= 23	„
8.	Train	„ 200	„	= ?	„
9.	Lazarethgehilfen	„ 60	„	= ?	„
10.	Handwerker	„ 50	„	= ?	„
11.	Schreiber	„ 2	„	= ?	„
12.	Gensdarmen	„ 8	„	= ?	„
	Summa	= 2457			

Von diesen hat das Jäger-Bataillon Nr. 40 einen sehr großen Theil seiner bedeutenden Verluste am Tage des Gefechts bei Tsarasaotra erlitten, wo es in der Mittagshitze von Suberbiéville abrückend, mittels Gewaltmarsches Tsarasaotra zu erreichen suchte, halbwegs aber genöthigt war, liegen zu bleiben und die Abendstunde abzuwarten, wie wir dies s. Z. in unserem Bericht angedeutet haben.

Erheblich weniger schwer sind die eingeborenen Truppen betroffen, von denen:

1.	das algierische Regiment	nur 340	Mann	= 12	pCt.
2.	„ Kolonial-Regiment	„ 180	„	= 6,2	„

eingebüßt haben.

Von der nach der Berechnung des Oberst Backland auf Madagaskar vorhandenen Effektivstärke von 8300 Mann würden nach Abzug der als Besatzungstruppen für Madagaskar bestimmten 4280 Mann rund 4000 Mann überschießen, von denen 300 Mann dem Freiwilligen Bataillon von Réunion angehören, also noch nicht verfügbar sind, so lange ihre Ablösung durch das 2. Haussa-Bataillon noch nicht erfolgt ist. In die Heimath zurückzubefördern sind somit rund 3700 Mann, von denen nach Oberst Backland

1.	In d. Lazarethen zwischen Modjanga u. Suberbiéville		600 Mann
2.	„ „ „ von Modjanga	15 Offiziere,	600 „
3.	„ „ Sanatorien von Nassi, Vomba und Helville		500 „
	Summa	15 Offiziere,	1700 Mann

krank sind; ferner:

Theils gesund 800 Mann, theils nicht dienstfähig 1200 Mann, insgesammt 2000 Mann in folgenden Orten stehen:

1.	In Marololo von der Fremden-Legion. . .	150 Offiziere,	300 Mann
	„ „ vom 3. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 200	15 „	200 „
2.	In Ambato vom Jäger-Bataillon Nr. 40. .	12 „	120 „
3.	„ Ankaboka vom 1. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 200	15 „	160 „

4. In Mobjanga vom 2. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 200	15 Offiziere,	240 Mann
In Mobjango vom Regiment afrikanischer reitender Jäger	2 „	10 „
In Mobjanga von der Feld-Artillerie	20 „	40 „
In Mobjanga Rekonvaleszentendepot beider Brigaden	1 „	300 „
5. In Mobjanga und Suberbiéville vom Train	10 „	50 „
„ „ „ „ von den Sanitätstruppen	26 „	150 „
6. In Mobjanga und Marololo von der Intendantur	26 „	100 „
In Mobjanga und Marololo vom Genie	10 „	100 „
7. In Quarantäne von der 1. Brigade	1 „	220 „
8. Etappentruppen	15 „	10 „
Summa	183 Offiziere,	2000 Mann

Da diese letzteren Angaben sich lediglich auf die zur Rückkehr in die Heimath bestimmten Truppen der Landarmee beziehen, die Marinetruppen und Träger aber ebensogut Kranke und Dienstunfähige besessen haben dürften, wie die Truppentheile der Landarmee, so folgt daraus, daß obige Ziffern sich nicht unerheblich erhöhen werden, doch fehlen hierüber leider die betreffenden Angaben. Immerhin sind schon die angeführten Daten vollkommen ausreichend, um sich eine ziemlich deutliche Vorstellung von den sanitären Zuständen bei der Expedition machen zu können, zumal wenn man berücksichtigt, daß die Expedition planmäßig eine Kopfstärke von 15 000 Mann besaß und etwa 1500 Mann Verstärkungen nachgeschickt erhalten hat.

Berücksichtigt man, daß Frankreich mit einem Kostenaufwande von voraussichtlich 100 Millionen Franks und den vorstehend annähernd nachgewiesenen Verlusten an Menschenleben, soweit die bisher bekannt gewordenen Friedensbedingungen ein Urtheil hierüber zulassen, zwar alle vor dem Kriege gestellten Forderungen durchgesetzt und für alle Zukunft gesichert, dagegen aber auch nicht mehr erreicht hat, so darf man wohl sagen, daß dieser Preis ein unverhältnißmäßig hoher ist.

Man sollte indessen nicht vergessen, daß Frankreich seit zwei Dezennien seinen Kolonialbesitz um ungeheure Länderstrecken vergrößert hat, bisher aber niemals in der Lage war, einen entsprechenden Nutzen daraus zu ziehen, zumal seine Bevölkerung zurückgeht, seine Industrie an viele andere Länder Europas Terrain verloren hat. Im vorliegenden Falle ist die bewiesene Mäßigung daher nur anzuerkennen, insofern dem französischen Budget dadurch, daß die möglicherweise nicht ohne internationale Verwicklungen zu erreichende Annexion fallen gelassen, eine nicht geringe Mehrbelastung für Verwaltungskosten erspart, zugleich aber durch das Protektorat so viele Rechte erworben

wurden, daß es der Annexion ziemlich gleichwerthig zu achten ist. Die Hauptsache bleibt, daß Frankreich sein seit Anfang des Jahrhunderts schwer geschädigtes Ansehen auf Madagaskar wieder hergestellt, seine Stellung durch den Friedensvertrag so befestigt, sein Gebiet um Diego Suarez so erweitert hat, daß ihm kaum etwas wird in den Weg gelegt werden können, sofern es die Zeit gekommen erachten sollte, eine Flottenstation daselbst zu gründen. Eine weitere Folge wird endlich die Schaffung der seit nahezu einem Jahrzehnt für nöthig erkannten, aber bisher von den Kammern immer wieder abgelehnten Kolonialarmee sein.

Taktisch bietet der Feldzug auf Madagaskar neben den dort mit dem französischen Infanteriegewehr gemachten Erfahrungen, von denen bisher indessen erst einige Nachrichten über die Durchschlagskraft seiner Geschosse und die Gestalt der durch diese herbeigeführten Verwundungen bekannt geworden sind, des Interessanten wenig, dagegen beweist er aufs Neue, daß man nicht ungestraft gegen die bisher für die Kriegführung in den Tropen aufgestellten Grundsätze verstößt. Von besonderem Interesse ist die Geschichte dieses Krieges speziell darum, weil sie einen tiefen Einblick in die zwischen den einzelnen Ministerien und den verschiedenen Ressorts der Verwaltung nicht zum Vortheil des ganzen Staatswesens bestehenden Funktionen und Eifersüchteleien gewährt, weil sich ein Mangel an Gründlichkeit und Voraussicht in den Vorbereitungen und der Ausrüstung der Expedition ausspricht, der an Leichtfertigkeit grenzt, denen theilweise die Schuld beizumessen ist, daß viel kostbare Zeit verloren, eine große Zähl von Menschenleben zu Grunde gegangen ist und der Erfolg nur mehr dem Zusammentreffen glücklicher Umstände zugeschrieben werden kann.

Haben die französischen Truppen keine Gelegenheit gehabt, sich auf dem Schlachtfelde Lorbeeren zu erringen, so verdienen andererseits ihre Leistungen im Ertragen von Mühen, Beschwerden und Entbehrungen aller Art, wie sie das Klima, die Bodengestaltung des Kriegsschauplatzes und die Straßenbauten bezw. die Unterlassungen der Heeresverwaltung mit sich brachten, alle Anerkennung.

Die Ergänzung und Organisation der russischen Armee.*)

(Schluß.)

Ein Vergleich der Mobilmachung der russischen Armee mit derjenigen anderer Armeen ergiebt in allgemeinen Zügen Nachstehendes:

Die Kontrolle der Mannschaften des Beurlaubtenstandes ist nicht in so genauer Weise durchgeführt, da dieselben während ihrer gesammten Dienstzeit nur ein bis zwei Mal zu Uebungsversammlungen herangezogen werden. Für Einberufung rechnet man 15% der zu stellenden Anzahl als Zuschlag hinzu, eine Zahl, die in Hinblick auf die nicht genaue Kontrolle ziemlich gering erscheint. Ganz wesentlich abweichend ist die Vertheilung der Reservisten ohne Berücksichtigung der Altersklassen auf die verschiedenen Truppen, welche wir oben (Seite 367) bereits erwähnt haben. Die Ergänzung der Armee auf Grund der territorialen Eintheilung ist in Rußland aus Gründen politischer Art auf absehbare Zeit hinaus nicht durchführbar. Die Dislokation des größten Theiles der Truppen an der Westgrenze macht die Heranführung von Ergänzungsmannschaften und Heeresbedürfnissen vom Innern und den östlichen Theilen des Reiches her im Mobilmachungsfall nöthig, wodurch die Mobilmachung selbst erschwert und verlangsamt wird. Diese ungünstigen Verhältnisse können durch den weiteren Ausbau des Eisenbahn- und Wegenetzes etwas verbessert werden.

Die Ergänzung der Offizierkorps an Reserve-Offizieren ist in der russischen Armee noch in den ersten Stadien der Entwickelung begriffen; man kennt auch dort die Einrichtung der Feldwebellieutenants (Ssaurjad) für den Mobilmachungsfall. Jedenfall hat die Ergänzung der Armee durch die Offiziere des Beurlaubtenstandes von der Zukunft noch Alles zu erwarten, da gegenwärtig noch nicht Genügendes geleistet worden ist.

Die Versorgung der Armee mit Pferden geschieht wie in den anderen Armeen auch in Rußland durch die Gestellung, abweichend indessen müssen sich Offiziere und Beamten ihren Pferdebedarf durch freien Ankauf im Mobilmachungsfalle selbst beschaffen. Bei der Kürze der verfügbaren Zeit und dem dann stattfindenden Steigen der Preise der Pferde wird dies wohl manche Unzuträglichkeiten mit sich bringen.

Die Mobilmachungsarbeiten bei den einzelnen Truppen sind in Rußland zum Theil complizirter als anderwärts, da die Mehrzahl ihre Trains selbst formiren muß. Die Traintruppe, welche erst seit dem Jahre

*) Siehe Januar-Heft 1895 der „Neuen Milit. Bl.“

1888 besteht, stellt nur die Kriegstransporte im Rücken der Armee auf, während die Trains der Regimenter und der Divisionen bei den Truppen selbst formirt werden. Auch haben die Truppen ökonomische Arbeiten zu verrichten, die anderwärts wegfallen, so backen z. B. dieselben ihren Brodbedarf für den Eisenbahntransport selbst. Zum Theil wird aber der Uebergang von den Friedens- auf den Kriegsfuß erleichtert durch das Vorhandensein der starken Kadres für die Reservetruppen, wodurch viele Abgaben an solche Abtheilungen wegfallen. Bei der Feldartillerie liegen diese Verhältnisse besonders günstig, da bei derselben starke Friedensstämme für die Parks bestehen.

Die Thätigkeit der russischen Armeeverwaltung ist eine rastlose. Hand in Hand mit der Verbesserung der Verbände zum Zwecke einer größeren Kriegsbereitschaft geht die Vermehrung der Truppen vor sich. Die nachstehenden Angaben, welche sich vornehmlich auf die im Novemberheft gebrachten Zusammenstellungen beziehen und durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, mögen als Beweis dienen.

Die beiden Primorskischen Ssotnien sind zu einer „Primorskischen Division“ zusammengestellt worden (Seite 369).

In der Feldartillerie (Seite 369 und 376) ist die Eintheilung der Brigaden in Unterabtheilungen zu 2—3 Batterien, Divisionen benannt, erfolgt und zwar in folgender Weise, die aber durchaus noch nicht als beendet anzusehen ist. Es sind formirt bei den drei Brigaden der Garde, drei der Grenadiere und 48 der Armee, 94 Divisionen Feld- (Fuß-) Artillerie, bei der reitenden Artillerie der Garde zwei Divisionen (zu je drei Batterien) und aus den reitenden Feld- und Kasaken-Batterien der 2.—7., 11. und 12. Kavallerie-Division acht reitende Artillerie-Divisionen; die der 1., 8.—10., 13.—15. Kavallerie- und den beiden Kasaken-Divisionen zugetheilten neun Feld- und sieben Kasaken-Batterien sind vorläufig noch nicht in Divisionen vereinigt. Bei den fünf Europäischen Schützen-Brigaden (ausschließlich Garde- und Finnische) sind je eine leichte Batterie errichtet worden, wodurch nunmehr jede Schützen-Brigade über drei mit acht bespannten Geschützen versehene Batterien verfügt, die in eine Division mit der Nummer der betreffenden Schützen-Brigade zusammengestellt sind. — Aus zwei leichten Batterien der 35. Artillerie-Brigade ist eine Transbaikalsche Artillerie-Division gebildet worden. Der Ostsibirischen Artillerie-Brigade sind zwei Batterien des 2. Mörser-Artillerie-Regiments zugetheilt worden, sie zählt nunmehr vier Feld- und zwei Mörserbatterien.

Ein 6. und 7. Mörser-Artillerie-„Regiment“ zu je zwei Batterien sind neu errichtet worden.

Eine wesentliche Aenderung hat sich an den Sappeur-Brigaden vollzogen. Die bisher bestehenden Sappeur-Bataillone sind um sechs neue aktive und zwei Reserve-Bataillone und drei Kompagnien vermehrt worden, sodaß nunmehr

je ein Bataillon der Garde und der Grenadiere, sowie 19 der Armee — entsprechend den Korps — bestehen. Dadurch ist auch die Formirung der Reserve- und Ersatztruppen geändert worden, denn bisher sollten die 5. Kompagnien von 11 Sappeur-Bataillonen (Seite 369 unten) hierzu verwendet werden. Von den 17 Telegraphen-Parks, welche bisher unter den Sappeur-Brigaden (nicht Bataillonen) ist Nr. 1 in den Bestand des Gardekorps übergegangen, die übrigen 16 sind in Telegraphen-Kompagnien umgewandelt worden und dem Grenadier- sowie den 13 bisher bestandenen und den zwei kaukasischen Sappeur-Bataillonen als 4. Kompagnie beigegeben worden.

Die sechs Feld-Ingenieurparks haben eine anderweite Organisation für den Kriegsfall erhalten.

Ein 1. Ussurisches Eisenbahn-Bataillon ist errichtet worden.

In Libau wurden am 27. Februar a. St. vier Festungs-Artillerie-Bataillone, in Kowno eine Luftballon-Abtheilung formirt. Von den bisher bestandenen 25 Lokal-Brigade-Kommandos sind im Monat Mai vorigen Jahres abermals zwei eingegangen, sodaß jetzt, da die Nummern 4, 7, 11, 16, 17 und 25 fehlen, die Nummerirung derselben abgeschafft und ihre Bezeichnung nach dem Sitze der Verwaltungen eingeführt worden ist. Die Stäbe der Lokal-Brigaden, welchen die Lokal- und Ersatztruppen, sowie die Bezirks-Kommandos unterstellt sind, bestehen von jetzt an aus den Brigadiers mit den Befugnissen eines Divisions-Kommandeurs und einem Stabsoffizier du jour, welch' letzterer an die Stelle der früher etatsmäßigen Generalstabsoffiziere getreten ist. Zu diesen Stellungen sollen in Zukunft frühere Kreistruppen-Chefs (Bezirks-Kommandeure) befördert werden, während zu Lokal-Brigade-Kommandeure auch Stabsoffiziere du jour avanciren sollen.

Von hervorragender Bedeutung für das politische und militärische Interesse ist in neuerer Zeit der Osten Asiens geworden. Die Organisation der in diesen entfernten Bezirken Ostsibiriens und des Amurgebietes dislotirten Truppen wich, wie wir gesehen haben (Seite 375, 376 2c.), wesentlich von denjenigen des Heeres im Innern und Westen des Reiches ab. Gegenwärtig ist man bestrebt, die Herstellung von Verbänden der dortigen Truppen zum Zwecke einer größeren Kriegsbereitschaft vorzunehmen, so wie auch die Anzahl und Stärke derselben zu erhöhen.

Streiflichter über den Pontus insbesondere auf die bulgarische Küste.*)

Von

Otto Wachs,
Major a. D.

Seit die Argonauten auf der Fahrt nach Kolchis zur Erlangung des goldenen Vließes das Schwarze Meer durchschifften, und seine Wogen im Austausch die Kultur hinüber und herüber begünstigten, ist die Bedeutung dieses großen Seebeckens stetig gewachsen. Da aber der Pontus, welcher einmal ungastliches dann wieder gastliches Meer genannt wird, eine Vorraths-kammer reichlicher Ausbeute für Handelsgewinne und politischen Einfluß darstellt, folgte bald in der Furche, die das Kauffahrteischiff zieht, das Kriegsfahrzeug, und es erschienen in früheren Zeiten schon die bewehrten Triremen der Griechen und Römer an seinen Gestaden. Mithridates Eupator VI, den die Geschichte den Großen nennt, war der erste, welcher die Halb-insel Krim als reiche Kornkammer erwarb, sich in Kolchis ein Arsenal und in Kleinarmenien eine Burg gründete, ja mehr noch, der weitblickend den Schwerpunkt der pontischen Monarchie in das Schwarze Meer verlegte, dessen Gesammtküste mit Ausnahme der bithynischen und kaukasischen in dem eigenen oder in dem Besitze seiner Bundesgenossen sich befand. Der Pontus war für diesen mächtigen König, der selbst Rom gefährlich wurde, ein Manöver- nnd Handelsgebiet, er war ihm ein weiter Waffenplatz und eine sichere Zufluchtsstätte zugleich, mit einem Worte ein mithridatischer See, d. h. das, was er heute beinahe schon dem moskowitischen Reiche ist.

Fast zweihundert Jahre sind es her, seit — es war am ersten September 1699 — die Türken erstaunt und mißtrauisch zugleich auf der Woge des Schwarzen Meeres die mit 46 Geschützen bestückte russische Fregatte Krépost

---

*) An dieser Stelle erachten wir uns verpflichtet, Herrn Stephan Kyroff, Professor der orientalischen Sprachen an der Hochschule zu Sofia, dafür öffentlich Dank zu sagen, daß er bereitwillig auf den im Herbste vorigen Jahres unternommenen Kreuz- und Querfahrten durch Süd- und Nordbulgarien, auf dem Balkan wie auf der Donau und dem Pontus uns begleitete, und sich allen damit verbundenen Strapatzen, wie mancherlei Fährnissen willig unterzog. Seine Beherrschung der bulgarischen, rumänischen und türkischen Sprache wie des Idioms der Zigeuner eröffnete allein die Möglichkeit, aus der politischen und militärischen Rekognoszirung der durchstreiften Land- und Wassergebiete greifbare Resultate ziehen, wie den Charakter, die Sitten und Gebräuche der vielsprachigen, vielerlei Abstammung angehörigen, verschiedenartig beanlagten Bevölkerung, mit der wir in Berührung traten, würdigen zu können.

unter dem Kapitän Pamburg erblickten. Während damals noch das Zarenreich kaum eine Stelle besaß, von der aus dasselbe ein Fahrzeug in den Pontus vom Stapel lassen konnte, ist es heute, nachdem ihm 1876 Bessarabien, der Kiliaarm der Donaumündung und die Feste Batum zugesprochen wurden, um so mehr gebietende Macht auf dem Schwarzen Meere, als es stolz und unbestritten sich Besitzer einiger der vorzüglichsten Häfen nennen kann. Während das kleinasiatische Nord- und ein Theil des südwestlichen Pontusgestades noch in Händen der Türken sich befindet, trägt die Westküste des Schwarzen Meeres mit Ausnahme des Territoriums nördlich vom Donau-Delta bulgarische und rumänische Farben.

Nicht die Ausdehnung der Gestade aber entscheidet über ihre Wichtigkeit, es beruht vielmehr die Werthschätzung auf der Gliederung derselben, auf den Strömungen von Wasser und Wind, wie auf klimatischen Verhältnissen und dem vertikalen Aufbau der die Häfen, Anlegestellen u. s. w. bildenden Umrahmung.

Was bedeuten, diese Frage werfen wir jetzt auf, die kleinasiatischen türkischen Hafenplätze Trabezon, Samsun und Sinope?

Das alte Trapezon, die Thorstadt von Anatolien, wo der begeisterte Ruf „Thalatta! Thalatta!" von Xenophons Zehntausenden vernommen wurde, als sie endlich die ersehnte Meeresfläche wieder erblickten, besitzt nur einen kleinen Hafen, in welchem, weil die Nordwinde haushohe Wellen gegen dessen felsige Umgürtung schleudern, Fahrzeuge keine sichere Zufluchtsstätte finden.

Nicht besser ist der in der Nähe von gesundheitsgefährlichen Sümpfen gelegene Hafen von Samsun.

Sinope endlich, der berühmten Stadt der Milesier, ist von der Vergangenheit nichts überkommen als ihre unvergleichliche Lage und Ruinen. Während am 30. November 1853 ein türkisches Geschwader durch den russischen Admiral Nachimoff in wenigen Stunden zertrümmert wurde, legte zugleich ein Brand den größten Theil der Stadt in Asche. Die Gunst der natürlichen Lage des Platzes, seine vorzüglich geschützte, weite und tiefe Bucht, ein Gegenstück zu der von Balaklawa, blieben bis heute ungenützt; Stadt und Hafen sind gefallene Größen.

Das europäisch türkische Pontusgestade besitzt keinen einzigen nennenswerthen Seeplatz; Rumänien kann deren zwei — Mangalia und Köstendsche — namhaft machen; ihre Bedeutung ist aber eine untergeordnete. Der letzt bezeichnete Ort liegt auf einer in die See vorspringenden, aus Muschelkalk bestehenden Landzunge, deren Seiten dreißig Meter hoch jählings zum Meere abstürzen.

Das bulgarische Ufergelände ist an der westlichen Pontusküste von der Natur am meisten begünstigt. Zunächst ist es der Hafen von Baltschik, in dem ein Geschwader sichern Unterschlupf findet; er bildete die

Basis für die 1854 gegen die russische Küste operirende Flotte der alliirten Mächte.

30 beziehungsweise 115 km südsüdwestlich, von oben genanntem Orte in der Luftlinie gemessen, finden wir den Pontus bei Varna, insbesondere aber bei Burgas tief ins Festland gebettet, so daß hierdurch zwei von den wenigen großen, des an Naturbuchten so armen Schwarzen Meeres dem Fürstenthum Bulgarien überantwortet sind.

Wenn man unter westlichem Kurse mit dem Dampfer der Bai von Varna naht, erhebt sich zunächst zur Rechten Euxinograd, das prachtvoll, auf stolzem Vorgebirge thronende Lustschloß des Fürsten Ferdinand neben dem alten, von Seiner Königlichen Hoheit neuerdings ausgebauten St. Demetriuskloster. Den Blick geradeaus gerichtet, nimmt dann unsere Aufmerksamkeit eine durch das Sonnenlicht im grellsten Weiß erscheinende, auf dem, zur See steil abfallenden Felsplateau ruhende Masse in Anspruch. Es ist die Stadt, von der man nach und nach die steinerne Unterlage, ihre Mauern und die zwischen Grün lieblich gelagerten Häuser unterscheiden kann. Während die schlanken Säulen der Minarets sich scharf in den blauen Aether schneiden, wird das ganze Bild durch die majestätisch gestalteten Kuppeln der neuen bulgarischen Kathedrale beherrscht. Bald darauf liegt das Schiff vor dem durch klimatische Verhältnisse — eine Ausnahme machen die südwestlichen an sumpfiger Niederung erbauten Quartiere — begünstigten und an gutem Quellwasser reichen Varna vor Anker. Eine lange, starke hölzerne Mole mit Eisenbahngeleise und drei kleine in See geführte Ladebrücken, an denen aber der Seichtheit wegen nur Boote anlegen können, vermitteln den Verkehr vom Schiffe zum Lande. Das heutige Varna ist das einstige Odessos, diese alte und berühmteste thrakische Kolonie der Griechen, welche als Tiberiopolis ein Bollwerk der Byzantiner gegen die Bulgaren darstellte, die es heute besitzen. Von Varnas Zinnen schaut man auf das Schlachttheater herab, wo 1444 Sultan Murad II. nach hartem Ringen über den König Hunyad obsiegte; man gewahrt aber auch den Friedhof, auf dem viele französische und englische Krieger den langen Schlaf halten, nachdem sie die Cholera gelegentlich der Kämpfe in der Krim dahingerafft hatte.

Die Bucht von Varna breitet sich zwischen den Vorgebirgen St. Georg im Norden und Galata im Süden aus; die Entfernung zwischen ihnen beträgt $7^1/_2$ km. Von dem erst genannten Kap zieht sich in westsüdwestlicher Richtung die 18 bis 40 m hohe, steil abfallende Küste $7^3/_4$ km lang hin, um auf ihrer letzten Strecke die den Hafen beherrschende Stadt zu tragen. Von der Mündung des durch morastige Uferränder eingefaßten Abflusses des Dewno-Sees streicht 3 km weit in südlicher Richtung der wenig über den Meeresspiegel sich erhebende Westsaum der Bai; er trifft unter rechtem Winkel das erhöhte $2^1/_2$ km lange Südgestade, welches in dem schon genannten Kap Galata (50 m hoch) plötzlich abbricht.

Die geräumige, gegen Süd-, West- und Nordwinde geschützte Bucht besitzt über gutem, aus Sand und Thon bestehenden Ankergrund eine Tiefe von 10 bis 20 m; sie verflacht sich allmählig gegen die Küsten und es drohen, wenn man deren Nähe meidet, keinerlei Fährnisse. Da die offene Rhede den gefährlichen Ostwinden ausgesetzt und deshalb im Winter kaum benutzbar ist, wurde der Bau eines gegen die Unbilden von Wind und Wogen gesicherten Hafens geplant. Der „**Marine française**" vom 10. September 1895 zufolge hätten die Arbeiten zur Errichtung steinerner Molen bereits im August vorigen Jahres begonnen und wäre der französische Unternehmer verpflichtet, die Bauten bis zum Jahre 1901 fertig zu stellen. Daß erstere Angabe unrichtig, konnten wir während unseres Aufenthaltes im Monat September konstatiren.

Behufs Orientirung bei Nacht sind auf dem Vorgebirge Galata und auf dem alten Walle, dem Südostende der Stadt, Leuchtfeuer errichtet; ein gutes weithin sichtbares Merkmal geben auch die während der Anwesenheit des Fürsten Ferdinand in der Umgebung des Schlosses Euxinograd entzündeten elektrischen Lampen.

Der in der Längsaxe der Varna-Bucht sich westwärts hin erstreckende, bei einer durchschnittlichen Breite von einem 15 km langen Dewno-See, von dem Meere durch einen niedrigen sandigen Damm geschieden, bildete in der Urzeit zweifellos einen Theil des Pontus. Dieses Binnengewässer, dessen Fläche zehnmal größer ist, als die des Goldenen Horns, von einer mittleren Tiefe von 21 m, könnte, sofern man den schon vorhandenen Abfluß nach dem Meere ausbaggerte, einen der sichersten Häfen der Welt abgeben.

Der Dampfer, welcher abseits der Bahnen, denen der moderne Mensch folgt, uns nach Burgas bringen soll, zieht unfern der bulgarischen, anmuthig aufsteigenden, in lebhaftes Grün gekleideten Küste seine Furche.

Nach Zurücklegung der größeren Hälfte der Strecke, erhebt sich, einer verhängnißvollen Kuppe gleich, ernst, kahl und steil über der Pontusfläche das Kap E m i n e. Diese massive, in das Meer von der Natur hinausgebaute felsigen Nase ist ein Mark- und Merkstein für den Schiffer, und der auf seiner äußersten Spitze errichtete 63 m hohe Leuchtthurm ein Warnungs- oder Hoffnungszeichen. Hinter der Feuerstation wird das Kloster St. Nicholas sichtbar. Mit dem Vorgebirge Emine endet der Balkan, diese mächtige, öde, rauhe Scheidewand, wo die Natur nur im Flüstertone spricht. Sie ist eine Gebirgsbarrière, die das Abendland von dem Morgenland, das Stromgebiet der Donau von den verschiedenen Flußsystemen im Süden trennt, klimatische und ethnographische Gegensätze bedingt.

Hinter dem Vorgebirge, das dürfen wir nicht vergessen, windet sich eine bequeme Heerstraße hin, auf welcher sich schon der feste Tritt römischer Legionen vernehmen ließ.

Mit Emine hat man zu gleicher Zeit den nördlichen Punkt des Golfes

von Burgas passirt, dessen südlichster in dem Kap Kuratan zu finden ist. Die mit diesen Namen bezeichneten Grenzstellen liegen ebenso weit von einander ab, als der Busen tief in das Land dringt, nämlich 40 km. Es ist der einzige mehrere gute Häfen einschließende Golf des Schwarzen Meeres und verdankt gleich Varna den Namen der an seinem innersten Winkel liegenden Stadt.

Nachdem wir an dem grellbeleuchteten Anchialos vorbeigesteuert waren, begann das Sonnengestirn einer riesigen Feuerkugel gleich, sich unter den Horizont zu senken; eine breite, lichte Straße zog sich von dem Fahrzeuge über die wogende Fluth hin, und vergoldete die Minarets der Stadt, welche an der Uferlehne herunter in das Meer gewachsen zu sein schien. Schnell dunkelte es, und das Blaugrün des Meeres verwandelte sich in bläuliches Grau, um bei der baldigen Landung eine schwärzliche Färbung anzunehmen.

Die Rekognoszirung des Golfes von Burgas ergiebt folgendes Resultat: Ueber die beiden, durch das Kap Emine und Misivria, bezw. letzteres und Anchialos begrenzten wenig gegliederten, Buchten — oben genannte Städte füllten die Spitzen von Halbinseln aus — und eine südlich von Sozopolis gebildete, können wir schnell hinweggehen; es genügt hier ihre Namhaftmachung. Eingehendere Betrachtung dagegen beansprucht das durch Anchialos und Sozopolis begrenzte innere — bei einer mittleren Breite von 11, 18½ km tief in das Festland eindringende — Becken.

In der westlich von Anchialos gelegenen und durch die als Unterlage eben genannten Platzes hervorragende Felsenzunge geschützten Ankerstelle finden, dem Nordostwinde entzogen, Fahrzeuge in dem über 10 m tiefen Wasser guten Sand-Ankergrund.

Bei Burgas, dem alten Pyrgos, gehen bis 10 m tief tauchende Schiffe am besten im Süden der Stadt zu Anker, sind indessen, bei der östlichen Winden preisgegebenen Lage, welche zuweilen sogar eine Landung unmöglich macht, oft gezwungen, in den südlich anliegenden Häfen Zuflucht zu suchen. In einigen Jahren, d. h. dann wird diesem Uebelstande abgeholfen sein, wenn das in Arbeit befindliche, 67 ha große, geschlossene Hafenbassin im Süden der Stadt mit Quai u. s. w. vollendet sein wird. In ihm finden, durch eine 200 m breite, gegen Süden geöffnete Zufahrt, selbst große Fahrzeuge sichern Bergungsort. Vorhin angedeutete südliche Zufluchtshäfen sind eine, durch die nach Norden weit vorgetriebene Halbinsel Poros gebildete und gegen östliche Winde gleichnamige, geschützte Bai. Von größerem nautischen Werthe indessen als diese ist die, je 3½ km weite und tiefe Chingani Bucht, welche gegen Wind- und Wogendrang sichert, 17 m Wasser hält und Raum genug bietet, um gegen 200 Schiffe aufzunehmen. An ihrem Südende kann gutes Trinkwasser eingenommen werden. Wir übergehen drei minder wichtige, gleich eben genannten an der Südküste befindliche Einbuchtungen und nennen nur noch ein wegen Lage und maritimer Vorzüge

begünstigte; es ist die westlich von Sozopolis — dem alten Apollonia, 610 v. Chr. von den Milesiern gegründet — und der Peter= sowie südwestlich der Nisi=Insel gelegene Sozopolis=Bai. Geschützte Lage, tiefes Wasser und sicherer Ankergrund zeichnen sie aus. Dieselbe flankirt den Zugang in das innere Becken von Burgas. Wenn man in diesem, mit Ausnahme des die Küsten umspülenden Wassergürtels fast überall eine Tiefe von 10 bis 36 m findet, so erschweren und gefährden dennoch Untiefen und Felsenriffe wie Soka Bank und Burgas Riff die Schifffahrt. Außer dem bei Kap Emine schon erwähntem Leuchtfeuer orientiren bei Nacht je ein auf der Nisi= und Anastasius=Insel (nordöstlich der Chingani Bucht), wo ein Kloster steht, angebrachtes.

Die von dem Meere auf der östlichen und südlichen Seite benetzte Stadt Burgas ist im Norden wie in ihrem Westen von je einer Lagune umgeben, deren jede die Größe des Dewno=Sees besitzt. Eine ebensolche aber mit dem Meere d. h. der Poros=Bai in Verbindung stehende, erstreckt sich nach Süd=westen weit ins Land hinein. Während in dem Dewno=See nur der Pravadi=Fluß mündet, nehmen die letzt betrachteten Lagunen zahlreiche größere und kleinere Wasseradern auf, die zum Theil mit ihren sumpfigen Ufergeländen taktische Abschnitte bilden.

Bei Betrachtung der Positionen von Varna und Burgas drängen sich uns unwillkürlich mancherlei Analogien auf. Dort ist es der Dewno=See, welcher sich ebenso zur Anlage eines Handels= und Kriegshafens eignet, wie hier die eine oder andere der Lagunen. Die orographische Terrainbildung um die beiden Plätze, wie ihre durch die Natur geschützte Lage zwischen Meeres= und Seegebieten, welche einerseits den Uferwechsel in großem Maß=stabe ermöglicht, andererseits aber die Einschließung sehr erschwert, fordern gradezu auf, Varna und Burgas zu Festungen zu erheben. Doch es giebt noch ein anderes Motiv, welches dafür spricht, wir meinen die strategisch wichtige Lage insofern, daß durch die bei dem einen oder anderen Orte ge=glückte Landung die Balkanwand im Norden resp. Süden umgangen ist. Was die Sicherstellung der Buchten anbelangt, so begünstigt das Ufergelände bei Varna in höherem Maße eine solche, als es bei Burgas der Fall ist. So ist denn die bulgarische Küste auch in Bezug auf den letzteren Punkt unbestreitbar die am Westpontus am meisten begünstigte.

Wenn wir Varna das bulgarische Cannes, Burgas aber das bulgarische Marseille nennen, dann haben wir hierdurch den Städten ihren Stempel aufgedrückt.

Obschon wir in Vorstehendem nicht alle Momente berührt haben, die sich uns seinerzeit an Ort und Stelle aufdrängten, haben wir dennoch genug berichtet, um einen Maßstab der Werthschätzung der beiden großen Buchten von Varna und Burgas wie des anliegenden Territoriums zu liefern, d. h. von See= und Landgebieten, welche, sofern die Kunst des Ingenieurs sich

der Gunst der Natur zugesellt, sich stolz an die Seite der in russischem Besitze befindlichen Pontushäfen stellen könnten.

Nunmehr sollen vorstehende Betrachtungen die Unterlage von Erwägungen bilden, die sich für Bulgarien aus dem Besitze seiner beiden Hauptküstenplätze ergeben.

Die Naturbilder — wie sich Varna und Burgas fast heute noch darstellen — müssen, sofern Bulgarien in der ihm nothwendigen Entwickelung stetig weiter schreitet, über lang oder kurz den Kultur- und Geschichtsbildern weichen, denn das Erkennen der providentiellen Mission genannter Oertlichkeiten für die zukünftige Wohlfahrt des Fürstenthums ist wahrlich nicht schwer. Ist aber die Erkenntniß vorhanden, dann werden sich bald Mittel und Wege finden, um durch sinngemäße Ausnützung der natürlichen Vorzüge neuer Garantien für die Zukunft sich zu vergewissern. Ein solcher Gang der Weiterentwickelung des jungen kräftigen Staates ist nicht nur naturgemäß, er wäre auch geschichtslogisch.

Der alte Spruch: „Die Mutter alles Lebendigen ist das Meer"*) hat nicht nur nichts von der tiefen, in ihm ruhenden Wahrheit verloren, sondern bringt sich, da die Menschheitsgeschichte, welche kontinental begann, immer mehr ozeanisch wird und weitere Gebiete erschließt, im großen Völkerleben unserer Tage immer nachdrücklicher zur Geltung.

Das Meer hat nicht nur die Gesittung der Menschheit geboren, die seit ihrem Anbeginn in den seefahrenden Nationen ihre starken Träger und an den Gestaden, wo die salzigen Wogen sich brechen, ihre Wiege fand, es hat sie auch erhöht, bis auf den heutigen Tag gestützt, und wird seiner kulturellen Aufgabe auch in der Zukunft obliegen. Sollte es nicht wahr sein, daß der Geist in Handelsstaaten früher erwacht, daß der Verkehr, indem er die Menschen von der Scholle und der engen Schranke losreißt, sie frühe reinigt, erleuchtet und innerlich erweitert? Es ist wahr, und darüber kann kein Zweifel mehr obwalten, daß der Ozean sich dadurch zur Kulturmacht erhob, daß er den Unternehmungsgeist der Völker weckt. Dieser Geist aber will verstanden sein und muß genützt werden.**)

Das Meer ist die freie offene Bahn friedlichen und kriegerischen Verkehrs. Die nassen Pfade haben den völkererziehenden Handel eingeleitet; dieser Handel aber ist nach Jhering immer Großhandel. Da aber der Großhandel reich macht, und die Geschichte der geistigen Kultur parallel mit

---

*) Siehe die ausgezeichnete Studie von Max Freiherrn von Kübeck: „Die Meeresküste in ihrer Bedeutung für den Handel und die Kultur der Nationen". Wien 1892. Verlag des Kaufmännischen Vereins.

**) Wem es darum zu thun ist, in diesen Geist einzudringen, wer eine Philosophie der Handels- und damit zugleich der hohen Politik zu studiren willens ist, dem sei die neuerlich erschienene Schrift des als Nationalökonomen rühmlichst bekannten Dr. Alexander Peez: „Zur neuesten Handelspolitik". Wien, Szelinski, bestens empfohlen.

der materiellen läuft, ist das Herandrängen der Völker an das Meer und seine Befahrung, der Kampf um das Meer, nur zu erklärlich.

Wenn wir endlich darauf hindeuten, daß der Seesieg bei Salamis nicht nur ein Sieg des maritimen Elementes über das feste, sondern auch ein Sieg des Geistes über die Masse war, wenn wir den Ausführungen Mahans in: „Ueber den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" folgen, dann haben wir in kultureller, in materieller, geschichtlicher und nicht minder in militärischer und maritimer Beziehung der Nachweise genug erbracht, um die ganze Bedeutung der beiden heute von uns behandelten Häfen von Pontus, wo man jedes Stück von Sentimentalität abstreifen muß, klar zu stellen.

Dem weitsichtigen Fürsten an der Spitze eines weitsichtigen, hoffnungsfrohen Volkes konnte die Wichtigkeit der zwei bulgarischen Seethore nicht entgehen, durch die das Land von außen her Athem schöpft; darum wird der junge aufstrebende Staat nie und nimmer auf Gleichberechtigung in Benutzung der ihm von der Vorsehung verliehenen internationalen Seestraßen Verzicht leisten, Verzicht leisten auf Verkehrsadern, welche neben der sittlichen Aufgabe, die völkererziehend wirkt, auch die Finanzkraft heben und dadurch den Nerv nationaler Vertheidigung stärken, denn nur das Volk, welches verdient, ist in der Lage, die riesigen Opfer zu bringen, welche unsere neuzeitlichen Rüstungen erheischen.

Die Erstehung von blühenden bulgarischen Dampferlinien, welche dem Transport von Personen und Gütern zwischen den eigenen und fremden Häfen obliegen, ist ein verheißungsvolles Beginnen, und, wenn man mit der Kraft nicht geizt, wird Konsequenz Großes erreichen.

Weil aber friedlicher Handel des starken Schutzes nicht entbehren kann, weil, wenn die Weltgeschichte einen Augenblick stille steht, es nur ist, um Athem zu schöpfen für erneuten Sturmeslauf, weil das Schwarze Meer einen Schlachtenraum zur Lösung der Fragen der Zukunft darstellt, darf man die Beschaffung von Kriegsfahrzeugen ebensowenig hinausschieben, wie für geschützte Unterstände der eigenen oder befreundeten Geschwader baldmöglichst Sorge zu tragen. Ueber diese Dinge und über die strategische Wichtigkeit von Varna und Burgas im Rahmen der militärischen Bedeutung Gesammtbulgariens werden wir uns ein anderes Mal auslassen.

Der durch uns gegebene, obzwar nur knappe Umriß von Gedanken über die beiden Schwergewichte der bulgarischen Pontusküste, über ihre maritimen Vortheile zur freien Ausfahrt auf das Meer, bezw. deren gelegentlicher Sperrung läßt unschwer ein Mittel erkennen, welches zur Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins benutzt werden muß und im eigensten Interesse eines Volkes Anwendung zu finden hat, dessen neuere Geschichte nach langem Schlafe so ruhmreich begann, dessen alte Geschichte aber lügen und dessen finnisches Blut entartet sein müßte, wenn die Nation nicht ihr Alles, nicht Hab' und Gut, nicht Blut und Leben an Eines setzen würde, an: Bulgarien für die Bulgaren unter der von ihnen selbst erkiesten Dynastie!

Vom nordafrikanischen Hochlande Barka und aus dem türkischen General-Gouvernement Tripolis.

[Nachdruck verboten.]

(C. St.) Zwischen dem 20. und dem 25. Grade östlicher Länge von Greenwich sowie zwischen dem 30. und dem 33. Grade nördlicher Breite, zeigt sich am Nordrande Ostafrikas ein Gebiet, welches gegenwärtig schon eine außerordentlich hohe Bedeutung in militärgeographischer Beziehung beansprucht und in dieser Hinsicht dennoch kaum erwähnt oder besprochen wird.

Schon vor Jahrtausenden wegen seiner Lage und wegen seiner vortrefflichen Bodenbeschaffenheit von europäischen Eroberern ersten Ranges als äußerst begehrenswerth hoch geschätzt, ist das nordafrikanische Hochland Barka, zwischen der großen Syrte und dem lybischen Wüstenplateau in das Mittelländische Meer hervortretend, in neuerer Zeit nicht minder begehrenswerth erschienen. Seemächte, die sonst gegenüber allen anderen nordafrikanischen Besitzansprüchen und Gebietsstreitigkeiten gleichgültig blieben, bewarben sich hier um Gebietstheile, ehe noch die Landenge von Suez durchstochen und damit dem Weltverkehr vom Mittelmeer zum Indischen Ozeane eine neue und bessere Verbindungsstraße eröffnet wurde.

Im Jahre 1772 wollte der russische Generaladmiral Alexej Orlow, der am 6. Juli 1770 die türkische Flotte bei Tschesme vernichtet und den Beinamen Tschesmenskij erhalten hatte, durch Ankauf der Insel Djesiretel Barda im Golfe von Bomba der russischen Flotte einen guten Stützpunkt und damit zugleich die Festsetzung an den zunächst gelegenen Küstenstrecken für die russische Seemacht sichern. Gern hätte der damalige Dei von Tripolis die angebotenen russischen Baarsummen eingesackt und genannte Insel veräußert. Die Furcht vor Frankreichs Einschreiten und die Besorgniß, daß die hohe Pforte diesen Verkauf auf schwerste Weise später bestrafen und rächen würde, hielt ihn davon ab.

Sogar die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sonst den Gebietserwerbungen an den Küstenstrecken des Mittelländischen Meeres gänzlich fern blieben, versuchten mit der vorübergehenden Besetzung des Küstenplatzes Derna in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hier eine Koloniegründung. Der Pascha von Tripolis vertrieb diese fremden Eindringlinge und das Unternehmen wurde nicht wieder erneuert.

Gegenwärtig hat Frankreich seinen Machtbereich am Nordrande Afrikas durch das Festsetzen in Tunis sowie durch das Vorgehen in der Richtung

auf Ghadames, bis an die offene Westgrenze von Tripolis ausgedehnt. Dabei wird es kaum stehen bleiben. Vielfache Anzeichen aus der Gegenwart wie auch aus der Vergangenheit bekunden vielmehr, daß Frankreich, gewissen Ueberlieferungen getreu, seine Aneignungsbestrebungen auch auf Tripolis und gar erst auf Egypten ausdehnen wird, sobald sich die Wahrscheinlichkeit eines schnellen und sicheren Erfolges in dieser Richtung zeigt.

Zwischen dem obenangeführten Ankaufsversuche des russischen Generaladmirals Orlow und dem nordamerikanischen Kolonieunternehmen bei Derna, ereignete sich jener merkwürdige Feldzug Bonapartes nach Egypten, welcher, laut dem an das Direktorium der französischen Republik gerichteten Vorschlage, mit dauernder Besitzergreifung Egyptens, Frankreich einen Ersatz für die in Nordamerika und in anderen Welttheilen verloren gegangenen Kolonien verschaffen und Großbritanniens Verbindung mit Ostindien erschüttern und bedrohen sollte.

Dieses Ziel hat der erste Bonaparte auch später keineswegs aus seinen Berechnungen und Entwürfen fallen lassen. Die mit der russischen Staatsleitung in den geheimen Artikeln des Friedens von Tilsit (7. und 9. Juli 1807) abgeschlossenen Vereinbarungen geben davon deutliche Kunde und die darin angegebenen Ziele bilden noch gegenwärtig für das militärische und für das maritime Frankreich Richtungspunkte des Vorgehens in den Mittelmeergebieten sowie in den nordafrikanischen Küstenstaaten.

In den geheimen Friedensartikeln von Tilsit (1807) hatte Frankreich sich die Aneignung der nordafrikanischen Staatswesen ausbedungen. Betreffend Malta und Egypten war vertragsmäßig zwischen Bonaparte und Kaiser Alexander I. von Rußland festgestellt worden, daß Beide an Frankreich „zurückgelangen" sollten — also eine Art Restitutionskriegsedikt wie es vordem Louis XIV. gern verfaßte — und in Hinsicht auf Gibraltar lautete das Uebereinkommen: daß Rußland bei dessen Ueberwältigung der französischen Kriegsmacht weitgehendsten Beistand leisten sollte.

Gibraltar und Malta sind gegenwärtig noch im britischen Besitz. Und Egypten, in dessen Bereiche der Suezkanal durch französischen Unternehmungsgeist hergestellt wurde, befindet sich unter britischer Bevormundung eigener Art. Dort, wo vor einem Jahrhundert der französische Oberbefehlshaber Bonaparte seine Divisionen mit schwunghaften Reden und historischen Hinweisen begeisterte und beim Quarrébilden das Kommando: „Die Gelehrten und die Esel in die Mitte!" *) gewöhnlich größte Heiterkeit hervorrief,

---

*) Es handelt sich da um eine historische Begebenheit, die in der Infanterietaktik während der napoleonischen Feldzüge und auch in den ersten Jahrzehnten danach als nachahmenswerth und vortheilhaft empfohlen wurde. Der Graf Louis Friant war es, der als Divisions-General in Egypten bei einem nahenden Ansturm arabischer Reiter das Kommando gab: „Un quarré, les ânes et les savants au milieu!" Das dabei ausbrechende starke Gelächter seiner Truppen machte die Araber so stutzig, daß dieselben

zeigen sich jetzt britische Truppen als Hüter „berechtigter Interessen.“ — „Im Namen der Civilisation“ drangen die Franzosen am Nordsaume Afrikas vor. Zur Wahrung „berechtigter Interessen“ setzten sich die Briten in Egypten fest und die Entscheidung über die Abgrenzung der Machtsphären dieser europäischen Westmächte dürfte vielleicht in Tripolis oder vielmehr vom Hochlande Barka aus erfolgen.

Es wäre dann nicht das erste Mal, daß die Egypten beherrschende Macht mit westlicher gelegenen Reichen und nordafrikanischen Machthabern hier zusammenstoßen würden.

Die Barka-Provinz, auch Provinz Bengasi genannt, hat in dieser Beziehung eine reiche Vorgeschichte, die Jahrtausende umfaßt und die jeweiligen Stellungen der antiken Mittelmeermächte zum Theil auch eigenartig markirt.

Bei einer Ausdehnung von annähernd 110,000 qkm hat dieses Gebiet eine Bevölkerung von 400 000 bis 450 000 Einwohnern. Westwärts von der Großen Syrte oder dem Sidra Golfe, nordwärts vom Mittelländischen Meere, ostwärts vom Lybischen Wüstenplateau und damit zugleich auch von Egypten in dieser Richtung begrenzt, findet das Hinterland von Barka seine südliche Abgrenzung (über die Oasen: Audjila, Djalo und Lebba sowie Bir-Battifal südwärts hinausgerichtet) in der Niederung der großen Lybischen Wüste unter dem 28. and 29. Grade nördlicher Breite.

Die großen Karawanenstraßen, die vom Hochlande Barka sowohl südostwärts nach Ober-Egypten, als auch südwärts über die Oasen von Kufra nach Borku und Wadai (!) führen, finden im Sudan vielfache Verzweigung zum nordöstlichen Theile des Kongostaates und die vormals egyptische Aequatorial-Provinz hinein. Da schon im Alterthume nach und von diesen volkreichen Gegenden Innerafrikas ein mächtiger Verkehr im Lande Barka herrschte, bekundeten die antiken Großmächte, die in der Vorzeit hier Kolonien gründeten und dann das Küstengebiet unterwarfen, durch Anlegung zahlreicher Kastelle und Städte die militärische Werthschätzung dieser Gegenden.

Ehe noch Rom und Karthago mit gewaltigen Waffengängen zur See und zu Lande die Frage der Oberherrschaft im Mittelländischen Meer für den Zeitraum mehrerer Jahrhunderte endgültig lösten, entfalteten hier, westwärts vom Pharaonenlande und ostwärts vom Gebiete Karthago's, Griechen,

---

linksum abschwenkten und den beabsichtigt sowie schon eingeleitet gewesenen Angriff gar nicht unternahmen.

Dieser effektvolle Lacherfolg auf dem Schlachtfelde, wurde natürlich in den größten damaligen Pariser Tagesblättern verherrlicht. In Preußen regte dann der geniale, aber excentrische und unglücklich im Kerker zu Riga endende Offizier und Militärschriftsteller Heinrich von Bülow († 1806) an, daß das Gelächter bei gleichen Gelegenheiten sowie beim Sturmangriffe kommandirt werden sollte. Auf preußischer Seite soll unter l'Estocq wirklich ein Versuch bei Eylau am 8. Februar 1807 in dieser Art stattgefunden haben, wie zeitgenössische Mittheilungen melden. Doch läßt sich dies damals kaum annehmen, da hier bitterster Ernst vorwaltete.

Macedonier und Egypter wechselsweise eine militärische Macht, um das weidereiche Hochland Barka mit seinem zumeist schön bewaldeten Küstensaume ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Auf halbem Wege von Karthago zu den Nilmündungen — nach heutigen strategischen Begriffen auf halbem Wege von der Insel Malta bis zur Nordmündung des Suezkanals — an der nordafrikanischen Küste hervortretend, sowie nur dreihundert Kilometer von der Insel Kreta entfernt, mußte die heutige türkische Provinz Begasi schon in frühester Zeit höchst begehrenswerth erscheinen wegen ihrer geographischen Lage, wegen ihrer großen Fruchtbarkeit, wegen des günstigen Klimas wegen ihres außerordentlichen Reichthums an vortrefflichem Schlachtvieh und wegen der guten Pferdezucht.

Schon im siebenten Jahrhuntert vor Christi Geburt setzten sich deswegen dorische Hellenen an der Käste fest und gründeten das bald mächtig anwachsende Kyrene, auch Kyrenaika genannt, dessen Ruinen sich östlich vom heutigen Ain-Schabat (22. Grad östlich von Greenwich) an dem die Meeresküste weithin beherrschenden Gebirgsabhange zeigen. Diese durch regen Zuzug verwegener und ausdauernder Spartaner schnell erstarkende Niederlassung veranlaßte dann die Gründung von vier anderen Städten, deren Lage die Sicherung des Küstengebietes vor allen Dingen bezweckte. So entstanden Berenike (das heutige Bengasi) und ferner Ptolemais, Arsinoe und Appolonias. Das damit nun errichtete Staatswesen „Pentapolis (=Fünf-Städtegebiet)“ genannt, erregte bald den Argwohn Karthagos. Von den Küsten Kleinasiens und über die Inselgebiete des Aegäischen und des Jonischen Meeres erstreckte sich jetzt der griechische Machtbereich bis auf die Insel Sizilien, daher erlangte diese griechische Städte- und Staatsgründung an der Küste von Barka für Karthago eine keineswegs gute Bedeutung.

Auf dem Höhepunkte seiner Macht stehend, versuchte Karthago mit Waffengewalt den Kyrenern auf dem Festlande am Strande der großen Syrte entgegenzutreten in der Zeit von 600 vor Christi Geburt. Schließlich einigte man sich dahin, daß beide Mächte ihre gegenseitige Begrenzung am Südrande der großen Syrte, östlich von der Küstenstadt Leptis, die somit den Karthagern verblieb, festsetzten.

Leptis (das heutige Lebda unter dem 14. Grade östlicher Länge von Greenwich) war damals der Sitz eigenartiger Staatsverhandlungen bei Regelung der Grenzangelegenheiten.

Karthager und Kyrener hatten gegenseitig vereinbart, daß an einem bestimmten Tage und zur gleichen Stunde je zwei Abgeordnete von den bisherigen Grenzorten ausgehen und der Ort der beiderseitigen Begegnung am Meeresstrande dann den Ausgangspunkt der Gebietsabgrenzung auf dem Festlande bilden solle.

Seitens der Karthager war ein Brüderpaar mit diesem Marsche am

Meeresstrande beauftragt worden und diese beiden Karthager beschleunigten in vertragswidriger Art ihre Gangweise derartig, daß die Kyrener dann bei erfolgter Begegnung sogleich die stattgefundene Uebervortheilung wahrnahmen und Einspruch gegen dieses Vorgehen erhoben.

Der Ausbruch neuer und hartnäckiger Bekämpfung stand bevor, als endlich die Vertreter von Kyrene kundgaben, daß sie den Begegnungspunkt nur dann als Grenzort anerkennen wollten, wenn die Philäni, die beiden karthagischen Brüder, sich daselbst lebendig begraben ließen. Aus Vaterlandsliebe willigten die beiden Karthager ein, ließen sich verschütten im gemeinsamen Grabe und die über ihrer Ruhestätte errichteten Altäre galten nun als Wahrzeichen der Grenzscheide.

Kyrene (Kyrenaika) war der Sitz einer Monarchie geworden, deren Bestand und Aufschwung zumeist durch stetige, weitere Heranziehung altgriechischer Einwanderer vom Mutterlande und von den Inseln her gefördert und gesichert wurde. Die heimischen Volksstämme wurden mehr und mehr gegen das Innere des Landes zurückgedrängt und da dieselben auf Karthagos Beistand nicht rechnen konnten, suchten sie ihren Rückhalt bei den Egyptern. Letzteren war das Emporkommen des griechischen Staatswesens an der Küste und in den zugänglichsten Gegenden des Barka-Hochlandes längst unbequem geworden. Egyptischer Beistand wurde den bedrängten heimischen Barka-Volksstämmen zu Theil, doch konnte wesentlich Entscheidendes damit nicht erreicht werden. Die Griechen behaupteten sich an der Küste.

Als Kyrus, der Gründer des großen Perserreichs (558 bis 529 vor Christi Geburt), die griechischen Handelskolonien an den Küsten Kleinasiens hart bedrängte und zumeist auch seiner Botmäßigkeit unterwarf, machte sich die Wirkung seines Vorgehens bis in das Innere von Barka bemerkbar. Die Volksstämme heimischer Herkunft erhoben sich zur Unabhängigkeit und gründeten mit Egyptens Beistand einen eigenen Staat, der ein Jahrhundert hindurch sich behaupten konnte, dann aber wieder zerfiel.

Auch in Kyrene hatte sich das herrschende Geschlecht entzweit. Das angerufene Orakel von Delphi hatte einen Rath ertheilt, der nicht befriedigte, und der Uebergang der monarchischen Staatsform zur Republik vollzog sich verhältnißmäßig leicht. Zwei Jahrhunderte hindurch bewährte sich die Republik, dann erfolgte der Zug Alexander des Großen zur Eroberung Egyptens. Der erfolgreiche mazedonische Eroberer begnügte sich nicht mit der Unterwerfung Egyptens. Zur Sicherung des eroberten Pharaonenlandes gegen Westen erachtete er den Besitz Kyrenes und des Barka-Landes als zweckmäßig und erforderlich, und somit unterwarf er auch diese Gebiete seiner Botmäßigkeit.

Dieser Besitzwechsel erwies sich für Kyrene und für die gesammte heutige Provinz Barka oder Bengasi um so verhängnißvoller, als Alexander der Große hier keine besondere militärische Sicherung anordnete und bald darauf

nur noch mit dem Vorrücken gegen Osten, d. h. gegen das Innere Asiens sich beschäftigte. Dabei wurden die unterworfenen Gebiete arg in Anspruch genommen.

Der Tod des mazedonischen Welteroberers im üppigen Babylon (Junimonat des Jahres 323 vor Christi Geburt) führte schnell die Erschlaffung und den gänzlichen Verfall seiner Machtschöpfung herbei. Das vormals so mächtig und bedeutungsvoll gewesene Kyrene, welches vordem den Karthagern getrotzt hatte, wurde jetzt ein Angriffsziel unternehmungslustiger und beutegieriger Inselgriechen, die gleich ihren Vorfahren auf Raub und Eroberung ausgingen, wo sich nur Gelegenheit bot.

Noch im Todesjahre Alexanders des Großen richtete sich ein Unterjochungszug von der Insel Kreta hierher. Thimbron, der Anführer einer Schaar unbeschäftigter griechischer Söldlinge auf Kreta, hatte seinen Gefährten Harpalos ermordet. Jetzt trachtete er danach, mit Veranstaltung einer bedeutenden Unternehmung den gegen ihn gerichteten Zorn abzulenken. Er wandte sich von der Insel Kreta aus gegen die Küste von Barka und bedrängte Kyrene.

Letzterwähnte Stadt und die dazu gehörenden Landbezirke waren durch die mazedonische Aussaugung und Unterdrückung jetzt so herabgekommen, daß sie mit Aufbietung eigner Kraft die Angriffe der von Kreta herübergekommenen Abenteurer nicht in genügender Weise zurückweisen konnten.

Ptolemäus Lagi, ein Feldherr und wahrscheinlich auch Stiefbruder Alexander des Großen, behauptete sich in Egypten als Statthalter zu dieser Zeit. Von den Kyrenern herbeigerufen, beauftragte er seinen Heerführer Ophellas mit Eroberung und Besetzung des gesammten Landes.

Ptolemäus Lagi, der am 12. November des Jahres 324 die Statthalterschaft in Egypten angetreten, wurde im Jahre 311 vor Christi Geburt Alleinherrscher im alten Pharaonenlande, wenn er auch den eigentlichen egyptischen Königstitel erst sechs Jahre danach beanspruchte.

Die Bedeutung des gesammten Hochlandes von Barka und der Küstenstrecken von Kyrene bis zu den Altären der Philänen war diesem umsichtigen Feldherrn und Dynastiegründer vollständig klar. Hier war schon zu dieser Zeit die beste Sicherung des unteren Nilgebiets gegen Westen möglich. Auch konnte bei ausreichenden militärischen Vorkehrungen mit Abschneidung der von hier aus schon damals stattfindenden großen Ausfuhr von Schlachtvieh und Getreide, jeder vom Westen Afrikas her gegen die Nilmündungen vordringenden feindlichen Macht die Annäherung erschwert, wenn nicht gar völlig unmöglich gemacht werden.

Magas, der Stiefsohn des als Soter I. in Egypten regierenden Königs Ptolemäus Lagi, wurde zum König von Kyrene zwar erhoben, doch blieb das Land trotz dieser neuen Besetzung mit einem scheinbar selbständig regierenden Monarchen in Wirklichkeit doch nur eine egyptische Provinz. Als

Margas starb, fiel das gesammte Barkaland an das Nilreich, welches vorübergehend unter dem dritten Ptolemäer noch einmal zu außerordentlich hoher Machtstufe gegenüber ganz Vorderasien sich erhob.

Von da an die Geschicke des Pharaonenlandes unter den bald entartenden Ptolemäern theilend, fiel Kyrene und das zugänglich sich erweisende Barkagebiet endlich unter römische Oberherrschaft.

Rom drang am Nordsaume Afrikas nicht blos weit gen Westen vor, sondern suchte auch gegen das Innere dieses Welttheils vorzubringen mit Entfaltung militärischer Macht. In Numidien, dem heutigen Algerien, durchzogen römische Kohorten die Gebirgsgegenden bis zum Nordrande der Sahara, legten dort Befestigungen, Städte und Straßenzüge an, und erbauten (so z. B. auch unweit vom heutigen Biskra) massive Steinbrücken, die gegenwärtig noch wohlerhalten dem Verkehr dienen.

Dadurch fiel die Bedeutung des Barkagebietes und seiner Küstenplätze zur Deckung Egyptens gegen Westen gänzlich fort. Zudem mochten die im Hochlande Barka hausenden alten Volksstämme der Eingeborenen in ihren Gebirgsgegenden wieder eine Widerstandslust gegen fremde Eindringlinge zeigen, die von ernsten Folgen auch für die Behauptung des unteren Nillandes werden konnte, sobald weitere unabhängige Stämme aus den Hinterlandsgebieten sich zur aktiven Theilnahme am etwa ausbrechenden Kriege veranlaßt fühlten. Das beherzigte Rom ebenfalls.

Die altrömischen Berichte der Kaiserzeit, die das damals vollständig unterworfene Pharaonenland als Kornkammer Roms preisen, erwähnen dagegen vom inneren Barka-Lande besonders die daselbst hochentwickelte vortreffliche Pferdezucht und die verwegenen Raubzüge seiner Bewohner.

Beim Niedergange und bei der endlich eintretenden Auflösung der altrömischen Weltmacht, wurde das Barkagebiet dem morgenländischen Kaiserthume zugetheilt, welches in Konstantinopel seinen Regentensitz hatte und dieser entlegenen afrikanischen Provinz kaum eine entsprechende Beachtung widmete.

Als die Lockerung der Staatszugehörigkeit dann im Jahre 641 nach Christi Geburt hier im Bereiche des alten Kyrenischen Staatswesens so weit vorgeschritten war, daß der damalige kaiserliche Statthalter Gregorius sich zum unabhängigen Beherrscher des Landes erheben konnte, drangen die siegreichen Araber mit Uebermacht in das Land ein. Die Städte an der Küste unterlagen ebenso den ungestümen Angriffen der Araber, als die Hochlandsgegenden im Innern von Barka. Die europäischen Machtsitze in den großen, durch Ausfuhr reich gewordenen und durch Ueppigkeit der Lebensweise politisch und militärisch gesunkenen Küstenplätzen, wurden jetzt Stützpunkte der arabischen Streitmassen, die von hier aus westwärts am Nordrande Afrikas vordrangen und allen europäischen Besitzungen dortselbst den Untergang bereiteten.

Die Araber, später auch „Sarazenen" genannt, befaßten sich für kriegerische Zwecke bis in das zweite und dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fast nur mit Kameelzüchtung. Nur auf Kameelen reitend, galten sie den alten Römern der Kaiserzeit bei Kriegszügen in Kleinasien und in Egypten als tapfere Söldlinge und verwegene Bundesgenossen. Inzwischen hatten die Araber auch in der Pferdezucht Fortschritte gemacht und zeigten sich bald als ein Reitervolk ersten Ranges. Die Eroberung des Barkagebietes und die Aneignung der dortigen reichen und edlen Pferdemassen mußte der arabischen Pferdezucht einen weiteren ungeahnten Aufschwung geben, sowie auch die Kriegsbereitschaft der arabischen Streitkräfte in Nordafrika wesentlich erhöhen.

Es begann die Zeit, in der europäische Seefahrer den zumeist schön bewaldeten Küstensaum Barkas meiden mußten, da von nun an jedes Anlegen und Verweilen daselbst mit den ärgsten Gefahren verknüpft war. Mit dem westwärts am Nordrande Afrikas stattfindenden Fortschreiten der arabischen Eroberungsunternehmungen, wurden nun auch weitere nordafrikanische Küstenstrecken dem abendländischen Verkehre entzogen und entfremdet.

Wo vordem mächtige verkehrsreiche Städte sich erhoben hatten, lagerten nun frei herumziehende, von Viehzucht und von Raubzügen lebende Volksstämme, die sich zum Islam bekannten und bei Kriegsunternehmungen der arabischen Heerführer sich gern betheiligten. Als großtürkische Macht die Hinterlassenschaft des arbischen Unternehmungsgeistes der Vorzeit hier wie auch überhaupt am weiteren Nordrande Afrikas an sich riß, waren die ehemals vorhanden gewesenen antiken Städte längst zu verödeten Trümmerstätten umgewandelt worden.

Bei der nahezu in 500 m Seehöhe gelegenen Ortschaft Grenne (östlich von Ain-Schabat zeigen sich die Ruinen von Kyrene, die vielleicht noch antike Kunstschätze und Kostbarkeiten in Massen bergen. Unterhalb dieser, nahe dem 22. Grade östlicher Länge von Greenwich gelegenen Stätte, befindet sich am Nordostabhange die reichlich fließende Quelle, die in der Vorzeit Veranlassung zur Ansiedelung gab und Kyra genannt wurde, seit der arabischen Besitzergreifung „Ain-esch-Scheba (ewige Quelle)" heißt und der heutigen Ortschaft Ain Schabat bestens dient.

Derna und Bengasi sind die Hauptküstenpunkte des Barkalandes, an denen die von der Lybischen Grenzoase Djarabub zum Mittelmeere führenden Hauptstraßen enden, die südostwärts, nach Ober-Egypten und Nubien hin, vielfache Anschlüsse und Verzweigungen aufweisen. Und die Distrikte von Derna und Bengasi bewiesen schon vor Jahrzehnten in den Tributverzeichnissen, daß eine verhältnißmäßig starke Bevölkerung selbst beim bloßen Herumstreifen in diesen Landstrichen gedeiht. Derna zählte über dreißigtausend und Bengasi über zwanzigtausend Nomadenzelte, deren Bewohner zur Tributleistung gezwungen wurden.

Das in ganz Tripolis Jahrhunderte hindurch bestandene Piraten- und

Janitscharenunwesen, brachte sich auch im Innern des Landes in der Staatsverwaltung (wenn früher von einer solchen überhaupt gesprochen werden konnte) arg zur Geltung. Im Monat Mai 1835 erschien eine türkische Flotte vor Tripolis, landete eine Streitmacht von 4500 Mann und verwandelte ganz Tripolis mit dem Barkalande in ein türkisches Paschalik.

Aufstände und Metzeleien bezeichneten jedoch noch geraume Zeit hindurch die Schwierigkeiten, mit denen hier jede strengere Führung der Staatsgewalt rechnen mußte.

Da die von der hohen Pforte eingesetzten Statthalter vormals auch arge Uebergriffe sich hier gestatteten, bildeten die Aufstände zuweilen naturgemäße Folgen der in diesen Bezirken sich zur Geltung bringenden Regierungsweise älterer Art.

So entstand eine blutige Empörung im Sommer des Jahres 1844, weil der damalige Statthalter von Tripolis allein von den Kabylen des Dschebet-Gebirges Steuern im Gesammtbetrage von drei Millionen Mark heutigen Geldes erpreßte, wogegen das während einem Jahrhundert (bis 1835) hier regierende Geschlecht der Karamanli im Ganzen nur den vierten Theil dieser Summe im Lande erhoben und auch wieder verbraucht hatte an heimischer Stätte.

Tripolis ist gegenwärtig als Zwischengebiet auf der Land- und Küstenstrecke von Algerien-Tunis nach Egypten von ganz anderem Werthe als vordem, wo es mit Holland (1703), England (1716, 1751, 1762 und 1785), Oesterreich (1726), Dänemark (1762), Venedig (1763), Schweden (1764), Toskana (1765), Spanien (1784), Nordamerika (1796) und Frankreich (1685, 1792) „Friedensverträge" abschloß, die die Zahlung der „Sicherheitstribute" bezweckten. Europa wurde von der Schmach befreit, afrikanischen Seeräubern Anerkennung zu zollen. Gegenwärtig ist es anscheinend nur eine Frage der Zeit und der passenden Gelegenheit, die dieser oder jener europäischen Mittelmeermacht Veranlassung giebt, mit kühnem, entscheidenden Vorgehen in Tripolis und im Hochlande Barka auch zugleich die Beherrschung Egyptens anzustreben.

Nur eine See- und Landmacht ersten Ranges wird hier wirklich Entscheidendes anbahnen oder durchführen können, da mit Fessan als Hinterland dieser Küstengebiete gerechnet werden muß. Zudem bekunden die von der hohen Pforte hier eingesetzten Statthalter und militärischen Befehlshaber eine Achtsamkeit und einen Diensteifer, der gegen sonstige orientalische Lässigkeit und Gemüthlichkeit auffällig absticht. Die Gründe die sich da maßgebend und zwingend erweisen, verdienen Beachtung.

Italien schmachtete so anhaltend und dann auch ziemlich zuversichtlich nach dem Besitze von Tunis, bis Frankreich endlich in ungalantester Weise zugriff und diesen fetten Brocken dem „Schwesterlande" und der „Brudernation" ganz unerwartet vor der Nase wegschnappte. Die ungeheuere Auf-

regung, die bei der Festsetzung der französischen Macht in Tunis dann in Italien entstand, machte sich zwar in den Ausrufen: „Auf gen Tripolis!“ Luft, allein Tripolis ist kein Tunis.

Kaum hatte Frankreich sich in Tunis häuslich eingerichtet, so sah es sich auch schon dringend genöthigt, mit der hohen Pforte ernstliche Verhandlungen betreffs der tripolitanischen Grenzpartien und Durchzugsgebiete zu pflegen. Reibungen an den Grenzen Südalgeriens mit den Nomadenstämmen der Sahara, die von südostwärts gewöhnlich ihre Vorstöße begannen und von Zeit zu Zeit kostspieligste und aufreibendste Heeresunternehmungen zur Sicherung der Grenzgebiete Algeriens veranlaßten, gaben da zunächst den Anstoß. In weiterer Beziehung traten aber noch ganz andere Gründe hinzu.

Im Sudan bereitete sich eine Bewegung vor, die in der muhamedanischen Bevölkerung Afrikas sich ausbreitete und eben so wohl im relgiösen Fanatismus, als auch in den Machterweiterungsbestrebungen arabischer Stammeshäuptlinge wurzelte.

Die Erhebung des Mahdi im egyptischen Sudan, die Ueberwältigung Chartums und das Vorrücken der Derwische, bildeten nur Theilerscheinungen der Bewegung, die weithin in Mittel- und Nordafrika sich ausbreitet und unter arabischen Fanatikern begeisterte Folgeleistung und Förderung auch jetzt noch im weitesten Umfange findet. An den Nordgrenzen des Kongostaates zeigen sich Vorgänge, die den gleichartigen Ereignissen vor den Wällen der afrikanisch-spanischen Küstenplätze ebenso entsprechen, als die ähnlichen Vorfälle in Ober-Egypten, an den Südgrenzen Algeriens, am oberen Niger rc. rc.

Diese Bewegung, die die Abwehr der Europäer in erster Linie und in umfassendster Weise bezweckt und von Zeit zu Zeit kriegerische Zusammenstöße hervorruft, ohne dabei irgend eine wesentliche Entscheidung zu ermöglichen, wird von Stamm zu Stamm verbreitet. Es ist eine Massenbewegung, der es an richtiger Organisation mangelt und der bis jetzt daher noch eine einheitliche, direkte Oberleitung fehlt. Sobald der richtige Führer sich findet, der mit wirklich entscheidenden Erfolgen die noch vereinzelt stehenden Stämme und Völkerschaften zu geeignetem, zielbewußten Vorgehen hinreißen kann, dürften die europäisch organisirten Staatswesen und Kolonialgebiete am Nordrande Afrikas die erste Kraftprobe arabischer Kriegslust und altmohamedanischen Unternehmungsdranges erleben.

Die nomadisirenden Schwärme der Tuareg und der Tibbu, die zur Zeit außerhalb ihrer eigentlichen Saharagebiete fast ganz bedeutungslos erscheinen, könnten dann vielleicht eine Beachtung beanspruchen, die man ihnen bis dahin durchaus nicht widmen konnte in militärischer Beziehung.

Bei den Völkerschaften, die vom Hochlande Barka bis nach Marokko hinein die Hinterlandsgebiete bewohnen oder durchstreifen, zeigt sich eine

tiefwurzelnde Abneigung gegen die europäische Fremdherrschaft, die den Sklavenhandel beseitigt und das Raubwesen unterdrückt, soweit es möglich ist. Die Vernichtung der arabisch beeinflußt gewesenen Raubstaaten am afrikanischen Küstensaume des Mittelländischen Meeres, und die Zeit, in der die angesehensten Seemächte an diesen afrikanischen Gestaden reichen Tribut erlegen mußten, ist da noch keineswegs vergessen. Daß sie nicht in Vergessenheit geräth, ist Sorge der Schriftkundigen und der redegewandten Derwische, die vom ehemaligen Machtbereiche des Islam, sowie von dem Glanze ehemaliger maurischer Machtsitze zu berichten wissen bei religiösen Festlichkeiten und bei großen Stammesversammlungen. Der Kabyle, der aus seinen Gebirgswinkeln und heimathlichen Thälern verdrängt wird, und der Beduine, der an altgewohnten, liebgewonnenen Lagerstätten und Quellenstationen fremdartige Niederlassungen mit abwehrenden Sicherungsanlagen entstehen sieht, ist naturgemäß äußerst empfänglich geworden für die Anregungen der „heiligen Männer" und politischen Sendlinge, die überschwengliche Hoffnungen zu erregen wissen.

Jedes weitere Vorrücken europäischer Verkehrsanlagen und militärischer Garnisonen oder Wachstationen dient da zum Beweise, daß die Franken den Untergang des Islam in Afrika anstreben und durchführen wollen.

Marokkos Bestand am atlantischen Nordwestgestade Afrikas sowie die türkische Behauptung der Gebiete von Fessan, Tripolis und Barka, bilden Anknüpfungspunkte für die Hoffnungen der arabischen Chauvinisten und Fanatiker, denen eine neue Glanzperiode altarabisch gestalteter Gewaltherrschaft als erreichbares Ziel für ganz Mittel- und Nordafrika vorschwebt!

Als die Briten den revolutionären egyptischen Kriegsminister Arabi Pascha am 13. September 1882 bei Tell el Kebir besiegten, und der Ueberwundene am darauffolgenden Tage mit seinem Stabe in Kairo sich ergab, verbreitete sich unter den Eigeborenen Egyptens die Meinung: „nur englisches Gold habe hier gesiegt" und Arabi Pascha dann trotz der tapferen Haltung seiner Negerregimenter zum Weichen veranlaßt. Tell el Kebir (großer Hügel) wird seitdem von den egyptischen Eingeborenen nicht anders als wie Tell el bachschisch (Trinkgeldhügel!) genannt. Dies ist auch bezeichnend.

Arabi's Verhalten gegenüber Großbritannien im Beginn der damaligen egyptisch-britischen Verwickelungen, wurde von den verschiedenartigsten Beziehungen beeinflußt. Von der Mittelmeerküste zogen die Briten heran, während im Sudan der Egypter Mohammed Achmed seit Jahresfrist (1881 bis 1882) die Fahne des Propheten als Mahdi (ebenfalls Prophet) entfaltet hatte und, alte Glaubenseinheit und Gleichheit des Besitzes predigend, es dabei bis zum anerkannten Sultan von Kordofan brachte.

Der im östlichen Sudan entstandene altmohamedanische Geheimbund der Senussiya, hatte in seiner ersten Satzung die Losung gegeben: „Verflucht ist der Moslem, der einen Ungläubigen zum Freunde hat!" Die

Ueberwältigung Chartums am 26. Januar 1885 und die anschließende Unterwerfung des egyptischen Sudan bildete dann die erste Illustration des großen Zukunftsprogrammes jener Fanatiker, die mit Massen „unverfälschter Moslems“ aus dem Innern des dunklen Welttheiles gegen den Nordsaum desselben und damit bis zu den Mittelmeergebieten vordringen wollen, um den alten Waffenruhm und ehemaligen Glanz des Islams mit Gewaltanwendung wieder herzustellen.

Daß die Sendboten der chauvinistisch-religiösen Geheimverbindung, welche die „gänzliche Säuberung“ Nordafrikas von allen ungläubigen Elementen anstrebt, auf allen Karawanenpfaden, in allen Oasen, und Lagerstätten von Kordofan bis zum Hochlande Barka, sowie von dort westwärts in den Hinterlandsgebieten bis nach Marokko hinein eine rege Thätigkeit entfalten, ist bekannt. Und ebenso, daß sie dort das sicherste und beste Geleit finden, wo sonst die größte Unsicherheit herrscht.

Vor einigen Jahren vermuthete man das Hauptwaffenlager des Geheimbundes der Senussiya in der alten Oase Sinah (Jupiter Ammon). Für den Bezug europäischer Handschußwaffen und dazu erforderliche Munition konnte kaum eine günstiger gelegene Sammel- und Sicherungsstätte gewählt werden, da die von hier aus südwärts nach Nubien, Darfor und Kordofan führenden Karawanenpfade europäisch organisirten Streitkräften nicht unterworfen sind und von den beeinflußten Nomadenstämmen der libyschen Wüste vollständig beherrscht werden.

Tripolis und das Hochland Barka bilden gegenwärtig mit Fessan nicht blos einen Pufferstaat zwischen der britischen und der französischen Machtsphäre in Nordafrika, sondern auch ein eigenartig gelegenes Terrain für die Zukunftspläne der afrikanischen Chauvinisten, die die kühnsten Pläne und Entwürfe hegen.

Die europäische Macht, die ungenügend vorbereitet und ohne Sicherung bester Stützpunkte gegenwärtig einen militärischen Spaziergang nach Tripolis sowie ins Hochland Barka wagen würde, müßte sich übel täuschen, sobald sie eine Besitzergreifung und Behauptung in diesen Gebieten auf das Gelingen einiger Handstreiche basiren wollte. Noch ganz abgesehen davon, daß hier, wie schon erwähnt, die hohe Pforte möglichste Vorkehrungen gegen von Außen her nahende Ueberraschungen getroffen, würde von Innen her ein enormer Widerstand entfacht werden, dessen Bewältigung zu großen Kosten- und Kraftaufwand beanspruchen müßte. Das Barka-Hochland könnte ein zweiter Kaukasus werden, bei schwererer Durchführung einer Umfassung vom Süden her, uud die Anstrengungen würden in keinem Verhältnisse zum Enderfolge stehen, sobald die von hier aus landeinwärts sich richtenden Handelsstraßen und Karawanenpfade den zurückzudrängenden Volksstämmen überlassen blieben.

Früher erschien der türkische Gouverneur von Tripolis als ein beneidenswerther Mann, der fern vom goldenen Horne hier ziemlich unabhängig und

sorgenlos sein Amt verwalten und im angenehm temperirten Hochlande von Barka oft einen recht reichbemessenen Erholungsaufenthalt ungestört genießen konnte. Für alttürkisch gesinnte Würdenträger der hohen Pforte erschien diese Stellung früher höchst begehrenswerth, da sie hier dem Verkehre mit den Hauptvertretern fremder Mächte entrückt waren und mehr nach altgewohnt-gemüthlicher Manier hier ihren dienstlichen Verpflichtungen entsprechen durften.

Das hat sich seit der französischen Besetzung von Tunis gründlich geändert. Gegenwärtig ist die Stellung des türkischen Gouverneurs in Tripolis eine sorgenreiche, die aufreibende Thätigkeit sowie größte Entschlossenheit und Umsicht verlangt.

Wo anfangs nur 4500 Mann als Besatzung hier genügten, hatte man, schon vor der Umgestaltung im angrenzenden Tunis, sich dann veranlaßt gesehen, den Garnisonsbestand auf 8000 Kombattanten zu erhöhen. Bei der direkten Annäherung Frankreichs, die nicht blos auf Besetzung der Südgrenze von Tunis sich beschränkte, sondern, sich bald bedeutend weiter erstreckend, westlich und südlich von Ghadames Stützpunkte zu gewinnen suchte und auch gewann mit umliegenden günstigen Terrainpartien, brachte man die Stärke der türkischen Truppen hier schnell auf über dreißigtausend Mann, stationirte Kriegsschiffe an der Küste und führte in die neuerrichteten Befestigungsanlagen manch zeitgemäßere Einrichtung ein, als vordem, wo die Lage behaglicher war für den Gouverneur wie für seine zunächstbetheiligten Rathgeber.

Hohe Steuern einzutreiben, die von Jahr zu Jahr unwilliger entrichtet werden, die Grenzen westwärts nicht blos gegen fremde Eindringlinge zu sperren, sondern noch mehr gegen das Hinüberschweifen tripolitanischer Volksstämme in tunesische und südalgerische Gebietstheile absolut zu sichern, wegen Vermeidung von Grenzkonflikten und Verwicklungen, und dabei gleichzeitig noch streng darüber zu wachen, daß auch in den Küstengegenden und Küstenplätzen kein fremder Einfluß irgend welche Störungen hervorrufen kann, zählt hier zu den hauptsächlichsten Gouverneurssorgen.

Wohl in keinem Gebietstheile der hohen Pforte wird die Fremdenpolizei und die stete Beaufsichtigung der Verkehrsstrecken aus militärischen Gründen so streng geführt, als wie gegenwärtig in dieser letzten türkischen Provinz auf afrikanischem Boden. Allen Fremden wird ohne Ansehung des Ranges und der sonst als maßgebend erachteten Reisebefugniß, die Erlaubniß verweigert, weiter als fünf km von der Stadt Tripolis sich landeinwärts zu entfernen. Und selbst in dieser kurz und eng bemessenen Zone wird die Begleitung von Spahis als unerläßlich betrachtet, da diesen Spahis strenge Weisung ertheilt wird, den oder die betreffenden Fremdlinge bei etwa versuchtem weiteren Vordringen, wenn nöthig, sogleich mit Gewalt zurückzubringen.

Selbst die in Stambul im Namen und mit Bewilligung Sr. Majestät des Sultans ausgestellten Reiseermächtigungen sind hier unter Umständen

wirkungslos. Namentlich dann, wenn der Gouverneur die Verantwortung für die persönliche Sicherheit des besonders empfohlenen Fremdlings nicht übernehmen will wegen der Haltung der vom Geheimbunde der Senussiya beeinflußten Scheichs im Innern des Landes. Ein französischer Naturforscher, der im Jahre 1893 mit einem großherrlichen in Stambul an höchster Amtsstelle ausgefertigten Reisepasse versehen, nur 40 km weit vordringen wollte für seine Spezialforschungen und Fachstudien, und zuversichtlich in Tripolis anlangte, mußte sich mit dem widerwärtigen Bescheide begnügen: „Auch mit einem Firman vom Sultan versehen, wird dieser Herr zurückgeführt werden, sollte er es versuchen, seinen Vorsatz auszuführen; der General-Gouverneur wird die Folgen seiner Anordnung beim Padischah vertreten!“

Da ist nichts mehr von alttürkischer Gemüthlichkeit und Sorglosigkeit zu gewahren.

Der General-Gouverneur, der kurzweg derartige Bescheide ertheilt, kennt „seine Pappenheimer“ im Landesinnern und richtet sich nach den wirklichen Verhältnissen.

Im Jahre 1892 ereignete sich hier in dieser Beziehung noch eine eigenthümlichere Abweisung. Britische Techniker und Ingenieure verlangten die Ermächtigung, in Tripolis Vermessungen und Vorstudien für Bahnanlagen im Lande sowohl, als auch weiter hinaus für transsaharische Bahnlinien zu beginnen. Auch diese Herren legten die besten in Stambul ausgestellt wordenen Konzessions- und Auftragsurkunden vor. Als „von der türkischen Regierung Beauftragte“, wurden sie wegen ihrer halboffiziellen Stellung vom General-Gouverneur mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit empfangen um ebenso entschieden abgewiesen zu werden, wie alle anderen Fremdlinge an dieser Stätte.

Deutsche, Franzosen, Italiener und Engländer, die in früheren Zeiten von hier aus die Forschungsreisen zum Sudan wagten oder von dort nach hier zurückkehrten, wiesen übereinstimmend darauf hin, daß von Tripolis über Fessan die besten Verbindungen und offensten Wegstrecken nach Bagirmi, Wadai, Darfor und vor allem auch zu dem noch näher gelegenen Borku sich bieten, und ferner die Hauptroute von der Mittelmeerküste nach den Gegenden am Tsade-See, von Tripolis durch Fessan südwärts sich richtet.

Alt-Rom, dessen guterhaltene Denkmäler nordwestlich vom Hauptorte Mursuk in Fessan bei Dscherma sich zeigen, wußte den Werth dieser entlegenen Durchzugsgebiete noch höher zu schätzen, als den Besitz des Barka-Hochlandes. Arabische Gewaltherrschaft und Zügellosigkeit trat dann auch hier das Erbtheil der alten Weltmacht an, und verhinderte bis zur Gegenwart die bessere, zeitgemäßere Erschließung dieser Gegenden gegenüber dem Weltverkehre und gegenüber einer staatsbürgerlich geregelten Gesittung, die hier durchaus fremd-

artig erscheint und tiefgreifende Umgestaltungen erfordern müßte schon im Beginne ihrer Einführung.

Hier begegnen sich nicht blos verschiedene Rassengegensätze schärffter Art sobald der Europäer dem Araber gegenübersteht, sondern auch die grundverschiedenen Ideen, die auf der einen Seite vollständig auf der Höhe der Neuzeit sich bewegen, auf der anderen Seite dagegen in der Vergangenheit wurzeln und ein Zeitalter wieder heraufbeschwören und verwirklichen wollen, welches uns gänzlich überwunden und vernichtet erscheint in staatlicher sowie in gesellschaftlicher Beziehung.

Nicht unbekannt ist es den thätigen und viel herumschweifenden Sendboten der arabischen und altmohamedanischen Zukunftsstreber im Sudan und in den näheren Hinterlandsgebieten Nordafrikas, daß die europäischen Mächte auf Afrikas Boden im gegenseitigen Machtbewerbe früher oder später an einander gerathen und sich direkt bekämpfen werden. Vor wenigen Generationen noch, war die gleiche Zerfahrenheit europäischer Seemachts- und Handelsinteressen die Hauptursache, daß die nordafrikanischen Raubstaaten bestehen und kecke Forderungen stellen konnten. Ein derartig „goldenes Zeitalter" im Innern Afrikas um jeden Preis zu erhalten und, wenn möglich, die „Segnungen" desselben auch wieder den nordafrikanischen Küstengebieten im vollsten Maße zu verschaffen, ist das Ziel der oben skizzirten Senussiya, die ihre Endziele nie erreichen, wohl aber noch folgenschwere Verwicklungen hervorrufen wird, wo sich Gelegenheit dazu bietet und die Begleitumstände dazu herausfordern oder anreizen.

Ueber den Werth der Herbst-Uebungen.

Von

Scheibert,

Major z. D.

Für Norddeutschland hieße es geradezu Eulen nach Athen tragen, wenn man die Bedeutung der Manöver für die Schlagfertigkeit der Armee besonders beweisen wollte; allein es giebt noch immer Stimmen, besonders in den kleineren Staaten jenseits der Grenzen, denen die Wichtigkeit der Uebungen im Gelände mit größeren Truppen-Verbänden fast fremd ist, ja die dergleichen gradezu für überflüssiges Gepränge halten.

Natürlicher Weise haben der gemeine Mann und die unteren Chargen nicht so viel Gewinn von den größeren Manövern, als die oberen Führer, aber auch sie lernen bei der Gelegenheit nicht nur die Bedeutung der großen Bewegungen, deren Glieder sie sind, erkennen, sondern sie gewöhnen sich auch an das Feldleben im Biwak, in den Quartieren, in den Lagern und besonders im Felddienste. Schon der Subalternoffizier lernt den Vorposten- und Erkundungsdienst im Zusammenhange mit den Operationen kennen, die Stabsoffiziere üben sich im Innehalten der Abstände und Distanzen im Gefechte, im richtigen Eingreifen als Kommandeur der Treffen oder Reserven; die höheren Führer aber, sie erhalten nun erst die Gelegenheit ihre Fähigkeiten auszubilden, Routine in der Leitung großer Massen zu erreichen, und die Bewegungen ihrer Truppen-Verbände dem Gelände und die Absichten des Feindes anzupassen, bezw. eigene offensive Entschlüsse zu fassen. Die höheren, sie unterstützenden Stäbe können jetzt einmal die Funktionen ernstlich treiben, die sie im Kriegsfalle zu leisten haben und sich in die Rolle fügen, die sie in ihren Abtheilungen zu spielen haben.

Die Erkundungen, die besonders beim heutigen fast rauchfreien Pulver überaus schwierig geworden sind, treten aus der theoretischen Lehre in die Praxis über und zeigen den leitenden Spitzen die mancherlei Eigenthümlichkeiten der modernen Kriegsführung.

Noch mehr fast als die Führer lernen die „Branchen" des Herrwesens, weil diese im Kriege völlig andere Aufgaben zu erfüllen haben, als ihnen meist im Frieden zufallen. Die Intendantur mit dem Proviant- und Verpflegswagen erhält einen Begriff von den Hindernissen, mit denen sie im Ernstfalle zu rechnen haben; die Telegraphen-Abtheilungen lernen sich einzufügen in das Getriebe der alten Telegraphen-Netze und der neuen Linie, in das ewig wechselnde Gefüge der Operationen; die Pioniere, die sonst stets an ihren alten mehr wie bekannten Stellen die ewig gleichen Aufgaben lösen, erhalten Gelegenheit, sich an das Ungewöhnliche zu gewöhnen; die Munitionskolonnen empfangen erst in den Manövern ein Bild der oft aufreibenden Thätigkeit, die sie im Felde zu entwickeln haben, ja selbst die Luftschiffer, die sonst auf einsamen Plätzen ihre gefesselten Riesen bändigen, bekommen einen Begriff von ihrer Bedeutung im Bewegungskriege, und üben sich aus kleinen Anzeichen auf dem Gelände die Bewegungen und Stellungen der feindlichen Truppen zu erkennen.

Wer durch diese offenen Darlegungen noch nicht von dem Werth und der hohen Bedeutung der Manöver überzeugt sein sollte, den führen wir in die allerneuesten Begebenheiten hinein:

Oesterreich-Ungarn, vor 1866 zwar auch Manöver abhaltend, hat sich erst nach den Niederlagen zur Erkenntniß aufgeschwungen, wie wichtig dieser Zweig des Dienstes ist, und ließ 1893 bei Guns sogar vier Armeekorps ihre Manöver vereinen.

[illegible] dem Glauben, daß die fortdauernde Waffenübung in [illegible] die Manöver mehr wie ersetzten, wurde 1870/71 [illegible] gründlich belehrt und hat seitdem ein Hauptgewicht [illegible] möglichst ausgedehnter Herbst-Uebungen gelegt.

[illegible] in Chile, von einem deutschen Offizier durch einige [illegible] den Zusammenhang zwischen geschlossener und loser Uebung [illegible] Führung des Feuergefechts unterrichtet, schlugen die ungeschulten [illegible]truppen in jedem Gefecht.

Die Japaner, die bekanntlich unermüdlich im Manöver waren, denen [illegible] als Wahrzeichen ihrer Wichtigkeit, der Mikado in Person beiwohnte, [illegible] die chinesischen Truppen so oft sie ihnen gegenüber traten.

Ein Staat, der sich eine Armee hält und die Kosten für die größeren Uebungen scheut, ist dem Manne vergleichbar, der sich ein theures Pferd kauft und zu geizig ist, ihm auch Hafer zu schütten. Es krepirt!

Fünf Jahre unter der Trikolore.

Im Deutschen steckt bekanntlich ein Stück Landsknechtsnatur, und wenn auch die veränderten Verhältnisse heutzutage nur Wenige den angeborenen Thatendrang unter fremden Fahnen bethätigen lassen, so ist doch die Zahl der Deutschen in ausländischen Heeren größer als die der Angehörigen fremder Völker.

Die französische Fremdenlegion — vor dem großen Kriege 1870/71 oft der letzte Rettungsanker im Vaterlande untergegangener Existenzen — zählt in ihren Reihen noch gut dreiviertel Deutsche!

Diese für die Stärke unseres Nationalgefühls wenig schmeichelhafte Thatsache erfährt nun allerdings eine andere Beleuchtung, wenn man hört, in welcher Weise der Legion frischer Ersatz zugeführt wird.

Ein Legionär, dem es gelungen ist, seine auf 5 Jahre eingegangene Verpflichtung ganz durchzuhalten, und der dabei die letzten 3 Jahre in Tonkin gefochten, hat mir seine Erlebnisse, auf Briefe und Aufzeichnungen gestützt, vorgetragen, und ich glaube wohl, daß es aus mehr wie einer Hinsicht nicht uninteressant, ja vielleicht gradezu wünschenswerth sein wird, diese frischen Erinnerungen größeren Kreisen bekannt zu geben. —

Im Jahre 1889 arbeitete der Erzähler als Schiffbauer in Nancy und traf dort mit einigen Freunden am 21. Dezember in einem Tanzlokal unter anderer lustiger Gesellschaft einige Elsässer, die den Deutschen nicht genug von der Größe und Herrlichkeit Frankreichs, besonders von dem Ruhm der französischen Armee berichten konnten. Freigebig gespendeter Wein, packende Erzählungen von dem Leben in der Fremdenlegion, der angehört zu haben einige der Lobredner behaupteten, und vor allen Dingen die durch den reichlichen Genuß geistiger Getränke hervorgerufene mangelhafte Urtheilskraft, ließen unseren Schiffbauer den verhängnißvollen Schritt thun, sich auf 5 Jahre der Fremdenlegion zu verpflichten.

Waren ihm und seinen Leidensgenossen doch goldene Berge in Aussicht gestellt: sollte es doch das prächtigste Essen, den besten Wein, Geld wie Heu geben, während vom „Dienst“ so gut wie keine Spur wäre!

Kaum hatten die jungen Leute, welche wieder ein Opfer jener bekannten nur dem Deutschen eigenthümlichen „Fremdenanbetung“ geworden waren, eingeschlagen, so wurden sie von den für Frankreichs Größe so besorgten neuen Freunden auf das „Büreau“ geführt, natürlich lediglich „damit sie am andern Morgen wüßten, wo sie sich zu melden hätten!

Hier auf dem Büreau wurden den jüngsten Rekruten sogleich Quartier-billets zugestellt, und ein höherer Offizier ermahnte sie väterlich wohlwollend „ihres Versprechens am anderen Morgen nicht uneingedenk zu sein.“

Die Braven beschlossen, vielleicht in dem unbewußten Gefühl, daß dies für lange Zeit die letzte freie Nacht sein dürfte, von den Quartierbillets keinen Gebrauch zu machen, sondern durchzuhalten und sodann am Montag früh zur bestimmten Stunde wieder auf dem Büreau zu erscheinen.

Hier wurden sie ohne jede weitere ärztliche Untersuchung für tauglich befunden und sofort, nachdem sie die Kapitulation auf 5 Jahre unterschrieben von zwei Soldaten in die Käserne des 69. Linienregiments abgeführt.

Dort wieder von Elsässern in Empfang genommen und gebührend ob ihrer Hingebung an la belle France belobt, hatten nun die Aermsten reichlich Gelegenheit ihr Erspartes auf das Wohl Frankreichs flüssig zu machen. Von allen Seiten kamen neue Freunde und mit jedem mußte angestoßen werden, so daß die eigenen Mittel bedenklich zur Neige gingen.

Doch wer dachte in so erhebenden Augenblicken an das schnöde Geld!! — und wenn auch: „erst eingekleidet, bekommen wir's ja mit Scheffeln wieder!“

Am nächsten Tage saßen die Neuangeworbenen, merkwürdiger Weise ohne militärische Begleitung, auf der Bahn; jeder wohlversehen mit einem Brode, mehreren Zwiebacken und einem ganzen Franken an Marschgebührnissen für die zwei Tage und eine Nacht dauernde Fahrt nach Marseille. —

Nach der Ausfrage meines Gewährsmannes sind, seiner Ueberzeugung nach, — und diese Ueberzeugung wird von allen denkenden Fremdenlegionären

getheilt — diese Subjekte, welche sich in den Kneipen, Tanzlokalen der französischen Grenzorte an die jungen Leute herandrängen, wirkliche von der Regierung unterstützte Werber, welche für jedes Opfer, das sie für die Legion gewinnen, ihren Preis bekommen. —

In Marseille eingetroffen, empfing ein Sergeant die leichtsinnige Gesellschaft und führte dieselbe in eine Kaserne.

Diese, ein ehemaliges Gefängniß, sollte wahrscheinlich für die Herrlichkeiten Afrikas eine besondere Folie sein und den Abschied von Europa den jungen Legionären erleichtern helfen.

In einem großen Saale fanden die Letzteren schon etwa 80 Genossen ihrer künftigen Leiden und Freuden vor, und außer diesen 80 soviel anderes lebendes Gethier, daß sie von Glück sagen konnten, nicht in der einzigen Nacht, welche sie dort zubringen mußten, lebendig aufgefressen zu sein.

Um auch bei Zeiten sich an die minder ruhmvollen Thätigkeiten des Krieges zu gewöhnen, gab man den immer noch im bürgerlichen Gewande befindlichen neuesten Stützen der Größe Frankreichs am anderen Morgen Gelegenheit, die geheimsten Orte jener herrlichen Kaserne einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Natürlich — Tout pour la gloire!

Glücklicherweise blieb den Armen ein längerer Aufenthalt in dieser von Schmutz starrenden, von Ungeziefer wimmelnden Kaserne erspart und am Abend des nächsten Tages stach das Kommando nach Algier in See.

Nach 36stündiger Fahrt wurde in Oran gelandet und die Rekruten sofort auf ein Fort gebracht. Hier erhielten dieselben zum ersten Male Essen, daß sie nicht zu bezahlen brauchten. Auf der Fahrt nach Marseille, in der entsetzlichen Kaserne, auf dem Schiff, hatten sich die Leute, abgesehen von dem in Nancy erhaltenen einen Franken, aus eigenen Mitteln beköstigen müssen.

Während des achttägigen Aufenthalts in Oran wurden täglich schwere Grundarbeiten von den frisch Angeworbenen ausgeführt, die in dem Ausheben von Gräben um das Fort, in der Anlage von Gärten bestanden.

Endlich wurde der Rekrutentransport nach Saida der Garnison des 2. Fremdenregiments, überführt. Am Morgen nach der Ankunft fand denn auch eine Untersuchung durch den Arzt statt. Man wolle aber dabei nicht an die Untersuchung bei unseren Aushebungen denken: der Arzt ging schnell durch die Reihen hindurch. Jeder wurde gewogen (wahrscheinlich, um ihm für spätere Zeiten eine gewichtige Erinnerung zu lassen) und — tauglich waren Alle!

Ob krumm und lahm, ob taub und blind: das war gleichgiltig für diese Sorte Kanonenfutter!

Unmittelbar nach dieser „eingehenden" Untersuchung begann denn endlich die Einkleidung, die in kürzester Frist vollendet war.

Nun steckten sie drin in den heißbegehrten rothen Hosen und genossen die Ehre „französische Soldaten“ zu sein, das „stolze Kleid Frankreichs“ zu tragen.

Arme Kerle! Euer Stolz, wenn er nach all' dem Vorhergegangenen noch groß war, sollte aber umgehend einen Dämpfer erhalten. Der erste Dienst, den nun die jungen Soldaten zu leisten hatten, bestand aus dem zwar nicht Ruhm und Ehren bringenden, immerhin aber sehr nothwendigen Kartoffelschälen. Besagte Kartoffeln waren nun nicht sehr groß, auch nicht sehr gut, und verleiteten daher einen frisch eingekleideten Legionär zu der unvorsichtigen Aeußerung an den die Aufsicht führenden Korporal: „Die Kartoffeln sind das Schälen gar nicht werth!“ „Verfluchte cochons! für Euch sind sie immer noch gut genug!“

Diese freundliche Begrüßung erfuhr am nächsten Tage wennmöglich noch eine Steigerung bei der Besichtigung durch den Herrn Oberstlieutenant, der in Vertretung des Regimentskommandeurs den Ersatz sich vorstellen ließ.

Als derselbe durch die Reihen der Neugeworbenen ging, die allerdings kein hervorragend militärisches Bild dargeboten haben mögen, entfuhr ihm das von Herzen kommende und zu Herzen gehende Wort: „Verdammte Vagabundengesichter!“

Doch mit diesem Kernspruch ihres gestrengen Oberstlieutenants sollten nun die „kleinen“ Leiden ein Ende haben.

Es begann das Exerziren, mit dem es aber nicht viel auf sich hatte, da als erster Grundsatz jedem gelehrt wurde: „Wem sein Kopf lieb ist, muß sich selbst wehren!“ und in einem sehr logischen Verfolg dieses Grundsatzes ließ man sich daher auf die Finessen der Griffe, des Marsches erst gar nicht tief ein, sondern lehrte hauptsächlich die Ausnutzung der Waffe, den Schießdienst. —

Um die Leute aber nicht zu einer höchst unnöthigen Selbstüberhebung — vielleicht hervorgerufen durch den Glanz ihrer Lage, durch die vorzügliche (???) Verpflegung und vor allen Dingen durch die reiche Löhnung (alle 5 Tage 40 Centimes) zu veranlassen, wurden sie beim Exerziren oft genug auf ihren Standpunkt durch die Versicherung ihrer Obern zurückgeführt: „daß man, wenn auch den Einen der Teufel holen sollte, für 3 Fr. 75 (soviel kostet der Transport von Nancy bis Algier dem Staat) bald ein frisches cochon haben könne.“

Am 9. April 1890 zog denn unser Erzähler zum ersten Male ins Feld. Was dieser Zug bezwecken sollte, ist dem Manne unbekannt geblieben und trotz meiner eingehendsten Fragen, ob es sich um eine sogenannte Razzia gegen unruhige Araber oder nur um eine Steuerbeitreibung oder endlich um einen Streifzug gegen die Tuareks gehandelt habe — konnte der ehemalige Legionär darüber keine sichere Auskunft geben.

Jedenfalls hatte die Kolonne, nachdem sie 3 Monate südlich des Atlas

in der Sahara kreuz und quer gezogen war, von einem Feinde nichts gesehen, dafür aber bei einer jämmerlichen, nur aus Zwieback und Büchsenfleisch bestehenden Verpflegung in ihrem Bestande ungemein gelitten. — Infolge des Mangels an Feuerungsmaterial hatten diese Genüsse fast immer ungekocht verzehrt werden müssen — nur angefeuchtet durch mitgeführtes Wasser, von dem täglich ein Liter an den Mann verabfolgt — werden sollte!

Gänzlich abgerissen traf die Abtheilung nach einem Vierteljahre in Geryville wieder ein, wo sie denn vollständig neu ausgerüstet werden mußte.

Der Erzähler bedauert es sehr, daß er nicht dem 1. Fremdenregiment überwiesen worden war. Der damalige Kommandeur des Letzteren soll die Deutschen besonders bevorzugt haben. Wer schon in der deutschen Armee gedient hatte, konnte sicher sein, daß er in kurzer Zeit unter diesem Obersten zum Korporal befördert wurde, und bei Vorstellungen vor höheren Vorgesetzten wurden dort die deutschen Legionäre damals oft genug als eine gewisse Elite bezeichnet. Wie denn überhaupt die französischen Offiziere der Fremdenlegion mit Vorliebe die deutschen Mannschaften sich zu Burschen kommandirten und auf besondere Vertrauensposten beriefen. —

Zurückgekehrt von Geryville nach Saida wurde das 2. Fremdenregiment und mit ihm überhaupt alle irgend abkömmlichen Truppentheile in Algier zu einem Feldzug gegen einen andern, vielleicht noch gefährlicheren Feind wie die flüchtigen Kabylen, beordert: gegen die zur Sommerzeit in ungeheuren Massen auftretenden, alles vernichtenden Heuschrecken.

Besondere Fangvorrichtungen — weiße Tücher, die mit der unteren Kante auf den Boden aufgelegt wurden, deren oberer Rand mit Wachstuch benäht, das wieder mit Oel bestrichen war — wurde von den Soldaten um die bedrohten Felder an Latten aufgerichtet. Kamen nun die Heuschrecken an solche Wand, so versuchten sie hinaufzukriechen, glitten von der geölten Wachsleinwand herunter und fielen in Gräben, welche die Leute schnell ausgehoben hatten.

Wenn diese mit kribbelnden Heuschrecken gefüllt waren, wurden ätzende Säuren darüber ausgegossen oder, in Ermangelung solcher, die Thiere einfach zerstampft.

Allein das 2. Fremdenregiment hatte 125 km solcher Leinenwände zu einer etwa nöthigen Verwendung.

Nachdem dieser eigenthümliche Krieg ein wahrscheinlich unentschiedenes Ende genommen, verließ unser Erzähler den heißen Boden Afrikas, um ihn mit dem in jedem Sinne des Wortes noch heißeren von Tonkin zu vertauschen.

Von jetzt ab will ich den Erzähler selbst sprechen lassen:

In der Stärke von 1500 Mann (Fremdenlegionäre und Artilleristen der Kolonialtruppen) wurden wir auf dem „Anamite“ verladen und brauchten 45 Tage von Oran bis wir auf Tonkin's Boden landeten.

Die Fahrt wurde von manch Einem von der Legion als eine ersehnte Möglichkeit angesehen der furchtbaren Sklaverei wieder zu entgehen. Besonders auf den Kanal von Suez setzten viele ihre Hoffnung. Als uns nun in demselben ein großes deutsches Schiff begegnete, begrüßten wir die Matrosen mit dem Zuruf: „Guten Tag! Landsleute!“ Und sofort, als die deutschen Seeleute an den Zurufen uns als Brüder in französischer Uniform erkannt hatten, wurden Seile heruntergeworfen, als sich vier verzweifelte Legionäre in den Kanal gestürzt hatten.

Glücklich gelang es den Wagehälsen den Kanal zu durchschwimmen und das Ufer zu erreichen, wo sie vor ihren französischen Peinigern in Sicherheit waren.

Dies Gefühl, der unwürdigen Behandlung entronnen zu sein, äußerte sich bei den Vier dann auch sofort dadurch, daß sie den erbosten Vorgesetzten vom Lande aus durch nicht mißzuverstehende Gebärden ihre Verachtung zu erkennen gaben.

Ebenso sprangen auf der Rhede von Colombo 7 Mann in dem Augenblick in's Meer, als der „Anamite“ eben die Anker gelichtet hatte, um seine Reise nach Tonkin fortzusetzen. Drei der Legionäre kamen an die Küste, einer ertrank, drei wurden von den sofort ausgesetzten Booten wieder an Bord gebracht! — Ein französischer Oberst der Seeartillerie erging sich voller Wuth in den gröbsten Schimpfworten über die deutschen cochons, die nicht einmal für die Größe und den Ruhm Frankreichs ihr elendes Dasein hingeben wollten.

Diese Aeußerungen reizten unsern Lieutenant, einen riesengroßen Offizier, der früher in einem sächsischen Regiment gestanden hatte, zu einer sehr heftigen Entgegnung: „Das sind keine deutschen cochons, sondern Leute, die, wenn ich sie führe, hingehen, wohin ich es befehle. Allerdings sind es keine von Euren französischen Häringen, die Euch auslachen, wenn etwas befohlen wird, das ihnen nicht paßt, und die doch nicht den Muth haben sich hier in die See zu stürzen und ihr Leben auf's Spiel zu setzen!“

Dem Franzosen schien diese Antwort wenig zu behagen, aber ich habe nicht gehört, daß er unserm Lieutenant etwas entgegnete. —

Kaum waren wir an der Küste von Tonkin eingetroffen, so wurden wir, die man schon lebhaft erwartet hatte, zur Eroberung von drei großen Forts bei Hu yen tee*) befohlen. — Der Gouverneur, General Reste, ließ die feindlichen Werke drei Tage hindurch ununterbrochen mit Artillerie beschießen und, wohl in dem Glauben, daß der Feind vollkommen vernichtet sei, am vierten Tage eine Kompagnie Marineinfanterie dagegen vorgehen. Aber in

*) Die hier und später angeführten Namen haben sich, mangels einer guten Spezialkarte, nicht in ihrer auf deutschen Atlanten gebräuchlichen Schreibweise feststellen lassen und ich habe mich an die von dem Erzähler gegebene Form gehalten.

weniger wie 10 Minuten hatte diese 116 Mann starke Kompagnie einen Verlust von 80 Mann!

Da hieß es nun „Fremdenlegion vor!“ — Wir hatten derweile in Deckung gelegen; von den Kulis, welche uns Proviant u. s w. nachzubringen hatten, wurde Tafia (Branntwein) jedem Manne ein Glas gegeben, dann wanden wir über unsere weißen Tropenanzüge die von den Anamiten besonders gefürchteten „blauen Binden“ — als Abzeichen der Fremdenlegion, Koppel und Patronentaschen wurden darüber geschnallt und das Bajonett aufgepflanzt.

So lagen wir, des Sturmsignals gewärtig. Sobald dies durch einen Hornisten, der sich bei dem ältesten, den Sturm befehligenden Offizier befand, gegeben wurde, sprang alles auf und ging im Sturmschritt auf den Feind.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung waren aber die meisten unserer Herren Offiziere nicht an unserer Spitze, sondern beobachteten mit Fernröhren aus guter Deckung den Angriff!

Als wir auf 20 Schritt an den Feind heran waren, stürzte sich alles mit einem Gebrüll, das kaum aus menschlichen Kehlen zu kommen schien, auf den hier mal standhaltenden Feind.

Schon beim Vorgehen hatten wir die Nutzlosigkeit des aufgepflanzten Bajonetts empfunden. Denn in dem dichten Gestrüpp, zwischen den in halber Mannshöhe abgehauenen Baumstümpfen, war die Länge des Gewehrs uns nur hinderlich. Deshalb brachten wir auch schnell das Seitengewehr wieder in die Scheide, steckten den eigens für diesen Zweck zum Abnehmen eingerichteten Gewehrkolben in die Tasche und ließen, den Flintenlauf an der Mündung fassend, das massive Schloß und den ebenso massiven Kolbenhals auf den Schädeln der Anamiten entsprechenden Eindruck machen.

Pardon wurde und wird in diesen Kämpfen nicht gegeben: Alles ficht wieder uns und so wurde auch hier Weib und Kind nicht geschont.

Die Erstürmung der drei Forts kostete uns 142 Mann todt, 293 verwundet. Aber wohl 4000 Anamiten und Chinesen deckten den Boden, den sie uns mit ihren gefürchteten Coup-coups streitig gemacht hatten.

„Coup-coup“ werden von den Franzosen die gewöhnlich auf beiden Seiten haarscharf geschliffenen Schwerter der Gegner genannt, die oft über einen Zoll dick waren und in allen Größen und Formen gefunden wurden. — Doch vermochten die kleinen, im Durchschnitt nur 1½ Meter großen Anamiten trotz ihrer Gewandheit nichts gegen die umgekehrten Flintenläufe der Legionäre, welche ja zumeist von deutschen Fäusten geschwungen wunden.

Als wir Herren des Forts waren, übernahmen auch die inzwischen herangekommenen Offiziere wieder das Kommando, und es wurden nun alle Vorbereitungen getroffen, um die eroberten Werke in die Luft zu sprengen.

Nachdem dies Letztere ausgeführt war, marschirten wir nach dem uns zur Garnison angewiesenen großen Orte Tu yen Kuang und wurden dort auf der Citadelle untergebracht. — Hier erst wurden wir über unser Ver-

halten den Anamiten gegenüber unterwiesen und uns gesagt, daß wir von Vormitag um 9 bis gegen Nachmittag um 3 Uhr uns ruhig verhalten sollten, da ein Ausgehen in dieser Zeit wegen der außerordentlichen Hitze Leben und Gesundheit gefährden könne. Bei Nacht mußten wir feldmarschmäßig schlafen, das Gewehr zwischen Strohsack und Matratze, Patronentasche mit Koppel unter dem Kopfkissen.

Jedem wurde eingeschärft, daß ein Abkommen von der Kolonne regelmäßig auch den Verlust des Kopfes zur Folge haben dürfte, da für Franzosenköpfe, und zwar im abgeschnittenen Zustande, die Anamiten eine ausgesprochene Vorliebe an den Tag legen sollten.

Im Hinblick auf diese tröstliche Zukunft suchte man uns das Leben — so lange es uns noch gehörte — durch die tägliche Lieferung von $^1/_2$ Liter Wein und $^1/_{10}$ Liter Tafia, neben einem ganz guten Essen einigermaßen zu versüßen. Auch war die Löhnung von 40 Centimes für 5 Tage auf 1 Frank 75 Centimes erhöht worden!

Nachdem wir so acht Tage der Ruhe gepflegt hatten, ertönte plötzlich der Generalmarsch, und nach 40 Minuten standen wir zum Abmarsch bereit. Jeder erhielt für 8 Tage Lebensmittel in seinen Tornister und der Marsch auf das oft genannte Langson wurde angetreten.

Es war ein großer Vorstoß gegen die chinesische Grenze im Werke, zu dem alle irgend verfügbaren Truppen an dem genannten Orte zusammengezogen wurden.

In der Gegend von Kepp gerieth unsere Kolonne plötzlich in ein furchtbares und wohlgezieltes Feuer. Aber, obwohl wir uns sofort in der Richtung des Feuers entwickelten, stießen wir doch nur auf verlassene Schützengräben, um dann alsbald wieder von unsichtbaren Feinden beschossen zu werden.

Die Kampfart der Chinesen (Schwarzflaggen) war eine sehr einfache, und den örtlichen Verhältnissen entsprechend. Während wir unbekannt mit dem Gelände, uns auf die, gewöhnlich beiden Parteien dienenden Pfadfinder verlassen mußten, wußten die Gegner ganz genau, von wo wir zu erwarten waren.

An einem passenden Platz wurde vom Feinde ein Graben ausgehoben, die von England zumeist bezogenen Hinterlader auf dem Aufwurf festgelegt und auf einen Punkt eingerichtet, den unsere Kolonne ungedeckt passiren mußte.

Spitze und Vortrupp wurden unbeschossen vorüber gelassen und dann in die dichte Masse plötzlich hineingefeuert, wo jeder Schuß sitzen mußte, dann noch weiteres Schnellfeuer und fort in das Dickicht!

In dieser Weise kämpften wir fast 40 Tage gegen einen unsichtbaren Feind und erlitten täglich Verluste ohne Vergeltung üben zu können. Endlich hatten wir den Gegner in das Fort von Phu Lang Tion am rothen Fluß gedrängt und eingeschlossen. Jetzt mußte er Stand halten. Ein Kanonen-

boot nahm das Fort unter Feuer; aber erst am sechsten Tage schritten wir zum Sturm, der uns wieder manchen Mann kostete, aber uns auch in den Besitz der heiß vertheidigten Festung brachte. Diese wurde nun sofort unsererseits zur Vertheidigung eingerichtet und blieb von einer Kompagnie besetzt. — Erst nach fast dreimonatlicher Abwesenheit kehrten wir nach unserer Garnison Tu yen Kuang zurück, ohne aber dort die so sehr nöthige Ruhe zu finden.

Denn es brannte schon wieder an andern Punkten. Doch zwang uns das inzwischen eingetretene Hochwasser in unsere Garnison zurückzukehren.

Die unausgesetzten furchtbaren Anstrengungen, die tägliche Todesgefahr, die entsetzliche Hitze und die großen Mengen sehr stark reizender Genußmittel hatten ihren vernichtenden Einfluß auch auf mich ausgeübt. Zeitweise befand ich mich in einem Zustand, der von dem eines Wahnsinnigen wohl wenig zu unterscheiden war, und beging dann Dinge, die ich sonst wohl unterlassen hätte. So kam es, daß ich, der sich bis dahin straffrei geführt hatte, wiederholt die Bekanntschaft mit Arrest machen mußte.

Nun ist das aber in der französischen Armee nicht so wie bei uns in Deutschland, wo Arrest nur von Offizieren verhängt werden kann, nein, schon der Korporal kann einen sofort auf 2 Tage, der Lieutenant auf 8, der Hauptmann auf 15 Tage abführen lassen! — Dabei mußte man tagsüber schweren Dienst thun und wurde des Nachts angebunden. — Und trotzdem standen die Vorgesetzten in keiner hohen Achtung. Das lag daran, daß sie sich um die Mannschaften so gut wie gar nicht kümmerten und vornehmlich, daß sie im Gefecht ihre Pflicht und Schuldigkeit nicht thaten.

Eine rühmliche Ausnahme davon machten die wenigen deutschen Offiziere, vor allen der schon genannte große Lieutenant, der früher in sächsischen Diensten gestanden hatte. Lieutenant L. sorgte immer für uns, blieb stets bei seinen Leuten und war im Gefecht da, wo er hingehörte, an der Spitze seiner Mannschaften.

Ich hatte es zudem mit meinem Feldwebel gründlich verdorben. Da ich schon längere Zeit eine Korporalschaft geführt hatte, konnte ich es nicht mit ansehen, daß bei den Lieferungen die Schreiber und Ordonanzen immer das Beste vorweg bekamen. Ich meldete dies dem Hauptmann und hatte nun den Feldwebel auf mir sitzen.

Aus dem Arrest kam ich gar nicht mehr heraus und, wenn ich es auch nicht leugnen will, daß ich nur oft genug berechtigte Veranlassung dazu gegeben hatte, so merkte ich doch sehr genau, woher der Wind pfiff.

Erst als wir wieder ausrückten, hörte der Arrest auf, dafür war ich aber beständig auf Vorposten oder Seitenpatrouille, d. h. keinen Augenblick saß mir in dieser Zeit mein Kopf sicher auf den Schultern.

Aber unser Herrgott verläßt keinen guten Deutschen und so brachte ich mich mit sammt meinem Kopf glücklich aus allen Fährlichkeiten.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß wir sowohl auf Vorporposten wie auf unseren Patrouillengängen den wirksamsten Schutz in unsern Hunden hatten, deren feine Nasen die Annäherung jedes Fremden sofort witterten. Dementsprechend war jedem Soldaten gestattet, ja es wurde geradezu gewünscht, sich einen Hund zu halten.

Wohl mit aus Freude, daß mir nichts zugestoßen, lud ich denn meine Kameraden eines schönen Tages ein, sich mit mir einen lustigen Tag zu machen. In unsern Kreis trat da nun der Adjutant, — in der französischen Armee ein Unteroffizier, der um einen Grad über dem Feldwebel steht.

Der gute Mann, der so wie so schon wenig beliebt war, erlaubte sich in Gegenwart mehrerer Chinesen uns in der beliebten Weise wieder „deutsche cochons" zu tituliren. Wir zahlten ihm diese Herausforderung vor den verachteten Chinesen denn mit einer furchtbaren Tracht Prügel.

Man ersieht daraus, wie gering die Achtung vor unseren Vorgesetzten geworden war, die allerdings durch ihr Benehmen, zumal den Eingeborenen gegenüber, jeden Anspruch auf Vertrauen und Subordination verloren.

Auch meine Strafe — 60 Tage Arrest — stand zu der Schwere des Vergehens in gar keinem Verhältniß, und obendrein brauchte ich diese Strafe garnicht einmal abzumachen, da ein großes Unternehmen in das streitige Gebiet des Lony Scheid-Flusses geplant wurde. In vier getrennten Kolonnen brachen wir auf, um an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde den Feind von vier verschiedenen Seiten zugleich anzugreifen.

Unsere Kolonne traf auch wirklich, wie befohlen, ein und wurde beim Angriff auf die feindliche Stellung — vollständig zurückgeworfen und zum Rückzug gezwungen. Später erfuhren wir, daß die übrigen Abtheilungen schon eher eingetroffen, ohne abzuwarten zum Sturm vorgegangen und ebenso abgeschmiert worden seien.

Dem unglücklichen Angriff folgte eine weitere Schlappe. In der Nacht waren wir in einem Buddhatempel zu Dony Lan untergebracht und wurden dort plötzlich überfallen. Doch vereitelte die Wachsamkeit unserer Posten das Gelingen dieses feindlichen Unternehmens.

Im Handumdrehen war das Gebäude von uns zur Vertheidigung besetzt und wir feuerten nach allen Seiten in das nur durch die beim Feinde aufblitzenden Schüsse flüchtig erhellte Dunkel.

Unsere Offiziere waren nicht da — als es aber Tag wurde und wir zum Angriff gegen den Feind vorbrachen, fanden wir drei derselben 80 Schritt vor dem Tempel von unseren eigenen Kugeln erschossen!

Was dieselben veranlaßte, im Augenblicke des Alarms aus dem Gebäude zu eilen, vermochte Keiner anzugeben.

Kennzeichnend für den Geist der Truppen ist es aber, daß sofort das Gerede ging: „die Herren hätten im Dunkel der Nacht ihre Haut in Sicherheit bringen und die Leute ihrem Schicksal überlassen wollen!"

Ueberhaupt heißt es stets, wenn irgend ein Posten aufgehoben wird: „der ist von dem Offizier, welcher die Entsendung anbefohlen, verrathen!" Man scheut sich nicht, offen zu behaupten, daß der betreffende Offizier mit den Piraten sich hernach in das Lösegeld theile!!!

Jedenfalls waren wir froh, daß wir uns unseres Lebens gewehrt und den Anamiten bei unserem Vorstoß noch eine Menge des uns sehr nothwendigen Proviantes abgenommen hatten.

Tags darauf setzten wir unseren Rückzug nach der Garnison fort. Später hatten wir noch manche Kämpfe in dem unterworfenen Gebiet von Wan Ksi Phee zu bestehen und hier bekam ich auch eine Verwundung. Ein Hinterladergeschoß durchbohrte den linken Oberschenkel oberhalb des Knies, glücklicherweise ohne den Knochen zu verletzen.

Mit dieser Wunde mußte ich noch vier Tage laufen, bis dann endlich das Bein so dick angeschwollen war, daß ich nicht mehr weiter konnte. Da ein Liegenbleiben mit dem Verlust des Kopfes gleichbedeutend war, so blieb mir nichts Anderes übrig, als mich für mein Geld in das Lazareth von Hanoi bringen zu lassen, wo ich neun Wochen bleiben mußte.

So unerhört dies klingt, so ist es doch buchstäblich wahr — eine Sorge für die Verwundeten kennt man nicht, und wer nicht so glücklich ist, selbst etwas für sich thun zu können, ist meist unrettbar verloren.

Die Behandlung im Lazareth war eine sehr wenig gute, und besonders waren die Bekehrungsversuche, welche von den Krankenpflegerinnen an den nicht katholischen Leuten oft kurz vor dem eintretenden Tode angestellt wurden, nicht schön. Obwohl ich selbst katholisch bin, hat mir diese Art doch nicht gefallen. —

So war ich froh, wieder zur Kompagnie zu kommen. Unser neuer Hauptmann war ein Deutscher, ein Elsässer aus Straßburg. Von nun an hatte ich es gut; sehr bald wurde ich beim Kapitän Bursche, machte nur noch ein paar kleine Gefechte mit und erhielt am 14. Juli zu Vitry, dem Depôtort der Legion, den Orden des Sterns von Anam.

An einer neuen großen Unternehmung theilzunehmen, hinderte mich wieder ein sehr heftiger Fieberanfall, der mich auf Wochen in's Lazareth führte.

Der Tag, der meiner fünfjährigen Leidenszeit ein Ende machen sollte, nahte heran, und von Herzen dankbar, daß die unseligen Jahre im Ganzen von mir doch glücklich überstanden waren, kehrte ich aus dem mörderischen Tonkin nach Algier zurück.

Zwei Monate blieb ich noch dort, um mich auf den Wechsel des Klimas vorzubereiten. Dann fuhr ich, allerdings neu eingekleidet, aber ohne einen Sou in der Tasche, nach Frankreich. Dort begab ich mich nach dem Anfangspunkt meiner durch meinen Leichtsinn verschuldeten Leidenszeit in der Fremdenlegion — nach Nancy.

Hier vertauschte ich die französische Uniform gegen bürgerliche Kleidung und kehrte in die Heimath, in die Arme der Eltern und Geschwister zurück!

Alle Anerbietungen, „im schönen Frankreich zu bleiben", wies ich von mir: ich hatte genug, übergenug an dem, was ich von Frankreich erfahren.

Und darum rufe ich Jedem, der unüberlegt und in leichtem Sinn unser schönes deutsches Vaterland verlassen will, oder der gar in völliger Unkenntniß fremder Verhältnisse solche besser glaubt, als wie daheim, — dem rufe ich aus voller Ueberzeugung, nach meinen schweren Erfahrungen zu:

„Hütet Euch vor der französischen Fremdenlegion! Ruhm und Ehre kann man da nicht gewinnen. Als Mensch wird man da nicht behandelt, denn in den Augen der Franzosen sind die Legionäre nur ein verworfenes Gesindel, und zumal wir Deutschen, die wir leider, leider zu drei Viertheilen die Legion bilden, wir sind bei den Herren Franzmännern doch immer nur ‚maudits cochons'!"

—r.

Strategisch-taktische Aufgaben.*)

Lösung und Besprechung der Aufgabe I.

1. Instruktion des Großen Hauptquartiers für das Grenzdetachement Saarbrücken (auf Grund der Lage vom 17. Juli).

Es ist anzunehmen, daß eine französische Armee um Metz versammelt wird. Ihre muthmaßliche Ordre de bataille liegt bei.

Das Grenzdetachement Saarbrücken sichert den Abschnitt Völkingen—Saarbrücken—Brebach. Links anschließend sichert von der Straße Blieskastel—Saargemünd (einschl.) ab ein bayerisches Detachement bei Blieskastel die Grenze der bayerischen Pfalz. Die Festung Saarlouis hat Kriegsbesatzung, die aber durch Armirungsarbeiten bis auf weiteres völlig in Anspruch genommen ist. Weiter nördlich sichert ein Grenzdetachement bei Freudenburg den Abschnitt Sierck—Merzig.

Am 20. Juli wird voraussichtlich die 1. Kavallerie-Division bereit sein, die Grenze in Richtung auf St. Avold zu überschreiten.

Um dem Gegner die Beobachtung des Saarthals und des Geländes

*) Siehe Januar-Heft 1896 der „Neuen Militärischen Blätter."

nordöstlich davon zu erschweren, sowie auch mit Rücksicht auf die diesseits beabsichtigte Offensive hat das Detachement solange als möglich Saarbrücken zu behaupten, einem Gefecht mit überlegenen feindlichen Kräften aber auszuweichen. In diesem Falle wäre der Rückzug längs der Bahn in Richtung anf Neunkirchen—St. Wendel zu nehmen, wobei vor allem auf Deckung der in Aussicht genommenen Ausschiffungspunkte Neunkirchen und Ottweiler zu rücksichtigen ist. Die Ausladungen daselbst beginnen am 26. Juli. Gleichzeitig würde jedoch bei einem etwaigen Rückzuge auch die fortgesetzte Bewachung der Anmarschstraße des II. Armeekorps Wadern—Lebach—Saarbrücken, wenigstens durch Kavallerie erforderlich sein. Die vordersten Abtheilungen dieses Armeekorps können nicht vor dem 25. Juli Lebach erreichen Bis dahin kann also das Grenzdetachement auf Unterstützung nicht rechnen.

Eine Zerstörung der Saarübergänge bei Saarbrücken darf beim Rückzuge nicht stattfinden. Das Eisenbahnmaterial von Saarbrücken und St. Johann ist sofort nach Neunkirchen zurückzuschaffen.

Die Aufklärung hat hauptsächlich auf den von Völklingen und Saarbrücken über die Linie Teterchen—St. Avold auf Metz führenden Straßen zu erfolgen und muß auf diesen bereits vor Eintreffen der 1. Kavallerie-Division soweit als möglich nach vorwärts ausgedehnt werden, um die Fühlung mit dem Gegner schleunigst herzustellen. Die einmal erlangte Fühlung darf dann unter keinen Umständen wieder aufgegeben werden, auch nicht bei einem etwaigen Rückzuge. Vor erfolgter Kriegserklärung darf übrigens die Grenze nicht überschritten werden (auch nicht von Patrouillen).

Auf Organisation des Nachrichtenwesens durch entsprechende Anweisung der Ortsbehörden, Forst- und Grenzbeamten und dergl. sowie auf telegraphische Verbindung (durch fortgesetzte Mittheilung aller Nachrichten) zwischen den einzelnen Grenzdetachements sowie der Kommandantur Saarlouis ist zu achten. Sowie die Fühlung mit dem Feinde hergestellt ist, ist zur Berichtigung bezw. Vervollständigung der feindlichen Ordre de bataille die Feststellung möglichst zahlreicher Regimentsnummern von größter Wichtigkeit.

Die Ausfuhr von Kohlen aus dem Kohlenrevier ist zu verhindern.

Meldungen sind gleichzeitig an das Generalkommando II. Armeekorps nach Coblenz, sowie an das Große Hauptquartier nach Berlin zu richten und wenn nichts besonderes vorgefallen ist, täglich Nachmittags zu erstatten.

2. Aufstellung des Grenzdetachements Saarbrücken.

a) vor erlangter Fühlung mit dem Feinde.

I/1 hat eine Vorpostenkompagnie am Chausseeausgang von Saarbrücken nach St. Avold, eine zweite am Ausgang nach St. Arnual in Alarmquartieren untergebracht. Die beiden Kompagnien sichern die vorliegenden Höhen durch Feldwachen und zwar die erstere durch je eine Feldwache auf

dem Exerzierplatz und dem Repperts-Berg, die letzteren durch eine Feldwache auf dem Winter-Berg. St. Arnual ist durch einen selbständigen Unteroffizierposten besetzt.

Die beiden anderen Kompagnien des Bataillons sind als Vorpostengros in Saarbrücken untergebracht.

II/2 ist mit 2 Kompagnien als Gros des Detachements in St. Johann untergebracht und hat je eine Vorpostenkompagnie nach Malstatt und Brebach vorgeschoben. Erstere hat die Eisenbahnbrücke mit einer Feldwache besetzt.

III/3 ist nach Völklingen detachirt.

Vom Ulanen-Regiment 1 sind 2 Eskadrons nach St. Avold, eine nach Teterchen vorgeschoben. Erstere haben einen Relaisposten in Naßweiler aufgestellt. Die 4. Eskadron verbleibt in Saarbrücken und hat je einen Zug nach Völklingen und Brebach entsendet.

Bis zu erfolgter Kriegserklärung mußten natürlich die ersteren drei Eskadrons (bei Naßweiler bezw. Ludweiler) zurückgehalten werden.

b) nachdem französische Truppen nach St. Avold und Forbach vorgeschoben worden sind (22. Juli.)

Das 1. Bataillon sichert mit drei Vorpostenkompagnien den Exerzirplatz, den Repperts- und den Winter-Berg. Die 4. Kompagnie ist als Vorpostengros in Alarmquartieren dahinter am Südrande von Saarbrücken untergebracht.

Vom 2. Bataillon bezieht die Kompagnie Malstatt Alarmquartiere dicht bei der Eisenbahnbrücke, während die beiden Kompagnien in St. Johann in Alarmquartieren hinter den beiden Saarbrücken untergebracht sind.

Von den beiden von St. Avold zurückgegangenen Eskadrons ist die eine dem 1. Bataillon als Vorposten-Kavallerie zugetheilt, die andere in St. Johann untergebracht. Beide wechseln täglich.

Die Eskadron von Teterchen ist nach Völklingen zurückgezogen worden.

Der Kompagnie Brebach ist eine Eskadron zugetheilt worden.

Besprechung.

Die Abfassung der Instruktion für ein Grenzdetachement dürfte eine Aufgabe sein, die wohl nicht oft an jemanden herantritt. Wer sich jedoch damit befaßt, wird dadurch gezwungen, die Lage, in der sich das Grenzdetachement befindet, aufs genaueste zu durchdenken, sich dessen Aufgabe klar vor Augen zu führen und die Mittel zu erwägen, mit denen diese Aufgabe gelöst werden kann. Die Führung eines Grenzdetachements aber, dessen Stärke außerordentlich verschieden sein wird und von einem Bataillon nebst einigen Meldereitern bis zur Stärke einer vollen Division alle möglichen Abstufungen zeigen kann, ist eine Aufgabe, die beim Beginn eines Feldzuges sehr leicht an jemanden herantreten kann, und es erscheint daher nicht unnütz, sich darauf frühzeitig vorzubereiten, umsomehr, als die

Aufgabe sehr überraschend kommen kann und ihre geschickte Lösung ohne eine gewisse Friedensvorbildung nicht jedem möglich sein dürfte.

Die Aufgabe lehnt sich an die historische Kriegslage bei Beginn des Feldzuges 1870 an, enthält aber wesentliche Abweichungen davon. Zunächst ist die Stärke des Detachements größer angenommen worden als sie es 1870 war, und seine Aufstellung ist rechts und links durch andere Detachements gestützt. Kavallerie-Divisionen überschreiten die Linie derselben schon wenige Tage, nachdem die Aufstellung eingenommen ist und bevor die Spitzen der Armee sich dem Aufmarschgebiet nähern. Ein derartiges Bild könnte sich beim Beginn eines künftigen Feldzuges leicht an der Grenze entwickeln.

Trotz dieser und anderer Abweichungen wird sich bei der Lösung der Aufgaben Gelegenheit zu Vergleichen mit dem wirklichen Verlaufe der Begebenheiten ergeben, die hauptsächlich dazu dienen sollen, die Bedeutung des moralischen Elements im Kriege gegenüber einer rein verstandesmäßigen Lösung, wie sie bei der gebräuchlichen Art der taktischen Aufgaben leicht überwiegt, hervorzuheben. Die allgemeine Stimmung im Lande und in der Armee, der Zustand der Truppen, (die gut oder schlecht ernährt, durch Erfolge gehoben, oder durch zwecklose Märsche niedergedrückt sein können), die Persönlichkeit und der Einfluß der Führer, die Witterung, alles dies sind Dinge, die bei derartigen traktischen Aufgaben schwer zur Geltung kommen, die aber im Kriege von der größten Wichtigkeit werden und auf die Entschlüsse und ihre Durchführung bestimmend einwirken können. Ueber die hieraus sich ergebende Nothwendigkeit, taktische Aufgaben mehr an die einzig wahre Lehrmeisterin, die Kriegsgeschichte anzulehnen, haben wir unsere Ansicht in dieser Zeitschrift bereits früher (Band 45, 2. Semester 1894, S. 451—52) entwickelt.

Was nun **die 1. Aufgabe** betrifft, so lassen sich die hierbei zu berücksichtigenden Gesichtspunkte aus der von uns gegebenen Lösung ableiten. Hinsichtlich der beabsichtigten Operationen kann die Instruktion natürlich nur dasjenige von den Absichten der Obersten Heeresleitung enthalten, was der Kommandeur des Grenzdetachements zur Erfüllung seiner Aufgabe unbedingt wissen muß, da man diese Absichten soweit irgend möglich geheim halten wird. Hier mußten unbedingt die Ausschiffungspunkte, sowie die Anmarschlinie des II. Armeekorps, die des Schutzes bedürfen, bezeichnet werden.

Bei der Lösung der **2. Aufgabe** ist vor allem der Zweck eines Grenzdetachements in's Auge zu fassen, der theils defensiver, theils offensiver Natur ist.

In ersterer Beziehung handelt es sich vor allem um den Schutz der Mobilmachung. Die Einberufung der Mannschaften, die Pferdeaushebungen, vor allem aber — und darin liegt die weitaus wichtige Aufgabe der Grenzdetachements — die Eisenbahnen und die in Aussicht genommenen

Ausschiffungspunkte sind zu sichern. Der unmittelbare, lokale Schutz der zu den Versammlungstransporten zu benutzenden Bahnlinien wird zwar wohl überall noch durch besondere kleinere Abtheilungen (immobil ausrückende Truppentheile oder besser noch beschleunigt aufgebotene Landsturmformationen) bewerkstelligt, denen besonders der unmittelbare Schutz der Kunstbauten obliegt. In Frankreich werden hierzu Mannschaften aus der Reserve der Territorialarmee herangezogen; die betreffenden Offiziere werden sogar im Frieden bereits über ihre Aufgabe an Ort und Stelle belehrt.

Die Grenzdetachements sind dann vorwärts der zu schützenden Bahnlinie nach der Grenze zu vorgeschoben. Im vorliegenden Falle kommt der Schutz der Einberufung der Mannschaften und der Pferdeaushebungen nicht zum Ausdruck. In ersterer Beziehung ist angenommen, daß am ersten und zweiten Mobilmachungstage die Mannschaften des Beurlaubtenstandes aus den bedrohten Grenzbezirken theils nach den weiter rückwärts verlegten Stabsquartieren der Bezirkskommandos, theils nach der Festung Saarlouis, theils direkt zu ihren Truppentheilen einberufen worden sind.

Die Pferdeaushebungen sind von vornherein dadurch gedeckt, daß das Grenzdetachement dicht an die Grenze vorgeschoben ist, sodaß sie alle dahinter stattfinden.

Nicht immer wird sich aber ein so günstiger Abschnitt finden, wie hier an der Saar. Ist die Grenze offen, so wird man mit dem Gros des Grenzdetachements weiter ab von der Grenze bleiben müssen und Sicherungsabtheilungen auf den Hauptwegen nach der Grenze zu verschicken. Dann kann es leicht möglich werden, daß die Aushebungsorte eines besonderen, unmittelbaren Schutzes durch einzelne Kompagnien u. s. w. bedürfen. Denken wir uns in unserer Aufgabe z. B. die Saarlinie hinweg und die Grenze offen, so würde vielleicht fortgehende Aufstellung des Grenzdetachements, natürlich bei entsprechend geänderter Aufgabe, möglich sein:

Gros des Detachements in Bildstock—Friedrichsthal, mit Vorpostenkompagnien in Dudweiler und St. Ingbert;

1 Bataillon in Heusweiler mit Vorpostenkompagnie in Püttlingen und Gnichenbach.

Hierbei ist z. B. Saarbrücken unbesetzt geblieben. Eine einzelne, weit vorgeschobene Kompagnie würde in einer Stadt, wie Saarbrücken leicht in eine mißliche Lage kommen können, und größere Abtheilungen kann das Detachement nicht mehr aus der Hand geben. Unbedingt müßten hinter den vordersten Sicherungs- und Aufklärungsabtheilungen die Hauptkräfte des Detachements zusammengehalten werden, um dem vordringenden Gegner überallhin entgegen treten zu können.

Trotzdem wäre es sehr leicht denkbar, daß während der ersten Mobilmachungstage Kompagnien nach Saarbrücken und Völklingen oder Ludweiler

vorübergehend zum Schutz von Pferdeaushebungen und dergl. vorgeschoben werden müßten.

In defensiver Hinsicht fällt den Grenzdetachements im weiteren noch die Verhinderung der feindlichen Erkundung zu.

In offensiver Hinsicht hat jedes Grenzdetachement die wichtige Aufgabe, Nachrichten vom Feinde einzubringen, wobei hier nochmals auf die Wichtigkeit möglichst zahlreicher und genauer Angaben über Regimentsnummern hingewiesen wird. Es sei ferner an den neuerdings wiederholt aufgetretenen Vorschlag erinnert, wonach unsere Kavallerieabtheilungen das ihnen durch die Lanze gegebene Uebergewicht über die feindlichen Reiter dazu benutzen sollen, um rücksichtslos beim Beginn eines Feldzuges jede feindliche erkundende Kavallerie zu attakiren, dieser die Lust zum Patrouilliren gründlich zu nehmen und damit unser moralisches Uebergewicht von vornherein sicher zu stellen. Der Gewinn für die Aufklärung wäre bedeutend.

Nur ausnahmsweise und nur bei günstiger Gelegenheit wird es aber Sache der Grenzdetachements sein, durch offensive Unternehmungen in das Gebiet des Feindes hinein dessen Mobilmachung zu stören. Derartige Unternehmungen sind im allgemeinen mit zu großer Gefahr verbunden und können zu völliger Aufreibung führen, was mit dem möglicherweise zu erreichenden Nutzen wohl selten im Einklang steht.

In formeller Beziehung empfiehlt es sich bei Grenzdetachements die sonst beim Vorpostendienst angewendeten Bezeichnungen beizubehalten, also auch hier von Vorpostenkompagnien, Vorpostengros u. s. w. zu sprechen, nicht aber von vorgeschobenen „Detachements“, „Abtheilungen“, wie man häufig hört. Die Sache ist genau dieselbe. Warum also den Mannschaften beim Beginn eines Feldzuges mit neuen Formen entgegentreten, statt der ihnen vertrauten alten!

Biwaks sind so lange als möglich zu vermeiden. Meist läßt sich mindestens derselbe Grad von Sicherheit bei Alarmquartieren erreichen. Es erscheint nöthig, hieran zu erinnern, da wir im Frieden fast nur an eine schematische Aufstellung der Vorposten gewöhnt sind, bei denen alles biwakirt.

Durch die Stellung der Aufgaben 2a und 2b soll zum Ausdruck gebracht werden, wie die Aufstellung der Grenzdetachements je nach der Nähe des Feindes wechseln muß. Während bei Beginn der Aufstellung, wenn vom Feinde weit und breit noch nichts zu sehen ist und weit vorgeschoben, möglichst telegraphisch verbundene Kavallerie genügende Sicherheit verleiht, die einfachsten Maßnahmen genügen, steigert sich dieses später bei Annäherung des Feindes bis zu völliger Gefechtsbereitschaft des ganzen Detachements.

Schließlich sei daran erinnert, daß sich nicht immer eine gewisse Zer-

splitterung bei Aufstellung der Grenzdetachements vermeiden läßt, da es sich um Deckung zahlreicher Punkte und um Sperrung aller wichtigen Verkehrswege — und zwar oft nur gegen kleinere feindliche Unternehmungen — längs der ganzen gefährdeten Grenze handelt. Ganz anders ist die Aufgabe der Kavallerie-Divisionen, welche über die Linie der Grenzdetachements hinaus zu größeren Unternehmungen oder aber zur Aufklärung in der Richtung vorgehen, aus der der Feind muthmaßlich zu erwarten ist. Hierbei können ihnen die Grenzdetachements als Rückhalt dienen. Treffen die Kavallerie-Divisionen auf stärkere Infanteriestellungen, die sie nicht überwinden können, so müssen sie, wie es in unserem Beispiel geschehen ist, seitwärts ausbiegen.

Korrespondenz.

Oesterreich-Ungarn.

(Die österreichisch-ungarische Armee in ihrem Verhältnisse zur deutschen Armee. — Die organischen Bestimmungen. — Die Beförderungsvorschrift.

Immer inniger gestalten sich — mit Genugthuung konstatiren wir es — die Beziehungen zwischen der Oesterreich-Ungarischen Monarchie und dem Deutschen Reiche. Dem Zwange politischer Nothwendigkeit hat sich die freie Neigung der Sympathie beigesellt. Der Bund, mag er auch in den Formen nur lose gefügt sein, festigt sich unverkennbar seinem Wesen nach. Die kordiale Gesinnung der beiden mächtigen Souveräne für einander umschlingt und kittet gleichfalls ihre Völker. Auch die beiden Armeen sind naturgemäß hiervon nicht unberührt geblieben; freudiger Zuversicht begrüßen sie die für schwere Tage in Aussicht stehende Waffenbrüderschaft. Ueberwunden ist die alte Rivalität, welche die deutschen Großmächte oft so klein erscheinen ließ, der Neid und die Mißgunst von ehedem; ein rühmlicher Wettkampf ernster Arbeit macht sich Bahn, knüpft an, statt zu lösen, führt zusammen, statt zu entfernen und zu entfremden. Dieser Annäherung aber kann es nur begreiflicher Weise zu statten kommen, wenn die beiden Armeen, bestimmt dereinst Schulter an Schulter zu kämpfen, einander genau kennen lernen in ihrer Eigenart, ihrem vollen Gepräge. Hier wie anderwärts ist gegenseitiges

Verständniß die sichere Grundlage gegenseitiger Verständigung. Diese Berichte sollen hierzu einigermaßen beitragen.

Die Organisation der Wehrkraft tritt bei der österreichisch-ungarischen Armee nicht in einem so zu sagen fixen Statute auf, sondern in den erfahrungsgemäß sehr wandelbaren „organischen Bestimmungen“ zu Tage. In losen Bogen oder Heften gehalten, normiren sie alle belangreichen Ausgestaltungen der Heeresmacht, welche die Zeit bedingt, die Umstände erfordern. Die Stärke, Formation und Gliederung der Truppen und Anstalten, die Art der geistigen Leitung, das ganze Getriebe der Armee, erhält in ihnen Ausdruck. Für den behäbigen Beschauer, denjenigen, der es liebt, beisammen und wohlgeordnet zu finden, was er im Bereiche des Wissens sucht, ist nun aller dings dieser Vorgang nicht sonderlich anmuthend. Er muß die geistige Arbeit immer von Neuem aufnehmen, sieht des Lernens kein Ende. Allzuweit getrieben, würde wohl ein Verhalten solcher Art sich bedenklich anlassen: kleinliche Veränderungssucht — „Das Bessere ist der Feind des Guten“ — kann ja dem festen Gefüge des Heeres sicherlich nicht zum Vortheile gereichen. Wohlangebracht ist jedoch die gesunde Reformthätigkeit, die hierdurch unablässig gefördert, ja in singulären Fällen geradezu veranlaßt wird. Unausgesetzt erwägt, überdenkt, würdigt man die technischen Fortschritte im Heerwesen, d. i. den Motor und die Prämisse seines geistigen Getriebes: der Horizont der Anschauung weitet und vertieft sich. Also ohne Zweifel eine angemessene Prozedur, wenn bei ihr, wie es ja bislang geschah, Maß und Tempo eingehalten werden. Diesen organischen Verfügungen besonderes Augenmerk zuzuwenden, ist räthlich; in ihnen kulminirt das Wesen unserer militärischen Legislation.

Eine neue Ausgabe der nicht nur persönlich, sondern auch sachlich so bedeutsamen „Beförderungs-Vorschrift“ ist soeben erfolgt. Sie hat seit einem Vierteljahrhundert bemerkenswerthe Phasen durchgemacht und manche einschneidende Aenderung erfahren. Eben weil sie in ihrem Ursprunge eine kräftige Reaktion gegen die Willkür und den Nepotismus früherer Zeiten bildete, ließ sie es ab origine an den mäßigenden Rücksichten fehlen, die in der Gesetzgebung allenthalben so wohl angebracht sind; nach und nach jedoch hat sie sich beträchtlich gemildert und den realen Erfordernissen angepaßt. Ihre Axiome sind gesund. Sie will durchwegs fähige Kommandanten, und die meistbefähigten will sie rasch an die oberen Stufen des Befehles bringen. Sie legt auf das praktische Geschick gebührenden Nachdruck. Ohne der krankhaften Ehrsucht übermäßige Zugeständnisse zu machen, läßt sie edlerem Ehrgeize ausreichenden Raum. Billig in ihren Forderungen, fördert sie Willigkeit in der Leistung. Mißlich war es dabei immerhin, daß eine gleichmäßige Beförderung, soweit die verschiedenen Waffen in Betracht kommen, bislang nicht zu erzielen war. Die Lösung dieses schwierigen Problems sucht nun die neue Vorschrift gemach anzubahnen. Da jedoch der Dienst selbst der

völligen Ausgleichung der Beförderungs-Verhältnisse erhebliche Friktionen entgegenstellt, wird sie doch nur bleiben, was sie stets war und sein soll: ein pium desiderium. Ob nicht ein anderer Modus hier erwogen werden sollte? Wir wollen ihn im Folgenden kurz präzisiren. Erst von der Charge des Obersten an gibt es in unserer Armee einen gemeinsamen Rang. Dies ist offenbar zu spät, weil bis dahin, bei dem verschiedenartigen Emporkommen der Individualitäten, deren Zukunft bereits präjudizirt erscheint: wer es in relativ jungen Jahren zum Obersten gebracht, bringt es weiter und weiter; wer nicht, bleibt eben zurück. Es ist aber anderseits wieder zu früh, weil derart nothwendig die großen Infanterie-Körper überaus häufig unter den Befehl von Offizieren anderer Waffen gelangen, denen die Routine des Infanteriedienstes und somit auch die Eignung hierfür mehr oder minder mangelt. Die Vereinigung der Ränge sollte sonach, wenn sie schon in den untern Offizierchargen nicht erfolgen kann, erst bei den Generalmajoren, d. h. dann geschehen, wenn die Beförderung zu den Kommandanten der Divisionen in Betracht kommt, dann also, wenn die Waffen selbst sich zu Heereskörpern vereinigen. Dies erzielte auch naturgemäß und wie von selbst eine Art Remedur betreffs der Gleichmäßigkeit in den Beförderungen.

Weitaus wichtiger jedoch als der Buchstabentext der Beförderungs-Vorschrift — und eben im Hinblick auf deren Neuerungen, zu denen auch die zahlenmäßig unlimitirte außerordentliche Beförderung gehört — scheint uns der Geist zu sein, in dem sie gehandhabt wird. Die Exekutive hat da fast lauter und vernehmlicher zu sprechen als die Legislative. Wenn mit Fug und Recht behauptet werden kann, daß die Art der Abfassung der Qualifikations-Listen, die ja die Grundlagen für die Beförderung bilden, sorgsam, wohlwollend und vorurtheilslos ist; wenn man an berufener Stelle in Personalfragen, statt, wie es so bequem sein mag, zu generalisiren, unverdrossen individualisirt; wenn man nicht durch ein gemüthloses System künstlicher „Abtödtung" Platz schafft und dabei zuweilen Kräfte hoher Leistungsfähigkeit kurzweg beseitigt; wenn man, bei voller Schätzung der Jugenkraft, auch der gereiften Erfahrung und der erprobten Charakterstärke gebührend Raum läßt: dann wird die Beförderungs-Vorschrift, sei sie auch nicht idealer Vollkommenheit, gedeihlich wirken; dann wird sie erzielen, was sie erzielen soll: markige Befehlshaber sicheren Blickes und fester Hand; Männer des raschen und doch wohlerwogenen Entschlusses, der frohen und frischen That und des Erfolges, der sich gemeinhin an solchen Entschluß und an solche That knüpft. Wenn — — — und hätten wir wohl derzeit einen plausiblen Grund anzunehmen, es verhalte sich anders?

Italien

(Militärisches aus Italien.)

I. Wie in allen größeren Armeen stets fortschreitend großer Werth auf die sachgemäße Verwendung der Brieftauben für militärische Zwecke gelegt wird, so auch in der italienischen Armee. Es besteht — dem Kriegsministerium unterstellt — eine Zentralbrieftaubenstation, die ihren Sitz in Rom hat; von derselben hängen zahlreiche Nebenstationen ab, theils haben diese ihre Sitze in den Sperrforts, namentlich in den an der französischen Grenze gelegenen, wie z. B. auf dem Mont-Cenis, Bard, Oulx, Fenistrelles, Exilles, Aosta, Susa, Nava, Vinadio und anderen, theils in den größeren Garnisonsorten des Festlandes und der Inseln, wie Palermo, Messina, Cagliari, Neapel, Ancona, Livorno, Spezzia, Florenz, Turin, Mailand, Piacenza, Genua u. s. w. Die Zahl der Tauben in den verschiedenen militärischen Schlägen variirt zwischen 25 und 500, das Personal der verschiedenen Stationen wird aus Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten gebildet. Im Militärbudget ist für die Unterhaltung und den nutzbringenden Betrieb der Schläge eine größere Summe ausgeworfen worden. Bei den diesjährigen großen Manövern sind Brieftauben mit besten Resultaten vielfach verwendet worden. Aber nicht allein auf die militärischen Brieftaubenstationen erstreckt sich die Fürsorge des Kriegsministers, sondern auch besonders auf die Hebung der Brieftaubenzucht seitens Privater. Für das laufende Budgetjahr sind außer den für die Militärbrieftaubenzucht ausgeworfenen Geldern noch solche für die seitens Privater bewilligt worden. Aus diesen Mitteln werden sowohl den Siegern bei Wettfliegen Medaillen in Gold, Silber und Bronze verliehen, als auch Geldpreise für diejenigen Privaten, die sich als Züchter speziell ausgezeichnet haben. Derartige Aufmunterungen sind natürlich ein besonderer Antrieb für die Züchter und Liebhaber, die ganze Brieftaubenzucht und Pflege sachgemäß und nutzbringend zugleich für die Armee zu betreiben. Alljährlich im Juni finden Wettfliegen von Tauben der Privaten statt. Die Bedingungen und Belohnungen für diese werden seitens des Kriegsministeriums bestimmt und vorher bekannt gemacht. An den Wettfliegen können Vereine nur dann konkurriren, wenn sie mindestens 50 Tauben, einzelne Züchter nur dann, wenn sie deren nicht unter 20 anmelden. Ferner ist für dieselben bestimmt, daß die zu durchfliegende Entfernung nicht unter 250 km beträgt, daß von den aufgelassenen Tauben mindestens die Hälfte den Bestimmungsort erreicht, und dürfen die drei schnellsten Tauben nicht unter 50 km pro Stunde fliegen. Geldpreise zwischen 25 und 250 Lire erhalten die besten Züchter je nach den erlangten Flugresultaten; als Grundsatz gilt: es müssen mindestens 20 Tauben konkurriren, von denen aber auf 250 km Flugdistanz nicht mehr als fünf in

Verlust gerathen dürfen. Nach den Ergebnissen der Wettfliegen werden die Medaillen und Geldpreise seitens des Kriegsministeriums vertheilt. Beamte desselben wohnen dem Fliegen bei. Die Namen der mit Geld resp. Medaillen prämiirten Züchter oder Vereine werden öffentlich bekannt gemacht. Man sieht, die Bedingungen sind nicht leicht; einen erhöhten Werth legt die Militärbehörde darauf, daß die Tauben, ehe sie aufgelassen werden, an dem Abflugsort etwa einen Monat eingeschlossen bleiben, also keine Flugversuche vorher gemacht werden können. Wer sich diesem Verlangen fügt, für den werden die obigen Bedingungen theilweise erleichtert, dagegen die zu vergebenden Geldprämien erhöht. Um den betreffenden Züchtern, die sich diesem Wunsch des Kriegsministeriums fügen wollen, Zeit und Kosten zu ersparen, nimmt dieses als Aequivalent dafür die Taubenschläge von solchen Privaten unentgeltlich in die militärischen Taubenhäuser auf, die sich in einem der vorerwähnten Orte befinden, von dort wird auch das Ablassen der Tauben geregelt. Von dem Ablaßtage wird den Besitzern seitens der Militärbrieftauben-Station rechtzeitig Mittheilung gemacht. Der gegenwärtige Stand der für militärische Zwecke in Betracht kommenden in Händen Privater befindlicher Brieftauben soll sich auf 65,000 beziffern, eine stattliche Anzahl, die im Falle eines Krieges von großem Nutzen werden kann.

II. Um das Andenken an die Thaten der Väter wach zu erhalten, um die Liebe zum Truppentheil sowie den Sinn für Ehre und Pflicht, Vaterlandsliebe und Königstreue in den jungen Soldaten mehr und mehr zu entwickeln und zu stärken, hatte der Kriegsminister mit Genehmigung Se. Majestät — wie dies wohl seiner Zeit schon erwähnt worden ist — befohlen, daß jeder Truppentheil alljährlich als Gedächtnißtag das Datum zu feiern habe, an dem derselbe sich kriegerisch besonders hervorgethan hätte. Solche Tage sind dienstfrei und sollen die Mannschaften seitens ihrer Vorgesetzten in patriotischer leicht faßlicher Weise auf die Bedeutung solcher Tage im Allgemeinen und Besonderen hingewiesen werden. Jetzt ist nun ferner aus denselben Motiven befohlen worden, daß an alle Fahnen nachfolgende Inschriften so kurz als möglich, mit Benutzung der üblichen Abkürzungen angebracht werden sollen: der Name und Stiftungstag des Truppentheiles, ferner etwaige frühere Bezeichnungen und darauf bezügliche Daten und schließlich der Tag an welchem dem Truppentheile die Fahne resp. Standarte verliehen wurde. Auch sollen an die sämmtlichen Feldzeichen die an Feldzügen theilgenommen haben, die Anzahl dieser, sowie die der mitgemachten Schlachten, Belagerungen und Gefechte angebracht werden. Es erscheint dies Alles anzubringen nicht allein etwas schwierig, sondern ein wenig zu viel; es wird ja auf diese Weise beinahe eine Regimentsgeschichte auf der Fahne angebracht. Die unter 1., 2. und 3. genannten Daten sollen ihren Platz auf der, der Fahne abgewandten Seite des oberen vierkantigen Theiles des Stockes unmittelbar unter der Spitze finden, die beiden letzteren sollen auf der entgegengesetzten Seite angebracht werden.

III. Von jetzt ab ist es laut kriegsministerieller Verfügung allen Offizieren gestattet auch außer Dienst in Uniform das Zweirad zu benutzen. Die näheren Bestimmungen in Bezug auf Zeit und Ort bleiben den Generalkommandos überlassen. Gleichzeitig haben diese auch durch die direkten Vorgesetzten darauf hinwirken zu lassen, daß selbstredend nur solche Offiziere in Uniform das Velociped öffentlich besteigen, die in dem Gebrauch desselben völlig sicher und gewandt sind. Die Waffe ist an dem Fahrrad zu befestigen und nicht abzulegen. Zuwiderhandlungen sind straffällig.

IV. Als Folge der November-Dekrete 1894 traten jetzt weiter erwähnte Aenderungen endgültig in Kraft:

A. Reorganisation des Kriegsministeriums, welches von jetzt ab in die folgenden Haupt- und Unterabtheilungen zerfallen wird:

a) in das General-Sekretariat nebst Kabinet des Ministers;

b) in die Generalstabs- und kriegsministerielle Abtheilung nebst der für den inneren Dienst;

c) in die Abtheilungen für die Militärbildungs-Anstalten, für die Militär-Gerichtsbarkeit, für den Sanitäts- und Veterinärdienst, und endlich in die für das Rechnungswesen;

d) e) f) g) in die Infanterie-, Kavallerie-, Artillerie- und Genie-General-Direktionen nebst Unterabtheilungen;

h) die General-Direktion des Militär-Verwaltungswesens nebst Unter-Abtheilungen und schließlich

i) General-Direktion des Aushebungs-, Ersatz- und Ergänzungswesens für den Friedens- und Kriegsstand nebst Unter-Abtheilungen. Der jetzige Beamtenstand des Kriegsministeriums hat sich gegen den früheren um etwa 350 Beamten der verschiedenen Grade vermindert.

B. Die neue Territorial-Eintheilung der Genie-Waffe: Zu den bisherigen fünf Genie-Territorial-Kommandos zu Turin, Spezia, Rom, Piacenza und Neapel, treten neu hinzu Venedig, Bologna, Messina und fallen fort Neapel und Piacenza, so daß sich jetzt die Zahl derselben auf sechs beziffert. Die Zahl der Genie-Territorial-Direktionen. Unterabtheilungen der vorgenannten werden von 20 auf 12 herabgesetzt, von denen diejenigen von Spezzia, Venedig und Tarent gemeinsam den Zwecken der Landarmee und Marine dienen, an Stelle der acht fortgefallenen Territorial-Direktionen werden der Ersparnisse halber ebensoviel Unter-Direktionen eingestellt. Ferner wird die Genie-Truppe selbst sich von jetzt ab folgendermaßen formiren: in fünf Regimentern zu vier Brigaden (Abtheilungen à drei Kompagnien und einer Depotkompagnie, sowie den zugehörenden Genie-Train-Kompagnien, von denen das 1., 2., 3. und 5. Genie-Regiment je zwei, das 4. drei Kompagnien erhält. Das 1. und 2. Genie-Regiment führen die Bezeichnung Zappatori (Sappeurs), das 3. Telegrafisti (Telegraphen), das 4. Pontieri (Pontoniere), das 5. Mniatori (Mineure). Außerdem be-

stehen zwei Brigaden à drei Kompagnien Ferroviari (Eisenbahntruppen), das 1. Genie-Regiment liegt mit Stab und zwei Abtheilungen in Pavia, je eine in Bologna und Messina, das 2. Genie-Regiment mit Stab und drei Abtheilungen in Casale (Piemont), drei Kompagnien sind in die Sperrforts der Westgrenze vertheilt, das 3. Genie-Regiment mit Stab und zwei Abtheilungen in Florenz, je eine in Verona und Piacenza, das 4. Genie-Regiment mit Stab und zwei Abtheilungen in Piacenza, je eine in Rom und Venedig, das 5. Genie-Regiment mit Stab und zwei Abtheilungen in Turin, je eine Abtheilung in Rivoli (Piemonte) und Pavia. Die sechs Eisenbahn-Compagnien liegen im Winter in Turin, im Sommer in Torre Pellice und Umgegend.

C. Von den fünf bisherigen Collegi militare — etwa unsern Kadettenhäusern entsprechend — zu Mailand, Florenz, Messina, Rom, Neapel werden die drei erstgenannten aufgelöst und die Zöglinge derselben auf die beiden letztgenannten Anstalten vertheilt. Ob diese auf die Dauer bestehen bleiben werden, ist auch noch unbestimmt. Ferner wurde die bisherige zur Ausbildung von den aus dem Unter-Offiziersstande hervorgehenden Offizier- und Contabili- (Zahlmeister-) Aspiranten benutzte Scuola sott' ufficiali zu Caserta bei Neapel aufgelöst, und tritt an deren Stelle an der schon lange bestehenden scuola militare — Kriegsschule zu Modena — ein spezieller Kursus für vorgenannte Aspiranten ein. Desgleichen wurde mit dem 1. November auch der zu Florenz bestehende Militär-Rechnungshof aufgehoben, von jetzt ab gehen dessen Geschäfte an die Rechnungs-Abtheilung des Kriegsministeriums über. Die Zahl der Tribuni militari (Militär-Gerichtshöfe) wurde zu demselben Termin, von 19 auf 14 herabgesetzt. Es haben jetzt mit Ausnahme des 11. und 12. Armeekorps, die deren je zwei haben, jedes andere Armeekorps am Sitze des Stabsquartiers nur einen Gerichtshof, bei dem 4. und 5. Armeekorps ist der Gerichtssitz nicht das Stabsquartier Piacenza resp. Verona, sondern Genua und Venedig.

V. Wie bei uns, so werden auch in Italien eingehende Proben mit eventuell neu einzuführenden Bekleidungs- und Ausrüstungs-Gegenständen vorgenommen, so geschah dies namentlich während der großen diesjährigen Manöver. Die neuen Zeltbahnen mit verkürzten Zeltstäben, die neuen Tornister, Kochgeschirr und Brotbeutel nach dem Modell des Hauptmanns Grassi vom Infanterie-Regiment Nr. 67 wurden von je einem Bataillon der Infanterie-Regimenter Nr. 11 und 69 und der 1. und 5. Kompagnie des 4. und 7. Alpini-Regiments getragen. Ferner trugen diese sowie je zwei Kompagnien obiger Regimenter die neuen Schuhe mit hohen und je eine Kompagnie die mit niedern Schäften. Die neu einzuführenden Beinkleider trugen zwei Alpinibataillone, ferner waren drei Kompagnien des 2. Genie-Regiments theils mit den neu einzuführenden hohen Gebirgsschuhen, theils mit niederen stärkeren Schuhen mit hohen an- und abknöpfbaren starken Barchentgamaschen

von dunkelgrauer= Farbe bekleidet. Ferner trugen probeweise alle Alpini=Regimenter, je zwei Infanterie=, Bersaglieri=, Kavallerie=, und Artillerie=Regimenter die neuen Feldflaschen großen und kleinen Modells aus Aluminium gefertigt. Die Truppen hatten Anfang Oktober an die General=Kommandos zu berichten, diese ihrerseits weiter an die Bekleidungs=Abtheilung des Kriegsministeriums. Ob diese Proben bei dem fortgesetzten Geldmangel und Beschneiden des Militär=Budgets — auch wenn sie sich noch so gut bewährt haben sollten, in absehbarer Zeit je zum Gebrauch eingeführt werden, erscheint zweifelhaft.

VI. Entlassungen haben auch dies Jahr wieder in ausgedehntem Maßstabe, und mehr als es im Interesse des Dienstes — auch nach Ansicht zahlreicher italienischer Offiziere — liegt, stattgefunden. Nach Beendigung der Lager= und Divisions=Uebungen wurden am 9. August entlassen: der Jahrgang 1871 der Kavallerie und reitenden Artillerie angehörig mit vierjähriger Dienstverpflichtung, ferner die Mannschaften aller Waffen des Jahres 1872 die drei Jahre zu dienen hatten, dann diejenigen Leute des Jahrganges 1873 die nur zwei Jahre dienstpflichtig waren, oder nach zweijähriger Dienstzeit in congedo illimitato (unbeschränkten Urlaub) übertreten, sowie die Leute des Jahrganges 1874 mit einjähriger Dienstverpflichtung (Freiwillige) und endlich alle die Leute, die aus verschiedenen Gründen erst später zur Einstellung gelangten und in diesem Jahre ihr 39. Lebensjahr zurückgelegt haben. Alle Mannschaften der verschiedenen Waffen, den vorgenannten Jahrgängen angehörig, deren Truppentheile an den Königsmanövern Theil nahmen, wurden zwei Tage nach Eintreffen derselben in den Garnisonen entlassen, eine Ausnahme machten die Leute, welche den Alpini=Regimentern und den Distrikts= (permanenten Landwehr=Kompagnien) angehörten, diese gelangten erst am 15. September zur Entlassung. Am 1. Oktober wurden folgende weitere Leute entlassen: Die Mannschaften der 1. Kategorie des Jahrganges 1872 mit vierjähriger Dienstverpflichtung, wenn sie 42 Monate gedient hatten. Diejenigen derselben Kategorie des Jahrganges 1873 mit dreijähriger Dienstverpflichtung, wenn sie 30 Monate, und endlich diejenigen derselben Kategorie des Jahrganges 1873 mit zweijähriger Dienstverpflichtung, wenn sie 18 Monate gedient hatten. Als Eintrittstag wurde dabei immer der 1. März zu Grunde gelegt. Ferner wurden am 10. Oktober die am 1. November 1894 eingetretenen Einjährig=Freiwilligen entlassen, welche die Sergeanten= (Unteroffizier=Prüfung) bestanden hatten. Wohin diese vorzeitigen Entlassungen im großen Stile führen, daß zeigt uns das Stärkeverhältniß der italienischen Armee während der Periode der „forza minima" vom September bis Ende Februar — dem Einstellungstermin der Rekruten der Fußtruppen. Es zählt während dieser Zeit die Kavallerie und reitende Artillerie vom Jahrgang 1872 — 5400 — vom Jahrgang 1873 und 1874 je 6300 Mann, von Anfang Dezember ab treten 11000 Mann

Rekruten der Kavallerie und Feld-Artillerie hinzu. Alle übrigen Waffen zusammen haben in der vorhergenannten Periode nur eine Stärke von 107000 Mann, die sich auf 96 Grenadier- und Infanterie-, 12 Bersaglieri-, 7 Alpini-, 5. Genie- und Festungs-Artillerie-Regimenter, ferner Sanitäts-, Verpflegungs- und Distrikts-Kompagnien vertheilen. Da kann man sich ungefähr ein Bild machen von dem, was zum Dienste für eine Kompagnie der genannten Regimenter während der Zeit von mehr als sechs Monaten übrig bleibt. Nach Abgang der Kranken, Arrestanten, Kommandirten, Beurlaubten 2c. 2c. vielleicht 15 Mann!! Dieser Zustand ist allerdings sehr geeignet um die Lust am Dienste in Friedenszeit seitens der Offiziere und Unteroffiziere zu heben! — Es sollen jetzt Maßregeln getroffen werden, um die Kompagnien der Fußtruppen sowohl auf erhöhten Friedensstand zu setzen, als auch die Rekruten derselben gleichzeitig mit denen der berittenen Waffen einzuberufen. — „Die Botschaft hör, ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" — Viele geplante Verbesserungen scheitern in Italien oft an der Beschränkheit und Kurzsichtigkeit der Abgeordneten in militärischen Angelegenheiten. Tout comme chez nons! Wie langsam Vieles, auch solches was von höchster Wichtigkeit ist, in Italien vor sich geht, zeigt uns die Neubewaffnung der Infanterie: vor zwei Jahren wurden die ersten Gewehre des neuen Gewehres Modell 92 System Carcano — beiläufig gesagt eine vorzügliche Waffe — ausgegeben, jetzt sind erst die sämmtlichen Alpini- und Bersaglieri-Regimenter und ein kleiner Theil der Infanterie-Regimenter damit bewaffnet, während den anderen, um den ältesten Jahrgang mit dieser Waffe ausbilden zu können, je 100 Gewehre zu diesem Zwecke leihweise überlassen wurden. Wie wir weiter unten bei Besprechung des Budgets sehen werden, sind in dem diesjährigen, 1000000 L. für Anfertigung von Gewehren und Carabinern genannten Modells bewilligt worden.

Das Budget für die italienische Armee und Flotte für das Jahr 1895/96 läßt namentlich in Bezug auf erstere die Zukunft derselben in recht düsterem Lichte erscheinen, wenn auch der Kriegsminister behauptet vollständig genügendes Material an ausgebildeten Mannschaften zu besitzen um in jedem Fall die Mobilisirung sicher zu stellen, so erscheint dies doch nach dem weiter unten zu Erörternden mehr als zweifelhaft. Le Boeuf behauptete seiner Zeit dasselbe auch, und wohin diese Täuschung führte, trotz aller Tapferkeit und todesmuthigen Aufopferung der Armee, das hat uns die Geschichte des letzten großen Krieges gelehrt. Sparsamkeit ist ja an und für sich sehr gut, wenn aber ein Ministerium anfängt, um das Gleichgewicht im Budget herzustellen, der Armee, — der sichersten Stütze des Thrones und der Regierung, des festesten EckAsteins in der Stunde wo sich das Vaterland in Gefahr befindet — die wichtigsten Fonds zu beschneiden, ihr damit gewissermaßen die Lebensader, ihre kriegsmäßige gute Ausbildung lahmlegend, dann steht es nicht gut um ein Land!

Und wie schnell kann diese Stunde hereinbrechen trotz aller heiligen Versicherungen des tiefsten ungetrübten Friedens! Man hat ja freilich Bundesgenossen! Aber verloren ist immer der Mensch und der Staat, der sich nächst Gott nicht am sichersten auf sich selbst verläßt sondern auf Andere. In Italien soll das seit Jahren bestehende Defizit hauptsächlich auf Kosten der Armee beseitigt werden, während es doch noch genug andere Hülfsmittel gäbe in dem freilich mit Steuern schwer belasteten Lande! Würden z. B. die reichen Leute, deren es in Italien sehr viele giebt, sachgemäß und ganz anders wie bisher bei Tragung der allgemeinen Lasten herangezogen, dann würde es nicht nöthig sein, so wichtige Institutionen wie Armee und Flotte derartig stiefmütterlich zu behandeln wie es in Italien zum Schaden des Großen und Ganzen geschieht. Der Kriegsminister hat sich nach schwachem Widerstande doch dem Drängen des Finanzministers gefügt und ist auf dessen Abstreichungen am Heeresbudget eingegangen, selbst das ihm vorher fest Versprochene, daß die am Heereshaushalt gemachten Ersparnisse theilweise oder ganz im Interesse der Armee verwendet werden sollten, hat er fallen lassen. Unter seinem Vorgänger, dem tüchtigen oft angefeindeten General Pelloux, betrug das Budget 246 Millionen Lire = 196½ Millionen Mark pro anno, heute beziffert es sich auf 232 Millionen Lire = 185½ Millionen Mark. Diese Summe aber ist nicht einmal vollständig und ungetheilt für das Heer zur Verfügung, nein, davon gehen ab: 15 825 000 Lire oder 12 660 000 Mark für Extraordinaria wie z. B. 9 000 000 Lire = 7 200 000 Mark (wie schon erwähnt) für Anschaffung von 100 000 Gewehren und Carabinern neuen Modells nebst zugehöriger Munition, 250 000 Lire für die topographische Kartenaufnahme des Königreiches, die beiläufig gesagt in zwei Jahren vollendet sein soll; für die Ergänzung der Kriegschargirung des Artillerie- und des Genieparkes 1 625 000 Lire, für schwere Küstengeschütze, Militärstraßen und Sperrforts 2 185 000 Lire, für Anlage von Friedens-Pulvermagazinen für Material der Festungs- und Feld-Artillerie 2 560 000 Lire. Seit einigen Jahren war es dem Kriegsminister gelungen, von seinem schon so außerordentlich knapp bemessenen Budget die Kosten für die Kolonialtruppen auf die Schultern des Ministeriums des Aeußern zu schieben. Diese Vergünstigung ist jetzt auch wieder gestrichen worden, und hat das Kriegsministerium von Neuem diese Kosten zu tragen, hat dafür aber nicht einmal als Entschädigung die Oberleitung der Kolonien und die aus denselben erzielten Einnahmen, dies Beides verbleibt dem Ministerium des Aeußern. Endlich die Kosten für die Carabinieri (Gensdarmerie) mit 29 Millionen Lire nicht das Ministerium des Innern sondern auch das unglückliche Militärbudget. Es gehen also von den vorher genannten 233 Millionen Lire rund 53 Millionen ab, es verbleiben also für die laufenden Bedürfnisse des Heeres nur 180 Millionen Lire oder 144 Millionen Mark. Was kann damit geleistet werden? Viel nicht! Um mit dieser geringen Summe auszukommen bleibt

dem Kriegsminister eben nichts anderes übrig als das so schädliche System der vorzeitigen Entlassung der Reserven und die hinausgeschobene Einstellung der Rekruten stets weiter auszudehnen. Wohin das führen wird ist nicht abzusehen. Zu einer für die Zukunftskriege aber so unendlich wichtig in die Wagschale fallenden guten fest gefügten Soldatenerziehung jedenfalls nicht, und ohne eine solche giebt es keine Siege!

Diesmal werden, wie schon erwähnt, die Rekruten der Fußtruppen erst am 1. März einberufen und zwar wird nur eine Hälfte der fälligen Jahresklasse 1875 dann einberufen, die andere bleibt zur Einberufung für das Jahr 1896/97 reservirt. Es fällt somit ein ganzer Jahrgang aus und wird der Eintritt in die Armee in Zukunft mit 21 anstatt 20 Jahren erfolgen. Außer den zu diesen schädlichen Maßregeln, zwingenden Sparsamkeitsrücksichten, giebt der Kriegsminister als Grund an, daß durch den verzögerten Diensteintritt die Leute kräftiger entwickelt zur Truppe kämen. Für die Kavallerie, reitende Artillerie, tritt an Stelle der vierjährigen die dreijährige Dienstzeit ein, und sollen die zu diesen Waffen bestimmten Mannschaften vorzugsweise den pferdereichen Provinzen entnommen werden, wie z. B. Piemont, Lombardei, Romagna, Venetien und Lazio. Der Effektiv-Bestand der Armee geht gradatim immer mehr herunter. Im Jahre 1892 betrug die Maximalstärke 265 850 Mann, 1893 — 252 117 Mann, 1894 — 238 118 Mann, 1895 — 222 840 Mann. Sie wird in den Jahren 1896 nur 212 190 und 1897 sogar nur 182 600 Mann betragen um 1898 sich wieder auf 202 400 Mann zu erhöhen. Diese genannten Stärken werden aber in den nächsten Jahren für die berittenen Truppen nur 8½ Monate pro Jahr, für die Fußtruppen gar nur 5½ Monat und zwar vom 1. Dezember bis 15. August resp. vom 1. März bis 15. August vorhanden sein. Die Leute, die bei der Infanterie durch vorzeitige Entlassung nach zwei Jahren loskommen, dienen in der That nur 17½ Monat, von dieser Zeit aber wiederum nur 8½ Monat in dem Skelett einer Kompagnie, denn als solches kann man eine Stärke von 56 Mann pro Kompagnie nur bezeichnen, und soviel zählt dieselbe gegenwärtig in der Zeit der forza minima. Dieses Jahr beziffert sich die Heeresstärke während der genannten Zeit auf 144 000 Mann, sie wird aber bis 1897 auf etwa 117 000 herabgehen um danach wieder zu steigen — wenn dies wahr wird! — Im Jahre 1897 würde also in den 6½ Monaten der **forza minima** die Infanterie-Kompagnie nur circa 40 Mann stark sein, also das Bataillon 160 Mann, wenn davon die laufenden täglichen Abgänge an Kranken, Arrestanten, Beurlaubten, Wachen ꝛc. abgehen, bleiben per Bataillon etwa 50 Mann zum Dienste übrig; derartiges giebt doch sehr viel zu denken! Trotz des anerkannt hohen Pflichtgefühls, das die italienischen Offiziere und Unter-Offiziere beseelt und trotz der vorzüglichen Eigenschaften, die der Italiener im Großen und Ganzen zum Soldaten mitbringt, legt ein solches System auf die Dauer

doch Alles lahm nnd läßt vollständig gerechtfertigte ernste Bedenken Platz greifen, ob eine Armee unter derartigen Umständen wol so ausgebildet werden kann, wie man es verlangen muß um zu siegen. Mögen die Herren Abgeordneten die „onorevoli deputati“ es dereinst verantworten vor dem Lande, wenn die Armee das nicht leistet, was sie sonst unfehlbar leisten würde. Und diese Maximalstärke von 85 resp. 56 und 76 resp. 52 Köpfen pro Kompagnie und Batterie, die wird, man sollte es nicht glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß zu lesen wäre, von italienischen militärischen Abgeordneten noch für zu hoch befunden! Die Kavallerie steht mit 155 resp. 115 Köpfen am günstigsten da. Etwas weniger als der Haushalt des Heeres ist der der Flotte beschnitten worden, die verhältnißmäßig mit einem Budget von 93 024 420 Lire oder 75 219 637 Mark bedeutend besser in Bezug auf den finanziellen Punkt dasteht als das Heer, aber auch von dem Flottenhaushalt pro 1895/96 wurden 3 044 234 Lire abgezwackt. Von obigen 93 Millionen Lire gehen rund 3 Millionen ab für Zahlungen von Prämien, Miethe 2c. an die Handelsflotte, so daß nur noch 90 Millionen Lire zu direkter Verfügung verbleiben, die etwa folgendermaßen verwendet werden: Für Gehälter und Unterhaltung des Flottenpersonals 20 Millionen Lire, für Indienststellung der Schiffe 6½ Millionen Lire, für die Unterhaltung und Reparaturen der Fahrzeuge circa 9¾ Millionen Lire, für Werfte, Leuchtthürme, seemännische Bildungs- und andere nautische Anstalten 6½ Millionen Lire, für Torpedos, schwere Marine-Geschütze, Küstenvertheidigungsanlagen, soweit diese im Bereiche der Marine-Verwaltung liegen 10¼ Millionen Lire, und endlich 1 Million Lire für die Admiralität resp. Zentralverwaltung der Marine. Es belaufen sich die Gesammtausgaben auf rund 54 Millionen Lire, so daß etwa 36 Millionen Lire für Schiffsneubauten verbleiben. Es ist dies eine ansehnliche Summe die da für ein Jahr zur Verwendung steht, und zeigt von Neuem, wie der Marineminister Morie fest entschlossen ist, Alles daran zu setzen, trotz verhältnißmäßig geringer Mittel die ihm zu Gebote stehen, die italienische Flotte auf der Höhe der Situation, auf der sie unzweifelhaft steht, zu erhalten.

Italien, das bei weitem nicht über die finanziellen Mittel verfügt wie das deutsche Reich, giebt circa 30 Millionen Mark für Schiffsneubauten aus, Frankreich mehr als das Doppelte mit 68 Millionen Mark; wie nimmt sich dagegen Deutschland aus mit 15½ Millionen Mark! Wir haben nächst England den größten Handel der Welt und unsere Flotte rangirt der Stärke nach etwa auf der gleichen Höhe mit der spanischen Flotte, das kann sich einst bitter rächen!

Jeder der bei der Feier der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals Gelegenheit gehabt hat die italienischen Kriegsschiffe zu sehen, kann nur des Lobes über dieselben voll sein, und die italienische Flotte verdient dieses Lob voll und ganz. Sie verfügt über ein durch und durch seemännisch geschultes

hochgebildetes Offizierkorps, vorzügliche Seeleute und ausgezeichnetes Material sowohl an Schiffen in Bezug auf Mächtigkeit, Schnelligkeit und Ausrüstung, als auch in Anwendung aller neuesten technischen nautischen Erfindungen.

So in jeder Hinsicht vorzügliche Kriegsschiffe wie es die „Sicilia", „Sardegna" und andere dieser Schlachtschiffe I. Klasse sind, besitzt keine andere Marine der Welt, selbst die englische momentan noch nicht.

Kleine Mittheilungen.

— Das Allerweltsmetall Aluminium, bei dem sich ja kaum noch ein Zweig der Technik angeben läßt in dem es noch nicht zur Verdrängung aller bisherigen Materialien als besser in seiner Anwendung hingestellt worden wäre, soll nun auch noch zur Darstellung von Schießpulver als vorzüglich befunden worden sein und als Substitut für die Kohle des Pulvers angewandt werden. Die Aluminium-Optimisten, welche das Pulver erfunden zu haben behaupten, rühmen demselben geringe Rauchentwickelung sowie Gefahrlosigkeit durch Wegfall von Flamme und Funken nach; ob sich das Aluminium aber in seiner Berührung mit Schwefel und Salpeter bei der Aufbewahrung unverändert erhält, erscheint sehr fraglich.

— Der Schall legt bekanntlich in einer Sekunde 340 Meter zurück, wogegen die Elektricität eine fast unmeßbar kurze Zeit zu ihrer Fortbewegung in einem leitenden Drahte braucht. Einen interessanten Beleg hierfür liefert der nachstehende Vorfall. In Kalifornien flog kürzlich nahe einer kleinen Eisenbahnstation eine Dynamitfabrik mit furchtbarem Knall in die Luft. Ein Telegraphenbeamter, welcher soeben eine Depesche nach der nächsten etwa 20 Kilometer entfernten Station aufgegeben hatte, fügte dieser sofort eine kurze Meldung des geschehenen Unglücks bei. Der aufnehmende Beamte las die Depesche und es vergingen noch ziemlich 30 Sekunden, als er durch das Gehör die bereits vor Aufgabe der Depesche erfolgte Explosion nunmehr selbst vernahm; durch nunmehrige genaue Zeitfeststellung wurde ermittelt, daß seit der Explosion, der Aufgabe der Depesche und Wahrnehmung des Knalles auf der entfernten Station genau 1 Minute verflossen war. Da der Schall in einer Sekunde 340 Meter zurücklegt, so folgt daraus, daß die Entfernung, die in einer Minute von den Schallwellen durchlaufen wird = 60 . 340 = 20 400 Meter betragen muß und war die Entfernung in der That, wie oben bemerkt, gegen 20 Kilometer; ein eigenartigeres physikalisches Experiment dürfte wohl noch kaum zur Ausführung gekommen sein.

— Ingenieur Maxim in London, der Erfinder des nach ihm benannten

Geschütz-Systems hat neuerdings Kanonen nach einer anderen, von ihm angegebenen Methode anfertigen lassen, wobei die eigenartige Art der Herstellung das Aufziehen von Verstärkungsringen, welche einen Druck auf das eigentliche Rohr ausüben, unnöthig machen soll, so daß solche Geschütze viel leichter, mindestens ebenso dauerhaft und viel billiger wie solche mit gedachter Armirung werden würden. Maxim schmiedet dem Lauf als solche naus Schmiedeeisen, worauf derselbe fertig bearbeitet, d. h. gedreht, gebohrt und mit Zügen versehen wird. Alsdann wird der soweit fertige Lauf in senkrechter Stellung in einem besonderen Glühofen aufgehangen und unter langsamer Drehung um seine Achse ein Strom von Leuchtgas durch die Seele geblasen, wodurch die Züge verstählt werden. Ist der Lauf durch und durch rothglühend geworden, so wird ein Strom kalter komprimirter Luft durchgelassen, wodurch das Innere gehärtet wird und sich beträchtlich zusammenzieht, ohne daß die äußeren Schichten entsprechend nachfolgen können. Nun läßt man den ganzen Lauf sehr langsam erkalten, so daß sich die äußeren Parthien in anderem Verhältniß wie die inneren zusammenziehen und mithin die äußeren Schichten einen beträchtlichen Druck auf das Innere ausüben. Schießversuche, welche mit derartig hergestellten Geschützen angestellt wurden, sollen sehr befriedigende Resultate ergeben haben, wie sich z. B. bei einem 45 pfündigen Geschoß, bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 700 Meter, eine Pressung von 15 Tonnen auf den Quadretzoll ergab, welcher Druck später sogar zu 22½ Tonnen auf den Quadratzoll ermittelt wurde. Eine merkwürdige Veränderung zeigte ein derartiges Geschütz nach dem Abfeuern insofern als der Durchmesser der Bohrung um ¹⁄₁₀₀ Zoll sich verengt hatte, ein Beweis für die riesige Spannung der äußeren Schichten, welche im Verein mit der Erschütterung bei der Entladung diese Wirkung ergab. Ob das neue Geschütz-System im Stande sein wird mit den Gußstahlgeschützen zu concurriren, muß die Zukunft lehren; jedenfalls dürfte es aber schwierig sein, so große Schmiedeblöcke in durchaus homogener Beschaffenheit herzustellen und kann eine Garantie für eine tadellose innere Struktur viel weniger wie beim Gußstahl gegeben werden.

(Internationales Patent-Bureau Carl Fr. Reichelt, Berlin, NW. 6.)

— Es dürfte den Lesern unseres Blattes nicht unbekannt sein, daß man in neuerer Zeit Faserstoffe oder Mischungen derselben bei Kriegsschiffen zur Füllung des Zwischenraumes zwischen Panzer und Schiffswand anwendet. Diese Füllung hat den Vortheil, daß sie sich bei Durchschießen der Wandungen ausdehnt und die Kugellöcher derart verstopft, daß kein Wasser durchdringen könne. Ein Erfinder aus Philadelphia hat nun dem amerikanischen Marineministerium eine neue Cellulose als Füllmaterial zur Prüfung vorgelegt, welche aus dem Marke der Maisstengel, das durch Maschinen zerkleinert worden war, gewonnen wird. Das Cellulosepräparat wurde einer besonderen Kommission zur Prüfung überwiesen, welche zwei Panzerkasten, jeder 1,83 Qudratmeter groß und 0,91 Meter stark, herstellen ließ. Der eine Kasten wurde mit Kokusnußfaser, der andere mit der neuen Cellulose gefüllt. Nachdem nun ersterer Kasten von einer sechszölligen, letzterer aber von einer achtzölligen Granate durchbohrt worden war,

wurden beide Kasten dem Wasserdruck ausgesetzt. Das Wasser konnte die amerikanische Cellulose, trotzdem der Panzerkasten eine größere Durchbohrung aufwies, nicht durchdringen, während es sehr bald durch die Kokusfaser hindurchsickerte. Die amerikanische Mais-Cellulose hat auch noch den Vortheil eines sehr geringen Gewichts. Nachfolgender Vergleich möge diese Behauptung illustriren. Das englische Kriegsschiff „Inflexible“ ist durch eine Panzerung geschützt, die mit einem Gemisch von Werg und Kork hinterfüllt ist. Das Gewicht dieser Füllung beläuft sich auf 143 Tonnen. Mit der sogenannten französischen Cellulose, die aus Kokusnußfasern besteht, würde sich das Gewicht derselben Füllung nur auf 45 Tonnen reduziren, wogegen die Füllung bei Anwendung der amerikanischen Cellulose nur 25 Tonnen wiegen und wie die oben beschriebene Prüfung bewiesen hat, einen bessern Schutz gewähren würde.

— Die größte bis jetzt auf hoher See erreichte Dampfergeschwindigkeit besitzt das in Havre erbaute Torpedofahrzeug „Forban“. Das Schiff hat verhältnißmäßig kleine Dimensionen, 44 m Länge, 4,64 m Breite und ein Deplacement von 135 Tonnen. Die Betriebsmaschine, welcher hauptsächlich der erzielte Rekord zuzuschreiben ist, besaß eine Mächtigkeit von 3250 Pferdekraft. Die vom Erbauer des Schiffes garantirte Leistung sollte 29 bis 30 Seemeilen pro Stunde bei Volldampf betragen, doch ergaben die amtlichen Abnahmen eine Maximalleistung des „Forban“ von 31,02 Seemeilen, so daß die garantirte Leistung noch um ca. 1 Meile überholt wurde. Die stündliche Leistung des Fahrzeuges nach deutschen Längenmaßen ergiebt die unerreichte Weglänge von 57,45 km in der Stunde, gewiß eine Geschwindigkeit, mit welcher mancher Personenzug einen Vergleich nicht auszuhalten vermag.

— Rollschuhe für die Landstraße, denen augenscheinlich noch eine sehr große Zukunft bevorsteht, waren auf der vor Kurzem in London stattgefundenen Radfahrausstellung „Stanley Show“ ausgestellt und viel beachtet worden. Dieselben hatten ganz die Form von Schlittschuhen, nur daß sich unter der Sohle anstat der Stahlschienen zwei hintereinander stehende Räder von 3 cm Durchmesser befanden, die ähnlich der Fahrräder mit Gummi belegt waren. Das Gewicht eines solchen Rollschuhes beträgt ein knappes Kilo und soll sich ein halbwegs geübter Läufer auf nicht zu schlechter Straße mit ganz erstaunlicher Schnelligkeit fortbewegen können. Um bei schnellem Fahren zu bremsen oder um während des Laufens anzuhalten, genügt es wie beim Schlittschuhlaufen, den Fuß quer hinter den anderen zu setzen. In gar nicht langer Zeit, werden wir solche Rollschuhläufer auch auf unseren anerkannt guten Chausseen zu sehen bekommen.

— Auf dem Gebiete der Fahrrad-Industrie herrscht in allen Ländern eine erstaunliche Rührigkeit, die sich in Bestrebungen kundgiebt, dieses auch in den Armeen bereits unentbehrlich gewordene Beförderungsmittel immer mehr zu vervollkomnen. Wir verzeichnen nachstehend folgende Neuerungen:

Eine neue Anordnung des Sattels bei Fahrrädern hat sich Charles Byrne in London patentrechtlich schützen lassen. Dieselbe ist einem praktischen Be-

dürfniß der Radfahrer entsprungen und sehr sinnreich ausgedacht. Entgegen der bisherigen Form ist die Sattelstütze mit dem Hauptgestell nicht mehr fest, sondern durch ein drehbar an demselben befestigtes Stahlrohr verbunden, während das die Tretkurbelachse tragende untere Ende der Sattelstütze an der mit dem Hauptgestell vor der Hinterradachse drehbar verbundenen Hinterradgabel angreift. Hierdurch ist es durch eine einzige Körperbewegung ermöglicht, den Sattel beim Renntempo zur Ausübung größerer Kraft beim Treten dicht hinter die Lenkstange, beim Langsamfahren dagegen in die bequeme weiter zurückliegende Stellung bringen zu können, ohne daß es erst eines langen Hantirens mit dem Schraubenschlüssel bedarf.

Eine fernere bedeutsame Neuerung ist von Dr. P. Lober in Vacha a. d. Werra eingeführt worden. Dieselbe betrifft einen neuen Reifen für Zwei- und Dreiräder, welcher sehr elastisch, zugleich aber auch sehr dauerhaft und billig ist. Derselbe wird aus drei oder mehreren concentrisch um den Radkranz angeordneten Stahlbandreifen gebildet. Der innere derselben ist am Radkranz direkt mit Schrauben befestigt, während die anderen durch zwischengelegte Klötzchen in bestimmter Entfernung von einander gehalten werden. Da diese Klötzchen versetzt gegeneinander angeordnet sind, wird ein gleichmäßiges elastisches Federn des Ringes an allen Theilen des äußeren Umfanges erreicht. Um das Eindringen von Feuchtigkeit, Steinen oder dergl. zu verhindern, ist dieser Reifen noch mit einer Hülle aus wasserdichten und widerstandsfähigem Stoff (Gummi, Leder ꝛc.) umgeben, welche zwischen dem Radkranze und dem inneren Stahlreifen festgeklemmt und auf diese Weise gehalten wird. Durch ein auf dem äußeren Umfang befestigtes Stahlband wird die Schutzhülle vor allzuschneller Abnutzung bewahrt.

Einem Bestreben der Fahrradfabrikanten, die Bremse von der Lenkstange unabhängig zu machen, folgend, hat G. Beckmann in New York eine Bremse für Fahrräder erfunden, die an der Vorderradgabel befestigt, weder zum Bremsen des Vorder- noch des Hinterrades eingerichtet ist, sondern die Welle der Kurbelachse zu bremsen im Stande ist. Hierdurch ist man nicht mehr gezwungen, beim Verstellen der Vordergabel auch die Bremsstange verlängern oder verkürzen zu müssen, eine Arbeit, die dem Fahrer stets dann unangenehm ist, wenn die Verstellung schnell bewirkt werden soll. Durch die neue Erfindung ist nun nicht nur ein gutes Bremsen möglich, als auch die Lenkstange vollständig frei geworden, ohne den Vortheil, eine Bremse mitzuführen, entbehren zu müssen.

Patent- und Technisches Bureau Richard Lüders in Görlitz.

Literatur.

„Invasions-Versuche in England"

überschreibt Freiherr von Lüttwitz, Hauptmann à la suite des Generalstabs der Armee eine Studie, welche er im Militär-Wochenblatt Nr. 4 und 5 1896 veröffentlicht. Wir machen unsere Leser auf die an originellen Gedanken reiche Arbeit einmal deßhalb aufmerksam, weil sie aktuelles Interesse in Anspruch nimmt, dann aber auch aus dem Grunde, weil der Verfasser von bis jetzt wenig betretenem Pfade aus neue Ausblicke eröffnet, Ausblicke, die einer soliden geschichtlichen, geographischen und militärischen Begründung nicht entbehren und trotz vornehmer Zurückhaltung in der Abwägung der materiellen Kriegsmittel Englands große Ein- und Umsicht bezeugen.

Die von Freiherr von Lüttwitz gegebenen Daten liefern einen neuen Beweis für die Morschheit des britischen Weltreiches, das weniger der inneren Kraft als punischer Politik sein Entstehen und Fortbestehen verdankt. W.

Der Militär-Strafprozeß in Deutschland und seine Reform. Von Dr. jur. von Marck. Der II. Hälfte 1. Halbband (IX u. 596 S. gr. 8°). Berlin. R. v. Decker's Verlag, G. Schenck.

Der im Jahre 1893 beim Erscheinen des I. Bandes für die Nachfolge des II. in Aussicht genommene Termin ist zum Bedauern Vieler, die ihm mit Spannung entgegensahen, recht erheblich überschritten worden. Indessen wer die Massenhaftigkeit des Materials und die Schwierigkeit seiner Bearbeitung erwägt, wird die Verspätung entschuldigen, zumal die nun gebotene Frucht um so reifer erscheint. Was der Verfasser jetzt in wohlgeordnetem System vorführt, ist in der That überraschend reichhaltig und gediegen; nicht nur, daß er fortlaufend neben einander die in Deutschland geltenden drei Militär-Strafprozeß-Rechte, das Preußische, Bayerische und Württembergische, mit einer wissenschaftlichen Gründlichkeit darstellt und kommentirt, wie sie bisher keine Einzelbearbeitung eines dieser Partikularrechte aufwies; nicht nur, daß er einen jeden militärprozessualen Gegenstand mit dem bürgerlichen Reichsrecht von 1877 vergleicht; sondern er zieht auch überall die ausländischen Militär-Rechte heran, das dem Preußischen nahe verwandte Oesterreiche, das fast als Nachbildung der Deutschen Strafprozeßordnung zu betrachtende Schweizerische, das Französische mit der vervollkommneten Weiterbildung, die dasselbe im Italienischen erfahren hat, das Russische, welches als eine Mischung des Französischen und und des Deutschen Systems erscheint, auch das Englische und das Nordamerikanische,

welche dem Söldnercharakter ihrer Herre entsprechend, gewisse Züge des alten Landsknechts-Rechtes an sich tragen. Dazu tritt überall die Geschichte eines jeden Institutes und endlich, in eigenen von reifer Selbstständigkeit zeugenden Gedanken, die rechtsphilosophische Prüfung auf die innere sowohl juristische als militärische Berechtigung und Nothwendigkeit, sowie auf die Eignung für eine künftige Deutsche Militär-Strafgerichtsordnung. So dürfte keiner der Bausteine aus vergangenem und gegenwärtigen, sei es Deutschem oder ausländischen Recht, für die wichtige Frage: wie unsere Militär-Strafgerichtsordnung einerseits thunlichst dem geltenden allgemeinen Recht anzunähern sei, andererseits den militärischen Nothwendigkeiten, insbesondere der Disziplin, gerecht werde, unverwendet geblieben sein; sie endlich einmal wissenschaftlich und doch leicht verständlich und hoch über parteipolitischer Tendenz stehend dem Leser nahe gebracht zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers.

Im Einzelnen enthält nun der vorliegende Band nach den Vorerörterungen und allgemeinen Grundlagen, die der I. Band gebracht hatte, die positiven und konkreten Ergebnisse daraus sowohl de lege lata als de lege ferenda. Im I. Kapitel „Wesen und Umfang der besonderen Militär-Strafgerichtsbarkeit" wird zunächst deren Begriff und Scheidung von der Civilgerichtsbarkeit, ihre Ableitung vom Standpunkt des Gewaltunterworfenen als vorwiegend militärischen Erziehungsmittels (General- und Spezial-Präventionstheorie), vom Standpunkt des Gewaltinhabers als Ausfluß der kriegsherrlichen Kommandogewalt dargethan. Demnächst wird ihr Umfang in persönlicher Beziehung (Militär-Gerichtsstand) erörtert, welcher u. A. auch die umstrittenen Offiziere z. D., nicht aber diejenigen a. D. umfassen soll; hinsichtlich ihres Umfanges in sachlicher Beziehung (sachliche Zuständigkeit der Militär-Gerichte) wird die Nothwendigkeit dargethan, sie auch auf die gemeinen, nicht blos die militärischen Delikte des Soldaten zu erstrecken; auch der Fall des Zusammenstoßes der Civil- und Militär-Gerichtsbarkeit (Real- und Personal-Konkurenz), Einfluß des Wechsels des Dienststandes auf den Gerichtsstand, Kompetenzkonflikt und Rechtshülfe jeder der beiden Gerichtsbarkeiten gegenüber der andern, findet eingehende Beleuchtung. Das II. Kapitel „Leitende Grundsätze für Militär-Gerichtsverfassung und -Verfahren" erörtert zuerst allgemeine Anforderungen an eine Militär-Strafgerichtsordnung überhaupt: Oekonomie, Schleunigkeit, Eignung für den Kriegsfall; sodann die einzelnen Leitsätze zuvörderst auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung, nämlich 1) die Rolle des Militär-Befehlshabers in seinen verschiedenen Eigenschaften als kriminalpolizeiliches Hülfsorganes, als Strafverfolgungsbehörde, als Gerichtsvorstandes, als Vorsitzenden in der Hauptverhandlung, als Bestätigungsberechtigten, als Vollstreckungsbehörde, für sich allein und mit dem beigegebenen Auditeur; 2) die Selbstständigkeit; 3) Ständigkeit der Militär-Gerichte; 4) die beiden Elemente im Militär-Gerichtspersonal: Laien und Juristen; unter den ersteren vornehmlich auch die Heranziehung nichtactiver Offiziere, des Mannschaftsstandes, der Militär-Beamten zum Justizdienst, das befähigende Dienst- und Lebensalter, das Chargenverhältniß der Richter; ferner die Frage, ob Schöffen- oder

Geschworenen-System, ob Richterklassen oder Civilstimmen, die Frage des „untersuchungsführenden Offiziers“; unter den Auditeuren vornehmlich die Aufgabentheilung zwischen ihnen und Offizieren, die Frage, ob der Auditeur blos Referent oder ob er Mitrichter sein solle, aber auch seine äußeren Verhältnisse, Vorbildung, Rang und Einkommen Die Fortsetzung dieser ebenso interessanten als wichtigen Streit- und Reformfragen, z. B. Oeffentlichkeit, Obergericht, Unmittelbarkeit (Mündlichkeit), Beweiswürdigung, Vertheidigung, Rechtsmittel sind dem Schlußbande vorbehalten. Die Darstellung der einzelnen Materien erfolgt regelmäßig in der Art, daß zunächst eine allgemein-orientirende, mit Geschichte und Rechtsvergleichung verbundene Beleuchtung vorausgeschickt, dann das positive Recht wiedergegeben, daran die für das Reformgesetz wünschenswerthe Gestaltung in konkreten Vorschlägen angeknüpft wird. Es liegt auf der Hand, daß dies die einzig richtige Methode ist, die Reform zu fördern, und da der Verfasser auch hier all die Vorzüge weiter entwickelt, welche die Kritik schon an seinem I. Bande rühmte, genaue Kenntniß des Rechts und der thatsächlichen Grundlagen in bürgerlichen wie militärischen Verhältnissen, exakte Wissenschaftlichkeit und strenge Objektivität, so darf man sagen, daß das Werk für die junge Militärrechtswissenschaft, wie insbesondere für die Reform unseres Militär-Strafprozesses von epochemachender Bedeutung ist.

Uniformkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht. Herausgegeben, gezeichnet und mit kurzem Texte versehen von Richard Knötel. Rathenow. Verlag von Max Babenzien. 1895.

Band VI Heft 11 und 12. Inhalt: Preußen: Infanterie-Regiment v. Winning Nr. 23 1808. — Baden: Leib-Regiment 1802. — Hessen-Darmstadt: Chevauxleger 1812. — Kur-Sachsen: Kürassier-Regiment Kurfürst 1785. — England: Englische Truppen in Winter-Uniform. Linien-Infanterie. Leichte und schwere Dragoner. 1. Fußgarde-Regiment 1814. 6., 42., 87., 92. Regiment 1813. — Frankreich: Seesoldaten der Kaisergarde 1806 bis 1813. Reitende Artillere der Kaisergarde Napoleon III. 1857.

Die Saarbrücker Kriegs-Chronik. Ereignisse in und bei Saarbrücken und St. Johann, sowie am Spicherer Berge 1870 von A. Ruppersberg, Oberlehrer am Gymnasium zu Saarbrücken, mit über 100 Zeichnungen von Karl Röchling. Feine Ausgabe (weißes Papier) gebunden Mk. 5.—. Billige Ausgabe (gelbliches Papier) broschirt M. 3.—.

Unter den vielen Erscheinungen des Büchermarktes, welche dem durch die fünfundzwanzigste Wiederkehr der unvergeßlichen Tage von 1870/71 neu belebten patriotischen Aufschwunge ihre mehr oder minder berechtigte Existenz verdanken, kennen wir nur wenige Bücher, denen wir mit gleicher Wärme eine recht weite Verbreitung in allen deutschen Häusern wünschen.

Die Darstellung, volksthümlich im besten Sinne, frei von allem Phrasenhaften, dem man leider in derartigen Schilderungen nur zu leicht begegnet, verträgt in Bezug auf die Ausnutzung des vorhandenen Materials auch die strengste Kritik und

Viele, denen es vergönnt war, an jenen schweren aber ruhmreichen Tagen mitzukämpfen, werden überrascht sein von dem lebenswahren Bilde, welches der Verfasser ihnen wieder vor die Seele führt und ihre Erinnerung auf Schritt und Tritt angeregt und aufgefrischt fühlen.

Die flotten Skizzen von Karl Röchling, die zahlreich eingestreuten Bilder, denen man es ansieht, daß sie Erlebtes darstellen, sind eine sehr schätzenswerthe Beigabe und vollenden das Gefühl der Befriedigung, mit der man das Buch aus der Hand legt.

Das Leben des Königlichen Preußischen Generals der Infanterie August von Göben. Von Gebhardt Zernin, Großherzoglich Hessischer Hauptmann à l. s. der Infanterie. Verlag von Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin 1895.

Im Rückblick auf die große Zeit vor 25 Jahren werden Biographien von bedeutenden, einflußreichen Männern jener denkwürdigen Epoche unseres Volkes gerne aufgenommen werden. So erscheint es uns denn besonders dankenswerth, daß grade jetzt eine Lebensbeschreibung eines unserer genialsten Führer aus den Kriegen der Neuzeit, des hervorragenden und glücklichen Truppen- und Armee-Kommandeurs, des Generals August von Göben erschienen ist. Vor uns liegt der erste Band, der mit der Beendigung des Feldzuges 1864 und der Ernennung Göbens zum Kommandeur der 13. Division in Münster abschließt. Es ist keine eingehende Kriegsgeschichte, welche das vorliegende Werk bietet, sondern es reiht in logischer Ordnung die kriegerischen Ereignisse in großen Zügen, in leicht faßlicher Weise an einander und läßt nur Details einfließen, wenn sie geeignet erscheinen den Charakter des genialen Generals besonders zu beleuchten. Aeußerst fesselnd sind die Schilderungen der Kämpfe aus der Zeit des Karlistenkrieges, in den Jahren 1836 bis 1840, zu welcher Zeit Göben unter Don Carlos focht und aus welchem Dienst er als Oberstlieutenant schied.

Durch die Veröffentlichung Göbens über seine Thätigkeit in Spanien war der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm von Deutschland auf ihn aufmerksam geworden, faßte größeres Interesse für denselben und erwirkte die Wiederanstellung im Preußischen Heere. Wie immer und überall hat auch in diesem Falle sich der scharfe Blick unseres hochseligen Kaisers für die glückliche Wahl tüchtiger Männer auf das glänzendste bewährt, denn den weitgehendsten Erwartungen hat der spätere General von Göben überall und an jeder Stelle durchaus entsprochen und wenn seine militärische Thätigkeit von günstigstem Einfluß auf die militärischen Operationen gewesen war, so werden seine hervorragenden Charaktereigenschaften ein leuchtendes Vorbild für unsere Offizierkorps für alle Zeiten bleiben. Was das vorliegende Werk besonders werthvoll macht, sind die Beigaben von Originalbriefen Göbens an seine Geschwister und Gemahlin, die einen Einblick in den graden, vornehmen Sinn unseres Helden zulassen.

Wir sehen mit Spannung der Forsetzung des Werkes entgegen und empfehlen

das Studium desselben jedem Patrioten auf das angelegentlichste, gleichviel ob Militär oder nicht, ein Jeder wird befriedigt die Schilderungen des Lebens und der Thätigkeit dieses bedeutenden Generals in sich aufnehmen.

Lecons d'artillerie Conforme au programme de l'école militaire de l'artillerie et du genie de Versailles. Par E. Girardon capitaine d'artillerie professeur à l'école militaire de l'artillerie et du génie. Avec 209 figures dans le texte. Herausgeber sind: Berger — Levrault & Co. Paris und Nancy.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, ein populär wissenschaftliches Werk zum Gebrauche namentlich für Reserveartillerie-Offiziere zu schaffen, das deren Orientirung und Instruktion über die Materien „Pulver- und Explosivstoffe" „Wirkung der Geschosse", „theoretische und praktische Ballistik", „Schießregeln" und Kunst des Richtens vervollständigen soll.

Er hat sich bemüht mit den Mitteln zahlreicher Figuren und graphischer Darstellung unter Zuhülfenahme der Lehrsätze der niederen Mathematik resp. Mechanik das Gesagte zu veranschaulichen und es muß gesagt werden, daß er seine Aufgabe geschickt gelöst hat.

Es interessirt uns aus dem Werk zu ersehen, daß die Franzosen zwei Pulversorten besitzen, das schwarze Pulver A, dessen Mengungsverhältniß, Gewichtsbestimmung, Körnergröße 2c. genau angegeben wird, und das rauchfreie Pulver B, erfunden 1884 durch den Ingenieur M. Vieille, von welchem Pulver der Verfasser versichert, daß es vor den ähnlichen Produkten des Auslandes sich durch seine Unveränderlichkeit und Regelmäßigkeit der Wirkung auszeichne.

Es erscheint als ein Uebelstand, daß die Entzündung der Pulverladungen aus Pulver B ziemlich schwierig. Man müsse nämlich entweder einen verhältnißmäßig großen Prozentsatz knallsaurer Salze hinzufügen oder als sogenannte charge d'allumage einen leichten Zuschuß schwarzen Pulvers am Boden der Kartusche und am debouché des Zündlochkanals zuführen. Unter den zahlreichen Illustrationen finden wir zum Messen der größten Gasspannung den vom englischen Artilleriekapitän Noble erfundenen Apparat als alten Bekannten, bei den Vorrichtungen für das Richten verschiedene Apparate die unseren Richtbogen, Richtlatte 2c. ähnlich sehen, ein recht komplizirter Apparat „Deport" soll gleichzeitig Distanzen messen und das Geschütz richten.

Im Großen und Ganzen ist die Flugbahntheorie nach der in Deutschland üblichen Manier dargestellt und die Regeln über das Richten, Erklärung der Schußtafeln 2c. erinnern an das Werkchen des bayerischen Lieutenants Aloys Dengler, erschienen 1877, sowie an das Handbuch für Reserveoffiziere der Feldartillerie von Hauptmann Wernigk, erschienen 1894.

Es schließt das Werkchen mit einem Aufsatz über Explosivstoffe und Angaben über Ausrüstung der Feldtruppen mit Melinit-Patronen zu nothwendig werdenden Zerstörungsarbeiten.

Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers. Für angehende jüngere Offiziere des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes bearbeitet von Schaible, Königlich Preußischer Oberst a. D., 3. verbesserte Auflage. Berlin 1896. R. Eisenschmidt. Gebunden 3 Mark.

Wenn der Verfasser in den Begleitworten zur 3. Auflage sagt: Mehr wie je verlangt unsere Zeit, daß der angehende und junge Offizier gefestigt werde in den strengen Grundsätzen der Militär-Moral und die vielen, maßgebenden Gesichtspunkte seine Standes- und Berufspflichten frühzeitig kennen lerne, — so können wir dem nur voll und ganz beipflichten. Zu diesem Zwecke schuf der schriftgewandte und patriotisch denkende Verfasser mit seinem Buche ein Erziehungshilfsmittel, was sich für Lehrer wie Schüler gleich gut bewährt hat und das wir nur mit bestem Gewissen angelegentlichst empfehlen können.

Die 3. Auflage ist durch zeitgemäße Zusätze und Erläuterungen vermehrt, von denen wir nur einige hervorheben wollen, als da sind: Friedens-Schiedsgerichte, Militarismus, erweiterte Ausführungen über das Studium der militärischen Fachwissenschaften, Verhalten gegen die Umsturzpropaganda, Mißhandlung Untergebener in Beziehung zum Ehrenpunkt des Offiziers, über die Gerechtigkeit und den Patriotismus.

Diese und ähnliche Zusätze bilden eine wesentliche Bereicherung des Inhalts und machen die 3. Auflage noch in hervorragenderer Weise geeignet für den Eingangs bezeichneten Zweck. O. W.

Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Von v. Scherff (General der Infanterie). Drittes Heft: Betrachtungen über die Schlacht von Gravelotte - St. Privat. Mit zwei Plänen in Steindruck und einer Textskizze. E. S. Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Mk. 6,50.

Eine der größten und bedeutendsten Schlachten des Krieges von 1870/71, die von Gravelotte-St. Privat, ist vom General v. Scherff nunmehr ebenfalls in den Kreis seiner strategisch-taktischen Betrachtungen gezogen und diese sind als drittes Heft seiner „Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit“ im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin veröffentlicht worden. Der General schildert die einzelnen Episoden der weit ausgedehnten Schlacht unter strategischem und taktischem Gesichtspunkte und knüpft an die verschiedenen Gefechtslagen seine Bemerkungen; er zeigt, welche Einflüsse bestimmend auf die Maßnahmen der Führer gewesen und welche Lehren für unsere Truppenführung daraus zu entnehmen sind. Für das Studium der Kriegsgeschichte und der Taktik bietet daher das Werk den Truppenführern — und zwar aller Grade — eine Fülle lehrreicher Betrachtungen.

Taktische Entschlüsse und Befehle. Von A. Buddecke, Hauptmann. Studie an den Operationen einer selbständigen Division, nach einer auf der König-

lichen Kriegs-Akademie gestellten Aufgabe. Mit einer Karte im Maßstabe 1 : 100 000 und einer Uebersichtsskizze. E. S. Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Mk. 3.

Zu der taktischen Belehrung, welche dem Offizier die militärischen Bildungsanstalten und der praktische Dienst bieten, muß das Selbststudium ergänzend hinzukommen: der Offizier muß die taktischen Formen fortgesetzt theoretisch üben, um sie in der Praxis beherrschen zu können. Das taktische Selbststudium ist daher dem Offizier unentbehrlich als Vorbereitung für seine wichtigste Aufgabe — die höhere Truppenführung. — Das beste Lehrmittel hierifür bilden sorgsam ausgeführte Beispiele taktischer Aufgaben. Unter dem Titel: „Taktische Entschlüsse und Befehle" entwickelt Hauptmann Budeke einen solchen Lehrgang mannigfaltiger taktischer Aufgaben, wie sie eine selbständige Division treffen können, in einem soeben in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen Buche, und zwar nach einer auf der Königlichen Kriegs-Akademie gestellten Aufgabe. (Mit Karten. Preis Mk. 3,—). Indem die Darstellung sich an die Lehrweise auf unserer höchsten militärischen Bildungsanstalt anschließt, folgt sie der Division während einer siebentägigen Operationsperiode und erörtert an der Hand der wechselnden Lagen taktische Verhältnisse, Entschlüsse und Befehle, bietet also in Fülle Stoff und Anregung zum Selbststudium.

Dislokationskarten der russischen Armee in Europa und Asien (2 Blatt) und tabellarische Uebersichten der Eintheilung der russischen Armee in Europa und Asien. Von Bober, Hauptmann. E. S. Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin Preis Mk. 3,—.

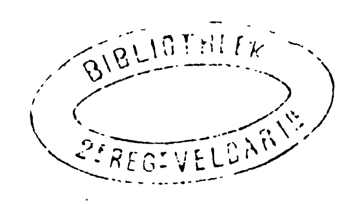
Die forgesetzte Vermehrung und der stetige innere Ausbau der russischen Armee erfordern unsere ganze Aufmerksamkeit und machen es zur Pflicht, uns über die Eintheilung und Dislokation des russischen Heeres zu unterrichten. Eine solche Uebersicht giebt nach amtlichen russischen Quellen Hauptmann Bober in einer farbigen Karte, welche in klarer Anordnung die Vertheilung der russischen Armee in Europa und Asien genau ersichtlich macht. Sie enthält außerdem die Grenzen der Militärbezirke, das Eisenbahnnetz mit Unterscheidung der ein- und zweigeleisigen Bahnen, sowie die geplanten und im Bau begriffenen Bahnen. Außerdem ermöglichen es tabellarische Uebersichten, sich eingehend und schnell auch über Einzelheiten zu informiren. Der Preis der Karte beträgt Mk. 3,—.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus I.



Gab es 1870 einen französischen Operationsplan?

(Beitrag zur Kenntniß der Vorgeschichte des Krieges 1870/71.)

Der Ereignisse des Krieges 1870/71 hat das deutsche Volk bei der 25. Wiederkehr jener großen, stolzen Zeit in allen Einzelheiten voll dankbarer und begeisterter Erinnerung gedacht. Ueber die Vorgeschichte des glücklichsten und folgenreichsten Wendepunktes unserer Geschichte, über die Umstände, welche die innere Nothwendigkeit des Krieges ergaben und schließlich unmittelbar den Ausbruch des Kampfes herbeiführten, über die Verhältnisse und Absichten, unter deren Einfluß Frankreich in den Krieg trat, besteht noch heute in mancher Beziehung Unklarheit. Vorliegende Studie wird sich, dem Rahmen dieser Blätter entsprechend, mit der Frage nach dem französischen Operationsplan, mit der Untersuchung des leitenden Gedankens, welcher der Versammlung der französischen Streitkräfte zu Grunde lag, beschäftigen. Da aber, wie Clausewitz sagt, der Krieg eben nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, erscheint es geboten, einen Blick auf die politische Vorgeschichte des Krieges zu werfen, bevor wir zur rein militärischen Vorgeschichte desselben übergehen können. Dies ist um so mehr berechtigt, als die politische und strategische Auffassung der allgemeinen Lage bei Ausbruch des Krieges Seitens Napoleons III. auf ganz bestimmt feststehenden politischen und militärischen Voraussetzungen beruhte. Daß letztere haltlos gewesen sind und sich, noch bevor sie die Probe bestehen sollten, als trügerisch erwiesen haben, ist die hauptsächlichste Schwäche der Napoleonischen äußeren Politik vor Ausbruch des Krieges, ein Fehler, welcher die Niederlage Frankreichs, den Untergang der napoleonischen Herrschaft in sich schloß, noch bevor der Kampf selbst begonnen hatte.

Ueber die Vorgeschichte des Einigungsprozesses Deutschlands und des Krieges 1870/71, über die mächtigen Schiebungen der Politik von 1866 bis 1870, über das genial angelegte, von Fall zu Fall mit vollendeter Sicherheit durchgeführte Gegenspiel der Politik Bismarcks gegen diejenige Napoleons III. besitzt das deutsche Volk in Sybels „Begründung des Deutschen Reiches“ ein Meisterwerk von allererster Bedeutung. Wir schließen uns, soweit politische Fragen hier überhaupt berührt werden müssen, den Forschungen und Folgerungen Sybels an. Hierzu ist jedoch zu bemerken, daß in neuester Zeit einige, von außerdeutschen Verfassern herrührende Veröffentlichungen erschienen sind, welche so vieles und so wichtiges authentisches Material ent-

halten, daß manche Thatsachen nunmehr in wesentlich anderem Lichte erscheinen, als sie Sybel dargestellt hat, und, mit Rücksicht auf die zum Theil lückenhaften ausländischen Quellen, darstellen konnte. Hatten schon 1892 die „Souvenirs" des Generals Jarras und 1894 die „Mittheilungen aus dem Leben des Königs Carol von Rumänien" lebhaftes Interesse erregt, so beanspruchen die im Sommer 1895 erschienenen „Souvenirs militaires" des Generals Lebrun besondere Beachtung, da sie für die vorbereitenden Ereignisse des Krieges als ein Quellenwerk von großer Bedeutung anzusehen sind.*)

Wir betrachten zunächst die Stellung Frankreichs mit Bezug auf die Möglichkeit eines Krieges gegen Preußen, wie sich eine solche aus den preußischen Siegen von 1866 und der hierdurch erfolgten Umgestaltung des politischen Zustandes Deutschlands ergab.

Der wesentlichste Grund, weshalb es dem dritten Napoleon gelungen ist, sich des französischen Thrones zu bemächtigen, liegt darin, daß er es wie kein Anderer verstand, die Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters zu seinen Zwecken auszubeuten. Seit 1815 hatte Frankreich nicht aufgehört, die durch den Wiener Kongreß für die französische Nation geschaffene Stellung als eine dauernde Demüthigung zu empfinden. Um dieser kränkenden Erniedrigung ein Ende zu bereiten, hatte das französische Volk drei Regierungen gestürzt und drei Revolutionen durchgemacht. Es hatte sich den Staatsstreich von 1851 gefallen lassen in der Hoffnung, daß die napoleonische Herrschaft ihm die erste Stellung in Europa wiederbringen werde. Die allgemeine politische Lage war dem Napoleonismus im ersten Jahrzehnt seiner zweiten Blüthe günstig. Es war Napoleon gelungen, Frankreich im Krimkriege die führende Stelle zu sichern. Mit großer Geschicklichkeit hatte der Kaiser die Einheitsbestrebungen Italiens zur Hebung der französischen Machtstellung, welche zugleich die Vorbedingung seiner eigenen Existenz als Herrscher war, benutzt. Aber die Siege der französischen Waffen auf den italienischen Gefechtsfeldern von 1859 waren die letzten Ruhmestage des Napoleonischen Frankreichs. Landerwerb am Rhein, in Belgien, in der Schweiz, mindestens aber die Beeinflussung des altersschwachen deutschen

---

*) Der Vollständigkeit halber geben wir eine Uebersicht der neuesten Litteratur, welche sich, abgesehen von dem bereits genannten großen Werke Sybels (Band 6 und 7), auf unseren Gegenstand bezieht:

General Jarras „Souvenir", Paris 1892.

General Lebrun „Souvenirs militaires", Paris 1895.

„Mittheilungen aus dem Leben des Königs Carol von Rumänien", Stuttgart 1894.

Rößler „Besprechung des Sybelschen Werkes", Preußische Jahrbücher. Januar 1895.

v. Sybel „Neue Mittheilungen und Erläuterungen zur Begründung des deutschen Reiches", München und Leipzig 1895.

Delbrück „Das Geheimniß der Napoleonischen Politik im Jahre 1870". Preußische Jahrbücher. Oktober 1895.

Bundes im französischen Sinne waren die Ziele, mit deren Erreichung man in Frankreich fürs Erste die Früchte des Napoleonischen Regimes zu ernten hoffte. Je länger diese Erfolge ausblieben und schließlich ganz unerreichbar zu werden schienen, desto unerträglicher mußte der französische Nationalstolz den durch Nichts gerechtfertigten Despotismus im Innern empfinden. Diejenige Macht, welche Frankreich über den Kopf wuchs und mit klarer Absicht die französischen Pläne durchkreuzte, war Preußen, seit dieser Staat begonnen hatte, seine Kraft zu sammeln, um die Lösung der deutschen Frage, wenn es sein mußte, mit den Waffen durchzuführen. Seit Beginn der deutsch-dänischen Verwickelungen von 1863 war dem Kaiser Napoleon die für Frankreich höchst bedrohliche Wandlung jenseits des Rheins nicht verborgen geblieben. Er hatte große Anstrengungen gemacht, um den Krieg gegen Oesterreich an Preußens Seite führen zu können und eine Armee von 300 000 Mann hierzu in Aussicht gestellt. Bismarcks hohe politische Klugheit, welche ein starkes, national geeinigtes Deutschland nur durch Preußens Waffen ohne Einmischung fremder Elemente im Geiste schon damals erstehen sah, wies Napoleon ab. Letzterer suchte sich hierauf der Friedensbedingungen zu bemächtigen, was ihm jedoch nur unvollkommen gelang. Immerhin kamen durch die Einmischung Napoleons Bedingungen in den Prager Frieden, deren Folge ein desto kräftigeres Gegenspiel der Bismarckschen Politik gegen die Napoleonische bildete. Der Kernpunkt der Napoleonischen Einmischung, die Erlangung einer Grenzregulirung zu Gunsten Frankreichs, war völlig gescheitert, nachdem Bismarck jede weiteren Ansprüche in diesem Sinne als sofortigen Kriegsgrund bezeichnet hatte. Daß aber Frankreich zu einem aussichtsvollen Kampfe mit dem siegreichen, kraftvoll auftretenden Preußen damals nicht bereit war, mußte in Frankreich Niemand besser als Napoleon selbst, welcher, so lange er die Zügel sicher in der Hand hielt, mit großer Vorsicht dem Krieg mit Preußen auswich. Andererseits verlangte das Prestige Frankreichs, daß Napoleon das Uebergewicht seiner Stellung erfolgreich zur Geltung zu bringen habe. Hieraus ergaben sich die Versuche Napoleons, Luxemburg zu erwerben, die belgischen Eisenbahnen anzukaufen, mit Belgien einen in einseitigem französischen Sinne gefaßten Handelsvertrag zu schließen: Bestrebungen, welche sämmtlich mehr oder weniger durch Preußens Gegenwirkung hintertrieben worden sind. Was der Bismarckschen Politik vorschwebte, war der feste Wille, den Napoleonismus — und dieser war Frankreich — von jedem entscheidenden Erfolg in der äußeren Politik abzuschließen und ihm auf diese Weise die Berechtigung der weiteren Existenz zu entziehen. Die Lage zwischen Frankreich und Preußen gestaltete sich immer drohender, eine Katastrophe mußte mit unvermeidlicher Sicherheit kommen. Vermied Napoleon, so lange er es vermochte, den Ausbruch des Krieges, so war auch Preußen vorläufig insofern noch in unfertiger Lage, als die preußische Staatsleitung in deutsch-patriotischem Bewußtsein die Schaffung des Nord-

deutschen Bundes ohne Theilnahme der süddeutschen Staaten nimmermehr als befriedigende Lösung der deutschen Frage ansehen konnte. Der Zeitpunkt zum Anschluß, zum selbstthätigen Anschluß Süddeutschlands an den unter Preußens Führung geeinigten Nordbund war noch nicht gekommen.

Der Gedanke liegt nahe, daß Napoleon in dieser Lage, welche angesichts der sich mehr und mehr konsolidirenden Verhältnisse Deutschlands immer kritischer zu werden begann, nach etwaigen Bundesgenossen Umschau halten mußte.

Bekanntlich hat Sybel das Bestehen eines nur noch des formellen Abschlusses ermangelnden Angriffsbundes zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien gegen Preußen zur Herstellung eines im österreichisch-französischen Sinne zugeschnittenen Deutschlands als ein Phantom zu erweisen gesucht. Es soll und kann hier nicht erörtert werden, wie weit die Verhandlungen zwischen den drei genannten Staaten zu festen Abmachungen, zur Uebernahme von Verpflichtungen für bestimmte Fälle geführt haben. Nachgewiesen ist die uns interessirende Thatsache, daß sehr eingehende Besprechungen über einen gemeinsamen Kriegsplan stattgefunden haben, nachdem Jarras und neuerdings namentlich Lebrun mit überzeugender Sicherheit die erforderlichen Beweismittel erbracht haben.

Daß Oesterreich unter des Grafen Beust diplomatischer Führung ein Zurückdrängen der preußischen Macht, insbesondere aber die Herstellung einer österreichischen Hegemonie über Süddeutschland wünschte und in der Feindschaft gegen Preußen bezw. in der Furcht vor dem weiteren Anwachsen Preußens in Frankreich einen willkommenen Bundesgenossen zu finden hoffte, ist ebenso unzweifelhaft, wie das Bestreben Napoleons, mit Oesterreich zusammen gegen Preußen zur Festigung seines eigenen Thrones leichte Waffenerfolge und Erwerbungen an Land zu erzielen. Auf Italiens Beistand hoffte man mit Rücksicht auf die Dienste rechnen zu können, welche Napoleon diesem Staate 1866 bei der Erwerbung Veneticns geleistet hatte. 1868 war Prinz Napoleon im Auftrag seines Kaisers an die Höfe von Wien und Turin mit Vorschlägen im Sinne einer gemeinsamen Aktion herangetreten, im folgenden Jahre stellte Napoleon III. den bestimmten Antrag auf ein Offensivbündniß. Thatsächliche Ergebnisse haben diese Versuche nicht erreicht. Es blieb bei ganz allgemeinen Versicherungen über das Vorhandensein gemeinsamer Interessen, ohne daß vorläufig ernste Schritte in dieser Richtung erfolgten.

Greifbare Gestaltung nehmen alle diese Schiebungen erst im Frühjahr 1870 an. Dem aufmerksamen Beobachter war es schon damals nicht verborgen geblieben, daß der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, welchen man füglich nach seiner Persönlichkeit und nach seinem Einfluß als den berufenen Vertreter Oesterreichs und dessen Heeres ansehen durfte, Anfang 1870 längere Zeit im südlichen Frankreich sich aufhielt und in den ersten Tagen des April

nach Paris kam. Was hier verhandelt wurde, ist in seinem vollen, weittragenden Umfang erst in jüngster Zeit bekannt geworden. Zwar konnten die Vorschläge des Erzherzogs niemals zur Wirklichkeit werden, da sie, wie wir sehen werden, auf unsicheren politischen Voraussetzungen sich aufbauten. Allein das, was in dem Entwurf des Erzherzogs als Grundgedanke sich herausschälen läßt, hat auf die thatsächlichen Maßregeln der französischen Heeresleitung bei Ausbruch des Krieges einen so bestimmenden Einfluß geübt, daß wir, um die Beweggründe des angeblichen französischen Operationsplanes zu verstehen, etwas näher auf die vom Erzherzog Albrecht entwickelten Gedanken eingehen müssen.

Fragt man nach den Ursachen, weshalb Erzherzog Albrecht gerade im Frühjahr 1870 sich in Paris aufhielt, so ergiebt sich schon daraus, daß er auf die Frage Napoleons nach dem etwaigen gemeinsamen Kriegsplan sofort mit einem fertigen und wohldurchdachten Entwurf hervortreten konnte, der Beweis für ein von österreichischer Seite beabsichtigtes Zusammengehen mit Frankreich. Ganz besonders aber scheint der Reise des Erzherzogs die Absicht zu Grunde gelegen zu haben, den Kaiser Napoleon zu überzeugen, daß es an der Zeit sei, die im Vergleich zur Kriegsstärke Deutschlands durchaus ungenügende Kriegsstärke des französischen Heeres endlich durch umfassende Maßregeln zu heben. Wenngleich sich der Erzherzog zu Paris mit Bewunderung über Alles, was er von der französischen Armee gesehen hatte, aussprach, so konnten dem scharfsichtigen Beobachter, welcher eben erst die Umformung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte geleitet hatte, die großen und augenfälligen Schwächen des französischen Wehrsystems, namentlich die geringe Stärke der mobilen Armee, nicht entgehen. Diese Thatsache ergiebt sich aus dem weiteren Verlauf der Verhandlungen, vorwiegend aber aus den Besprechungen, welche im Juni 1870 zu Wien stattgefunden haben.

Die Besprechungen zwischen Napoleon und dem Erzherzog sind ihrem vollständigen Inhalte nach zwar nicht bekannt geworden, doch läßt sich das wesentliche Ergebniß derselben aus den Berichten entnehmen, welche sowohl Jarras wie Lebrun über den Verlauf einer am 19. Mai 1870 abgehaltenen Konferenz veröffentlicht haben.*) An diesem Tage hatte Napoleon seine vertrautesten Rathgeber in militärischen Angelegenheiten — den Marschall Le Boeuf, die Generale Frossard, Lebrun und Jarras**) — um sich versammelt, um mit ihnen den Operationsplan zu besprechen und zu prüfen, welchen ihm der Erzherzog einige Wochen zuvor vorgetragen hatte. Daß sich diese Konferenz solange hinausgezögert hat, ist aus den inzwischen stattgehabten innerpolitischen Vorgängen — am 8. Mai war das Plebiscit erfolgt, — leicht zu erklären.

---

*) Jarras „Souvenirs“, Seite 41 ff., Lebrun „Souvenirs militaires“, Seite 71 ff.

**) Le Boeuf, Kriegsminister, Frossard, Gouverneur des Kaiserlichen Prinzen, Lebrun, Aide de camp (Generaladjutant), Jarras, Direktor im dépôt de la guerre.

Ueber den Hergang in jener denkwürdigen, für die künftigen Entschlüsse der französischen Heeresleitung so folgenschweren Sitzung weichen die Berichte von Jarras und Lebrun sehr wesentlich von einander ab. Dies ist übrigens keineswegs befremdend. Einerseits hat der Erzherzog nämlich verschiedene Lösungen der Frage nach den gemeinsamen Operationen in Erwägung gezogen und je nach der Lage als möglich hingestellt, andererseits aber traten schon bei den ersten Besprechungen zwischen dem Kaiser und dem Erzherzog die durchaus entgegengesetzten Anschauungen hervor, welche zwischen den französischen und österreichischen Interessen bestanden und welche schließlich mit Nothwendigkeit zum Scheitern jeder festen Uebereinkunft und hiermit zuletzt zur Katastrophe für Frankreich führen mußte.

Wir geben nachstehende beide Schilderungen kurz wieder.

Zunächst der Bericht von Jarras. Hiernach sollte sofort nach der Kriegserklärung die französische Hauptarmee den Rhein in der Gegend von Straßburg überschreiten und überraschend auf Stuttgart vorstoßen, um im Herzen Süddeutschlands der österreichischen Hauptarmee die Hand zu bieten, deren Versammlung man sich entweder bei Prag oder an der bayerisch-oberösterreichischen Grenze zu denken hatte. Die zweite, schwächere französische Armee sollte an der unteren Saar die linke Flanke der Hauptarmee decken, sodann aber in Richtung auf Mainz ebenfalls die Offensive ergreifen. Hierbei ging man von der Voraussetzung aus, daß die Kontingente der drei süddeutschen Staaten (Bayern, Württemberg, Baden) durch den plötzlichen Einbruch der überlegenen französischen Massen sowohl am Anschluß an einander als auch namentlich an der Vereinigung mit den Streitkräften des norddeutschen Bundes verhindert werden würden. Zudem glaubte man in Süddeutschland französische Sympathien erwarten zu dürfen, und hoffte, daß die süddeutschen Truppen im schnellen Einmarsch der Franzosen einen erwünschten Vorwand zur Aufgabe jeden Widerstandes vielleicht sogar die günstige Gelegenheit zum Anschluß an die französische Armee bieten würde, welche ihnen die Befreiung vom preußischen Joche bringen sollte. Preußen wäre sonach, folgerte man weiter, gar nicht in der Lage, in der ersten Zeit dem französischen Vordringen in Süddeutschland nennenswerthen Widerstand entgegenzusetzen, um so mehr, als am Rhein, in Hannover, an der Ost- und Nordseeküste und in Schlesien beträchtliche Streitkräfte belassen werden mußten. Man rechnete nämlich mit aufständigen Bewegungen in Hannover und glaubte, daß Dänemark beim Erscheinen der französischen Flotten und Landungstruppen an den norddeutschen Küsten unverzüglich gegen Preußen ins Feld treten würde. Inzwischen konnte die österreichische Hauptarmee schlagfertig sein und ihre Vereinigung mit den französischen Streitkräften in Franken bewirkt haben, während ein italienisches Hülfskorps von 100 000 Mann, durch Tirol mit der Eisenbahn nach München befördert, dem allgemeinen Vormarsch der Verbündeten als Reserve dienen konnte.

Die Schwächen dieses abenteuerlichen, auf einer Unsumme gewagter politischer Kombinationen aufgebauten Planes sprangen schon den Theilnehmern an der Konferenz in die Augen. Oesterreich konnte, vom Augenblick der Kriegserklärung ab gerechnet, nicht vor Ablauf von 6 Wochen in die Operation eintreten. Von Italien war noch eine weit geringere Leistung hinsichtlich der Kriegsbereitschaft zu erwarten. Ueberdies wollte Oesterreich aus dringenden innerpolitischen Gründen nicht einmal gleichzeitig mit Frankreich den Krieg an Preußen erklären, sondern erst dann thätig eingreifen, wenn Frankreich bereits den Kampf eröffnet hatte. Die Annahme bezüglich Hannover erschien selbst den in der Konferenz anwesenden französischen Generalen als zweifelhaft; Dänemark konnte schwerlich irgend welche Offensivkraft zugemuthet werden; Süddeutschland aber hatte in den letzten Jahren soviel deutschnationales Leben gezeigt, daß die einsichtigen Kreise Frankreichs zu fürchten begannen, dort nicht nur keine Sympathien für letzteres, sondern sogar heftigen Widerstand und sofortigen unbedingten Anschluß an Preußen zu finden. So mußte Frankreich nach dem kurz geschilderten Entwurf sechs Wochen lang allein die ungeheure Last des gefährlichen Kampfes tragen. Von Preußen wußte man, daß die Streitkräfte des Norddeutschen Bundes binnen 11 Tagen mobil gemacht und unter Zuziehung der kriegsmäßig ausgebildeten Landwehrformationen in kürzester Frist auf 900 000 Mann gebracht werden konnten. Dieser überwältigenden Macht hatte Frankreich im günstigsten Falle 350 000 Mann entgegenzusetzen, wozu allerdings noch 250 000 Mobilgarden treten, welche jedoch zum größeren Theil weder organisirt noch ausgebildet waren. Nichtsdestoweniger sah der Kaiser diesen Plan, mit der festen Zuversicht auf die wirksame österreichische Hülfe, sehr vertrauensvoll an. Le Boeuf und Frossard theilten die Meinung ihres Souveräns, während Jarras und Lebrun eindringlich auf die höchst bedenklichen Bedingungen hinwiesen, unter welchen Frankreich in den Kampf zu treten hatte. „Es ist erwiesen", sagte Jarras, indem er die ausgebreiteten Kriegskarten zusammenfaltete *), „daß Frankreich den Krieg an Preußen nur erklären kann, wenn es die feste Gewißheit besitzt, daß zuverlässige und mächtige Verbündete gleichzeitig mit ihm den Kampf eröffnen."

Dieser Plan deckt sich, wie später näher dargelegt werden wird, in großen Zügen mit dem Grundgedanken, auf welchen der Erzherzog seinen Entwurf aufgebaut hat. Was Lebrun in seinem Bericht über die Vorgänge in der nämlichen Konferenz erzählt, scheint, allerdings unter Anlehnung an die Darlegungen des Erzherzogs, den eigenen, mehr in französischem Sinne gehaltenen Gedanken des Kaisers selbst entsprungen zu sein.

Hiernach sollten, möglichst bald nach der Kriegserklärung, drei Heere — ein französisches, ein österreichisches, ein italienisches, jedes derselben zu

---

*) Jarras „Souvenirs", Seite 48.

100 000 Mann — in Süddeutschland einbrechen. Hierdurch hoffte man die Trennung zwischen Süd- und Norddeutschland zu erzwingen und am oberen Main, etwa in Linie Würzburg—Nürnberg—Amberg, eine Basis zur späteren Fortführung der Operationen mit den Hauptkräften zu gewinnen. Letztere waren inzwischen derart zu versammeln, daß die Masse der französischen Armee zu beiden Seiten der nördlichen Vogesen, vom unteren Elsaß bis zur mittleren Saar, bereit gestellt wurde. Der österreichischen Hauptarmee war die Gegend zwischen Pilsen und Eger als Versammlungsgebiet angewiesen, während schwächere Kräfte im nordöstlichen Böhmen oder bei Olmütz die Deckung Wiens gegen Schlesien zu übernehmen hatten. Sobald die beiden Hauptheere marschbereit waren, sollte die französische Hauptarmee in sich nach rechts zusammenschließen, und, nur die nothwendigsten Kräfte zum Schutz der linken Flanke an der Saar lassend, den Rhein ober- oder unterhalb Straßburg überschreiten und nach Franken vorgehen, wo die Vereinigung mit der österreichischen Hauptarmee und den bereits seit längerer Zeit dort stehenden Streitkräften der ersten Linie zu erfolgen hatte. Der weitere Verlauf war ganz im Sinne des Feldzuges Napoleon I. 1806 gedacht: Vormarsch aller Kräfte durch das östliche Thüringen gegen die obere Saale mit der allgemeinen Marschrichtung auf Leipzig, wo man sich den entscheidenden Kampf zu denken beliebte.

Gegen diesen Plan, welcher mindestens ebenso schwach und ebenso reich an falschen Voraussetzungen wie der erste ist, erhoben die vier Generale den gerechtfertigten Einspruch, daß ein Erfolg auch in diesem Falle nur dann zu erwarten sei, wenn alle drei Mächte nicht allein den Krieg gleichzeitig erklären, sondern auch die Operationen gleichzeitig und einheitlich eröffnen würden. Da aber gerade dieser Punkt von österreichischer Seite offen gelassen worden war, so beschloß man, die Fortsetzung der weiteren Vereinbarungen und überhaupt den formellen Abschluß davon abhängig zu machen, daß sich Oesterreich zu einem sofortigen Anschluß an Frankreich im Kriegsfall verpflichtete. Zur Erlangung dieses Zugeständnisses und gegebenen Falles zur Festsetzung aller Einzelheiten sollte sich Lebrun sofort nach Wien zum Erzherzog Albrecht begeben.

Lebrun traf am 6. Juni in Wien *) ein. Er verhandelte mit dem

*) Charakteristisch für die Auffassung, welche man in Frankreich über das Studium fremder Heere noch kurz vor Ausbruch des Krieges hatte, ist die Thatsache, daß Lebrun von Napoleon beauftragt wurde, mit der in politischer und militärischer Beziehung sicherlich hochbedeutenden Mission nach Wien die Erkundung deutscher und österreichisch-ungarischer Heereseinrichtungen als Nebenzweck zu verbinden Der General entledigte sich dieser Aufgabe derart, daß er, am 27. Mai von Paris abreisend, über Köln—Hanover sich nach Berlin begab, wo er einschließlich eines kurzen Aufenthaltes in Potsdam, vom 30. Mai bis zum 1. Juni blieb. Am 2. Juni war er in Dresden, am 4. in Prag, am 6. in Wien, vom 10. bis 12. in Pest. Am 16. verließ er Wien, um sich über München, Ulm, Stutt-

Erzherzog am 7., 8., 9., 13., und 14. und hatte am 15. Audienz beim Kaiser Franz Joseph.

Bevor wir näher auf die verschiedenen Phasen jener Verhandlungen eingehen, greifen wir voraus auf den endgültigen Plan, wie ihn der Erzherzog schließlich festsetzte und Lebrun als das einzig positive, wenngleich wenig befriedigende Ergebniß seiner Reise und seiner Bemühungen dem Kaiser Napoleon übergab. Wir beschränken uns darauf, unter Weglassung aller Einzelheiten das Wesentliche hervorzuheben.

Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Italien haben — so beginnt der Entwurf — in einen etwaigen Kampf gegen Preußen mit allen verfügbaren Streitkräften einzutreten. Die Mobilmachungen müssen in allen drei Staaten Mitte März beendet sein, damit die Operationen spätestens im April beginnen können. Der Befehl zur Mobilmachung wird in den genannten Staaten an ein und demselben Tage erlassen werden.

Frankreich kann seine Armee in Hinblick auf die als vollkommen angenommene Kriegsbereitschaft binnen 15 Tagen mobilisiren, um am 16. Tage nach Ausspruch der Mobilmachung mit voller Kraft die Grenze zu überschreiten. Oesterreich-Ungarn und Italien brauchen 6 volle Wochen zur Mobilisirung und Versammlung ihrer Armeen. Sie werden aber den Mobilmachungsarbeiten einen solchen Nachdruck verleihen, daß Preußen nicht umhin kann, sehr bedeutende Streitkräfte mit Rücksicht auf die bedrohliche Haltung Oesterreichs gegen letzteres stehen zu lassen. Im Uebrigen bewahren Oesterreich und Italien die erwähnten 6 Wochen hindurch bewaffnete Neutralität und erklären den Krieg erst nach Abschluß ihrer Mobilmachung.

Der Feldzug wird somit von Seiten Frankreichs zunächst allein eröffnet. Hierzu stellt dieses zwei Heere auf:

1) Die Hauptarmee — 5 Armeekorps mit 16 Infanterie-Divisionen — zu Operationen nach Süddeutschland,
2) Die Nebenarmee — 3 Armeekorps mit 9 Infanterie-Divisionen — zu Operationen auf dem linken Rheinufer in der Pfalz, bezw. gegen die Linie Mainz—Koblenz.

Die österreich-ungarische Hauptarmee, welche sich an der böhmisch-bayerischen Grenze in der Gegend von Pilsen sammelt, wird nach und nach auf 23 bis 24 Infanterie-Divisionen gebracht. Schwächere österreichische Beobachtungskorps werden bei Olmütz und an der schlesisch-galizischen Grenze aufgestellt.

Die italienische Armee sammelt sich bei Verona und geht nach Ablauf

gart, Mainz nach Paris zu begeben, wo er am 21. eintraf. Soweit möglich, hatte er sich bemüht, in den von ihm berührten großen Garnisonen Eindrücke über Ausbildung und Zustand der Truppen zu gewinnen. Er hat diese Eindrücke dem Kaiser in einem besondern, in den „Souvenirs“ abgedruckten Berichte vorgetragen.

der 6 für die Mobilmachung angesetzten Wochen mit der ersten Staffel, rund 50 000 Mann, mittelst der Brennerbahn nach Bayern.

Die französische Hauptarmee überschreitet den Rhein zwischen Staßburg und Neu-Breisach an mehreren Stellen, macht die Truppen der süddeutschen Staaten unschädlich und sucht über Stuttgart – Nördlingen die Vereinigung mit dem österreichischen Hauptheere in Richtung auf Nürnberg. Der Erzherzog rechnet, daß sie am 45. Tage nach Beginn der Mobilmachung, am 29. Tage nach Ueberschreitung des Rheines in der Gegend von Nürnberg eingetroffen sein kann. Um diese Zeit wird aber die österreichische Armee ihre Vorbereitungen abgeschlossen haben und in der Lage sein, nach erfolgter Kriegserklärung ungesäumt den Anschluß an die Franzosen in Richtung auf Nürnberg—Bayreuth zu suchen. Auch das Eintreffen der vordersten italienischen Truppen in Bayern wird sich gleichzeitig fühlbar machen.

Diesem Operationsplan liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß die Franzosen so gut wie ungestört, ohne ernstlichen Kampf, ohne Zeitverlust, ohne Zwischenfälle unliebsamer Art vom Rhein her quer durch Süddeutschland bis Nürnberg gelangen können. Abgesehen von strategischen Gesichtspunkten, auf welche später näher eingegangen werden wird, hält der Erzherzog diese Annahme dadurch für gerechtfertigt, daß die französische Armee weit schneller operationsfähig sein werde, als die norddeutsche. Die süddeutschen Truppen stellt er als minderwerthig in Rechnung und setzt voraus, daß sich diese zu rein defensiver Haltung in die Donaufestungen (Ulm, Ingolstadt) zurückziehen werden.

Für die entscheidenden Operationen — für den zweiten Theil des Feldzuges, wie sich der Erzherzog ausdrückt — sind zwei Linien denkbar.

1) Vereinigung der beiden Hauptheere bei Nürnberg—Bayreuth, dann Vormarsch in geschlossenen Massen durch Thüringen auf Berlin:
2) Getrennter Vormarsch der beiden Hauptheere, die Franzosen auf Leipzig, die Oesterreicher auf Dresden; allgemeines Ziel: Berlin.

Der Erzherzog giebt dem ersten Gedanken den Vorzug und hofft, den Spuren des glänzenden Feldzuges 1806 folgend, in den Ebenen von Leipzig mit doppelter Uebermacht den Entscheidungskampf zu führen.

Die erste Einwendung, welche bei Betrachtung dieses Planes ohne Weiteres in die Augen fällt, ist der Umstand, daß Frankreich 6 Wochen früher als seine Bundesgenossen den Krieg erklären und somit die Last und Gefahr desselben vereinzelt tragen muß. In diesem Falle kann Preußen — wird der unbefangene Kritiker sagen — die Zeit ausnutzen und unbekümmert um die Mobilmachung in Oesterreich und Italien, entweder selbst die Offensive über Saar und Mosel hinaus mitten nach Frankreich hinein ergreifen, oder sich mit aller Kraft auf die linke Flanke der in Süddeutschland operirenden französischen Hauptmacht werfen und diese entscheidend schlagen, bevor Hülfe Seitens der Verbündeten heran sein konnte. Diesen Vorwurf, welchen

wir schon bei Besprechung der Verhandlungen in Paris erwähnten, erhob nunmehr Lebrun von Neuem und stellte mit aller Bestimmtheit die Forderung, daß nur bei einer gleichzeitigen Eröffnung der wirklichen Feindseligkeiten Seitens der drei Verbündeten für Frankreich die Möglichkeit der erfolgreichen Durchführung der ihm zufallenden Aufgabe denkbar sei. Hierauf aber konnte der Erzherzog, welcher unweigerlich auf einer sechswöchentlichen Frist für die österreichische Mobilmachung und auf der während dieser Zeit zu beobachtenden Neutralität bestand, nicht eingehen. Er begründete seine Weigerung mit den nothwendigen Rücksichten auf die schwierige innere Lage Oesterreich-Ungarns, auf die noch keineswegs abgeschlossene Reorganisation des Heeres, auf die immer noch große Schwerfälligkeit der Mobilmachung, auf das mangelhafte Eisenbahnnetz. Im übrigen suchte der Erzherzog die Gefahr einer kräftigen preußischen Offensive, welche für den unparteiischen Beobachter nach den Erfahrungen des Feldzuges 1866 doch sehr naheliegend sein mußte, durch eine rein geographische Betrachtung zu entkräftigen, indem er die Entfernung Mainz—Paris derjenigen von der sächsisch-böhmischen Grenze bis Berlin gegenüber stellte. Da nämlich die Linie Erzgebirge—Berlin durchschnittlich nur halb so groß ist als die Linie Rhein—Paris, so wird — folgert der Erzherzog — eine etwaige preußische Offensive gegen Paris schon deshalb aussichtslos und daher unwahrscheinlich sein, weil sogar bei einem erheblich späteren Beginn der österreichischen Operationen letztere früher Berlin erreichen müsse als es den Preußen gelingen kann, in Frankreich nennenswerthe Fortschritte zu machen. Zu einer wirksamen preußischen Offensive über die Saar hinaus hält der Erzherzog mindestens 8 norddeutsche Armeekorps für erforderlich. Was bliebe dann gegen Oesterreich übrig? In diesem Falle ist Oesterreich in der Lage, mit erdrückender Ueberlegenheit gegen Berlin vorzustoßen und den Bestand des preußischen Staates ernstlich zu gefährden, so daß Preußen sich um so weniger zur Entblößung seiner Provinzen entschließen wird, als die Einheit dieses Staates durch die zwangsweisen Einverleibungen von 1866 recht fragwürdig erscheinen muß. Aber selbst die Versammlung der preußischen Hauptkräfte am mittleren Main, etwa in Linie Frankfurt—Würzburg, und die Offensive gegen die linke Flanke der in Süddeutschland operirenden französischen Armee hält der Erzherzog nicht für wahrscheinlich, da Preußen zu seiner Mobilmachung und zu einem derartigen Aufmarsch mindestens ebensoviel Zeit gebrauchen würde als die französische Hauptarmee zu ihrem Marsch über Stuttgart auf Nürnberg, wo sie mit den Oesterreichern in Verbindung treten wird. Sollte aber trotzdem die preußische Heeresleitung sich zur Versammlung der Hauptkräfte am mittleren Main entschließen und dort den Aufmarsch wider Erwarten frühzeitig genug beenden, so kann die französische Hauptarmee Angesichts der ihre linke Flanke bedrohenden Offensive immer noch rechtzeitig bei Ulm oder Donauwörth auf das rechte Donauufer ausweichen. Auf dem rechten

Donauufer kann sie alsdann völlig gesichert ihre Vereinigung mit den Oesterreichern in Richtung auf Regensburg suchen, während die österreichische Armee von Pilsen auf Amberg vorgeht und die inzwischen bei München eingetroffenen italienischen Streitkräfte in unmittelbare Verbindung mit den Franzosen treten.

Die zweite, schwächere französische Armee stößt, während das französische Hauptheer den Rhein überschreitet, kräftig über die Saar vor, besetzt die Pfalz und erweckt durch lebhafte Bewegungen gegen Mainz den Anschein, als sei auch hier eine allgemeine Offensive beabsichtigt, um möglichst starke feindliche Kräfte bei Mainz festzuhalten und vom Entscheidungskampfe fernzuhalten.

Die Landungstruppen (Marineinfanterie) der nach Nord- und Ostsee entsandten französischen Geschwader können an der dänischen Armee einen Halt finden und sollen eine Diversion auf Berlin unternehmen, mindestens aber feindliche Kräfte in den Küstengebieten fesseln.

Alles in Allem vermuthet der Erzherzog, wird sich die norddeutsche Hauptmacht hinter dem Thüringer Wald versammeln und in einer zentralen Stellung dem feindlichen Vormarsch nach Bedarf sich vorlegen. Der Erzherzog giebt in dieser Hinsicht verschiedenen Möglichkeiten Raum, nimmt aber als ziemlich feststehend an, daß von den 13 norddeutschen Korps*)

2 am Rhein oder in der Pfalz,
1 oder 2 in Schlesien,
1 in den Elbherzogthümern

unentbehrlich sein würden. Somit konnte nach seiner Meinung Preußen 7 oder 8 Armeekorps in Sachsen, Thüringen oder am mittleren Main auftreten lassen.

Bevor wir diesen Plan, welcher hier ganz allgemein und unter Weglassung der verschiedenen Variationen wiedergegeben ist, einer kurzen Kritik unterwerfen, müssen wir einen Blick auf die Stärkeberechnungen der einzelnen Armeen nach den Angaben des Erzherzogs richten. Dies ist in Bezug auf die wirklich eingetretenen Ereignisse namentlich für die deutschen und französischen Streitkräfte interessant.**)

*) Preußisches Gardekorps, 11 preußische Linien-Armeekorps, sächsisches Armeekorps. Die großherzoglich hessischen und badischen Truppen, zusammen ebenfalls 1 Armeekorps, finden wir in diesem Plan nirgends in Rechnung gestellt, obwohl bei den engen militärischen Beziehungen Hessens und Badens zu Preußen es doch als sicher anzunehmen war, daß sie ihren Anschluß an die Streitkräfte des Nordbundes im Kriegsfalle nicht verfehlen würden.

**) Nach dem preußischen Generalstabswerk (I, Seite 59 ff.) betrug die Stärke der mobilen, sofort dem Feinde gegenüber verwendungsfähigen deutschen Streitkräfte am 1. August 1870:

1. Norddeutscher Bund (einschließlich Hessen) . . .	377 200 Mann,	48 750 Pferde,	1 284 Gesch.
2. Süddeutsche Staaten . .	97 400 „	10 600 „	288 „
Im Ganzen	474 600 Mann,	59 350 Pferde,	1 572 Gesch.
1. Frankreich	309 700 Mann,	35 200 Pferde,	972 Gesch.
2. Oesterreich	360 000 „	27 000 „	1 128 „
3. Italien	68 600 „	5 400 „	180 „
4. Dänemark	26 000 „	2 000 „	72 „
Im Ganzen rund	765 000 Mann,	69 600 Pferde,	2 352 Gesch.

Hierzu sollten in der zweiten Periode des Krieges noch treten:

zur österreichischen Armee .	64 200 Mann,	1 200 Pferde,	120 Gesch.
zur italienischen Armee . .	68 600 „	5 400 „	180 „
Im Ganzen rund	135 000 Mann,	6 600 Pferde,	300 Gesch.

Die Gesammtstärke der außerhalb ihrer eigenen Grenzen verwendbaren Streitkräfte der Verbündeten war also, die volle Leistungsfähigkeit vorausgesetzt, auf rund 900 000 Mann, 76 000 Pferde, 2 652 Geschütze veranschlagt.

Norddeutscher Bund (einschl. Hessen)	385 600 Mann Inf.,	48 000 Mann Kav.,	1284 Gesch.
Bayern	50 000 „ „	5 500 „ „	192 „
Württemberg	15 000 „ „	1 500 „ „	54 „
Baden	11 700 „ „	1 800 „ „	54 „
Im Ganzen	462 300 Mann Inf.,	56 800 Mann Kav.,	1584 Gesch.

Hierbei sind die mobilen vier Landwehr-Divisionen und die 17. Infanterie-Division, welche thatsächlich auch in kurzer Zeit auf den Kriegsschauplatz nachfolgten, mitgerechnet. Besatzungs- und Ersatztruppen aller deutschen Kontingente hatten zur selben Zeit die Gesammtstärke von 297 500 Mann Infanterie, 25 890 Mann Kavallerie, 40 500 Mann Festungsartillerie, 462 bespannte Geschütze, hierunter 41 Linien-Infanterie-Bataillone.

Die gesammte Verpflegungsstärke aller deutschen Kontingente beziffert sich für den Monat August 1870 auf rund 1 183 000 Mann und 250 000 Pferde.

General Frossard giebt im „Rapport sur les opérations du IIme corps" (Seite 129) die Stärke der französischen Feldarmee wie folgt an (in runden Zahlen):

Für den 2. August:

I. Korps	41 200 Mann,	8 000 Pferde	Hierbei sind beim VI. Korps die in Chalons, beim VII. Korps die in Lyon belassenen Divisionen mitgerechnet.
II. „	26 100 „	4 800 „	
III. „	39 200 „	8 000 „	
IV. „	29 000 „	5 600 „	
V. „	25 100 „	5 300 „	
VI. „	35 400 „	5 800 „	
VII. „	20 300 „	3 800 „	
Garde	22 000 „	6 600 „	
Kavallerie-Reserve	5 400 „	5 000 „	
Artillerie- und Genie-Reserve	1 300 „	1 300 „	
Im Ganzen	245 000 Mann,	54 100 Pferde,	

wobei die Zahl 245 000 diejenige der Kombattanten aller Waffen bedeutet, welche indessen in Wirklichkeit keineswegs bei allen Korps die angegebene Stärke erreicht hat.

Es liegt nicht im Zweck dieser Studie die Richtigkeit aller dieser Zahlen zu prüfen, doch sei darauf hingewiesen, daß für den norddeutschen Bund die gesammten Landwehrformationen, welche für einen Krieg im eigenen Land doch sicherlich stark ins Gewicht fallen müssen, gar nicht berücksichtigt waren, und daß die Effektivstärke der französischen Feldarmee — und auf diese konnte es bei einem Offensivkriege gegen Deutschland lediglich ankommen — bedeutend zu hoch angenommen worden war.

Ein charakteristischer Punkt verdient noch hervorgehoben zu werden, nämlich die Schätzung der Dauer der preußischen Mobilmachung und des preußischen Aufmarsches. Während der Erzherzog den Franzosen die Frist von 10 Tagen zur Erlangung der völligen Operationsbereitschaft läßt, berechnet er, daß Preußen drei Wochen bedürfe, um seine Armeekorps, jedes in seinem Bezirk, zu mobilisiren. Der Aufmarsch an der Grenze wird zeitlich so geschätzt, daß für je zwei Korps je eine weitere Woche zugeschlagen wird. So können z. B. in drei Wochen ein Korps (VIII.) nach vier Wochen drei Korps (VII., VIII., IX.), nach fünf Wochen fünf Korps (IV., VII., VIII., X., IX.) an der Saar versammelt sein u. s. w. Daher kann nach des Erzherzogs Rechnung, eine norddeutsche Armee, welche offensiv an der Saar auftreten will und auf acht Korps gebracht werden soll, nicht früher als nach Verlauf von sieben Wochen, von der Einberufung der Reserven zu der Fahne an gerechnet, an jenem Fluß versammelt sein. Der Erzherzog beruft sich bei diesen Voraussetzungen, welche der schwächste Punkt seiner ganzen Erwägungen sind und für Frankreich sehr bald verhängnißvoll werden sollten, auf die Erfahrungen der preußischen Mobilmachung im Frühjahr 1866. Damals erfolgten die Einberufungsbefehle am 3., 5. und 12. Mai, aber erst am 16. Juni überschritt die Elbarmee die sächsische Grenze, während der Einmarsch der gesammten Armee nach Böhmen in den Tagen zwischen dem 22. und 26. Juni stattfand. Nichtsdestoweniger ist es falsch, aus der Analogie von 1866 auf die preußische Kriegsbereitschaft von 1870 Schlüsse zu ziehen. Thatsächlich hat 1866 in Preußen keine Mobilmachung im gewöhnlichen Sinne, sondern ein allmählicher Uebergang des Heeres aus dem Friedensstand in das mobile Verhältniß stattgefunden. Am 23. Mai bereits waren vier Korps (III., IV., V., VI.) mobil, die übrigen beendeten die Mobilmachung und die Aufmarschtransporte am 8. Juni, an welchem Tage die preußische Armee in Stärke von 250 000 Mann zur Aufnahme der Operationen vollkommen fertig stand. Hierbei ist aber zu beachten, daß Preußen 1866 durch eine Menge schwerwiegender politischer Gründe an einer einheitlichen Mobilmachung und an einer jeden Zweifel ausschließenden Konzentration seiner mobilisirten Streitkräfte gehindert gewesen ist. Schließlich bleibt noch zu berücksichtigen, daß das Eisenbahnwesen im strategischen Sinne eigentlich erst nach den Erfahrungen von 1866 zur vollen Ausnutzung gelangte, und daß der preußische Generalstab in den

Jahren 1866 bis 1870 in großem Maßstabe die Technik des Eisenbahntransportes der mobilen Armee studirt und, als der Krieg ausbrach, in anerkannt mustergültiger Weise durchgeführt hat.

Wenden wir uns zu einer kurzen Kritik des soganannten Feldzugplanes des Erzherzogs, so haben wir bereits zwei seiner auffälligsten Schwächen hervorgehoben:

1. Die Voraussetzung, daß Frankreich sechs Wochen lang allein den Kampf führen solle,

2. die bedenkliche Ueberschätzung der Leistungsfähigkeit und der Stärke der französischen, die ganz ungerechtfertigte Unterschätzung der preußischen, bezw. deutschen Armee in dieser Hinsicht.

Indessen werden uns bei näherer Betrachtung noch andere Gesichtspunkte nicht entgehen, welche auf offenbare Fehler und Trugschlüsse hinweisen.

„Kein Operationsplan", sagt Moltke, „reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus; nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im Voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende durchgeführten ursprünglichen Gedankens zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich auf weit hinaus nie mit Sicherheit feststellen."

Diese denkwürdigen Worte Moltkes enthalten bereits die vollständige Kritik des österreichisch-französischen Operationsplanes. Auf eine ganze Kette politischer, völlig in Ungewißheit schwebender Voraussetzungen aufgebaut, wird hier unbehelligt um den freien und ungebrochenen Willen des Feindes, auf viele Wochen hinaus ein willkürliches Vorschieben von Heeren geplant, wie es sich der Erfinder dieses Planes theoretisch zurechtgelegt hat. Raum, Zeit, Friktionen, Stimmungen der Menschen und Völker, Zufälligkeiten, namentlich aber die selbständige Entschließung des Feindes: alle diese die Kriegführung bestimmenden Rücksichten bleiben so gut wie unbeachtet. Gewiß hat Erzherzog Albrecht, der glückliche Feldherr und hochgebildete Militär, große und unvergeßliche Verdienste in Krieg und Frieden um Oesterreich-Ungarn, um dessen Herrscherhaus und dessen Heer sich erworben. Der vorliegende Plan aber, welcher, sagen wir zum Glück, nicht zur Thatsache geworden ist und nach seiner ganzen Anlage es auch nicht werden konnte, zeigt keinen einzigen mit dem Geist moderner Kriegführung verwandten Zug. Allerdings hat der Erzherzog, wie Lebrun bemerkt, den ganzen Feldzugsplan einen „akademischen" genannt. Wir wären versucht, denselben auch lediglich als einen solchen zu betrachten, wozu unter Anderm die fast naiv klingende Voraussetzung des Erzherzogs Berechtigung geben könnte, daß der Feldzug im Monat April eröffnet werden müsse. Andererseits hat Alles, was der Erzherzog mit Napoleon in Paris und mit Lebrun in Wien eingehend ver-

handelt hat, doch sehr ernste Folgen gehabt. Französischerseits hat man die Ausführungen des Erzherzogs und die Hoffnungen, welche sich aus der etwaigen Allianz mit Oesterreich ergeben, keineswegs als eine rein akademische Frage aufgefaßt. Zwar wurde, wie wir sehen werden, diesen französischen Zukunftsbildern jeder thatsächliche Hintergrund entzogen, allein der Grundgedanken, welcher in dem einmal angeregten Feldzugsplan lebte, ist geblieben und hat sich in einer für Frankreich höchst verderblichen Weise bei Ausbruch des Krieges hinsichtlich seiner allerersten Stadien verwirklicht.

Wir erinnern uns, daß es eine wesentliche Aufgabe Lebruns gewesen ist, von Oesterreich die bindende Zusicherung der gleichzeitigen Eröffnung der Feindseligkeiten im Fall eines Krieges gegen Preußen zu erlangen. Selbstverständlich konnte der Erzherzog in dieser, die höchsten politischen Interessen berührenden Frage keinerlei Entscheidung treffen, willigte aber in das Ansuchen Lebruns, diese Angelegenheit dem Kaiser Franz Joseph vorzutragen und ihm zu diesem Zwecke eine Audienz zu erwirken. Was der Kaiser in dieser Audienz dem französischen Sendboten erwidert hat, giebt dieser in seinem Werke*) wörtlich wieder. Die Aeußerungen des Kaisers stellen diesem Monarchen das glänzende Zeugniß hoher Staatsklugheit, einsichtsvoller Mäßigung und scharfsinnigen Erkennens der Interessen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands aus. Sie lassen uns den erhabenen Herrscher durchaus sympathisch erscheinen, in einer Zeit, welche doch um kaum vier Jahre vom deutschen Kriege und der Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland entfernt lag. „Ich muß Ihnen vor Allem mittheilen", sagte der Kaiser zu Lebrun, „daß ich den Frieden will. Wenn ich Krieg führe, muß ich dazu gezwungen werden. Ich hoffe, daß der Kaiser Napoleon diese meine Lage verstehen wird." Franz Joseph führte nun des näheren aus, daß er ganz unmöglich mit Napoleon gleichzeitig den Krieg an Preußen erklären und überhaupt nicht an Seite Frankreichs die deutsche Frage lösen könne. Preußen würde, sobald auswärtige Mächte in die Geschicke Deutschlands eingreifen, die neudeutsche Idee nicht nur in Preußen selbst, sondern auch in Süddeutschland mächtig entflammen und hiermit sogar eine Rückwirkung auf die deutschen Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie ausüben. „Erst wenn die französischen Heere", fuhr Kaiser Franz Joseph fort, „inmitten von Süddeutschland, nicht als Feinde, sondern als Befreier stehen werden, würde ich meinerseits gezwungen sein, gemeinsame Sache mit Frankreich zu machen."

Aus dem Gesagten geht mit Bestimmtheit hervor, daß Oesterreich den etwaigen Krieg eine Zeit lang allein von Frankreich geführt haben wollte. Hierfür ergiebt sich ein doppeltes Motiv: einmal wollte man die Gewähr für Frankreichs rückhaltlosen Ernst haben und zweitens konnte man immer

---

*) Lebrun „Souvenirs militaires", Seite 146 ff.

noch rechtzeitig eingreifen, sobald sich Napoleon zum Schiedsrichter über die inneren Verhältnisse Deutschlands aufwerfen wollte. Die Haltung Oesterreichs erhielt sogar das Gepräge einer deutsch-nationalen Handlungsweise, wenn es dem Kampf in dem rechten Augenblick beitrat, um Frankreich die neue Konstituirung Deutschlands nicht allein zu überlassen.

Jedenfalls hat Lebrun den Eindruck nach Paris mitgenommen, daß Frankreich im Kriegsfalle zunächst sich selbst überlassen sein werde. Schneller als Napoleon und seine Rathgeber es erwartet und zum Theil gewiß auch gefürchtet hatten, kam der Krieg zum Ausbruch. Die spanische Thronkandidatur war der äußere Anlaß zu dem gewaltigen Kampf, dessen Ursachen in dem unversöhnlichen Gegensatz der napoleonischen und preußisch-deutschen Politik lagen. Daß die Herausforderung zum Kampf und die Kriegserklärung von Frankreich ausgingen, hatte seinen Anlaß in den ungesunden und unhaltbaren Zuständen, welche der destruktive Napoleonismus in Frankreich geschaffen hatte.

Welchen Operationsplan, welchen Aufmarsch sollte die französische Heeresleitung, welche sich äußerlich, aber nur äußerlich in der Person des Kaisers verkörperte, für den Krieg wählen, nachdem die Hoffnung auf Allianzen fürs Erste hinfällig geworden war?

„Die nächste Aufgabe der Strategie", sagt Moltke, ist die Bereitstellung der Streitmittel, der erste Aufmarsch der Armee. Ein Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere ist im ganzen Verlauf des Feldzuges nicht wieder gut zu machen. Aber diese Anordnungen lassen sich lange vorher erwägen und — die Kriegsbereitschaft der Truppen und die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — müssen sie unfehlbar zu den beabsichtigten Resultaten führen."

Berathungen über die Eintheilung der Armee, über Aufmarsch und über die ersten Operationen bei einem Krieg gegen Deutschland scheinen schon in den Jahren 1867 und 1868 auf des Kaisers besondere Veranlassung stattgefunden zu haben. Marschall Niel, der damalige Kriegsminister, entwarf eine vorläufig rein defensive Aufstellung an der Nordostgrenze in dem Sinne, daß nach Bedarf vom rechten Flügel im untern Elsaß oder vom linken Flügel an der Saar die Offensivbewegung angetreten werden konnte. Niel, ein offenherziger Beurtheiler der Schwächen des französischen Heeres und ein bewährter Kenner Deutschlands und seiner Wehrmacht, sah bekanntlich den Krieg für ein schweres Unglück an und traf umfassende Maßregeln zur Vertheidigung der französischen Grenze für den Fall eines Angriffs deutscherseits. Auf seine Veranlassung wurden im ganzen Grenzgebiet Stellungen zu nachhaltigen Vertheidigungskämpfen ausgesucht und in den Rahmen des beabsichtigten Aufmarsches eingepaßt. *)

*) Eigenthümlicher Weise spielten diese Positionen im August 1870 trotz der veränderten strategischen Lage eine große Rolle. Die Stellung von Fröschweiler, in welcher

Aus den Entwürfen des Marschall Niel und den vom Erzherzog Albrecht theils persönlich, theils durch die Vermittelung Lebruns gegebenen Anregungen kam der Operationsplan zu Stande, welcher dem thatsächlichen Aufmarsch der französischen Armee zu Grunde lag. Dieser Plan findet sich in einer bereits während des Krieges erschienenen, angeblich auf direkte Einwirkung Napoleons von einem dem letzteren nahestehenden Offizier herausgegebenen Broschüre näher angeführt.*)

Napoleon III. berechnete die Streitmacht der vereinigten Deutschen nahezu richtig auf 550 000 Kombattanten, welchen er höchstens 300 000 Franzosen entgegenzustellen hatte. Um die Ungunst dieses Zahlenverhältnisses einigermaßen auszugleichen, beabsichtigte er, mit einer überraschend schnellen Bewegung den Rhein zwischen Straßburg und Merau zu überschreiten, um nach Trennung der süddeutschen Truppen von denen des Nordbundes die letzteren noch während ihrer Versammlung hinter der Rheinfront Koblenz—Mainz in der linken Flanke anzugreifen. Man glaubte, thatsächlich nicht nur einen ganz bedeutenden Vorsprung in der eigenen Mobilmachung vor derjenigen der norddeutschen Streitkräfte zu haben, sondern hoffte auch, diesen Vorsprung durch die rasche Aufstellung der nur theilweise mit der Mobilmachung fertigen Truppen an der Grenze noch zu steigern. Sollte sich Oesterreich, durch die ersten und schnellen Erfolge der Franzosen ermuntert, doch noch zum Anschluß an Frankreich bereit finden, so war die Gegend von Würzburg als nächstes allgemeines Operationsziel der französischen Heere in Aussicht genommen. Unter Umständen durfte man auch den Beitritt Italiens erwarten, sicher aber konnte darauf gerechnet werden, daß die Landungen an der Nord- und Ostseeküste erhebliche Kräfte der norddeutschen Truppen vom entscheidenden Kriegsschauplatze fern halten würden.

Diese von unsicheren, willkürlich zurecht gelegten Voraussetzungen ausgehenden Absichten konnten nur bei reißend schneller Durchführung einige Aussicht auf Erfolg gewähren.

Daher war die schleunige Versammlung eines durchaus schlagfertigen Heeres in voller verfügbarer Stärke geboten. Mit Rücksicht auf die Richtung des geplanten Einbruchs der Franzosen nach Süddeutschland erschien die Gegend nördlich Straßburg, das untere Elsaß, als der gegebene Vereinigungspunkt der französischen Heere.

Mac-Mahon am 6. August geschlagen wurde, ist seit 1867 als strategische Vertheidigungsstellung des nördlichen Elsaß in Aussicht genommen gewesen. Andere Stellungen sind die Höhen bei Lemberg, unweit Bitsch, an welche sich Failly fesseln ließ, der bei Wörth und Spichern geschlagen wurde. Die große Hauptstellung für alle an der Saar versammelten französischen Korps lag auf den Höhen von Cadenbronn zwischen Saargemünd und Forbach. Als die I. und II. deutsche Arme am 6. August die Offensive ergriffen, gelang es dem französischen Korps nicht mehr, sich rechtzeitig in dieser Stellung zu vereinigen.

*) Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan. Par un officier attaché à l'Etat-Major Général. Brüssel 1871.

Der Aufmarsch in der dritten Woche des Juli 1870 entsprach jedoch keineswegs diesen Zwecken. Am 25. Juli standen (vom rechten zum linken Flügel gerechnet):

I. Korps — Mac Mahon — bei Straßburg,
VII. „ — Félix Douay — mit je einer Division bei Colmar, Belfort, Lyon,
V. „ — Failly — bei Bitsch,
II. „ — Frossard — bei St. Avold,
IV. „ — Ladmirault — bei Thionville,
III. „ — Bazaine — bei Metz,
Garde= „ — Bourbaki — bei Nancy,
VI. „ — Canrobert — mit zwei Divisionen bei Chalons, mit je einer Division in Paris und bei Noissons.

Dieser Aufmarsch ist jedoch kein Aufmarsch im Sinne Moltkes, d. h. keine endgültige Bereitstellung der Streitmittel, aus welcher heraus die Operationen in klarer Weise eröffnet werden konnten. Es ist vielmehr eine vorläufige Gruppirung, zu welcher einerseits das für eine Versammlung der Armee im nördlichen Elsaß sehr ungünstige Eisenbahnnetz*) zwang, andererseits die seit Langem geplante Zweitheilung der Armee behufs Täuschung des Gegners über die wahren Absichten die Veranlassung gab. Nach diesem Entwurf sollten

150 000 Mann bei und vorwärts Metz,
100 000 Mann bei Straßburg,
50 000 Mann im Lager von Chalons

gesammelt werden. Thatsächlich wurde beabsichtigt, die Gruppe in Lothringen unter Führung Bazaines durch einen Rechtsabmarsch über die nördlichen Vogesen mit der Gruppe im Unterelsaß, welche unter dem Befehl Mac Mahons stand, zu vereinigen, um hier 250 000 Mann unter des Kaisers eigener Führung zum Rheinübergang und demnächst auf dem rechten Rheinufer zur Operation gegen den unteren Main zu versammeln. Inzwischen sollte Canrobert mit dem VI. Korps auf Metz herangezogen werden, um vorwärts dieser Festung, etwa an der Saar oder in der mittleren Pfalz, die linke Flanke der Operationsarmee zu decken, während letztere in Baden einfiel.

*) Eisenbahnnetz in Ostfrankreich, Juli 1870 (nur die durchgehenden Linien):
Lyon—Besançon / Lyon—Dijon } —Belfort—Straßburg, bezw. Vesoul—Nancy;
Paris—Chaumont { —Nancy; —Vesoul;
Paris—Chalons - Nancy { —Metz—Forbach; —Luneville—Straßburg;
Paris—Reims—Mézières—Thionville—Metz;
Havre bezw. Lille—Mézières.

Der fragwürdige Nutzen, welchen man von der Versammlung der stärkeren Kräfte in Lothringen behufs Irreleitung des Gegners erhoffte, hob sich dadurch auf, daß die unvermeidliche Rechtsschiebung der Armeegruppe bei Metz einen Zeitverlust von mindestens 7 bis 8 Tagen in sich schloß, welcher das unerläßliche Erforderniß des Feldzugplanes — die schnelle Operationsbereitschaft zu einem überraschenden Rheinübergang — bereits von vornherein bedenklich ins Ungewisse rückte. Die Entfernung St. Avold—Hagenau bezw. St. Avold—Landau beträgt 90 bezw. 100 km (die gerade Linie gemessen), die auf den wenigen, die Vogesen durchziehenden Straßen zurückgelegt werden mußte. Auf dieser Strecke stand nur die Bahnlinie Beningen—Saargemünd—Hagenau, allenfalls auch noch die Linie Nancy—Lunéville—Straßburg zur Verfügung. Ueberdies mußte die ganze Rechtsschiebung als ein strategischer Flankenmarsch sich vollziehen, vorbei längs der Front der deutschen Heere, von denen man beträchtliche Kräfte bei, vielleicht sogar schon vorwärts Mainz vermuthen mußte. Um so weniger man aber über Stärke und Absichten des Feindes wußte, desto gefährlicher war jene Flankenbewegung.

Dem äußeren Anschein nach standen am 25. Juli die Franzosen bereit, um das Zusammenschließen nach ihrem rechten Flügel, die Vorbedingung der Offensive, durchzuführen. Allein die französische Leitung hatte in verblendeter Selbsttäuschung, in verhängnißvoller Ueberstürzung die Truppen in unfertigem Zustand — größtentheils immobil — an die Grenze geworfen. Als der Kaiser am 28. Juli — an dem Tage, an welchem die Operationen spätestens beginnen mußten — in Metz eintraf, war noch kein Korps marsch- und operationsfähig. Ein beträchtlicher Theil der Ergänzungsmannschaften und Mobilmachungspferde fehlte, Trains und Feld-Verwaltungsbehörden waren unvollständig. Die Festungen waren nicht auf die Armirung vorbereitet, für Feld- wie Besatzungstruppen gebrach es empfindlich an Verpflegung. Die übertriebene Zentralisation legte den Eisenbahnen Leistungen auf, welche trotz des besten Eifers um so weniger ordnungsmäßig bewältigt werden konnten, als jegliche Vorarbeit im Frieden verabsäumt worden war. Noch in den ersten Augusttagen meldeten die Korpsführer, daß die Truppen infolge Mangels an den nothwendigsten Bedarfsstücken nicht marschbereit seien. Diese hülflose Unfertigkeit steht im scharfen Gegensatz zu der pünktlichen Abwickelung der Mobilmachung, welche 1866 die preußischen, 1870 die deutschen Truppen auszeichnete, welche, wie Moltke betont, die unentbehrliche Voraussetzung jedes Operationsentwurfs ist.

Die Befehlsverhältnisse der französischen Armee lagen sehr mißlich. Der Kaiser führt dem Namen nach den Oberbefehl. Er ist körperlich gebrochen, militärisch schwach beanlagt, widerstrebenden Einflüssen willenlos preisgegeben. Seiner Befehlsführung fehlen Autorität und Vertrauen. Aber auch nach unten hin sind die Befehlsbefugnisse keineswegs mit der unbedingt

nöthigen Bestimmtheit abgegrenzt. Die von hier aus festgesetzte Zweitheilung in die Gruppe Bazaine und Mac Mahon kommt erst zur Geltung, als der Feind selbst die Offensive ergriffen und der französischen Oberleitung die Freiheit des Handelns genommen hat.

Anstatt der berechneten 250 000 Mann sind am 28. Juli 140 000, nothdürftig ausgerüstet, vorhanden; selbst am 2. August stehen erst 160 000, mit Canrobert und Douay 225 000 Mann verfügbar.

Am 30. Juli wird eine Verschiebung in Richtung auf Saarbrücken angeordnet, der am 2. August eine matte Erkundung gegen diese Stadt folgt: lediglich ein Verlegenheitsmanöver, um in der verzweifelten Lage doch wenigstens etwas zu unternehmen. Aus dem nämlichen Grund erklärt sich die sonst durch nichts gerechtfertigte Entsendung der Division Douay des I. Korps nach Weißenburg, eine Bewegung, welche den französischen Waffen die erste, moralisch so folgenschwere Niederlage gebracht hat.

So war der französische Aufmarsch mißglückt, der Operationsplan vereitelt, ehe man an seine Einleitung herangetreten war. Die Offensive, auf welche die öffentliche Meinung in Paris mit Ungestüm drang, war von vornherein aussichtslos, sehr bald aber ganz unmöglich geworden. Man sah sich, noch bevor man mit dem Feind in Berührung gekommen war, in die Defensive, und zwar in die hülflose, bewegungsunfähige Defensive geworfen. Aber sogar zur Gruppirung einer sachgemäßen Defensive, zur Bildung einer geschlossenen, einigermaßen aussichtsreichen Vertheidigungsstellung fehlt der französischen Leitung die Entschlußkraft und die den veränderten Verhältnissen angepaßte Biegsamkeit. Angesichts der Rathlosigkeit im kaiserlichen Hauptquartier, der Unfertigkeit der Truppen war die Möglichkeit ausgeschlossen, an Stelle des bereits in seinen ersten Anfängen unbrauchbar und unausführbar gewordenen ursprünglichen Planes, sofort etwas Neues, etwas Erträgliches zu setzen.

Zur Offensive unfähig, steht die französische Armee in den ersten Augusttagen auf einer Linie von 230 km, von Hüningen an der schweizerischen bis Sierck an der luxemburgischen Grenze, auseinandergezogen, die rückwärtigen Theile noch bei Paris, Châlons, Lyon zurück: jedes Korps vereinzelt, ohne Plan, ohne Befehl, ohne Zusammenhang mit der oberen Führung und mit den Nachbartruppen. So hat, noch ehe es zum Kampf gekommen ist, Frankreich das Gesetz vom Gegner angenommen und sieht sich der wuchtigen Offensive der Deutschen ausgesetzt die sich bereits vorwärts Mainz, in der südlichen Pfalz, an der unteren Saar mit überlegenen kriegsbereiten Waffen gesammelt haben. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Gegner, welchen man der Zahl, der Schlagfertigkeit, und der Schnelligkeit seiner Mobilmachung nach unendlich unterschätzt hat, ungesäumt die Offensive ergreifen wird. Wie ein Mann hatte sich Süddeutschland an den Nordbund

angeschlossen, nirgends, auch in Oesterreich nicht, regten sich Sympathien für Frankreich.

Welcher Entschluß mußte nunmehr an die Stelle des verunglückten Operationsplanes treten?

Nur der sofortige Rückzug hinter die Mosel, die Einnahme einer durch die Festungen Metz und Thionville gestützten Stellung können die Franzosen wenigstens für die nächste Zeit aus ihrer gefährdeten Lage retten. Allein der Rückzug ohne Kampf ist aus politischen Rücksichten zu verwerfen; auch vermögen die Festungen, selbst mangelhaft ausgestattet, der Armee keinen Halt zu gewähren.

So bleiben die Franzosen, starr und entschlußlos, zersplittert und ungegliedert, in einer ausgedehnten Gruppirung längs der ganzen Grenze stehen, obwohl die Devensive in dieser Verfassung unbedingt zur Niederlage führen muß. Die gleichzeitige Vertheidigung von Elsaß und Lothringen, getrennt durch die Vogesen, ist gefährlich. Dringt der Feind zugleich über die mittlere Saar (Saarbrücken—Saargemünd) und über die untere Lauter (Weißenburg—Lauterburg) vor, so treibt er die beiden räumlich weit getrennten Gruppen der Franzosen keilförmig auseinander. Diejenige an der Saar wird auf Metz, diejenige im Unterelsaß nach Süden oder Südwesten geworfen: Ihre Vereinigung ist, wie der Verlauf des Feldzuges gezeigt hat, von vornherein ausgeschlossen.

So bricht über die Franzosen die Katastrophe herein, welche mit der doppelten Niederlage des 6. August beginnt, um über Metz und Sedan zum Untergang der kaiserlichen Heere, zur Niederwerfung Frankreichs zu führen.

Im Frieden ohne Vorarbeit zum Krieg, geräth die französische Armee, als Frankreich den Kampf unbedacht und vorschnell heraufbeschwört, in Verwirrung und verfällt in Entschlußlosigkeit, während nur schnelles Handeln, wenn auch unter Preisgabe des rein imaginären Operationsplanes, retten kann. Die Eigenschaften, welche Preußen 1866 und Deutschland 1870/71 den Sieg gegeben haben: Sorgsame Vorbereitung, reifliches Erwägen, kühnes Wagen, haben den Franzosen von 1870 gänzlich gefehlt. Die Täuschung über die eigenen Schwächen, falsche Voraussetzungen, willkürliche Annahmen, mangelnde Rücksicht auf den unabhängigen Willen des Feindes, der Dilettantismus der Führung, der Mangel an wahrer Kombinationsgabe und an Entschlußkraft haben die Niederlagen des französischen Heeres bewirkt.

Feldzeugmeister Ritter v. Benedek als Soldat, General und Heerführer.*)

(Schluß.)

General Krismanic hatte aber doch eine Ahnung davon gehabt, daß die preußische Armee möglicher Weise die Offensive durch Böhmen ergreifen könnte, und für diesen Fall wenigstens ein Vorgehen von Olmütz aus auf Chrudim in seinem Operationsplane in Erwägung gezogen. Es war dies noch ein Glück, denn dem Feldzeugmeister schienen von Hause aus die Verhältnisse über den Kopf gewachsen zu sein, und derselbe gab sich immer mehr einer gewissen Rathlosigkeit und Unentschiedenheit hin. Wenn nun Benedek wenigstens sofort sich der betreffenden Idee des Chefs der Operationskanzlei bemächtigt, sie zum Entschluß erhoben und diesen so schnell als möglich zur Ausführung gebracht hätte. Aber in Krismanic's Kopfe spukte noch immer Olmütz. Der General konnte sich von einem einmal gefaßten Gedanken nur schwer wieder trennen, selbst wenn sich derselbe als unzweckmäßig erwies, und Benedek ließ sich gewissermaßen nur noch schieben. Erst nach dem von Wien aus darauf aufmerksam gemacht worden war, daß die feindlichen Hauptkräfte noch immer näher an der Elbe sich befänden und die angeblichen Bewegungen feindlicher Korps gegen die Neiße nur Demonstrationen sein dürften, entschloß sich Benedek am 17. zum Abmarsch nach Böhmen in die Stellung Josephstadt—Miletin. Nach den Marschentwürfen sollten dortselbst eintreffen die 1. schwere Kavallerie-Division am 24. Juni, das X. Armeekorps am 25., das III. und IV. Korps am 26., das VI. und VIII. am 27., das II. Korps, sowie die 2 leichte Kavallerie-Division am 29. und die Armee-Geschützreserve am 30. Juni. Das österreichische Generalstabswerk übt Band III, Seite 17 an diesen Maßnahmen eine sehr zutreffende Kritik. Bei einer größeren Beschleunigung der Marschbewegung hätten allerdings mehrere wichtige Tage für das Eintreffen bei Josephstadt gewonnen werden können. Die einzelnen Korps mußten auch schon einige Tage früher zum Aufbruch befohlen werden. Das Hinderniß lag aber eben daran, daß man sich von Olmütz nicht loszureißen vermochte. Auch wäre es wohl angezeigt gewesen, einige Brigaden unter Benutzung der Eisenbahnen eiligst nach den östlichen Pässen Böhmens vorauszusenden, um sich hier zur hartnäckigen Vertheidigung einzurichten und den Gegner einige Zeit hindurch aufzuhalten. Das Armeekommando

*) Siehe Februar-Heft 1896 der „Neuen Militärischen Blätter".

mußte sich um so mehr zur äußersten Beschleunigung seines Vormarsches veranlaßt sehen, als der Gegner, wenn er wirklich der österreichischen Annahme gemäß in der Stellung Görlitz—Landshut sich befand, dann auch dem neu gewählten Aufmarschpunkt der Nordarmee zum großen Theile um Vieles näher stand, als letztere selbst bei Olmütz, und demnach bei zu langem Zögern Benedeks die Stellung Josephstadt—Miletin voraussichtlich nicht mehr ohne Kampf gewonnen werden konnte. Die österreichische Nordarmee erreichte aber trotzdem noch ziemlich rechtzeitig die Nähe von Josephstadt. Die preußischen Hauptkräfte befanden sich unmittelbar vor dem Einmarsche in Sachsen und Böhmen noch mit $1^1/_2$ Armeekorps bei Torgau, mit drei Infanterie- und einem Kavalleriekorps zwischen Görlitz und Löwenberg und mit vier Armeekorps und einer Kavallerie-Division, etwa 25 Meilen östlich von Görlitz, im Marsche an die Neiße. Letztere preußische Herresabtheilung, die II. Armee, hatte also immer vier bis sechs Märsche zu machen, um an die nächsten zur Vereinigung mit den anderen Heerestheilen führenden Gebirgspässe Böhmens zu gelangen. Da dieselbe außerdem später von der Neiße aufbrach, als die kaiserliche Nordarmee aus Mähren, so war es sehr natürlich, daß von letzterer schon fünf Armeekorps die Gegend von Josephstadt erreicht und zum Theil die Elbe bereits überschritten hatten, als die preußische II. Armee sich eben erst anschickte, durch drei, je vier Meilen von einander entfernte und durch ein schwieriges Bergland getrennte Gebigspässe, bei Trautenau, Braunau und Nachod in Böhmen einzubrechen.

Schon am 20. Juni hatte das Oberkommando der österreichischen Nordarmee einen neuen Befehl erlassen, welcher das letzte Marschziel einiger Korps veränderte, den Aufmarsch der Armee bei Josephstadt noch näher bestimmte und das vorläufige Verbleiben der sächsisch-österreichischen Truppen an der Iser anordnete. Danach sollte die 1. Reserve-Kavallerie-Division bei Dolan und Skalic Stellung nehmen zur Beobachtung der Grenzstrecke von Dobruska bis Kosteletz, das X. Korps am 25. von Opocno in die Stellung Josephstadt—Schurz, das IV. am 26. in eine Stellung südlich Königinhof, das III. Korps am 26. nach Königgrätz und am 27. nach Melitin, das VI. am 28. von Josephstadt nach Horic und das VIII. am 27. von Tymist nach Königgrätz, am 28. nach Horenowes rücken. Das II. Armeekorps vermochte erst am 29. von Opocno aus die Nähe von Josephstadt zu erreichen. Am 26. sollten also das X. und IV. Korps, am 27. noch das III. und am 28. auch das VI. und VIII. Korps in die ihnen zugewiesenen Stellungen gelangt sein, so daß demnach an letztgenanntem Tage fünf Korps an der Elbe oberhalb Josephstadt standen. Für eine Befestigung und Vertheidigung der böhmisch-schlesischen Grenzpässe waren aber auch jetzt noch keine Vorkehrungen getroffen worden. Die Beobachtung geschah lediglich durch Kavallerie. In einem Briefe vom 20. Juni an den Feldmarschall-lieutenant Graf Crenneville sprach sich der Feldzeugmeister dahin aus, daß

er, in der Stellung bei Josephstadt angelangt, beabsichtige, nach einigen Tagen der nothwendigen Ruhe die Offensive zu ergreifen. Die Richtung aber, in welcher diese geführt werden würde, vermöge er noch nicht näher zu bestimmen, da sie von Umständen, insbesonders von der Stellung des Gegners abhängig sein werde.

Die bis zum 25. Juni beim Kommando der Nordarmee eingegangenen Nachrichten über die Vertheilung der feindlichen Streitkräfte ließen mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß das preußische I. Korps bei Landshut, die Garde entweder ebenfalls dort, oder weiter südlich bei Braunau, das V. Korps westlich Frankenstein, das VI. mit dem größten Theile bei Neiße, mit dem Rest bei Glatz sich befand. Jedenfalls war dem Hauptquartier Benedeks die Zahl der preußischen Korps bekannt, welche sich seit dem 20. Juni von Oberschlesien her westwärts bewegten. Das österreichische Generalstabswerk meint, es wäre schwer aufzuklären, warum auf diese Kenntniß so wenig Gewicht gelegt worden wäre. Das Oberkommando der Nordarmee scheint allerdings noch am 25. Juni der Meinung gewesen zu sein, daß die aus Oberschlesien heranmarschirende feindliche Armee nicht so schnell die Grenze überschreiten, und daß immer noch die Zeit bleiben werde, die Stellung Josephstadt—Königinhof—Horic zu erreichen. Man verblieb demnach noch am 26. in den früher angeordneten Marschrichtungen. Die bis zum Abend des 26. Juni im Hauptquartier Benedeks von den Vortruppen bei Trautenau, Branau, Nachod eingegangenen, sowie auch anderweitige Nachrichten ließen mit Bestimmtheit erkennen, daß die preußische II. Armee bereits im Begriff war, die östlichen Grenzpässe Böhmens zu überschreiten. Man wußte auch, daß diese Armee in drei, weit von einander getrennten Kolonnen vorrückte. Die kaiserliche Nordarmee wäre also zweifelsohne in der Lage gewesen, dieser Hälfte des feindlichen Heeres mit aller Entschiedenheit und mit Erfolg entgegentreten zu können. Das IV. Korps in Lancow war am 27. verfügbar gegen Trautenau, das X. in Jaromir—Schurz in der Richtung auf Braunau, das VI. in Opocno gegen Nachod. Das III. Korps in Königgrätz, sowie das VIII. in Tynist konnten bis zum Abend des 27. zwischen Neustadt und Jaromir an die Mettau rücken und am 28. nach jeder Richtung hin zum Kampfe verfügbar sein. Auch das II. Korps vermochte am 28. noch Neustadt zu erreichen. Doch das Oberkommando der Nordarmee vermag sich nicht zu der Energie aufzuraffen, den durchaus nothwendigen und auch so naheliegenden Entschluß zu fassen, der preußischen II. Armee sofort einen ernsten Widerstand zu leisten. Es wird vielmehr an dem Plane festgehalten, die Nordarmee in die Stellung Jaromir—Milatin einrücken zu lassen. In seiner Unentschlossenheit versucht man in Benedeks Hauptquartier, die auf der Spitze der Entscheidung stehende Angelegenheit noch dilatorisch zu behandeln. Für den 27. wird das III. und VIII. Korps über die Elbe disponirt und zur Deckung des Aufmarsches nur das X. Korps

nach Trautenau und das VI. nach Skalic. In der Disposition vom 26. Abends heißt es dabei: „Diese Verfügung hat zum Zwecke, den noch nicht vollendeten Aufmarsch der Armee bei Josephstadt zu decken, was aber durchaus nicht hindern soll, dem Gegner — wo er sich zeigt — mit aller Energie auf den Leib zu gehen.“ In einer gleichzeitigen Mittheilung an den kaiserlichen Generaladjutant Graf Crenneville sagt aber der Feldzeugmeister sehr unklar und wunderbarer Weise: „Diese Maßregel ist nur eine zeitweilige Sistirung der beabsichtigten Offensive und werde ich zu dieser übergehen, sobald der Aufmarsch der Armee vollendet ist und ich über die dermalige Stellung meines Gegners sichere Kunde habe, was — wie ich hoffe — binnen wenigen Tagen der Fall sein soll.“ Es mochte wohl eigentlich nicht in der Absicht des Armeekommandanten gelegen haben, bloß zur Deckung des Aufmarsches in die eigentliche Aufstellung vier volle Armeekorps, nämlich das I. und sächsische auf der einen, das X. und VI. auf der anderen Seite, vereinzelt einem ungleichen Kampfe gegen einen übermächtigen Gegner auszusetzen. Daß dies gleichwohl geschah, verschuldeten aber die unklaren Dispositionen des österreichischen Armeekommandos. Am 27. Juni siegt das X. Korps Gablenz bei Trautenau über das preußische I. Korps, das VI. Ramming kämpft sehr tapfer bei Nachod, erleidet aber eine völlige Niederlage durch das preußische V. Korps Steinmetz. Das III. österreichische Korps war von Königgrätz nach Miletin gerückt. Inzwischen hatte das Kommando der Nordarmee schon am Vormittage des 27., wo es sein VI. Korps im Kampfe wußte, angeordnet, daß das von Tynist im Anmarsche befindliche VIII. Korps als ev. Unterstützung nach Dolan marschiren, das IV. Korps bei Lancow sich aber als Reserve in Bereitschaft halten sollte. Es waren somit für den 28. Morgens zwei Armeekorps zur Besetzung von Skalic bereit, während ein drittes als Reserve verfügbar gehalten wurde. Aber auch diese Maßregel sollte wieder nur eine halbe bleiben. Es lag durchaus nicht in der Absicht des Feldzeugmeisters, auf dem linken Elbufer einen entscheidenden Schlag gegen die preußische II. Armee zu führen. Als nun außerdem auch noch die Nachricht von dem Verluste der Isar-Uebergänge von Podol und Turnau einging, da beschloß das Armeekommando sofort, bei Josephstadt nur zwei Armeekorps, das VI. und X. zurückzulassen, mit vier Armeekorps aber (II., III., IV. und VIII.), vier Kavallerie-Divisionen und der Armee-Geschütz-Reserve am 29. und 30. gegen die Iser abzumarschiren. Die bezüglichen Befehle sollten gegen 7 Uhr Abends eben abgesandt werden, als die Meldung vom VI. Korps einging, daß es unter sehr großen Verlusten sich auf Skalic habe zurückziehen müssen, vorläufig nicht mehr gefechtsfähig sei und daher um Ablösung bitten müsse. Es wurde nun zwar die erwähnte Disposition für den Abmarsch nach der Iser nicht abgeschickt, indessen hielt das Oberkommando an dem betreffenden Plane doch noch immer fest und telegraphirte noch in der Nacht an den Kronprinzen von Sachsen, daß das Armeehauptquartier am 29. in

Miletin, am 30. in Jicin sein werde. Gegenüber dem von Osten her auf die Elbe rückenden Feinde wurden die Maßnahmen vorläufig dahin getroffen, daß das IV. Korps noch um 9 Uhr Abends hinter das bei Dolan stehende VIII. rücken, letzteres aber am 28. im Falle eines feindlichen Angriffs bei Skalic in erster Linie aufmarschiren und das VI. Korps die Reserve bilden sollte. Das II. Korps erhielt Befehl, am 28. mit Tagesanbruch von Solnic nach Neu-Ples vorzurücken. Es wäre jetzt wohl anzunehmen gewesen, daß Benedek die drei zur Verfügung stehenden Korps augenblicklich zur entschiedenen Abwehr des von Nachod her drohenden Gegners verwenden würde, dem war jedoch nicht so. Eine in der Nacht zum 28. vom I. Korps Clam eingegangene Nachricht, daß ein starkes feindliches Korps auf Rowensko, also gegen die Verbindungslinie des Kronprinzen von Sachsen mit der Hauptarmee marschire, scheint den Feldzeugmeister noch in dem Plane bestärkt zu haben, den durch die Vorgänge des 27. verhinderten Abmarsch nach der Iser unbedingt am 29. aufzunehmen. Es wurde demnach am 28. früh 5 Uhr befohlen, daß die Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachsen den Rechtsabmarsch antreten, das X. Korps nach Prausnitz zurückgehen, das IV. das VI. Korps bei Skalic ablösen, letzteres aber nach Lancow und Daubrawitz rücken und das VIII. Korps nach Salney sich zurückziehen sollte, falls bis 2 Uhr Nachmittags es nicht zum Gefecht gekommen wäre. Es hatten dann also das IV. und X. Korps allein die Deckung gegen die preußische II. Armee zu leisten, während das VI. und VIII. Korps noch am 28. über die Elbe zurückgenommen werden sollten. Feldzeugmeister Benedek, welcher sich am 28. gegen 9½ Uhr Vormittags nach Trebesow begeben hatte, fand das VI. Korps jedoch bereits durch das VIII. abgelöst, auch ließ sich bei Skalic schon Kanonendonner vernehmen. Da indessen die dann beobachteten Bewegungen des Feindes darauf hinzudeuten schienen, daß derselbe keinen direkten Angriff auf Skalic, sondern im Gegentheil beabsichtige, einem neuen Kampfe möglichst auszuweichen und sich nur die Vereinigung mit dem über Braunau vorgerückten Armeetheile zu sichern, Feldzeugmeister Benedek auch nicht für möglich hielt, die Bewegungen der preußischen II. Armee gegen die Elbe noch zu stören, so glaubte derselbe, bei seiner gegebenen Disposition bleiben zu müssen und begab sich für seine Person nach Josephstadt zurück. Beim Abreiten von Skalic hatte er aber noch mündlich dem Erzherzog Leopold den Befehl ertheilt, sogleich abzumarschiren. Kaum hat aber der Feldzeugmeister um 11 Uhr Skalic verlassen, als sich das VIII. Korps in einen sehr ernsten Kampf verwickelt sieht. Der erwähnte letzte Befehl war nicht mehr ausführbar gewesen. Das Korps des Erzherzog Leopold wird schließlich unter sehr bedeutenden Verlusten durch General Steinmetz mit seinem V. Korps und der 22. Brigade des VI. zurückgeworfen. An demselben Tage wird auch das X. Korps Gablenz auf seinem Rückmarsch nach Prausnitz von der preußischen Garde angegriffen und bei Neu-Rognitz und Rudersdorf empfindlich geschlagen.

Feldzeugmeister Benedek erhielt nach seinem Eintreffen in Josephstadt um 2 Uhr Nachmittags vom VIII. Korps die Meldung, daß der Feind bereits westlich Skalic stehe. Ferner gingen Nachrichten ein, daß das X. Korps in Prausnitz nicht zu finden sei, und eine Meldung des III. Korps besagte, daß General Gablenz schon gegen Mittag sich in sehr bedrängter Lage befunden habe. Trotzdem ließ sich der Feldzeugmeister in seinem Entschlusse, gegen die Iser zu marschiren, nicht irre machen, sondern Nachmittags 6 Uhr die bezügliche, bereits am 26. ausgearbeitete Disposition in Kraft treten. Am 29. Juni sollte das III. Korps von Miletin bis Chotec, das VI. gegen Falgendorf, das VIII. nach Belohrad, das II. Korps bis Daubrawitz und Laucow rücken. Für den 30. war aber das III. Korps gegen Turnau, das VI. nach Lomnic, das VIII. über Jicin nach Libun disponirt. Das IV. und X. Korps hatten so lange als möglich in ihren vorgeschobenen Stellungen auszuharren und dann gegebenen Falls den Rückzug auf Josephstadt zu nehmen, wo sie schließlich dem weiteren Vordringen des Gegners Einhalt thun sollten. Als aber zwei Stunden nach Absendung der Disposition bereits Theile des VIII. Korps bei Josephstadt anlangten, auch eine ausführliche Meldung über den Kampf bei Skalic einging, wurden die erlassenen Befehle nur dahin ergänzt, daß das IV. und X Korps die Arrieregarde der Armee auf dem Marsche nach Miletin und Jicin zu bilden habe. An den Generaladjutanten des Kaisers hatte Benedek um 6 Uhr 10 Minuten Abends einen telegraphischen Bericht erstattet, welcher, für sich allein sprechend, hier ohne jeden Kommentar reproduzirt wird: „Am 28. bis 12 Uhr Mittags waren die Preußen in der Tages vorher von ihnen eingenommenen Stellung bei Wysokow; — um diese Zeit entspann sich ein kurzer Artilleriekampf, wobei ich mich persönlich von der außerordentlichen Trefffähigkeit unserer Achtpfünder selbst auf Entfernungen von 4500 Schritten überzeugte. Da nur untergeordnete Abtheilungen in dieser Richtung vorrückten und ich meine Absicht, gegen die Iser vorzurücken, noch festhalte, ordnete ich an, daß das IV. Korps in der Höhe von Dolau Stellung nehme und das VI. Korps zuerst, dann das VIII., durch das IV. Korps gedeckt, den Rückzug ausführe. Diese zur Konzentrirung der Nordarmee nöthige Bewegung wurde durch die Artillerie des VIII. Korps wirksam gedeckt.“

Noch am 28. ging um 8 Uhr Abends vom X. Korps die Meldung über das Gefecht bei Neu-Rognitz im österreichischen Hauptquartier ein. In letzterem tauchten jetzt wohl Zweifel auf, ob der Marsch gegen die Iser überhaupt noch ausführbar sei. Einzelne Korps mußten in der Nacht des 28. so spät und ermüdet an ihre Bestimmungsorte gelangen, daß es nur mit dem äußersten Aufgebot an Kräften ihnen gelingen konnte, die ihnen für den 29. angewiesenen Punkte zu erreichen. Der ganzen Bewegung gegen Westen konnte also jedenfalls nicht mehr jene Raschheit und Sicherheit gegeben werden, welche erforderlich gewesen wäre, um einen erfolgreichen Stoß gegen

die preußische I. Armee zu führen, ohne dabei durch die preußische II. Armee, deren Vereinigung an der Elbe nun nichts mehr entgegenstand, ernstlich bedroht zu werden. Das Kommando der Nordarmee nahm daher jetzt endlich von der Operation gegen die Iser Abstand. Nachdem dann am 29. Morgens vom I. Armeekorps Clam die Meldung vom 28. eingegangen war, daß dasselbe am letzteren Tage den Marsch nach Sobotka ausgeführt habe, jedoch unter beständigem Kampfe, angegriffen einerseits von Hühnerwasser—Münchengrätz, andererseits von Podol her, und daß das Korps am 29. nach Jicin marschiren werde, und diesen Ort mit Hülfe der Sachsen auch zu behaupten, oder zu nehmen hoffe, wurden vom Armeekommando die Anordnungen dahin getroffen, daß drei, ev. vier Armeekorps mit einer Kavallerie-Division am linken und zwei am rechten Flügel, sich an der Elbe auf den Höhen von Daubrawitz bis Salnei aufstellen, das X. Korps bei Litic, eine Kavallerie-Division und die Armee-Geschütz-Reserve bei Groß-Bürglitz in Reserve stehen sollten. Das III. Korps hatte die Stellung in der linken Flanke bei Miletin zu decken, in welcher Gegend für den 30. auch das Eintreffen des Kronprinzen von Sachsen mit seinen zwei Korps und zwei Kavallerie-Divisionen zu erwarten stand. Da am 29. Juni andererseits von der im weiteren Vormarsch gegen die Elbe befindlichen preußischen II. Armee das V. Korps nach Gradlitz, das Gardekorps nach Königinhof rücken sollten, so kam es für das bei Dolan stehende österreichische IV. Korps bei Schweinschädel und für das über Königinhof zurückgehende X. Korps bei genanntem Punkte noch zu nachtheiligen Zusammenstößen. Ernster war aber die Niederlage, welche das österreichische I. Korps Clam, obgleich unterstützt durch die sächsische Division Stiglitz, am 29. bei Jicin durch die Divisionen Tümpling und Werder erlitt. Am Morgen, bezw. im Laufe des 30. Juni erreichten die österreichischen und sächsischen Truppen die Orte Miletin, Horic und Smidar.

Infolge der Maßnahmen des Oberkommandos der Nord-Armee in den Tagen vom 26. bis 29. Juni, wodurch einerseits dem Kronprinzen von Sachsen das Ausharren an der Iser gegenüber den bedeutend überlegenen feindlichen Kräften zugemuthet wurde, andererseits wieder einzelne Korps am linken Elbeufer sich zwecklos der ganzen preußischen II. Armee entgegengestellt sahen, war es überall zu verlustreichen Kämpfen dieser vereinzelten Korps gekommen, und die Armee bereits sehr dezimirt und physisch, wie moralisch geschwächt, bevor sie überhaupt zur Konzentration an der Elbe gelangt war. In der strategischen Lage, in welcher sich die Nordarmee am 25. Juni befunden hatte, wäre es ohne Zweifel das Einfachste und Zweckmäßigste gewesen, wenn dieselbe sich zunächst, und zwar mit äußerster Schnelligkeit gegen die in nächster Nähe befindliche preußische II. Armee gewendet hätte und dort das I. und sächsische Korps sofort von der Iser herangezogen worden wären. Die Theorie von den inneren Linien zwischen zwei Gegnern ist anscheinend

eine äußerst einfache und natürliche. Sie ist recht oft bei der Hand. Die richtige Ausnutzung der inneren Linie ist aber, wie die Kriegsgeschichte lehrt, eine äußerst schwierige. Sie verlangt die volle Beherrschung der Kriegskunst seitens des Heerführers, beansprucht das Feldherrngenie. Ein Friedrich der Große und gleich hervorragende Feldherren waren Meister in der Kunst dieser Bewegungen, andere Heerführer setzten sich dabei meistens zwischen zwei Stühle. So erging es auch dem unglücklichen Feldzeugmeister Benedek mit seinem, wenigstens in seinen Spitzen im höchsten Grade minderwerthigen Generalstabe. Ueber das Oberkommando der Nordarmee war jetzt schon eine schwere Katastrophe hereingebrochen. Das Armeekommando war jetzt wohl zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Pläne durchkreuzt, und daß die Operationen völlig mißlungen waren, aber die Erkenntniß von der Unzulänglichkeit, der Undurchführbarkeit, schließlich von der gefahrbringenden Unzweckmäßigkeit der bisher getroffenen Maßnahmen war zu spät gekommen. Die Armee hatte wohl die ihr seit Beginn der Operationen zugedachte Stellung erreicht, jedoch unter höchst ungünstigen Verhältnissen. Von den sieben Korps der österreichischen Nordarmee hatten fünf bereits mit Nachtheil gefochten und vier davon sehr schwere Verluste erlitten. Die Einbuße dieser Korps und der beiden betheiligt gewesenen Kavallerie-Divisionen in den Kämpfen vom 26. bis 29. Juni betrug mehr als 30 000 Mann. Sämmtliche Korps ohne Ausnahme aber waren ermüdet, ja erschöpft und durch die fortwährenden Mißerfolge auch moralisch erschüttert. Feldzeugmeister Benedek hatte den Plan gefaßt, in der ausgewählten, ihm vortheilhaft erscheinenden Position es mit seiner gesammten Macht gegen die vereinigten feindlichen Armeen zum entscheidenden Kampfe kommen zu lassen, oder mit Uebermacht auf die preußische I. Armee sich zu werfen. Hätte der Feldzeugmeister wenigstens an der ersten Idee mit Energie festgehalten, oder aber vor Ausführung der zweiten, sich zunächst mit Ueberlegenheit gegen die ihm weit näher stehende preußische II. Armee gewendet. Aber im fortwährenden Schwanken und mit unglaublicher Selbsttäuschung wird bald gegen den einen bald gegen den anderen Gegner stets nur eine halbe Maßregel ausgeführt. Die den beiden feindlichen Heereshälften entgegengestellten einzelnen Korps waren dabei immer nur sehr ungenügend, oder zu spät, oder gar nicht über die eigentlichen Absichten des Oberbefehlshabers unterrichtet worden. Wie unklar aber letzterer sich selbst sowohl über die strategische Lage, wie über die eignen Absichten war, geht schon aus den Berichten an den kaiserlichen Generaladjutanten hervor.

Die Armee des Kronprinzen von Preußen stand am 29. Juni Abends mit ihren Korps bei Pilnikau, Königshof, Gradlitz und Skalic, die Armee des Prinzen Friedrich Karl von Jicin rückwärts bis Unter-Bautzen in einer Tiefe von 2 Meilen echelonnirt, die Elbe-Armee an der Iser, einen starken Tagemarsch von Jicin entfernt. Das Oberkommando der österreichischen

Nordarmee hatte noch am 29. die Hoffnung gehegt, es in der erwählten Position auf eine Entscheidungsschlacht ankommen lassen zu können. Erst die Nachrichten über die an Auflösung grenzende Verfassung des I. Korps bei seinem Eintreffen bei Miletin und von der Erschöpfung der sächsischen Truppen zerstörte auch die letzten Illusionen. Dabei mußte der Feldzeugmeister doch auch darüber sich klar werden, daß das siegreiche preußische Heer, welches mit seiner kleineren Hälfte nördlich der österreichischen Aufstellung, mit dem größten Theile westlich derselben stand, mit diesen beiden, nunmehr ohne jede strategische Gefahr noch in der Trennung befindlichen Armeen konzentrisch gegen die Position vorgehen konnte. Der Feldzeugmeister entschloß sich demnach, die Armee in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli in die Gegend von Königgrätz zurückzuführen, und meldete Allerhöchsten Orts diesen seinen Entschluß, denselben durch das Zurückdrängen des I. und sächsischen Korps motivirend. Die kaiserliche Armee räumte also bis 1. Juli die bisherige Stellung. Der Feldzeugmeister war von einer tiefen Verstimmung erfaßt. Er hatte jetzt vollständig alles Vertrauen in sich, auf seine Umgebung, die Armee und auf die große Sache verloren, um derentwillen letztere in den Kampf geschickt worden war. In Königgrätz angekommen, traf er dort den Oberstlieutenant Beck aus der Generaladjutantur des Kaisers an, welcher entsendet worden war, um persönlich Kenntniß von dem Stande der Dinge zu verschaffen. Außerdem erhielt der Feldzeugmeister als Antwort auf seine Meldung bezüglich des Rückzuges ein Telegramm des Kaisers folgenden Wortlautes. „Obschon seit Ihren Berichten vom 27. und 28. v. M. aus Josephstadt dann der telegraphischen Meldung vom 29. aus Dubenec das Resultat der Operationen Mir unbekannt ist, so habe Ich — trotz der Nachricht bezüglich des auf Königgrätz nöthig gewordenen Rückzuges — das feste Vertrauen, daß Ihre energische Führung demnächst günstige Erfolge erzielen und Ihre Kraft die Ordnung erhalten wird.“ Auch diese hochherzigen Worte seines Monarchen vermochten den gesunkenen Muth des verzweifelnden Heerführers nicht aufzurichten. Letzterer sah den nächsten Tagen hoffnungslos entgegen, man erkannte den einst so starken, muthigen und energievollen Mann nicht wieder. Zum großen Charakter hat es eben Benedek an der nothwendigen Gemüthsstärke gefehlt, und zwar nicht blos an jener, welche zu großen, mächtigen Regungen befähigt, sondern vor Allem, an der Gemüthsstärke, welche den großen Mann selbst bei den stärksten Erregungen stets im seelischen Gleichgewicht bleiben läßt, so daß trotz der Stürme in der Brust dennoch die Einsicht und Ueberzeugung frei und unbeirrt, im vollen Umfange walten kann.

Noch am Vormittage des 1. Juli telegraphirte der Feldzeugmeister in seiner Muthlosigkeit an den Kaiser. „Bitte Euere Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katastrophe für Armee unvermeidlich. Oberstlieutenant Beck geht gleich zurück“. Nachmittags erfolgte die kaiserliche

Antwort: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle — wenn unausweichlich — den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?“ An demselben Abende berichtete darauf der Feldzeugmeister über die Verhältnisse bei der Armee, sowie über die Gründe seines Rückzuges und meldete, daß wenn ein feindlicher Angriff erfolgen sollte, bevor das I. und sächsische Korps wieder geordnet wäre und die Armee sich einigermaßen erholt hätte, eine Katastrophe unvermeidlich sei. „Glücklicherweise drängte der Feind heute bis zur Stunde nicht; ich lasse daher morgen die Armee ruhen und den Train zurückdisponiren, kann aber nicht lange hier bleiben, weil bis übermorgen Mangel an Trinkwasser in den Lagern eintreten wird, und setze am 3. den Rückzug auf Pardubitz fort“. Schließlich fügte der Feldzeugmeister noch hinzu, daß er, wenn er nicht überflügelt würde und sobald er auf die Truppen wieder zählen könne, jede Gelegenheit zu einem Offensivstoße wahrnehmen, sonst aber danach trachten werde, die Armee so gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen. Am Vormittage des 2. Juli telegraphirte dann der Generalstabschef der Nordarmee, Baron Henikstein, an den Generaladjutanten des Kaisers: „Hoffe, Oberstlieutenants Beck Eindrücke sind durch Telegramm des Feldzeugmeisters von heute Nacht bedeutend modificirt worden, Bitte, in diesem Sinne zu wirken, er war gerade im unglücklichsten Momente eingetroffen, — kann sich alles noch besser gestalten“. Bevor dieses Telegramm an seinem Bestimmungsort angelangt war, hatte ein kaiserlicher Befehl die Abberufung des Feldmarschalllieutenant Henikstein, des Generalmajor Krismanic und des General Grafen Clam verfügt. Feldzeugmeister Benedek verwendete sich zwar noch dafür, das Henikstein das I. Korps, Krismanic eine Brigade erhalten sollte, Allerhöchsten Orts wurde dieser Vorschlag jedoch nicht genehmigt, sondern angeordnet, daß sämmtliche genannten Offiziere sich sofort nach Wien zu verfügen hätten. Dieselben erfuhren ihre Bestimmung erst am 3. Juli Morgens, wo auch der zum Generalstabschef der Nordarmee neu ernannte Generalmajor Baron Baumgarten erst beim Hauptquartier eintraf.

Bis zum Abende des 1. Juli hatte sich allerdings beim Feldzeugmeister, wie schon aus seiner Meldung von 11 Uhr Nachts hervorgeht, die Auffassung über die Lage zu einer wesentlich ruhigeren gestaltet. Bereits am Nachmittage war seitens des Armeekommandos die Entsendung von Patrouillen nach allen Seiten gegen den Feind hin angeordnet und Abends dem Chef des Genies der Befehl ertheilt worden, gegen einen feindlichen Angriff von Norden her zwischen Nedelist und Lipa einige Verschanzungen anzulegen. Am 2. Juli Mittags hatte Feldzeugmeister Benedek sämmtliche Kommandeure der selbstständigen Truppenkörper und die Generalstabschefs um sich versammelt. In Anbetracht der schwierigen Lage, in welcher die Armee sich befand, mußten diese Offiziere wohl erwarten, wichtige Eröffnungen von Seiten des

Heerführers über die weiteren Operationen entgegen nehmen zu sollen. Doch der Feldzeugmeister besprach nur den inneren Dienst betreffende Angelegenheiten und namentlich die Nothwendigkeit der strengsten Aufrechthaltung der Disziplin. Schließlich wurde noch die Absicht mitgetheilt, der Armee in ihrer jetzigen Stellung einige Tage Ruhe zu gönnen. Auf die Zwischenbemerkung des General Baron Edelsheim, „daß die Armee schwerlich die erwartete Ruhe haben, sondern vielleicht schon heute Abend, oder sicher morgen früh angegriffen werden dürfte", ging der Feldzeugmeister nicht weiter ein. Die Kommandeure verließen also das Hauptquartier, ohne darüber unterrichtet worden zu sein, ob der Oberbefehlshaber Willens sei, noch vorwärts der Elbe sich dem Feinde in einer Schlacht entgegen zu stellen. Feldzeugmeister Benedek mußte indessen wohl seine Entschließungen bereits getroffen haben, denn Nachmittags 3½ Uhr meldete er an den Kaiser: „Die Armee bleibt morgen in ihrer Aufstellung bei Königgrätz; die eintägige Ruhe, die reichliche Verpflegung haben gut gewirkt. Hoffe einen weiteren Rückzug nicht nothwendig zu haben."

Es war Seitens des Oberkommandos der Nordarmee wohl Manches geschehen, das auf die Absicht schließen lassen konnte, im Nothfalle noch am rechten Elbufer eine Schlacht annehmen zu wollen, eine Disposition jedoch, welche die Unterführer in den Stand gesetzt hätte, ihrerseits die nöthige Vorsorge für den Kampf zu treffen, war selbst bis zur späten Abendstunde des 2. Juli noch nicht erfolgt. Die Lagerstellungen der österreichischen Armee waren außerdem nicht so gewählt, daß die Kommandeure aus ihnen auf die im Falle einer Schlacht beabsichtigten Maßnahmen des Armeekommandos hätten schließen können. Das II. Korps Thun stand südlich des Trotinka-Baches bei Trotina und Sendrasic, das IV. Korps Festetics bei Nedelist und Masloweb, das VIII. Weber bei Nedelist und Horenowes, das III. Erzherzog Ernst bei Sadowa. Das X. Korps Gablenz biwakirte bei Liga und Chlum, das VI. Ramming bei Wsestar, das I. Gondrecourt bei Kuklena, das sächsische Korps bei Lubno und Hradek. Die 1. leichte Kavallerie-Division Edelsheim stand zwischen Stezer und Kuklena, die 2. Taxis nördlich Trotina vor dem II. Korps, die 1. Reserve-Kavallerie-Division Holstein bei Lochenic, die 2. Zaitsek bei Wsestar, die 3. Coudenhove bei Unter-Dohalic, die Armee-Geschütz-Reserve bei Nedelist.

Die bis zum 2. Juli Abends im Hauptquartier Benedeks eingegangenen Meldungen über die Stellungen des Feindes waren zwar im allgemeinen noch sehr unvollständige, indessen ging doch aus denselben hervor, daß stärkere Truppenmassen des Gegners bereits in der Gegend von Neu-Bidsow, Smidar und gegen Horic standen und daß seine Vorposten sich schon hart an der Aufstellung der kaiserlichen Armee befanden. Es konnte demnach wohl kein Zweifel mehr bestehen, daß österreichischerseits am nächsten Tage ein Angriff erwartet werden mußte. Am 2. Juli Nachts 11 Uhr wurde daher endlich

vom kaiserlichen Armeekommando eine allgemeine Schlachtdisposition erlassen. Danach hatte das sächsische Korps die Höhen von Popowic und Tresowic zu besetzen, auf dem äußersten linken Flügel aber die Kavallerie-Division Edelsheim bei Problus und Prim Aufstellung zu nehmen, während das Korps Weber hinter dem sächsischen, diesem als Unterstützung zu dienen hatte. Das Korps Gablenz sollte rechts von den Sachsen, das Korps Erzherzog Ernst neben dem X. bei Lipa und Chlum Stellung nehmen. Das Korps Festetics hatte rechts vom III. auf den Höhen zwischen Chlum und Nedelist aufzumarschiren, auf dem äußersten rechten Flügel aber neben dem IV. das Korps Thun. Die Kavallerie-Division Taxis sollte hinter Nedelist, das Korps Ramming auf den Höhen bei Wsestar, das Korps Gondrecourt bei Rosnic, die Reserve-Kavallerie-Divisionen Holstein und Coudenhove bei Sweti-Zausek bei Briza stehen. Bei einem allgemeinen Angriffe hatten das I. und VI. Korps, sowie die fünf Kavallerie-Divisionen und die Armee-Geschütz-Reserve als General-Reserve zur ausschließlichen Verfügung des Oberbefehlshabers zu verbleiben. Der etwaige Rückzug war auf der Straße über Holic gegen Hohenmaut bestimmt, ohne die Festung Königgrätz zu berühren. Kriegsbrücken waren zu schlagen, und zwar über die Elbe zwei zwischen Lochenic und Predmeric und zwei bei Placka, über die Adler eine bei Swinar.

Das österreichische Generalstabswerk tadelt sowohl den Entschluß Benedeks, hinter dem Bistritz-Bach, mit der Festung Königgrätz und der Elbe im Rücken, die Schlacht anzunehmen, als auch die Maßregeln für die Einnahme der Schlachtstellung.

In der Aufstellung hinter der Bistritz war Benedek allerdings dem umfassenden Angriffe eines überlegenen Gegners ausgesetzt. Dieser Lage durch einen energischen Offensivstoß gegen die Mitte oder einen der Flügel des Feindes sich zu entziehen, verhinderte die durch die vorangegangenen Mißerfolge, durch Verluste und Strapazen sehr beeinträchtigte moralische und physische Verfassung der Armee. Es wäre demnach besser gewesen, wenn der Feldzeugmeister seine Truppen hinter die Elbe zurückgeführt hätte. Hier zwischen Josephstadt und Königgrätz, gedeckt durch die beiden Festungen, sowie durch die Aupa und Adler würde Benedek eine starke Stellung gefunden haben. Nahm dann die ganze preußische Armee etwa die Richtung westlich Josephstadt auf Libric, konnte die österreichische hinter die Adler ausweichen, wo sie zwischen genanntem Flusse, der Elbe und dem Mauthnerbache eine gleiche Vertheidigungsstellung fand. Die Preußen würden in diesem Falle sich wohl auf der kürzesten Linie nach Wien befunden, von diesem Verhältnisse aber kaum einen Vortheil haben ziehen können, bevor sie den Gegner nicht entscheidend geschlagen hatten. Der beste Rückzug wäre freilich Pardubitz gewesen, um sich für eine Hauptschlacht in das möglichst günstigste Verhältniß zu setzen.

Wenn nun aber Feldzeugmeister Benedek durchaus hinter der Bistritz

schlagen zu müssen glaubte, so war diese Stellung eigentlich so übel nicht, wenn sie nur richtig besetzt und vertheidigt worden wäre. Wurde die Hauptstellung à cheval der Königgrätzer Chaussee mit der Richtung gegen Nordwest genommen, so bildete der nur auf Brücken zu überschreitende und gerade in jenen Tagen stark angeschwollene Bistritzbach ein erhebliches Hinderniß vor der Front. Der Abschnitt hier war ein starker und durch ein Armeekorps, welches namentlich durch eine zahlreiche Artillerie unterstützt wurde, gut zu vertheidigen. Die Hauptaufmerksamkeit des Vertheidigers vermochte sich daher vorzugsweise auf die Flanken zu richten, welche diese allerdings auch erforderten. Denn sie waren voraussichtlich den wirksamen Angriffsrichtungen des Gegners ausgesetzt. Gegen Nordosten bildete aber der in sumpfiger Niederung fließende Trotinka-Bach ein Annäherungshinderniß, während gegen Norden die Höhen von Racic über Horenowes Benatek Gelegenheit zu einer günstigen Vertheidigungsaufstellung boten. Gegen Westen war Nechanic an der Bistritz ein günstiger Defensivpunkt. Die Flanken waren also durch die natürlichen Verhältnisse gut gesichert, sie mußten aber auch von vornherein stark besetzt und mit Energie vertheidigt werden. Es war, wie bereits bemerkt, durchaus die Gelegenheit geboten, gerade hier die Hauptkräfte zu verwenden. Auch mußten noch starke Reserven in dem Raum zwischen den beiden Bachläufen bereit gehalten werden. Das durchweg gangbare Gelände gestattete die schnelle Verwendung solcher nach allen Richtungen hin.

Von großem psychologischen Interesse ist jedoch das Verhalten des Heerführers in der Schlacht und die Art und Weise, wie derselbe den Kampf führte und leitete.

Wie wir gesehen haben, hatte das Oberkommando der Nordarmee sich erst am 2. Juli Nachts 11 Uhr zur Ausgabe einer Disposition für den mit Sicherheit zu erwartenden Kampf entschlossen. Die einzelnen Armeekorps erhielten infolge dessen die betreffenden Befehle meist sehr spät, theilweise sogar erst um 5 und 6 Uhr Morgens. Ferner sollte nach dem Wortlaute der Disposition die Schlachtstellung erst beim Anrücken des Feindes bezogen werden. Als die preußische I. und Elbe-Armee sich bereits an der Bistritz entwickelten, befanden sich die österreichischen Truppenkörper daher noch nicht in den ihnen angewiesenen Stellungen. Erst als um 7½ Uhr das Geschützfeuer bei Sadowa vernehmbar wurde, nahmen die österreichischen Korps ihre Aufstellungen ein. Es geschah dies vom linken österreichischen Flügel und dem Centrum im Allgemeinen wohl nach der Disposition des Feldzeugmeisters, der rechte Flügel jedoch ging vollständig von derselben ab. Das IV. Korps, welches zwischen Chlum und Nadelist aufmarschiren, und das II., welches von letzterem Dorfe bis zur Elbe sich anschließen sollte, entwickelten sich statt dessen in der Linie Cistowes-Maslowed-Horenowes, also 2000 Schritt vorwärts der angelegten Verschanzungen. Der Armeekommandant traf mit seinem Stabe, in welchem sich auch noch Henikstein und Kris-

15*

manic befanden und bei dem sich kurz vor dem Aufbruche von Königgrätz der neu ernannte Generalstabschef Baumgarten eingefunden hatte, gegen 8½ Uhr auf der Höhe zwischen Chlum und Lipa ein. Die weit beherrschende Lage dieses Punktes im Centrum der Schlachtlinie sprach für die Wahl des Standortes. Mit kurzen Unterbrechungen hielt sich der Feldzeugmeister während des ganzen Verlaufes der Schlacht auch dortselbst auf.

Die preußische I. Armee war von Hovric gegen die Linie Cerekwic—Sadowa—Dohalicka, die Elbearmee von Smidar gegen Nechanic vorgegangen, während die II. Armee aus der Gegend von Königinhof von Norden her die rechte Flanke des Feindes angreifen sollte. Die unglücklichen Ergebnisse der Schlacht für die österreichischen Waffen sollten bald den Beweis liefern, daß die vom Oberkommando der Nordarmee im letzten Augenblicke und demnach übereilt gegebene Disposition in jeder Beziehung eine mangelhafte war. Hatte sie an und für sich schon der Armee eine für die obwaltende strategische Situation ganz fehlerhafte Aufstellung zugedacht, so waren außerdem den einzelnen Korps wohl die Linien zur Besetzung bestimmt, aber nicht die geringsten Direktiven ertheilt worden über die Kampfzwecke, welche von denselben in der Schlacht anzustreben waren. Hieraus entstanden zunächst Unklarheiten, Unzweckmäßigkeiten und Nachtheile aller Art. Punkte, deren hartnäckigste Vertheidigung nothwendig war, wurden unnöthig aufgegeben, andere wieder, deren Besitz durchaus nicht unumgänglich erforderlich, mit einem übermäßigen Aufwande von Kräften und unter den bedeutendsten Verlusten angegriffen. Ueberall machte sich in der Schlacht die unzeitige, oder überhaupt falsche Verwendung der Kräfte fühlbar. Nicht von allen diesen Fehlern der Korpskommandanten war der Feldzeugmeister der intellektuelle Urheber gewesen, wo er sie aber nicht selbst durch fehlerhafte Maßregeln verursacht hatte, duldete er sie doch meistens, ohne ihnen mit Entschiedenheit entgegen zu treten. Das Wesen Benedeks war allerdings jetzt voller eigenthümlicher Widersprüche. Während mitunter eine gewisse Willenlosigkeit bei ihm sich zu zeigen begann, schien sich andererseits wieder seine frühere Energie infolge der erlittenen Schicksalsschläge zu einem krankhaften Eigensinn herausgebildet zu haben, welchen der Feldzeugmeister selbst wohl für seinen „eisernen Willen“ halten mochte. Wie der Feldzeugmeister in den Tagen vom 27. bis 29. Juni in der eigensinnigen Idee, zunächst den Prinzen Friedrich Karl schlagen zu wollen, die Armee des Kronprinzen von Preußen trotz Nachod, Skalitz und Soor beharrlich ignoriren zu können glaubte und hierüber verabsäumte, letzterer mit entscheidender Ueberlegenheit entgegen zu treten, so schien er auch bei Sadowa sich in den Kopf gesetzt zu haben, vor Allem die preußische I. Armee über die Bistritz zurückzuwerfen. Er meinte jedenfalls damit fertig zu werden, bis das Anrücken der preußischen II. Armee sich ernstlich fühlbar machen könnte. Nach der Abrechnung mit dem Gegner an der Bistritz sollte dann wahrscheinlich der neu auftretende an die Reihe

kommen. Anders läßt es sich wenigstens nicht erklären, wie der Feldzeugmeister dulden konnte, daß die zur Besetzung der bedrohten Flanke gegen Norden und Nordosten zwischen Chlum und der Elbe bestimmten Korps Festetics und Thun statt dessen bei Masloweb und Horenowes mit der Front nach Westen aufmarschirten und sich dann in dem unnöthigen, aber schweren Kampfe um den Swiep-Wald gegenüber der preußischen 7. Division verbluteten. Es war also auch hier wieder Benedeks vermeintlicher „eiserne Wille" der zur Katastrophe führte, aber der eiserne Wille ohne die regelnde Vernunft, mit anderem Worte der Eigensinn, das reizbare Widerstreben gegen die bessere Ueberzeugung. Dieser krankhafte eiserne Wille in falscher Richtung war es endlich, der den Feldzeugmeister im letzten Momente, wo bereits seine beiden Flügel wichen und die Armee in Gefahr war, vollständig umringt und vernichtet zu werden, dazu veranlaßte, unter allen Umständen noch im Centrum Erfolge erringen zu wollen. Es hätte zu dieser Zeit, um 3 Uhr, österreichischerseits noch viel verbessert werden können, wenn der Armeekommandant, anstatt Chlum um jeden Preis mit dem VI. und dann mit dem I. Korps zurückerobern zu wollen, diese Reservekorps dazu benutzt hätte, um im Verein mit der Reiterei den Rückzug zu decken, während das X., III. und IV. Korps sich auf Steyer zurückzuziehen hatten. Auf diese überlegte Weise hätte noch ein geordneter Rückzug über die Elbe ermöglicht werden können und es wäre vermieden worden, daß das Vordringen des preußischen VI. Korps von der Trotinka her, welches mit seinen drei Brigaden das zu spät erst bei Nedelist wieder angelangte Korps Thun mit Energie zurückwarf, die verlorene Schlacht in eine vollständige Niederlage verwandeln konnte.

Feldzeugmeister Benedek scheint merkwürdiger Weise durch die erlittene Niederlage weniger tief gebeugt gewesen zu sein, als er dies nach den mißlungenen Operationen in den Tagen vor der Schlacht gewesen war. Es mußte sich jetzt vor Allem darum handeln, den Rückzug der vorläufig in ziemlich wilden regellosen Massen sich fortwälzenden Truppen möglichst zu ordnen. Wie wir gesehen haben, war in der Disposition für den 3. Juli die eventuelle rückgängige Bewegung nur im Allgemeinen auf der Straße über Holic gegen Hohenmauth bezeichnet worden. Nähere Bestimmungen sollten später noch getroffen werden. Auf dem Schlachtfelde selbst hatte aber weder Benedek noch sein Stab dazu noch Zeit gehabt. Also nach allen Richtungen hin stoßen wir auf unzulängliche Maßregeln. Der Mangel an regelnden Anordnungen machte sich als ein sehr erschwerender Umstand geltend. Es drängte sich nach der einen bezeichneten Richtung hin Alles zusammen. Das Armeekommando traf am 3. Abends in Holic ein und brachte es hier doch fertig, wenigstens die ersten nöthigsten Maßnahmen zur Entwirrung des großen Massenknäuels zu treffen. Die Armee wurde in drei große Marschkolonnen getheilt, von denen die erste nach Mährisch-Trübau, die zweite bis Landskron, die dritte in die Gegend von Zwittau dirigirt wurde.

Sämmtlich hatten sie am 7. Juli an den betreffenden Punkten einzutreffen. Es waren diese Anordnungen aber nicht etwa auf ein Verdienst des neu ernannten Generalstabschefs zurückzuführen. Mit der Wahl dieser neuen Stütze hatte der Feldzeugmeister, wenn sie wirklich freiwillig von ihm getroffen worden, jedenfalls keinen glücklichen Griff gethan. General Baumgarten war als Generalstabsoffizier weniger befähigt, als Krismanic. Seine Karriere soll er seiner Gewandtheit in den Salons zu verdanken gehabt haben.

Um die Verfolgung der Armee durch den Feind möglichst zu verhindern, leitete Feldzeugmeister Benedek aus eigener Initiative Waffenstillstandsverhandlungen mit der preußischen Heeresleitung ein, indem er zu diesem Zwecke schon am 4. Juli Nachmittags den Baron Gablenz nach Horic in das königliche Hauptquartier entsendete. Da der österreichische Armeekommandant indessen nicht ermächtigt war, irgend welche militärische und noch weniger politische Anerbietungen zu machen, so konnte er auch eine Unterbrechung der Feindseligkeiten unmöglich erzielen. Zum Glück für die österreichische Armee vermochte aber das preußische Heer in den allernächsten Tagen noch nicht energisch zu verfolgen. Die unvermeidlich in dem konzentrischen Kampfe durch einander gekommenen Abtheilungen der verschiedenen Armeen waren zu sondern; den Truppen mußte Zeit und Gelegenheit gegeben werden, sich zu retabliren. Die Sorge für die Verwundeten und die über Erwarten große Zahl von nahezu 20 000 unverwundeten Gefangenen, die Aufräumung des Schlachtfeldes, die Heranziehung der auf einen Marsch zurückgelassenen Kolonnen und Trains, sowie der Ersatz der Munition, Alles dies mußte erst bewerkstelligt werden. Im österreichischen Hauptquartier dagegen mußte man sich schließlich entscheiden, wohin der weitere Rückzug genommen werden sollte. Man hatte zunächst die Wahl zwischen Wien und Olmütz. Benedek entschied sich für letzteren Punkt. Es war allerdings richtig, daß die Armee in ihrem augenblicklichen trostlosen Zustande in der Richtung auf Wien nicht fortmarschiren konnte. Sie würde sich auf dem 30 Meilen langen Wege voraussichtlich vollständig aufgelöst haben. Es wäre daher durchaus nöthig gewesen, irgend wo eine längere Etappe zu machen, um sich erst wieder zu sammeln. Dann war man aber wieder nicht sicher, nicht sofort das preußische Heer, dem man glücklich einen Vorsprung abgewonnen hatte, auf den Fersen zu haben. In dieser Richtung bot ferner immer erst die Donau einen Abschnitt, hinter welchem mit Erfolg Widerstand geleistet werden konnte und außerdem fiel dann alles Land nördlich des Stromes in die Gewalt des Feindes. Allerdings wurde an der Donau die direkte Verbindung mit der in Italien siegreichen Südarmee gesichert, die schließlich wohl nur allein als geeignete Verstärkung angesehen werden konnte, um die preußische Ueberlegenheit auszugleichen. Doch konnte man andererseits noch nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß die italienische Kriegführung dem österreichischen Obersten Kriegsherrn gestatten würde, über den größten Theil der Armee

am Mincio für die Heranziehung an die Donau frei zu verfügen. Das verschanzte Lager von Olmütz bot dagegen in nur halb so großer Entfernung einen sicheren Zufluchtsort, der wohl ohne die Gefahr einer völligen Zersprengung erreicht werden konnte. Die Armee vermochte sich hier dann zu sammeln und wiederherzustellen. Ueber 10 000 Mann in dieser Flankenstellung mußten dem Vordringen des Gegners auf Wien außerdem erhebliche Schwierigkeiten bereiten, schützten auch einen bedeutenden Theil des österreichischen Gebietes, oder zwangen den Feind zur Theilung seiner Macht. Allerdings konnte eine solche Flankenstellung überhaupt nur wirksam werden, wenn man aus derselben offensiv hervorzubrechen vermochte. Ob aber die moralische Verfassung der österreichischen Nordarmee die Möglichkeit gewähren konnte, in nächster Zeit diesen Heerestheil wieder angriffsweise verwenden zu dürfen, das hing wieder hauptsächlich davon ab, ob Olmütz die Mittel enthielt, um die Armee durch Schutz, Ruhe, Ernährung und Ersatz in diesen Zustand zu versetzen. So weit bekannt war, befand sich aber der Platz in höchst mangelhafter Verfassung, kaum zur eigenen Vertheidigung und demnach noch viel weniger zum Revitaillement eines geschlagenen Heeres genügend ausgerüstet. Dennoch entschied sich Feldzeugmeister Benedek für den Rückzug auf Olmütz. Der österreichische Minister des Auswärtigen, Feldmarschalllieutenant Graf Mensdorff, welcher im Auftrage des Kaisers sich zur Armee begeben hatte, um sich persönlich von der Lage der Dinge zu überzeugen, hatte den Feldzeugmeister für den sofortigen Rückzug der Armee auf Wien zu bestimmen gesucht, war mit seinen Vorschlägen aber nur insoweit durchgedrungen, als Benedek zugestand, das X. Korps und die 1. leichte und drei Reserve-Kavallerie-Divisionen nach Wien dirigiren zu wollen. Diese Abtrennung eines Theiles von der Armee ist dem Feldzeugmeister vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Wie wir sehen, war sie nur ein Zugeständniß, um seinen Plan durchsetzen zu können, mit den Hauptkräften nach Olmütz zu marschiren. Das österreichische Generalstabswerk spricht die Ansicht aus, daß Benedek bei seiner Weigerung, die Armee an die Donau zu führen, wohl auch auf das Zustandekommen eines den Frieden vorbereitenden Waffenstillstandes gehofft haben mochte. Wenn dem thatsächlich so war, so müßte dieser Umstand als ein besonderes psychologisches Moment für die Beurtheilung Benedeks betrachtet werden. Dieses fortwährende Drängen nach dem Frieden um jeden Preis war jedenfalls bei Benedek der Ausdruck des Verlangens, der schweren Bürde des Oberbefehls ledig zu werden, der sich der Feldzeugmeister selbst nicht mehr gewachsen fühlte. Einen schweren Fehler beging aber Benedek dadurch, daß er diese seine Selbsterkenntniß nicht schon bei Zeiten zum Wohle des Ganzen freimüthig bekannte und um seine Ersetzung im Kommando durch eine andere Kraft bat. Es wären dem alten tapferen Soldaten viele Demüthigungen dadurch erspart worden. Das gänzliche, mitunter schon an Apathie grenzende Verzweifeln an der Situation

nahm sich bei dem Feldherrn der Hauptarmee des mächtigen Kaiserreiches recht merkwürdig aus, namentlich wo das gleichzeitige Verhalten des Feldherrn der österreichischen Südarmee sich in einem so ganz anderen Lichte zeigte. Hier war kein Verzagen, hier war Selbstvertrauen, Muth gegenüber der eigenen Verantwortlichkeit, Entschlossenheit und Zuversicht. Als am 4. Juli der Kaiser den Erzherzog Albrecht von der vollständigen Niederlage der Nordarmee bei Königgrätz benachrichtigte, da antwortete dieser kaiserliche Feldherr mit den hochherzigen Worten: „Die Niederlage der Nordarmee ist ein großes Unglück, aber deswegen doch nichts verloren. 1809 erfolgte auf die Niederlage bei Regensburg der schöne Sieg bei Aspern. Auch diesmal steht Gleiches in Aussicht, wenn man weder bei der Armee, noch im Volke Kleinmuth aufkommen läßt.“

Am 11. Juli hatte Benedek seine Armee im verschanzten Lager von Olmütz versammelt. Schon am 9. war von Wien die Weisung ergangen, außer dem X. noch ein Korps dorthin zu entsenden. Am 10. wurde auch die Absendung des sächsischen Korps angeordnet und bald darauf noch befohlen, sämmtliche übrigen Streitkräfte der Nordarmee so lange als möglich auf der Eisenbahn, dann aber mittels Fußmärschen nach Wien in Bewegung zu setzen. Benedek hielt in Rücksicht auf die divergenten Bewegungen des Feindes gegen Wien und Olmütz, sowie überhaupt auf die zeitweilige Kriegslage für geboten, wenigstens mehrere Korps in Olmütz zu belassen, und erlaubte sich diesbezügliche Vorschläge, dieselben wurden aber nicht genehmigt. Wenn der Feldzeugmeister in dem bezüglichen Telegramm an den kaiserlichen Generaladjutanten hervorhob, daß die Fußmärsche, mittels deren der Abzug der Truppen von Olmütz nach Wien voraussichtlich doch nur allein erfolgen konnte, letztere, die überhaupt bisher noch zu keiner Ruhe gekommen waren, vollends erschöpfen, wo nicht ganz auflösen würden, so konnte er damit allerdings leicht Recht behalten. Andererseits hätte aber Benedek den Rückzug von Königgrätz nach Olmütz nicht schon so übereilen und die ohnehin erschöpften und bereits in halber Auflösung befindlichen Truppen nicht noch mehr abhetzen sollen. So viel Kraft konnte und mußte in der großen Heeresmasse immer noch stecken, daß mindestens vom 6. Juli ab ein ruhiger und geordneter Rückzug fortgesetzt werden konnte. Doch mußten natürlich die zweckentsprechenden Maßnahmen dafür seitens des Armeekommandos getroffen worden sein. Was aber der Feldzeugmeister mit dem Verbleib wenigstens einiger Armeekorps bei Olmütz bezwecken wollte, ist nicht recht verständlich. Preußischerseits würde auch in diesem Falle nicht mehr als ein Armeekorps vor Olmütz zur Beobachtung des Gegners zurückgelassen worden sein und auch vollständig genügt haben.

Am 13. Juli übernahm Erzherzog Albrecht den Oberbefehl über sämmtliche operirende Armeen. Derselbe war fest entschlossen, alle verfügbaren Streitkräfte in Wien zu vereinigen und ertheilte daher dem Feldzeugmeister Benedek

den Befehl, in Olmütz nur 10 Bataillone, 1 Kavallerie-Regiment und 1 Batterie zurückzulassen, alle übrigen Truppen aber ohne Widerrede am 14. und 15. hinter der March nach Preßburg in Marsch zu setzen. Sollte letzterer vom Feinde ernstlich bedroht werden, so war die Armee über Golic in das Waagthal und von da entweder über Preßburg oder durch die Schütt nach Komorn zu dirigiren. Der Feldzeugmeister hatte indessen noch vor Empfang des eben erwähnten Befehls bereits den Abmarsch von 4 Armeekorps von Olmütz bis Göding auf dem rechten Marchufer und dann weiter über Stampfen nach Preßburg angeordnet. An dieser Maßregel konnte nach Ansicht des Oberkommandos der Nordarmee nichts mehr geändert werden, und es hatte sich nur noch das von Benedek in Olmütz zurückgelassene VI. Korps der Bewegung anzuschließen. Der Abmarsch nach Preßburg war in zwei Echelons disponirt worden. Die 1. Kolonne bestand aus dem II. und IV. Korps, sowie der sächsischen Reiter-Division und hatte am 14. Juli aufzubrechen, während die 2. am 15. aus der Gegend von Olmütz abrücken sollte. Das I. Korps und die 2. leichte Kavallerie-Division hatten in einer Aufstellung bei Prerau den Abmarsch zu decken und dann die Arrieregarde zu bilden. Während das IV. und II. österreichische Korps also am 14. den Marsch nach Süden antraten, hatten die Spitzen der preußischen II. Armee ihre Bewegung bereits bis über Proßnitz hinaus fortgesetzt. Das österreichische IV. Korps war unangefochten nach Mierowitz gelangt, beim II. Korps, das Tobitschau erreicht hatte, war es jedoch bei Kralitz und Biskupiz zu kleinen Zusammenstößen mit feindlicher Kavallerie gekommen. Noch an demselben Abende erstattete Graf Thun die Meldung von diesen Vorfällen an das Kommando der Nordarmee, sprach die Besorgniß aus, daß der am folgenden Tage stattzufindende Flankenmarsch der Armee von dem mit bedeutenden Streitkräften bei Kösteletz stehenden Gegner beunruhigt werden dürfte, und erbat sich die Erlaubniß, mit seinem Korps am nächsten Morgen den Marsch auf dem linken March-Ufer über Traubek und Chropin nach Krempier fortsetzen zu dürfen. Feldzeugmeister Benedek war ferner durch ein Telegramm des Erzherzogs Albrecht vom 14. Juli: „Bei gegenwärtiger Sachlage dringend nothwendiger als je, die Deckung der Marchlinie durch ein Korps besorgen zu lassen“, zur erhöhten Vorsicht aufgefordert worden, trotzdem glaubte derselbe aber die in der Marschdisposition für den 15. Juli angeordneten Bewegungen noch durchführen lassen zu können. Dem II. Korps wurde daher auf seinen vorsorglichen Vorschlag der Bescheid, daß von der ursprünglichen Anordnung keine Abweichung zulässig sei. Diese Antwort traf das genannte Korps jedoch nicht mehr in Tobitschau an. Auch hatte dasselbe in der wohl berechtigten Voraussetzung der Zustimmung des Armeekommandos seinen Marsch in der Tags vorher vorgeschlagenen Weise ausgeführt. Das IV. Korps war ebenfalls ohne Störungen über Kojetein nach Zdaneck gelangt. Vom VIII. Korps dagegen, das am 15. von Olmütz nach Kojetein rücken sollte und diese Be-

wegung in einer sehr sonderbaren Marschordnung — die Truppen vermischt mit dem kleinen und auch mit Abtheilungen des großen Trains — ausführte, und bei welchem sich auch das Oberkommando befand, wurde die Avantgarden-Brigade bei Tobitschau durch die 3. Brigade des preußischen I. Korps, sowie von Theilen der Kavallerie-Division Hartmann überraschend angegriffen und nachdem ihr 16 Geschütze abgenommen worden waren, über Wirowan zurückgeworfen. Die Kavallerie-Division Taxis hatte sich an der Queue der Marschkolonne befunden. Das Gros des Korps war aber, anstatt die Avantgarde zu unterstützen, dann mit dieser von Dub über die March nach Rockeinitz zurückgewichen, weil sich das Anrücken des preußischen I. Korps von Prosnitz her bemerkbar machte. Während die preußische 3. Infanterie-Brigade das Defilee von Tobitschau—Traubek sicherte, hatte die Kavallerie-Division Hartmann gegen Prerau vorzugehen, um hier die Eisenbahn zu zerstören. General Hartmann hatte diese Bewegung schließlich auch mit zwei Husaren-Regimentern ausgeführt, war zwischen Rokeinitz und Dlaluwitz auf Abtheilungen des Korps Gondrecourt gestoßen und hatte bei diesem eine ganz unglaubliche Panik hervorgerufen. Bezeichnend für die Verhältnisse und Vorgänge bei dem VIII. und I. österreichischen Korps an diesem Tage ist wohl, daß dieselben in den kleinen Gefechten von Tobitschau und Rokeinitz außer der erwähnten 16 Geschütze, 58 Offiziere, 1559 Mann und 277 Pferde verloren. Feldzeugmeister Benedek hatte alle die Vorkommnisse mit angesehen, ohne im Wesentlichen persönlich einzugreifen. Sein „eiserner Wille“ hatte in der Zeit vom 28. Juni bis 3. Juli die schwere Katastrophe herbeigeführt, jetzt fehlte er ganz. Der unglückliche Heerführer hatte den Glauben an sein Soldatenglück immer mehr verloren. Die Anordnungen für den Abmarsch der Armee von Olmütz nach Preßburg waren so unzweckmäßig, wie nur überhaupt möglich, getroffen worden. Sie lassen sich nur durch die Apathie Benedeks erklären und durch den Widerwillen, mit dem er überhaupt dem Befehle zu dieser Bewegung Folge leistete. Wenn bereits am 13. die Kavallerie-Division Taxis nach Prosnitz vorgeschoben und ein Korps mit der Besetzung der Difileen bei Dub und Tobitschau beauftragt worden wäre, die weiteren Anordnungen aber so geregelt wurden, daß ein zweites Korps und die Kavallerie-Division schon am 16. Göding erreichte, die ganze Armee aber am 17. sich bei letzterem Orte konzentriren konnte, dann wäre es vielleicht noch möglich gewesen, die Bewegung auf dem rechten Marchufer durchzuführen.

Durch die Gefechte des 15. Juli war aber der ohnehin sehr gewagte Marsch auf dem rechten March-Ufer zur Unmöglichkeit gemacht geworden. Die Spitzen der preußischen II. Armee hatten zwischen den Marschechelons der Nordarmee sich eingeschoben, das zweite Echelon zum Rückzuge hinter die March gezwungen und mit ihrer Kavallerie den Fluß selbst überschritten. Außerdem bedrohte die preußische I. Armee, welche mit dem Gros bereits südlich Brünn stand, mit ihren Spitzen schon Lundenburg. Wollte die öster-

reichische Nordarmee ihren Marsch aber im Marchthale auf dem linken Flußufer fortsetzen, so wäre sie unter den ungünstigsten strategischen Verhältnissen in eine Reihe von Gefechten verwickelt worden, die sie kaum mehr hätte durchführen können, ohne Gefahr zu laufen, ihre Operations- und Gefechtsfähigkeit bald vollständig einzubüßen. Unter diesen Umständen blieb daher nur noch der Versuch übrig, die Armee über das mährisch-ungarische Grenzgebirge, dann durch das Waagthal und schließlich auf Preßburg zu führen. Der Feldzeugmeister vermochte sich diesen Gründen und Erwägungen nicht zu verschließen und es wurden die weiteren Bewegungen in dieser Richtung angeordnet. Nicht zu verkennen ist, daß Feldzeugmeister Benedek, nachdem er den betreffenden Entschluß gefaßt hatte, auch mit seiner alten Energie danach strebte, möglichst schnell das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Er suchte den auf dem Umwege durch die kleinen Karpathen unvermeidlich entstehenden Zeitverlust durch Märsche wieder einzubringen, welche der Ausdauer der österreichischen Truppen alle Ehre machten. So erreichten denn auch trotz des beschwerlichen Gebirgs-Terrains die tiefen Kolonnen der Nordarmee mit ihren Queues bereits am 17. die Linie Welka-Stranij-Zadmersitz-Meseritsch.

Durch einen Erlaß des Erzherzogs Albrecht vom 17. Juli wurde dann der Feldzeugmeister darauf aufmerksam gemacht, daß allem Anscheine nach der Gegner die Absicht habe, den Marsch der Nordarmee gegen die Donau von Göding, Holic u. s. w. aus in der Flanke zu beunruhigen und womöglich die Trennung der Süd- von der Nordarmee aufrecht zu erhalten. Der Erzherzog Feldmarschall hatte zwar in einem Telegramm vom 13. Juli bereits darauf hingewiesen, daß einem solchen Stoße durch den Rückzug nach Komorn ausgewichen werden könne. Jetzt glaubte jedoch der kaiserliche Oberfeldherr die Erwartung aussprechen zu dürfen, daß nach der eingesendeten Marschdisposition zu schließen, der Feldzeugmeister sich in der Lage befinde, einem bezüglichen Vorgehen des Feindes durch einen kräftigen Stoß mit 4 vereinten Armeekorps wirksam begegnen zu können, um den Hauptzweck, die Vereinigung beider österreichischer Armeen hinter der Donau möglichst rasch zu erreichen. Nach dem österreichischen Generalstabswerke war die Marschdisposition für die letzten Operationen der Nordarmee in zeitweiliger Abwesenheit des General Baumgarten, wie besonders hervorgehoben zu werden verdient, von dem Generalstabschef des I. Korps, Oberst Baron Litzelhofen ausgearbeitet worden.

Um das Vordringen des Feindes nach Preßburg aber zu verhindern, wies der Feldzeugmeister das an der Spitze der Nordarmee marschirende II. Korps von Nemsowa aus mittelst folgenden Telegrammes zur Beschleunigung seines Marsches an: „II. Korps marschirt sammt 4 Eskadrons Sachsen und großem Train am 19. nach Rakowice, 20. Tyrnau, 21. Bartberg, 22. Preßburg. Mit allen Mitteln zu trachten, eine Brigade, womöglich per Wagen schleunigst nach Preßburg abzusenden. Nähere Weisung

mit Courier.“ Durch diese Maßregel gelang es thatsächlich, Preßburg, wenn auch nur mit einem Korps, so doch noch rechtzeitig zu erreichen und zu sichern.

Vom 22. Juli Mittags ab trat eine fünftägige Waffenruhe ein. Nachdem noch vor Ablauf derselben die Nordarmee den Donau-Uebergang bei Preßburg bewerkstelligt hatte, legte Feldzeugmeister Benedek das Kommando über die ihm bisher noch unterstellt gewesenen Truppen nieder und letztere traten jetzt unter den umittelbaren Befehl Feldmarschalls Erzherzog Albrecht.

So endete die Feldherrnlaufbahn Benedeks nach kaum elfwöchentlicher Dauer und mit ihr war zugleich ein glänzendes Soldatenglück für immer zerstört worden.

Dem aus dem Dienste geschiedenen alten Kameraden hatte aber das österreichische Generalstabswerk in vornehmer Weise einen Nachruf gewidmet, der dem vom Kummer Gebeugten wenigstens einigen Trost gewährt haben mochte.

„Feldzeugmeister Ritter v. Benedek schloß hiermit eine thatenreiche Laufbahn, die lange voll Glanz und Ruhm, ein minder tragisches Ende verdient hätte. Das leidenschaftslose, gerechte Urtheil wird über dem Mißgeschicke, das seine letzten Schritte begleitete, der vielen heldenmüthigen, immer glücklichen und vom Erfolge gekrönten Thaten nicht vergessen, die er früher im Dienste des Kaisers vollbracht, und wird ihm, obgleich er der letzten schweren Last erlag, die er nur zögernd auf sich genommen, ein ehrenvolles Andenken sichern.“

Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste lebte Feldzeugmeister v. Benedek in stiller Zurückgezogenheit in Graz, die Einsamkeit und Vergessenheit suchend. Mit der Vernichtung des militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt mußte der unglückliche Heerführer seine Schuld büßen. Im Jahre 1881 machte der Tod seinem kummervollen Dasein ein Ende.

In nicht gewöhnlichem Grade mit Soldatentugenden, wie Muth, Tapferkeit, Energie ausgestattet, hatte Benedek sich sowohl als überaus tüchtiger Offizier, wie auch als glänzend tapferer Truppenführer bewährt, er war aber kein Feldherr. Er besaß weder Genie, noch auch die erforderlichen seelischen und geistigen Kräfte. Er vermochte demnach auch nicht die moralische und intellectuelle Ueberlegenheit zu entwickeln, um seine Untergebenen und die Verhältnisse gehörig beherrschen und die Schwierigkeiten überwinden zu können, die ihm wohl zunächst bei seiner persönlichen Umgebung, dann aber auch in der Armee entgegen traten Man behauptet vielfach, die Armee wäre so unfertig gewesen, daß auch ein besserer Feldherr Mühe gehabt haben würde, mit ihr erfolgreich operiren zu können. Diese Annahme findet aber durch die Thatsachen ihre Widerlegung, daß mit einem Theile desselben Heeres der Erzherzog Albrecht in glänzender Weise siegreich gewesen ist, und andererseits auch die Nordarmee auf dem Marsche durch die Kleinen

Karpathen und das Waagthal gegen die Donau, also zu einer Zeit, wo sie schon durch wochenlang andauernde Anstrengungen erschöpft, durch schwere Niederlagen geschwächt und moralisch niedergedrückt war, noch den höchsten an ihre Leistungsfähigkeit gestellten Anforderungen entsprochen hat. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Feldzeugmeister in der Armee selbst entgegen stellten, lagen auf einem anderen Gebiete. Sie bestanden hauptsächlich in der theilweise mangelhaften Befähigung der höheren Führer und der Spitzen des Generalquartiermeisterstabes. Vor Allem aber besaß Benedek nicht die nothwendige Gemüthsstärke, er ließ sich durch Schicksalsschläge nicht nur niederdrücken, sondern überhaupt lahm legen. Das glänzende Soldatenglück des tapferen Generals hatte die allgemeine Meinung über sein innerstes Wesen getäuscht, sein Vermögen und Können überschätzen lassen. Als Führer der österreichischen Südarmee in Italien würde Feldzeugmeister Benedek, wenn er auch nicht vermocht hätte, die kühne geniale Offensive des Feldherrn Erzherzog Albrecht zu entwickeln, sicherlich wenigstens einen zähen Widerstand geleistet und damit vielleicht seine Stellung ausgefüllt haben. Eine für Benedek verhängnißvolle Fügung des Schicksals war es aber gewesen, die ihn an die Spitze der kaiserlichen Nordarmee berufen und somit vor eine Aufgabe gestellt hatte, der er als Heerführer nicht gewachsen sein konnte.

Die Eroberung von Schlettstadt und Neu-Breisach durch Landwehr und Reserve-Truppen.

Nach den Kriegstagebüchern der Trupentheile und Kommandobehörden.

Mit der Einnahme Straßburgs hatte man in dem alten Reichslande festen Fuß gefaßt und für die schon während des Kampfes um die Rheinfestung beschlossene Besitznahme des südlichen Theils vom Elsaß, den erwünschten Stützpunkt gewonnen. Die Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort begünstigten aber noch immer die von der republikanischen Regierung aufgerufene Volksbewaffnung nicht nur, sondern sie bedrohten auch fortdauernd die rückwärtigen Verbindungen des XIV. Armeekorps, und endlich schien es wohl geboten, das gegenüberliegende deutsche Gebiet vor Belästigungen der Franktireurbanden sicher zu stellen. Die Verhältnisse im

Rücken der Einschließungslinie vor Straßburg hatten schon fortwährend eine Entsendung von Truppen gegen Süden und Westen nothwendig gemacht, doch war es zu besonders ernsten Zusammenstößen nicht gekommen; gleichwol blieb das südliche Elsaß für kleinere deutsche Abtheilungen unsicher und dieser Umstand sowohl wie die wiederholt auftauchenden Gerüchte über bevorstehende Einfälle feindlicher Truppen, die sich allerdings bis jetzt noch immer als unbegründet erwiesen, hatte die Bevölkerung des Breisgaus in nicht geringe Aufregung versetzt.

Von der 1. Reserve-Division waren einstweilen bereits von Straßburg aus ein Landwehr-Regiment, eine Schwadron, und eine leichte Reserve-Batterie bis Benfeld und Epfing zur Beobachtung gegen Schlettstadt vorgeschoben, mit der Wegnahme dieses Platzes wie der Feste Neu-Breisach wurde nunmehr die aus der Heimath herangezogene 4. Reserve-Division beauftragt. Ihre Aufstellung war bereits im letzten Drittel des September an Allerhöchster Stelle verfügt worden. Es schlossen sich zu ihrer Bildung zusammen: das 1. Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 25, die Landwehr-Bataillone Osterode, Ortelsburg, Graudenz, Thorn, Tilsit, Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Lötzen, Goldap, Danzig, und Marienburg, das 1. und 3. Reserve-Ulanen-Regiment, vier leichte und zwei schwere Reserve-Feldbatterien, die zu gleichen Theilen dem Bereich des IV. und VI. Armeekorps entnommen waren, endlich die 2. Festungs-Pionier-Kompagnie VII. Armeekorps. Das Linien-Regiment, die Ulanen und die Artillerie waren von Hause aus in die planmäßige Mobilmachung einbegriffen, die Landwehr aber vorerst als Basatzungs-Bataillone zusammengetreten. Ausgangs August wurden sie gleichfalls mobil, auf 805 Köpfe gesetzt und mußten binnen 6 Tagen zur Bahnfahrt bereit sein. Trotz großer Schwierigkeiten gelang dies mit Aufbietung aller Kräfte, unterstützt von dem überall hervortretenden guten Geist der Mannschaften. Bis dahin hatten die Truppen größtentheils zum Küstenschutz Verwendung gefunden, was doch nicht so ganz ohne Zwischenfälle ablief. Bataillon Thorn z. B. — auf Heubude, Weichselmünde, Fahrwasser und Holm vertheilt — kam den 21. August in die Lage zur Strandbesetzung zu schreiten. Feindliche Schiffe waren in Sicht. Angesichts der Truppen fuhr das französische Geschwader jedoch nach dem Putziger Wiek ab und verschwand folgenden Tages hinter Hela.

Das 1. Reserve-Ulanen-Regiment wurde in Elbing, das 3. in Fürstenwalde, die 1. schwere, 1. und 2. leichte Batterie in Magdeburg, die 2. schwere und 4. leichte in Breslau, die 3. leichte in Neiße, die Pionier-Compagnie in Deutz aufgestellt.

Somit reichten sich Rheinländer, Schlesier, Sachsen, Märker, Westphalen, Ost- und Westpreußen in engem Truppenverbande brüderlich die Hand zum Kampf gegen den Erbfeind.

Bis 29. September stand, die Division im schönen Badenlande in dem

Dreieck, welches der Rhein und die Orte Freiburg und Schliengen bilden, versammelt. Die Truppen waren sämmtlich mit der Bahn befördert worden. Ueberall wurden sie mit Begeisterung begrüßt, auf allen Haltestellen wurden ihnen die freundlichsten Spenden an Erfrischungen und Liebesgaben gereicht. Inzwischen war ein Offizier des Stabes in Zivil nach Basel gefahren. Die dort gesammelten Nachrichten ergaben, daß Schlettstadt und Breisach wahrscheinlich hinlänglich stark, aber von neu formirten Truppen besetzt seien, daß in den Vogesen in der Nähe von Belfort einige Tausend Mann versammelt wären, mit welchen man die Absicht gehabt hätte, die Belagerung von Straßburg zu erschweren, daß aber im ganzen oberen Elsaß im freien Felde sicher kein feindliches Truppenkorps stände, welches stark genug wäre den Marsch der Division, nachdem der Rheinübergang geglückt, aufzuhalten. Da ein Ueberschreiten des Flusses unterhalb Neu-Breisach die Unternehmungen der Division um mehrere Tage verzögert hätte, von den drei Uebergangsstellen oberhalb dieser Festung, Rheinweiler, Neuenburg, Hartheim, die Benutzung der letzteren leicht durch die französische Besatzung von Breisach verwehrt werden konnte, Rheinweiler aber sehr weit südlich von den einzuschließenden Plätzen lag, da ferner der Division kein militärisches Brückenmaterial zu Gebote stand, die wenigen im Rhein vorhandenen Schiffsgefäße aber leichter bei Neuenburg als bei Rheinweiler zu versammeln waren, so entschied sich der Divisionskommandeur für Neuenburg als Uebergangspunkt. Nach eingeleiteter sachverständiger Untersuchung erwies sich diese Stelle auch an sich als die geeignetste. Es befindet sich hier eine fliegende Fähre, in der Mitte des Stromes zwar eine Sandbank, dagegen zeigten die Anfahrt diesseits und die Abfahrt jenseits sehr günstige Verhältnisse. Beide bestehen in guten, durch die Altwasser führenden Kunststraßen, die vollständige Dämme bilden. Auf der elsässer Seite gestaltet sich außerdem das Dorf Chalampé zu einem vollständigen Brückenkopf am Ausgang des Engweges in die Kulturebene. Bei Hartheim fehlten die guten Wege, überdem war hier das Wasser vorzugsweise reißend. Da die Sandbank das Uebergehen von einem Ufer zum anderen verhinderte, war eine zweite Fähre erforderlich. Ebenso mußte berücksichtigt werden, daß die bei Neuenburg vorhandenen Kähne und Prahmen in keiner Weise ausreichend waren für die große Zahl der überzuführenden Truppen. Mit praktischem Verständniß wußte man diese Hindernisse aber in möglichst kürzester Zeit zu überwinden. Durch Vermittelung des Großherzoglichen Wasserbauinspektors in Lörrach wurden Zivilschiffer herzugeschafft und von diesen sämmtliche Steinweidlinge der Strecke Rheinweiler Alt-Breisach, 18 an der Zahl, in der Nacht zum 1. Oktober an die Fährstelle Neuenburg zusammengebracht. Hierbei fielen vom französischen Ufer wohl einige Schüsse, eine Störung aber wurde dadurch nicht zu Wege gebracht. Gleichzeitig richtete eine Abtheilung Pioniere mit Hilfsarbeitern der Rheinregelung die fehlende zweite Fähre

Sämmtlich hatten sie am 7. Juli an den betreffenden Punkten einzutreffen. Es waren diese Anordnungen aber nicht etwa auf ein Verdienst des neu ernannten Generalstabschefs zurückzuführen. Mit der Wahl dieser neuen Stütze hatte der Feldzeugmeister, wenn sie wirklich freiwillig von ihm getroffen worden, jedenfalls keinen glücklichen Griff gethan. General Baumgarten war als Generalstabsoffizier weniger befähigt, als Krismanic. Seine Karriere soll er seiner Gewandtheit in den Salons zu verdanken gehabt haben.

Um die Verfolgung der Armee durch den Feind möglichst zu verhindern, leitete Feldzeugmeister Benedek aus eigener Initiative Waffenstillstandsverhandlungen mit der preußischen Heeresleitung ein, indem er zu diesem Zwecke schon am 4. Juli Nachmittags den Baron Gablenz nach Horic in das königliche Hauptquartier entsendete. Da der österreichische Armeekommandant indessen nicht ermächtigt war, irgend welche militärische und noch weniger politische Anerbietungen zu machen, so konnte er auch eine Unterbrechung der Feindseligkeiten unmöglich erzielen. Zum Glück für die österreichische Armee vermochte aber das preußische Heer in den allernächsten Tagen noch nicht energisch zu verfolgen. Die unvermeidlich in dem konzentrischen Kampfe durch einander gekommenen Abtheilungen der verschiedenen Armeen waren zu sondern; den Truppen mußte Zeit und Gelegenheit gegeben werden, sich zu retabliren. Die Sorge für die Verwundeten und die über Erwarten große Zahl von nahezu 20 000 unverwundeten Gefangenen, die Aufräumung des Schlachtfeldes, die Heranziehung der auf einen Marsch zurückgelassenen Kolonnen und Trains, sowie der Ersatz der Munition, Alles dies mußte erst bewerkstelligt werden. Im österreichischen Hauptquartier dagegen mußte man sich schließlich entscheiden, wohin der weitere Rückzug genommen werden sollte. Man hatte zunächst die Wahl zwischen Wien und Olmütz. Benedek entschied sich für letzteren Punkt. Es war allerdings richtig, daß die Armee in ihrem augenblicklichen trostlosen Zustande in der Richtung auf Wien nicht fortmarschiren konnte. Sie würde sich auf dem 30 Meilen langen Wege voraussichtlich vollständig aufgelöst haben. Es wäre daher durchaus nöthig gewesen, irgend wo eine längere Etappe zu machen, um sich erst wieder zu sammeln. Dann war man aber wieder nicht sicher, nicht sofort das preußische Heer, dem man glücklich einen Vorsprung abgewonnen hatte, auf den Fersen zu haben. In dieser Richtung bot ferner immer erst die Donau einen Abschnitt, hinter welchem mit Erfolg Widerstand geleistet werden konnte und außerdem fiel dann alles Land nördlich des Stromes in die Gewalt des Feindes. Allerdings wurde an der Donau die direkte Verbindung mit der in Italien siegreichen Südarmee gesichert, die schließlich wohl nur allein als geeignete Verstärkung angesehen werden konnte, um die preußische Ueberlegenheit auszugleichen. Doch konnte man andererseits noch nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß die italienische Kriegführung dem österreichischen Obersten Kriegsherrn gestatten würde, über den größten Theil der Armee

am Mincio für die Heranziehung an die Donau frei zu verfügen. Das verschanzte Lager von Olmütz bot dagegen in nur halb so großer Entfernung einen sicheren Zufluchtsort, der wohl ohne die Gefahr einer völligen Zersprengung erreicht werden konnte. Die Armee vermochte sich hier dann zu sammeln und wiederherzustellen. Ueber 10 000 Mann in dieser Flankenstellung mußten dem Vordringen des Gegners auf Wien außerdem erhebliche Schwierigkeiten bereiten, schützten auch einen bedeutenden Theil des österreichischen Gebietes, oder zwangen den Feind zur Theilung seiner Macht. Allerdings konnte eine solche Flankenstellung überhaupt nur wirksam werden, wenn man aus derselben offensiv hervorzubrechen vermochte. Ob aber die moralische Verfassung der österreichischen Nordarmee die Möglichkeit gewähren konnte, in nächster Zeit diesen Heerestheil wieder angriffsweise verwenden zu dürfen, das hing wieder hauptsächlich davon ab, ob Olmütz die Mittel enthielt, um die Armee durch Schutz, Ruhe, Ernährung und Ersatz in diesen Zustand zu versetzen. So weit bekannt war, befand sich aber der Platz in höchst mangelhafter Verfassung, kaum zur eigenen Vertheidigung und demnach noch viel weniger zum Revitaillement eines geschlagenen Heeres genügend ausgerüstet. Dennoch entschied sich Feldzeugmeister Benedek für den Rückzug auf Olmütz. Der österreichische Minister des Auswärtigen, Feldmarschalllieutenant Graf Mensdorff, welcher im Auftrage des Kaisers sich zur Armee begeben hatte, um sich persönlich von der Lage der Dinge zu überzeugen, hatte den Feldzeugmeister für den sofortigen Rückzug der Armee auf Wien zu bestimmen gesucht, war mit seinen Vorschlägen aber nur insoweit durchgedrungen, als Benedek zugestand, das X. Korps und die 1. leichte und drei Reserve-Kavallerie-Divisionen nach Wien dirigiren zu wollen. Diese Abtrennung eines Theiles von der Armee ist dem Feldzeugmeister vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Wie wir sehen, war sie nur ein Zugeständniß, um seinen Plan durchsetzen zu können, mit den Hauptkräften nach Olmütz zu marschiren. Das österreichische Generalstabswerk spricht die Ansicht aus, daß Benedek bei seiner Weigerung, die Armee an die Donau zu führen, wohl auch auf das Zustandekommen eines den Frieden vorbereitenden Waffenstillstandes gehofft haben mochte. Wenn dem thatsächlich so war, so müßte dieser Umstand als ein besonderes psychologisches Moment für die Beurtheilung Benedeks betrachtet werden. Dieses fortwährende Drängen nach dem Frieden um jeden Preis war jedenfalls bei Benedek der Ausdruck des Verlangens, der schweren Bürde des Oberbefehls ledig zu werden, der sich der Feldzeugmeister selbst nicht mehr gewachsen fühlte. Einen schweren Fehler beging aber Benedek dadurch, daß er diese seine Selbsterkenntniß nicht schon bei Zeiten zum Wohle des Ganzen freimüthig bekannte und um seine Ersetzung im Kommando durch eine andere Kraft bat. Es wären dem alten tapferen Soldaten viele Demüthigungen dadurch erspart worden. Das gänzliche, mitunter schon an Apathie grenzende Verzweifeln an der Situation

die städtische Polizei, mit Hülfe gutgesinnter Bürger die Ruhe wiederherzustellen. Unter diesen Umständen war es wohl nur natürlich, daß die Stadtbehörde ein baldiges Einrücken der Truppen erbat. Dieses fand am 3. Nachmittags statt. Nichts von Störung rührte sich. Ein Bataillon besetzte den südlichen Stadttheil bis zur Ill, ein anderes von dort den Abschnitt bis zur Dornacher Straße, der Rest wurde Truppweise in der Gensdarmeriekaserne, der Klosterschule, dem Bahnhof, dem Rathhaus, im Gymnasium und der alten Druckerei untergebracht. Die Kavallerie belegte Dornach, Rixheim und Riedisheim, die Batterie nahm mit ihrer Mannschaft Unterkunft in den Güterschuppen, mit ihren Pferden in dem Raum, welcher sonst dem Schutz der Lokomotive dienstbar ist. Starke Patrouillen durchzogen die Stadt und das 2. Bataillon 25 er zerstörte gleichzeitig den Schienenstrang südlich Brunnstadt, die Weiche südlich Mülhausen sowie die um die Stadt herumlaufenden Telegraphenlinien. Die Verpflegung regelte sich nun auch schnell und anstandslos durch summarische Lieferungen der Stadt beziehentlich Landgemeinden. Für den besetzten Umkreis waren auf diese Weise nun wohl Ordnung und Sicherheit verbürgt, in dem südlich gelegenen Landstrich und nach der Vogesenseite wurde es indeß dafür um so regsamer, denn es tauchten dort vereinzelte Freischaarenabtheilungen auf. War denselben vor der Hand auch nicht die Bedeutung einer ernsten Bedrohung beizumessen, so erschien es doch erforderlich, den Ansammlungen bei Zeiten entgegenzutreten, damit sie nicht lawinenartig emporwuchsen. In diesem Sinne wurden denn auch alsbald nach den bezüglichen Richtungen kleinere Unternehmungen eingeleitet. Der Streifzug zweier Kompagnien des Bataillons Gumbinnen und einer Eskadron nach Zillisheim sah sich sogar gewissermaßen angegriffen. Auf einer Lokomotive fuhren die Gegner heran, beschossen die Deutschen aus weiter Entfernung, bei Annäherung derselben dampften sie jedoch schleunigst wieder ab und verschwanden. Auch gegen die auf Altkirch vorgehende Abtheilung fielen Schüsse aus weitesten Abständen. Es veranlaßte das aber nicht den geringsten Aufenthalt und hinderte nicht die Unterbrechung des Schienenstrangs bei Wallheim. Die gleichzeitig auf Bartenheim, Pulversheim und Asbach vorstoßenden Infanterie- und Kavallerietrupps blieben unangefochten.

Während dieser Ereignisse vollendete die Division unter dem Schutz des Bataillons Ortelsburg, welches Chalampé besetzt und befestigt hatte, ihren Uebergang. Sie nahm in und bei Banzenheim Aufstellung, zog aber noch die Bataillone Osterode, Graudenz, Thorn an Mülhausen heran, da die Stadtbevölkerung wie man wußte, noch reichlich mit Waffen versehen war, es darauf ankam sich Achtung zu verschaffen und immerhin ein Kampf nicht zu den gänzlichen Unmöglichkeiten gehörte. Von Banzenheim waren Vorposten bis an Blodelsheim herangeschoben, Patrouillen streiften bis Ensisheim und Obersaasheim, die umliegenden Ortschaften wurden selbstverständlich

entwaffnet. Als zu letzterem Zweck das Bataillon Goldap am 5. über Balgau und Namsheim nach Heiteren gelangt war, führte das Vorbrechen von etwa 2000 Mobilgarden und einer Abtheilung Linieninfanterie aus Neu-Breisach zu einem Zusammenstoß. Kompagnieweise hatte sich das Bataillon auf die genannten drei Ortschaften vertheilt, sich durch Besetzung der Kanalübergänge und des Dorfes Heiteren gesichert. Nach zwei Stunden war die Durchsuchung der einzelnen Gehöfte beendet, das Bataillon im Begriff sich zum Rückmarsch zusammenzuziehen, als das Vorrücken überlegener feindlicher Infanterie gemeldet wurde. Mit dem Eintreffen dieser Meldung zeigten sich auch schon zwei Bataillone, vor der Front ungefähr eine Kompagnie, ebenso war jenseits des Kanals etwas von Kavallerie sichtbar. Die preußischen Abtheilungen an den Uebergängen befanden sich bereits im Gefecht und die Kompagnie in Heiteren zog sich aus dem Dorfe heraus. Kaum hatte sie dasselbe verlassen, so brachen auf etwa 1000 Schritt Entfernung schon in gleicher Höhe die rechte Flanke bedrohend, noch zwei Kompagnien Franzosen hervor, welche in schneller Gangart am Thierbach entlang augenscheinlich beabsichtigten, an der Biegung der Straße den Weg nach Balgau zu verlegen. In diesem Augenblick erschien jedoch die in jenem Ort zurückgelassene Compagnie und brachte den Feind durch ihr schnelles und energisches Eingreifen sofort zum Stehen; auch eilte die 1. schwere Batterie, dem Gefechtslärm folgend, von Blodelsheim, ihrem Unterkunftsort, herbei, protzte halbwegs Heiteren-Balgau ab und trieb mit wenigen gut gezielten Schüssen die feindlichen Massen zurück. Zwar gerieth sie hierbei in heftiges Gewehrfeuer, welches französische Schützen auf etwa 700 Schritt aus gedeckter Stellung von der Flanke her abgaben, Verluste wurden ihr indeß nicht zugefügt. Es währte nicht lange, so sah man die Franzosen in vollem Rückgang auf die Festung.

Sobald sich die gesammte Division auf französischem Boden befand, hatte auch die Herstellung einer festen Verbindung mit dem Breisgau begonnen. Ueber den tieferen, reißenderen Rheinarm nächst der deutschen Seite wurde eine Schiffbrücke mit gezimmertem Oberbau, über den schmalen, seichten und ruhigeren Theil der französischen Seite eine Bockbrücke geschlagen. Das Zuschneiden der erforderlichen Hölzer hatte ein Theil der Pioniere in Freiburg auf dem Platz eines dortigen Zimmermeisters inzwischen bewirkt und so zeitig mittelst Bahn und Achse herangeschafft, daß beide Brücken mit dem 5. fertig gestellt waren und die nunmehr folgenden Proviantkolonnen, Fuhrparke, Marketender u. s. w. dieselben benutzen konnten.

Es lag zwar in der Absicht, noch an diesem Tage gegen Neu-Breisach vorzurücken, bei der Stimmung der Arbeiterbevölkerung in Mülhausen mußte solches indeß noch verschoben werden. Um nun für alle möglichen Fälle gesichert zu sein, wurde die Besatzung der Stadt mit Ausnahme zweier Bataillone in der Richtung nach Belfort aufgestellt, während eine kleinere Ab-

theilung wiederum bis Altkirch vorging und die bereits begonnene Zerstörung der Eisenbahn fortsetzte. Der fernere Umstand, daß hierbei abermals Freischärlerbanden störend einzugreifen suchten, veranlaßte schließlich das Divisionskommando bei den am 6. beginnenden Bewegungen, das Regiment 25, die Bataillone Osterode, Graudenz, Thorn, das 3. Reserve-Ulanen-Regiment und die 3. leichte Batterie vorläufig bei Mülhausen zu belassen, auch schon um noch den Versuch zu machen, sich in den Besitz eines französischen Pontonparkes zu setzen, der bei Hüningen vorhanden sein sollte. Dieser fand sich freilich nicht vor.

Der Divisionsstab, die Bataillone Tilsit, Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, zwei Schwadronen des 1. Reserve-Ulanen-Regiments gingen als linke Kolonne nach Ensisheim und Gegend, die Bataillone Lötzen, Goldap, Danzig, Marienburg, der Rest des Ulanen-Regiments und die Artillerie bezogen gesicherte Unterkunft in Fessenheim und Balgau. Der Weg über Ensisheim wurde gewählt, um bessere Verpflegung zu finden und durch Berührung neuer Orte zur Beruhigung des Landes beizutragen. Am 7. langte man vor Breisach an. Die rechte Kolonne wandte sich über Dessenheim, Appenweier und umschloß den Platz von dem nach Höttenschlag führenden Wege bis zum Rhein unterhalb Biesheim, während die andere Abtheilung über Hirzfelden sich vor die Süd- beziehungsweise Südwestfront legte, den rechten Flügel bei Algolsheim an den Rhein gelehnt. Die beiden schweren, die 1., 3., 4. leichte Batterie blieben unter Bedeckung zweier Eskadrons und zweier Kompagnien bis auf Weiteres südlich Balgau gefechtbereit stehen. Ueber die Artillerie sollte nach Maßgabe einer auszuführenden Erforschung der Verhältnisse bestimmt werden. Es ließen sich diese aber nicht so schnell übersehen, daher gingen vorläufig die beiden schweren Batterien nach Widensolen, die drei leichten nach Dessenheim. Um 12 Uhr Mittags war die Einschließung völlig ausgeführt, Vorposten auf 1500 bis 2000 Schritt an die Festung herangeschoben; der Feind hatte die anrückenden Truppen überall mit lebhaftem, aber fast wirkungslosem Geschützfeuer empfangen.

Zunächst wurde der Versuch gemacht, den Kommandanten zur Uebergabe zu bewegen. Die bezügliche Aufforderung lehnte derselbe indeß trotz angedrohten Bombardements ab.

So viel man wußte war die Besatzung 3000 bis 5000 Mann stark, fast nur aus Mobilgarden zusammengesetzt, welche wenig Neigung zum Kriege haben sollten. Den Artilleriewiderstand glaubte man nur minderwerthig anschlagen zu müssen, deshalb erschien eine Bethätigung der Drohung nicht aussichtslos und ließ der Divisionskommandeur noch selbigen Abends nach eingetretener Dunkelheit seine Feldgeschütze gegen die Stadt in Wirksamkeit treten. Die Infanterie wurde entsprechend weit gegen die Festung vorgeschoben, Reserven in der Nähe bereit gehalten und fuhren die beiden schweren Batterien zwischen der Straße Wolfganzen-Neu-Breisach und dem Vauban-

kanal auf 1700 Schritt von dem Festungsgürtel in Stellung. Als Ziel waren die Mitte der Stadt und die Kirche gegeben. Schon bald nach 8 Uhr wurde es in der Stadt laut, Signale tönten herüber, dabei blieb es; erst ¼ Stunde nach Eröffnung des deutschen Feuers erwiderte die Festung mit gezogenen Granaten und Bomben. Anfangs schossen die Franzmänner entweder zu kurz oder zu weit, bald aber hatten sie sich eingeschossen, so daß ihre Kugeln nun dicht vor die Batterien oder zwischen die Geschütze, besonders nach dem linken Flügel zu einschlugen, weil die Bäume, welche den Wiedensolenkanal begleiten, hier die Richtung anzugeben schienen. Schon in der ersten Hälfte der Beschießung machte sich in der Stadt eine nicht unbedeutende Brandwirkung bemerkbar, die ersichtlich an Umfang zunahm und wenn auch die feindlichen Geschosse im Allgemeinen wenig Schaden brachten, so sollte doch eines der letzten derselben für das vierte Geschütz der 1. schweren Batterie verhängnißvoll werden. Eine Granate traf den Vorderwagen, der Protzkasten wurde fast gänzlich zertrümmert, die wenigen noch in demselben befindlichen Kartuschen zersprangen und warfen die Geschosse heraus, 3 Mann wurden verletzt, den Stangen- und Mittelpferden Verwundungen zugefügt, die Haltung der Mannschaft blieb aber vortrefflich und es gelang, den unbrauchbaren Geschützthеil noch in derselben Nacht gegen eine Munitionswagenprotze auszutauschen.

Die drei leichten Batterien hatten sich gleichzeitig zwischen dem Rhein-Rhonekanal und der Straße Heiteren-Breisach aufgestellt. Sie unterhielten ebenfalls von 9 Uhr ab ein wohlgenährtes Granatfeuer, vorzugsweise auf die in der mondhellen Nacht noch erkennbare große weiße Kaserne. Auch hier waren nennenswerthe Verluste oder Beschädigungen nicht vorgekommen, als gegen Mitternacht die Beschießung auf Befehl eingestellt wurde. Die Festung hatte lebhaft erwidert, Erfolge durchschlagender Art vermochte man beiderseits nicht zu verzeichnen, der beabsichtigte Druck auf den Kommandanten erwies sich vielmehr wirkungslos, denn die am 8. Morgens ergehende zweitmalige Aufforderung zur Uebergabe ward wiederum zurückgewiesen. Die Umschließung nicht unterbrechend, wandte der Divisionskommandeur nunmehr sein Augenmerk Schlettstadt zu, gegen welchen Platz sich die bisher bei Mülhausen verbliebenen Truppen inzwischen in Marsch gesetzt hatten. Zur Beobachtung gegen Belfort und um das obere Elsaß, vorzugsweise den Südtheil der Vogesen durchstreifen und dieses Gebiet von den Franktireurbanden säubern zu lassen, blieben in Meienheim das 1. und Füsilier-Bataillon 25 er und zwei Schwadronen zurück, die demnächst noch durch die 4. leichte Batterie verstärkt wurden. Bei der gleichzeitigen Einschließung zweier Festungen konnten zu solchem Zweck nicht mehr als zwei Bataillone Verwendung finden und war damit auch das Aufgeben von Mülhausen bedingt, dessen unbeschäftigte Arbeiterbevölkerung nur durch eine starke Besatzung niederzuhalten war. Es blieben zur Absperrung Schlettstadts also

nur: das 2. Bataillon 25. Regiments, die Bataillone Osterode, Graudenz, Thorn, zwei Schwadronen der 3. Ulanen, die 2. leichte und die nunmehr noch von Neu-Breisach überwiesene 3. leichte Battereie verfügbar. Als die Spitze dieser Truppenabtheilung um die Mittagsstunde des 10. Oktober bei Gemer eintraf, schleuderte ihr die Festung schwere Geschosse entgegen. Unberechtigt war es jedenfalls nicht, wenn man dieses Beginnen als einen Versuch zur Einschüchterung betrachtete. Das nicht zu ferne Straßburg befand sich ja in unseren Händen, mit Hülfe der von dort erwarteten Belagerungsgeschütze war die geringe Widerstandskraft des unbedeutenden Platzes bald und nachdrücklichst zu brechen. Diesem Einsehen könne sich der Kommandant doch nicht verschließen, sagte man sich. Derselbe gab indeß dem die Verhältnisse klar legenden und zur Ergebung auffordernden preußischen Abgesandten die bündige Antwort: mes conditions seront les canons", und nach ½ stündiger Feuerpause wurde die Beschießung der Vorhut wieder aufgenommen. Zugleich schien es, als ob die Batterie der 1. Reserve-Division von Westen her gegen die Festung feuere. Diese Täuschung erklärt sich leicht daher, daß die nach jener Richtung entsandten feindlichen Granaten dort krepirten und solches wie diesseitges Feuer aussah.

Während nun die Preußen ihre Bewegungen fortsetzten, zog der Kommandeur der Vortruppen die ihm beigegebene 3. leichte Batterie vor. Dieselbe ging unter entsprechender Bedeckung auf der Hauptstraße über Gemar hinaus, bog 300 Schritt jenseits des nördlichsten der drei am Wege liegenden Wirthshäuser links auf das Feld und protzte auf etwa 2800 Schritt von der Festung, nach der rechten Flanke ab. Die vorstehenden hohen Bäume gestatteten noch Durchsicht nach der als Ziel genommenen Kaserne und entzog die Geschütze zum Theil der feindlichen Einsicht. Das trübe Regenwetter und gleichzeitige Schießen der schweren Festungskaliber, deren Raucherscheinung von der der preußischen Granaten schwer zu unterscheiden war, hinderte die Beobachtung. Der Feind beschoß die Batterie erst nachdem dieselbe ihr Feuer eröffnet hatte, schien also ihr Auffahren nicht bemerkt zu haben. Von da ab blieb die Batterie nun der einzige Zielpunkt der Franzosen. An die 30 bis 40 Granat- und Sharpnelschuß wurden auf dieselbe geschleudert, während sie nur mit etwa der Hälfte von Geschossen erwiderte. Erst als die Batterie zurückgezogen wurde, glückte es dem Gegner, eine 12pfündige Granate so dicht neben das erste Geschütz zu bringen, daß die Mittelpferde zusammenstürzten und dem Stangenreiter der angezogene Mantel durch Sprengstücke zerrissen wurde.

Unterdeß war die südliche und westliche Umgegend besetzt und von Scherweiler aus die Verbindung mit der Eingangs erwähnten Abtheilung der 1. Reserve-Division aufgenommen worden.

Bei Abwägung der einschlägigen Verhältnisse beschloß nun der Divisionskommandeur, Neu-Breisach einstweilen nur in Umzingelung zu halten und —

nachdem er inzwischen auch Kolmar hatte besetzen lassen — seine Hauptthätigkeit zunächst gegen Schlettstadt zu richten. Hiermit aber war eine Verstärkung der Infanterie vor genanntem Platz nothwendig, es wurden daher die Bataillone Tilsit und Wehlau von Neu-Breisach nach dort abgezweigt und mit dem Eintreffen derselben nach wenigen Tagen, die Truppen in Rücksicht darauf, daß das Vorland in Süden und Osten unter Wasser gesetzt war, in drei Gruppen abgetheilt. Fünf Bataillone, eine Schwadron, eine Batterie stellten sich vor die West- und Südwestseite, und zwar Bataillone Osterode und $^1/_4$ Schwadron in Kastenholz, das 2. Bataillon Regiments 25 in Kinzheim, $^1/_2$ Bataillon Thorn in Orschweiler, $^1/_2$ Bataillon Thorn und Bataillon Graudenz in St. Pilt, Bataillon Tilsit und $^3/_4$ Schwadronen so wie die 3. leichte Batterie in Gemar. Die Vorpostenlinie dieses Abschnittes zog sich 600 Schritt südlich des Kirchhofes bis zur gesprengten Eisenbahnbrücke am Giesenbach. In dem Raum von Scherweiler bis zur Ill umschlossen zwei Bataillone der 1. Reserve-Division mit dem inzwischen von Chalampé herangezogenen Bataillon Ortelsburg, $^1/_2$ Schwadron und der 2. leichten Batterie die Nordfront, Bataillon Wehlau und $^1/_2$ Schwadron bildeten die östliche Gruppe und waren auf Rathsamhausen, Mussig und Schnellenbühl vertheilt. Da die Ueberfluthung der Ill und die von zahlreichen Wasserläufen durchzogenen Niederungen hier nur bei ersterem und letzterem Ort eine etwaige Verbindung des Platzes nach außen gestattete, fiel dieser Gruppe die verhältnißmäßig leichtere Beobachtung zweier ganz bestimmter und eng begrenzter Punkte zu, sie konnte also auch die an Zahl geringste sein. Wo keine natürlichen Deckungen vorhanden, gruben sich die Truppen ein.

Hatte man sich Schlettstadts bemächtigt, so war die Verbindung mit dem nördlichen Elsaß gesichert und die leichtere Heranführung des Belagerungsgeschützes von Straßburg versprach an sich schon hier einen schnelleren Erfolg. Mit diesen Gesichtspunkten und der eingetretenen Vertheilung der Division fiel aber auch gleichzeitig die bisherige Wichtigkeit der Neuenburger Brücke. Sie lag jetzt viel zu südlich. Statt ihrer wurde ein neuer Uebergang zwischen Ichtingen und Argenheim und für Müllheim, Riegal als Etappenort in Aussicht genommen. An das Generalgouvernement in Straßburg erging demnächst das briefliche Ersuchen um schleunige Ueberweisung des dort vorhandenen Brückenmaterials.

(Fortsetzung folgt.)

Das unterseeische Kabel als Waffe.

Von

O. Wachs, Major a. D.

Der Begriff der Entfernung ist ein rein geometrischer und unveränderlicher. Sobald wir aber über die, nur durch ihre Benutzung werthvolle Zeit und die Mühe Untersuchungen anstellen, welche nothwendig sind, um den Raum zu durchschreiten, dann haben wir ein bewegliches Moment in der Ueberwindung der Entfernungen gewonnen, das einer Betrachtung wohl werth ist.

Wie früher die Menschen bemüht gewesen sind, den Raum oder die Entfernung zu verkürzen und für gegenseitige Mittheilung zu überbrücken, zeigt die Sage, daß der Fall von Troja durch, auf dem Berge Athos angezündete Freudenfeuer in nach damaligen Begriffen ausgedehnte Land- und Meeresgebiete bekannt gegeben sei. Mit welcher Schnelligkeit die Gallier Cäsars Ankunft durch das Land verkündeten, erzählt dieser selbst voll Verwunderung. Aber was bedeuten derlei Mittel der Vor- und der Neuzeit, was die hohen Wartthürme, die in gegenseitiger Verbindung standen, was die optischen Telegraphen, das Feuer bei Nacht, der ausgestreckte Arm bei Tage, gegen den heutigen feinfühligen Draht, der in Minuten das Weltall durchblitzen läßt und dessen Wirkungen wie im Frieden, so in erhöhtem Maße im Kriege, sei es zu Land, sei es zu Wasser, in die Erscheinung treten?

Nachdem die Telegraphenlinien die Länder überspannten, wurde es für die gebildete Menschheit ein unabweisbares Bedürfniß, die durch die Ozeane geschiedenen Kulturländer in der alten und neuen Welt elektrisch zu verbinden.

Das erste Kabel versenkte man 1850 im Kanal zwischen Frankreich und England; einen weiteren Fortschritt stellte 1858 das Ereigniß der Kabellegung zwischen Irland nach Neufundland dar; die Verständigung von hüben nach drüben und umgekehrt erfolgte zwar am 21. August, doch verlor das Kabel bald seine Leistungsfähigkeit für immer. Heute aber, das zeigt A. Herrichs Karte des Weltverkehrs*) ist der Boden des Atlantischen Ozeans vielfach von dem Träger des elektrischen Funkens durchquert, während an seinen Küsten, an denen des Indischen Ozeans und Pacifics die starken Kabel entlang laufen. Die elektrische Leitung, um zunächst ihrer Mission in Friedenszeiten näher zu treten, bietet für den internationalen Handel, den Weltwirthschaftsverkehr ein neues, nicht mehr zu entbehrendes Mittel von weittragendster Bedeutung. Niemand wird ihren kulturellen Segen verkennen, Niemand aber auch den Fluch, der daran haftet.

*) Verlag von Karl Flemming, Glogau. 1 : 50 000 000. Preis 1 Mk.

Der elektrische Draht hat in der scharfen Konkurrenz um das Mein und das Dein, um die Fragen der Macht und der Existenz den gierigen Egoismus auf das Höchste getrieben. Wer über die besten Instrumente verfügt, wer sich ihrer am scharfsinnigsten und unbarmherzigsten bedient, bleibt Sieger im Kampfe. Das reiche England ist es, welches weitsichtig und planmäßig sich durch das Legen submariner Kabel fast ein Monopol, zunächst im Welthandel, geschaffen hat; dieser aber ruht, darüber kann kein Zweifel obwalten, in erster Linie auf den Seeverbindungen, mit denen die vielseitigsten Interessen verknüpft sind. Britannien scheut vor keinem Mittel zurück, um die wirthschaftlich schwächeren Nationen nicht aufkommen zu lassen; darum auch will England nichts von dem Schutze des Privateigenthums zur See im Kriegsfalle wissen, weil es vermeint, durch Beschränkung des Seekriegsrechtes nach dieser Richtung hin sich einer der wirksamsten Waffen zur Behauptung der Vorherrschaft zur See zu begeben. An den Vortheil des meergetragenen Handels, an die Ausbeutung der Welt — um einen milden Ausdruck dafür zu gebrauchen — gewöhnt, will Britannien sich dieselbe nach wie vor tributpflichtig erhalten. Dies ist die wirthschaftliche Bedeutung der Kabel.

Das englische Monopol stellt sich aber nicht nur als eine Quelle des Reichthums dar, es ist auch eine solche der Macht, ein Mittel in der Hand der englischen Staatsmänner bei diplomatischen Verhandlungen und zur Erhaltung der englischen Suprematie in politischen Dingen. Zunächst ist England durch die telegraphische Verbindung stets auch über seine ferneren Kolonien aufs Genaueste unterrichtet; von viel größerer Bedeutung aber erscheint der Vortheil und Vorsprung, welche es England durch telegraphische Uebermittelungen ermöglichen, aus wichtigen Geschehnissen in entfernten eigenen oder fremden Territorien und Meeresgebieten Nutzen zu ziehen, von denen andere Regierungen erst spät und ungenügend unterrichtet werden. Daß die Engländer rücksichtslos ihren Vortheil ausbeuten, dafür sprechen Verzögerungen und Unterbrechungen, die mit providentieller Regelmäßigkeit dann wiederkehren, wenn eine fremde Macht bei bezüglichen Verhandlungen engagirt ist.*) Diese Behauptung wird u. a. durch die Vorgänge in Nordafrika, Siam, Marokko, Madagaskar und Transvaal erhärtet. So wurde im Jahre 1888 ein Telegramm des Kongo-Gouverneurs über die Stanley'sche Emin Pascha-Expedition an den König der Belgier, von den englischen Beamten in San Thomé an englische Blätter und dann erst an

*) Die englischen Kabel gehören zwar Privatgesellschaften (zum Theil mit staatlicher Subvention), doch setzt Artikel 7 der Bestimmungen über dieselben fest, daß alle Staatsdepeschen den Vorrang haben, Artikel 3, daß die Kompagnien keine ausländischen Beamten anstellen dürfen und keine Leitung in ein fremdländisches Bureau laufen darf, Artikel 9, daß im Kriegsfalle die Regierung sämmtliche Stationen übernehmen und durch ihre eigenen Beamten bedienen lassen kann.

seine Adresse übermittelt. Als der Sultan von Marokko gestorben war, stand das Kabel von Tanger nach Europa auf einen Tag dem englischen Minister des Auswärtigen zur alleinigen Verfügung. Gelegentlich der neuerlichen Vorgänge in Transvaal war plötzlich die telegraphische Verbindung mit Südafrika längs der Ostküste unterbrochen, so daß sich der telegraphische Verkehr zwischen Deutschland und Transvaal in Folge nothwendiger Umwege lähmend und schädigend gestaltete. Nach dem deutschen Weißbuch über Transvaal brauchte ein Telegramm aus Pretoria nach Berlin 17 (!) Stunden, war also vermuthlich an irgend einer Stelle zurückgehalten worden. Hervorragende deutsche Firmen, die in Transvaal wichtige Interessen zu vertreten haben, wandten sich schutzsuchend und beschwerdeführend an das Reichspostamt, weil ihnen vom 28. Dezember 1895, selbst in rein geschäftlichen Angelegenheiten eine Zeit lang kein Telegramm befördert wurde. **Facta loquuntur!**

So unterstützt die elektrische Verständigung beziehungsweise deren Verhinderung zweifelsohne die Politik der englischen Plusmacherei, und die Kabel liefern Albion in seinem heißen Bewerbungseifer günstige Chancen. Englischer List ist es sogar gelungen, einige Male, und zwar gerade in kritischer Zeitlage, sich in den Besitz der Schlüssel von deutschen und französischen chiffrirten Depeschen zu setzen, welche also britischer Kontrolle unterstanden. So war es mit den Telegrammen des Admirals Courbet, welche derselbe gelegentlich des letzten französisch-chinesischen Krieges an die heimische Regierung entsandte.

Wenn sonach das unterseeische Kabel in wirthschaftlicher und politischer Beziehung eine große Rolle spielt, so wird doch Alles überwogen durch das eine große Moment der Ausnützung im Kriege auf der ausgedehnten Seebühne.

Schon bevor das Signal ertönt: „Klar zum Gefecht!“ steht es in Englands Belieben, von der Beförderung durch den Draht Depeschen über die politische Situation und maritimen Maßnahmen wie chiffrirte Telegramme zu unterdrücken. Die förmliche Berechtigung einer solchen Handlungsweise erkannte der internationale Telegraphenvertrag von 1875 an, welchem zufolge den Regierungen die Befugniß zugesprochen wurde, den internationalen Telegraphendienst gänzlich oder auf bestimmte Strecken und für gewisse Arten von Korrespondenzen auf unbestimmte Zeit einzustellen.

Wenn Lord Charles Beresford im Januar 1888 in einer Rede sich dahin ausließ, daß im Kriegsfalle durch Beschädigung der Kabel den Kommandeuren von englischen Geschwadern auf fernen Stationen kein Kriegsplan übermittelt werden könnte, dieselben darüber ohne Nachricht blieben, wo sie Kohlen einzunehmen hätten, auf welche Weise sie auf Unterstützung rechnen könnten u. s. w., dann kann man unschwer ermessen, in welcher ungleich schwie-

rigeren Situation Geschwader anderer großer seefahrender Nationen sich in ähnlichen Fällen befinden müßten.

Die internationale Konferenz zu Paris im Jahre 1882, welche die Unantastbarkeit der unterseeischen Verbindungen in Friedenszeiten beschloß, erklärte freilich in Artikel 15 des Vertrages ausdrücklich, daß nach Ausbruch des Krieges die gegnerischen Parteien in keiner Weise beschränkt wären und ihnen vollständige Aktionsfreiheit zustehe. Wollte man aber aus dieser Einschränkung, da eine Bewachung der Kabel allerorts unmöglich ist, sich dem Glauben oder der Hoffnung hingeben, daß kühne, schnellsegelnde, feindliche Kreuzer die Leitungen unterbrechen könnten, so wäre dies ein Irrthum, da selbst bei bekannter Lage der Kabel ihr Auffischen durch die Bewegungen des Meeres und andere Umstände sehr erschwert wird, während dieselben (dem internationalen Vertrag von 1875 gemäß) auch im Kriege an ihrer schwächsten Stelle, d. h. in der Küstenzone der Neutralen (dieselbe reicht bis auf Kanonenschußweite vom Ufer ins Meer) unverletzlich sind. England hatte demnach keinen Grund, jenem Artikel 15 zu widersprechen, wohl aber ihn zu adoptiren. An dieser Stelle dürfen wir zu berichten nicht vergessen, daß die englischen Kriegsfahrzeuge mit Instrumenten zur Zerstörung und Reparatur unterseeischer Kabel nicht nur ausgerüstet, sondern — man staune — auch schon in Friedenszeiten sich darin Routine zu erwerben beflissen sind. Das „Journal des Débats“ berichtete im Oktober 1895 wie folgt: „Die Engländer, so schreibt unser Korrespondent, scheinen Meere, in denen sie Kabel versenkt haben, als ihre absoluten Dependenzen zu betrachten. Dies beweist die außerordentliche Unverfrorenheit, mit der sie kürzlich und ohne ersichtlichen Grund unser Majunga und Mosambique verbindendes Kabel auffischten und nach Prüfung dasselbe wieder in die Tiefe sinken ließen.“

Darf man unter Erwägung eben berührter Verhältnisse bei der politischen Spannung, welche dem Kriege vorauszugehen pflegt, noch mittelst englischer Kabel empfangenen Depeschen über Sein und Bleiben ihrer und unserer Geschwader irgend welchen Glauben schenken? Auf welche Weise sollen unsere Kriegs- und Handelsfahrzeuge in fernen Meeren benachrichtigt und vor Ueberfall gewarnt werden? Hat nicht das Nachrichtenwesen im Seekriege eine so hohe Bedeutung erlangt, daß Vorsprung in der Zeit schon fast Sieg bedeutet? Wer steht dafür, daß John Bull, nach wohlfeiler Beute lüstern, nicht eine Situation heraufbeschwöre, die zum plötzlichen Bruche führe, um eine Flotte, die ihm gefährlich werden könnte, und welche, weil unbekannt mit den heimischen Vorgängen, der Gewalt des Augenblickes schutzlos hingegeben ist, ohne Risiko zu vernichten? Und wenn es zum Kampfe kommt, wird nicht dasselbe Kabel, nachdem es die Einleitung zum Kriege durch das magische Wort gemeldet, das Gesetz geben, weil die ganze Welt durch den Draht, den geistigen Vermittler zwischen dem Oberkommando und den einzelnen Geschwadern, zur englischen Operationsbasis umgestaltet ist?

Gleich der strategischen Eisenbahn auf dem Lande, sichert das Kabel eine nicht wett zu machende Ueberlegenheit zur See. Wäre es für England nicht ein Leichtes, durch beliebige Verlegung des Schwergewichts und Ausnutzung des günstigen Momentes kühn zu planen und zu thaten, schlagkräftig, weil schlagfertig zu sein, nachdem es die feindliche Schwäche durch das empfindliche Fühlhorn des elektrischen Drahtes erkannte und der Viktoria die Kränze abzujagen? Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß England neben der Flotte das Kabel zu einem der Hauptfaktoren der Seestrategie erhoben hat, zu einem Faktor, der dem Feinde seine Stärke und Schwäche abfragt und kontrolirt, der englischen Kriegführung den einheitlichen Plan und Impuls gleich der Jachheit und Unwiderstehlichkeit eines elementaren Ereignisses gewährleistet, der Trennung wie Vereinigung begünstigt, den Vorstoß aus der inneren Linie oder umfassenden Angriff, sowie machtsicheres Abwarten gestattet, mit einem Worte Ob- und Uebermacht am entscheidenden Punkte verleiht. Im englischen Kriegsministerium ist daher eine besondere Abtheilung lediglich für das Kabelwesen errichtet. Sie überwacht den Dienst der Gesellschaften in Friedenszeiten and studirt die den submarinen Verbindungen zufallenden strategischen Aufgaben im Falle kriegerischer Verwickelungen. Ihre Entscheidung wird vor dem Legen neuer Kabel eingeholt, und bei dieser Gelegenheit — das will für das handelsfrohe, handelssüchtige England viel sagen — giebt das strategische Moment dem kommerziellen gegenüber den Ausschlag. In solchen Fällen, wo das kriegsmaritime Interesse vorwiegt, wie bei den Drahtverbindungen zwischen Halifax und den Bermuden oder zwischen den Seychellen und Sansibar zahlt die Regierung entsprechend hohe Subventionen.

Versetzen wir uns nunmehr an die Stelle der Gegner Englands. Bei ihnen taucht ein banger Zweifel nach dem anderen auf, ihnen fehlt die erste Bedingung der Seestrategie, die sich darstellt als Wissen, Schluß und Wille, denn dem Kabel, das nur für Albion ein Grenzwächteramt bedeutet, ist keine Antwort abzutrotzen, und so sind sie gezwungen, dem ersten und wichtigsten Moment für die Disposition zu entsagen. Während die englischen Führer zur See wissen, müssen sich ihre Feinde mit der oft trügerischen Ahnung, unter welcher die Spannkraft leidet, begnügen, und schon beim Eintritt in eine Periode, in der Machtfragen ersten Ranges sich entscheiden, empfinden sie die unheimliche Nähe des Punktes, an dem das Kapitel der Zufälle die Entscheidung bringt, und wo das Ueberraschende in der That das einzig Sichere ist. Was kann da einem tapferen, genialen Admiral, dem das Deck unter den Füßen brennt, alle Wissenschaft der Strategie nützen? Auf welche Weise soll er die weiten Felder des maritimen Schachbrettes überblicken, da, um den Vortheil falkenäugig zu erspähen und auszubeuten, das Fernrohr nicht weit genug trägt und zugleich die Grenzen des ihm bekannten Operationsfeldes darstellt? Unter grausigem Gestern und Heute und

Morgen muß er seinen Kalkül mit tastender Hand auf das unzuverlässige „Vielleicht“ stützen, statt ein klares Strebeziel rücksichtslos verfolgen zu können. Selbst ein eiserner Charakter wird sich beengt und gefesselt fühlen, und — vogue la galère — soll's nicht anders sein, zur Rettung der Ehre der Nation wie der eigenen ehrenvoll untergehen. Denn nirgends anders ist der Augenblick mehr Herr als auf dem Kampffelde, wo der bestangesetzte Angriff schon den Keim des Mißlingens in sich tragen kann.

Als Resultat vorstehender Betrachtungen ergiebt sich das Folgende:

Das die Welt umspannende System der unterseeischen Kabel ist nicht nur ein kulturelles, sondern auch ein hochpolitisches und strategisches Netz, durch dessen Herstellung neue politische und militärische Werthe geschaffen wurden, von denen letztgenannte aber die folgenschwersten sind. Es stellt sich gleichwerthig den belebten Handels- und Kriegsstraßen über die Weltmeere, deren Wichtigkeit erhöhend, zur Seite.

Fast klingt es wie eine weltgeschichtliche Ironie, daß jenes England, über dessen Schwäche die Welt heute lacht, nicht etwa als Erfolg blinden Glückes, sondern als wohlgereifte Frucht bedeutsamer, in der Stille ausgeführter Arbeiten, durch die Kabel den Planeten in Fesseln geschlagen und sich dadurch tributpflichtig gemacht hat, daß es im Frieden schon den wirthschaftlichen und politischen Bestrebungen anderer Nationen nicht nur arge Hemmnisse bereitet, sondern sie auch zur Verzinsung der für unterseeische Verbindungen ausgelegten Kapitalien heranzieht,*) sich selbst aber für den Fall internationaler kriegerischer Verwickelungen einen mächtigen Krafterzeuger schuf. Wenn man lächelnd nur die Berichte über die verzweifelten Anstrengungen der Engländer zur Aufrechterhaltung ihrer Suprematie auf den Meeren durch den Bau einer übermächtigen Flotte stattlicher Fahrzeuge vernimmt, zu deren Führung ihnen erfahrene Offiziere, wie zur Bemannung Ingenieure, Matrosen u. s. w. fehlen, dann kann man sich auf der andern Seite des Staunens über die Riesenleistung der Etablirung unterseeischer Kabel nicht erwehren, die von den fern ausgesetzten Spähwarten durch den empfindlichen Drahl über die Knotenpunkte Malta, die Azoren, Bermuden und Seychellen nach dem kommerziellen, militärischen und maritimen Hauptquartier in London genaue und schnelle Meldungen erstatten, von denen fremden betheiligten Mächten erst später Kunde wird.

---

*) Die in den 250 000 Kilometer langen Kabeln angelegten englischen Werthe beziffern sich auf ungefähr 650 Millionen und verzinsen sich jährlich mit etwa 90 Millionen Mark. Das ist eine vortheilhafte Kapitalanlage. Die französische Regierung, von der Deputirtenkammer in ihren Forderungen für eigene Kabellegung in früherer Zeit mehrmals kurzsichtig zurückgewiesen, zahlt einigen englischen Kompagnien bedeutende jährliche Subsidien. So erhält die Spanish submarine Telegraph Co. für das Senegal-Kabel 1 700 000 Frs., die Eastern Extension für das Saigun-Kabel in Tonkin 300 000 Frs., der African direct Telegraph für das Kabel von Obock nach der Insel Perim 37 500 Frs.

Die Welt weiß nicht nur, daß schon der Sieg bei Salamis ein Sieg des maritimen Elements über das feste war, sondern daß in diesem Kampfe auch der Geist über die Materie obsiegte, und wem etwa noch ein Zweifel darüber aufkommen sollte, daß die Menschheitgeschichte, welche kontinental begann, immer mehr ozeanisch sich gestaltete, dem empfehlen wir das Studium von Mahans „Influence of Sea Power upon History.“*) Wenn aber Entscheidungspunkte für weltgeschichtliche Ereignisse in den die Festen umufernden Ozeanen liegen, wo wirthschaftliche, politische und maritime Kämpfe zum ernsten Austrag gebracht werden, dann kann darüber nicht länger mehr ein Zweifel obwalten, daß auf diesem elastischen Elemente Britannien durch das Kabel einen Vorsprung gewonnen hat, den es in egoistischer Weise zur Schädigung der anderen Nationen — am meisten der deutschen und französischen — ausnützt. Während, so viel wir wissen, in Deutschland zwar Stimmen laut geworden sind, welche auf die Nachtheile der ost-westlichen telegraphischen europäischen Verbindungen zu Land und See für uns hingewiesen haben, aber keine, die die große Gefahr, welche in den Weltkabeln uns droht, klarlegte, hat man sich in Frankreich eingehender mit dieser Materie befaßt und trifft ernste Vorbereitungen, sich der unwürdigen britischen Bevormundung durch Etablirung eigener unterseeischer Kabel zu entziehen.

Sollen die stolzen Worte Kaiser Wilhelms am 18. Januar: „Das Deutsche Reich ist ein Weltreich geworden!“, nachdem sie freudigen Wiederhall in der ganzen Nation gefunden, spurlos verhallen, und liegt nicht die eiserne Nothwendigkeit vor, daß wir nunmehr nach klarem Plane rathen und thaten? Müssen wir daran erinnern, daß die Weltgeschichte nicht mehr wie früher Zeit hat, und daß die nächsten Dinge ebenso rasch kommen können, wie die jüngstverflossenen — man denke an Transvaal — gekommen sind? Ist es nothwendig, darauf hinzudeuten, daß die Entscheidung großer vitaler Fragen zugleich die Begrenzung der Interessensphären des Handels und der Macht geben wird. Schauplätze, auf denen um derlei wichtige Dinge gekämpft wird, sind eben nicht zu lokalisiren, weil sie die Meere in ihren Bereich ziehen. Berühren nicht heute schon alle Ereignisse auf den großen ozeanischen Straßen den Lebensnerv deutschen Handels und deutscher Industrie auf das Empfindlichste? Und macht nicht schon jetzt das unendlich gesteigerte Bedürfniß des Schutzes für den einen wie für die andern sich nicht täglich mehr geltend, weil die Störung und Erschwerung des Verkehrs deutsche Lebensbedingungen schädigt und die Quellen deutscher Kraft dermaßen schwächt, daß Verluste an positiver Macht bedeutende Veränderungen wirthschaftlicher Natur erzeugen können. Es sind dies nicht müßige Betrachtungen,

*) Das Studium dieses gehaltvollen Werkes des anerkannt ersten Schriftstellers über Seestrategie ist weiteren deutschen Kreisen ermöglicht, nachdem die Marine-Rundschau (Verlag von Mittler & Sohn, Berlin) eine deutsche Uebersetzung bewirkte.

denn wenn das Deutsche Reich wirklich ein Weltreich darstellt, dann muß auch seine Politik eine vorausschauende, auf die Eventualitäten der Zukunft hingewandte sein, und Deutschland mit der ersehnten thatkräftigen Politik zugleich einen Weltgeist in sich aufnehmen, um die ihm gebührende Machtstellung auch seewärtig zu festigen. So möge denn der gute Genius Deutschland erwecken, um rüstig den Weg seiner Mission zu betreten! Es möge der Worte des Franzosen Lapérouse-Bonfils eingedenk sein, welcher schreibt: „Eine nach der anderen sind die Marinen Spaniens, Frankreichs und Hollands von der britischen besiegt und vernichtet worden, weil jene Nationen den Fehler begingen, de faire de leur puissance navale une force auxiliaire.“ Diese Warnung sollte man deutscherseits um so mehr beherzigen, als sich voraussichtlich am Ende unseres Jahrhunderts ebenso weltgeschichtliche Ereignisse auf dem Meere vollziehen, wie es zu Anfang desselben der Fall war.

Gedanken und Fragen wie die vorstehenden sind von der Reichsregierung gewiß schon in Erwägung gezogen, und sofern wir den deutschen Volksgeist recht beurtheilen, wird der Reichstag den ernsten Willen bekunden müssen, entschlossen und opferfreudig für unsere wirthschaftlichen Anforderungen und Interessen zunächst dadurch einzutreten, daß, neben weiterer Unterstützung von Dampferlinien und Verstärkung des schwimmenden Kriegsmaterials zum Schutze des Handels, entweder von Reichswegen selbst das Legen unterseeischer Kabel zwischen Mutterland und Kolonien geschieht, oder daß Privatgesellschaften subventionirt werden. Die Kabelfrage ist eine der vornehmsten Zeitfragen und muß zum Gegenstand nationaler Gesetzgebung erwachsen. An den Kabeln sparen zu wollen, wäre Sparsamkeit am unrechten Orte, d. h. Verschwendung. Da Albion uns als seine gefährlichsten Handelskonkurrenten offen den Krieg erklärt hat, könnte das fein und klüglich gesponnene englische Kabelnetz leicht eine für Deutschland verhängnißvolle Rolle spielen. Blickt man auf die Bestrebungen und Errungenschaften der großen Seemächte, so muß man zugestehen, daß Deutschland in seiner meerwärts gerichteten Politik vor wie nach in den Hintertreffen sich befindet; es hat nur eine große That von wirthschaftlicher, politischer und seestrategischer Bedeutung zu verzeichnen, den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, der ihm meisterhaft gelungen ist.

Techniker und Taktiker.

Ein Rückblick auf das Befestigungswesen.

Von

J. Scheibert, Major z. D.

> **Die Wahrheit muß man so oft sagen bis sie vernommen wird.**
>
> **Kingsley.**

Eine merkwürdigere Erscheinung ist in der Geschichte der Armeen wohl kaum vorhanden gewesen, als die heutige Verschiedenartigkeit der grundsätzlichen Auffassung innerhalb der europäischen Heere, so auch in Preußen—Deutschland auf einem großen militärischen Gebiete, nämlich dem des Befestigungswesens.

Auf der einen Seite standen bezw. stehen im Großen derselben Anschauungen huldigend die Strategen und Taktiker, wie in Deutschland ein Moltke, Prinz Kraft Hohenlohe, Verdy, Scherff, Sauer und im Ganzen der Generalstab. Auf der anderen Seite international die Techniker; an ihrer Spitze Brialmont, genug die großen Massen der Ingenieur-Offiziere aller Armeen.

Nun möchte bei Unbefangenen doch ein Zweifel darüber herrschen, daß die Lösung der großen Frage der Bedeutung der Festungen für die Kriegführung doch lediglich von solchen Offizieren geleistet werden kann, die die Strategie zum Gegenstand des Studiums gemacht haben. Die Versuche der Techniker auf diesem Gebiete — wir verweisen auf des großen Baumeisters Biralmont doch vollständig mißglücktes Unterfangen, den Deutschen seine régions fortifiées anzupreisen — von den sonst gescheiterten Anläufen untergeordneter Geister nicht zu reden — sind bis jetzt gänzlich resultatlos geblieben.

Ebenso wenig zweifelhaft erscheint es, daß die Grundsätze für den Angriff auf Festungen nur mit Hülfe der Taktiker festgelegt werden können, da man den Baumeistern der Festungen doch kaum zumuthen dürfte, ihre ganze Kraft dahin anzuspannen, die eigenen mühsam geplanten Machwerke wieder zu zerstören.

Auch auf diesem Gebiete ist die Opposition der Techniker deshalb eine sachlich bedeutungslose. Leider aber treibt ein gewisser Fanatismus, der stets Begleiter mangelnder Gründe zu sein pflegt, sie dahin, ihre Lehren dem jungen Nachwuchse der Armeen in fast leidenschaftlichem Feuer einzuimpfen. Eine übergroße Gelassenheit diesem Treiben gegenüber, kann aber leicht Gefahren zur Folge haben.

Der Raum ist zu begrenzt, um den fast internationalen Gegenstand auch nur einigermaßen eingehend zu behandeln, es sei deshalb nur in großen Zügen der Kern des schon oft beregten Streites noch einmal skizzirt.

Einig sind wohl alle Stimmen darin, daß Festungen an großen Heeresstraßen, heute an den wichtigen Eingangsbahnlinien, besonders an solchen Punkten wünschenswerth sind, an denen eine Umgehung (wie bei breiten Flüssen, Gebirgsübergängen u. dergl.) Schwierigkeiten bereitet; und daß man an solchen Stellen die Festungen auch so fest wie möglich auszuführen hat.

Auseinander gehen schon die Meinungen darüber, ob solche festen Plätze auch Raum für größere Armeen bieten sollen. Die Taktiker warnen vor Ueberschätzung der Ausfallskraft, also vor der Nutzlosigkeit solcher Lagerbauten für die Kriegsführung und möchten die dort eingeschlossenen Truppen lieber im Felde verwerthet wissen.

Verworfen werden von allen Taktikern 2c. die Festungen, die an den sogenannten „strategischen" Punkten liegen sollen. Hier zeigt sich die große Merkwürdigkeit, daß nur Techniker, auch Brialmont und seine Jünger, von „strategischen" Punkten sprechen, während die neuere Strategie solche Punkte nicht kennt, weshalb die Bezeichnung stets unwillkürlich den Spott herausfordert.

Diese Festungen an den „strategisch wichtigen" Punkten werden von den Technikern entweder als Lagerfestungen gedacht, welche aber, meist abseits des jeweiligen Kriegsbrandes liegend, ganze Massen von Truppen verschlingen, oder sollen nach neuestem System durch ganze Betonberge so uneinnehmbar gemacht werden, daß ein Minimum von Besetzung sie zu vertheidigen vermag. Da letztere Festungen mit ihrem winzigen Vertheidigungskorps aber durchaus keine Ausfallskraft haben, so sind sie nur todte Bauwerke, die der Angreifer genau so vermeidet, wie er ungangbares Gelände umgeht.

Auseinander gehen ferner die Meinungen, in Bezug auf den Festungsangriff. Wenn die Festungsbauer aus den angegebenen sehr entschuldbaren Gründen zu beweisen suchen, daß ihre trefflichen Bauwerke nur durch einen gewaltigen Apparat zu überwältigen sind, der fast die Dauer eines Jahres in Anspruch nehmen dürfte (bei dem allerdings die Männer der Vertheidigung mindestens Helden von Troja sein müßten!), so sagen die Taktiker, daß es dann in der modernen Kriegsführung ein Unding sei, solche Festungen überhaupt anzugreifen, da neuerdings die Kriege meist längst beendet sein würden, ehe solche förmliche Belagerung zu Resultaten führt; daß man daher gezwungen sei, beim Angriff auf Festungen, deren Wegnahme absolut nothwendig sei, gewaltsamer zu verfahren.

Machen die Taktiker auf die Schwächen der neuen Festungen aufmerksam, um zu zeigen, wie man im Falle der Noth nachbarliche Sperrungen überwindet, so fühlt sich der Techniker wieder tief verletzt, daß man seine Geschöpfe nicht für uneinnehmbar hält, und hält es für patriotischer, das „Vertrauen

auf die vaterländischen Festungen" wieder zu stärken! Während doch Jedermann weiß, daß z. B. das überall offene Preußen—Deutschland mit der Offensive siegt oder fällt, und auf die Dauer eine Defensiv-Kriegsführung nicht leisten möchte.

Die Techniker sprechen von der Wichtigkeit der Festungen als Depotplätze, weil sie eben noch in der alten Schule begriffen sind. Wohl können die Festungen auch Depotplätze sein; ebenso gut aber auch offene, höchstens leicht gegen Ueberfälle gedeckte Orte; denn die Taktiker wissen, daß im Rücken einer Armee die Depots nicht gesichert zu sein brauchen, und daß die vor der Armee, also in Feindes Bereich liegenden Depots, und wenn sie noch so stark befestigt sind, unserer Verpflegung u. s. w. nichts nutzen; endlich wissen sie auch, daß die Verpflegung von den festen Plätzen immer mehr auf das rollende Material abgelagert werden wird.

Die Techniker wollen nichts von improvisirten Festungen hören, obgleich die Geschichte Blatt für Blatt schwarz auf weiß lehrt, daß die größeren neueren Kriege sich vielfach gerade um improvisirte Anlagen, wie Colberg, Dresden, Sewastopol, Vicksburg, Charleston, Petersburg, Plewna u. s. w. thatsächlich abgespielt haben! Und dieses gethan haben, trotz aller Beweise der Techniker, daß solche Anlagen rechtzeitig niemals fertig würden! Allerdings, wenn verlangt wird, daß alle Vertheidiger bombensicher unterkriechen können, alle Geschütze gedeckt sind, dann wird solche Anlage nie fertig; sie soll aber doch nur der Defensive zu Hülfe kommen, alles andere ist Beiwerk!

Die Techniker sprechen von Hand in Hand gehen der Armee und der Festungen und sind ungehalten, daß die Armee nach den angenehmen Erfahrungen, die Bazaine und Mac Mahon an der Mosel und Maaß gemacht haben, für die dargebotene Hand ergebenst dankt; um so mehr, als jede Festung von Fallen umgeben ist, in der sich der fängt, der einen unvorsichtigen Schritt thut, um nicht wie jener Franzose zu sagen, daß „jedes aktive Heer die Pechstiefeln fürchtet, in die die jungfräuliche Festung jeden ihr Nahetretenden nur zu gerne einlappt."

Trotz alledem haben die Techniker in jeder Armee große Verdienste um das Ganze, die um so werthvoller sind, je größer die technische Ausbildung und die militärische Durchbildung ist; sie möchten aber die Hände von Sachen lassen, zu deren Beurtheilung sie meist nicht hinreichende Studien gemacht haben!

Ein Kavallerie-Manöver bei Warschau.

Im vergangenen Herbste fanden bei Warschau und Skernewice Kavallerie-Versammlungen statt, welche mit einem großen Manöver endigten, an dem sich 5 1/2 Kavallerie-Divisionen mit der entsprechenden reitenden Artillerie betheiligten.

Das Manövergelände befand sich zwischen dem unteren Laufe des Flusses Bsura und der westlichen Umgebung von Warschau, es war ziemlich offen und begrenzt im Norden von der Weichsel, im Süden von der Chaussee Warschau—Blone—Sochatschew.

Die Idee für das Manöver war folgende:

1. Das Detachement Warschau (13. und 14. Kavallerie-Division und 1. Donische Kasaken-Division) ist vorgeschoben, um eine Einschließung der Stadt Warschau auf dem linken Ufer der Weichsel zu verhindern.

Bei Beginn des Manövers stand das Detachement an nachstehenden Punkten: 1. Division beim Dorfe Leschno, eine Brigade bei der Stadt Blone, eine beim Dorfe Brwinowa und eine Division beim Dorfe Oltazschewa. Am 24. September 10³⁰ V. erhielt das Detachement den Befehl, gegen die Bsura zu marschiren, welche schon von feindlicher Kavallerie besetzt worden war, und den Vormarsch derselben aufzuhalten.

2. Das Detachement von Skernewice (die 3. Brigade 2. Garde-Kavallerie-Division, 5. und 14. Kavallerie-Division) bildete ein von einer Armee vorgeschobenes Kavalleriekorps, welches von Plotzk gegen Warschau vorzugehen hatte.

Bei Beginn des Manövers hatte das Korps die Bsura schon auf der Strecke Chodakow—Sochatschew—Shilin besetzt, wo die Nacht verbracht wurde, mit einer Avantgarde nach dem Dorfe Kosuschki vorgeschoben.

Am 24. September 8 Uhr Morgens erhielt das Detachement den Befehl, sofort bei Ruda—Gusowskaja überzugehen, um den Flankenmarsch seiner Infanterie (Annahme) von Lowitsch nach Skernewice zu decken. Um 11 Uhr erhielt das Detachement den Befehl, angesichts des Vorgehens des Feindes die Kavallerie im Marsche anzugreifen.

Der Verlauf des Manövers war folgender. Der Kommandeur des Warschauer Detachements beschloß, seine Kavallerie vorwärts Blone zu sammeln und dann rasch vorzustoßen; derjenige des Detachements von Skernewice ging, nachdem er seine Kavallerie bei Sochatschew versammelt hatte, energisch auf Chermanow vor, um von diesem Punkte aus die Flankenbewegung seiner Infanterie zu decken. Als er nun seinen zweiten Auftrag erhalten hatte, ging General Wonljarljarski in gerader Richtung gegen Blone vor.

Die Entschlüsse beider Führer wurden als richtig und zweckentsprechend anerkannt, sie entsprachen auch dem kavalleristischen Geiste. Der Zusammenstoß erfolgte beim Dorfe Gole.

Der Marsch des Detachements Skernewice wurde von einer zwar hinreichend starken, aber nicht weit genug vorgenommenen Avantgarde gedeckt. Dies erhielt besondere Beleuchtung, als der Vortrupp (2 Eskadrons) keine Initiative entwickelte, weder in Bezug auf Einziehen von Meldungen über den Feind, noch in Bezug auf Ausführung von Patrouillen, die auch nicht beweglich waren und nicht meldeten.

Als sich daher Generallieutenant Bodisko dem Dorfe Gole näherte, näherte, traf ihn die Nachricht von der Anwesenheit zweier feindlicher Kavallerie-Divisionen beim Dorfe Bronislawow ziemlich unerwartet. Dies wird dadurch bestätigt, daß man die Avantgarde (die Gardebrigade) zurückzurufen „vergaß" und der Uebergang in die Gefechtsordnung langsam ausgeführt wurde. Dennoch wäre der Erfolg des Detachements Skernewice bei einem raschen Vorgehen sicher gewesen, da zunächst nur zwei feindliche Divisionen zur Stelle waren. Das Nichtzurückholen der Avantgarde wurde nun die Ursache zu einem Mißverständniß. Drei Regimenter der 5. Division, welche in zweiter Linie auf dem äußern rechten Flügel der 1. Linie (der ganzen 14. Division) folgen sollten, hielten die Avantgarde für die 1. Linie und entwickelten sich nun vor der 14. Division. Der Kommandirende des Detachements, der dieses Mißverständniß gut machen und die Führung, die ihm schon entglitten war, in der Hand behalten wollte, befahl der 2. Linie persönlich, zu halten, was nun wieder dazu führte, daß die Regimenter der 5. Division sich nicht rechtzeitig entwickelten und von der 1. Donischen Division in Reserveordnung attakirt wurden. Die 3. Linie hinter dem linken Flügel der 1. war sehr schwach — nur 1 Regiment stark; sie konnte deshalb einer ganzen feindlichen Division, die sich gegen den linken Flügel der 1. Linie dirigirte, fast Nichts entgegenstellen. Die 5 Batterien des Detachements, welche hinter dem linken Flügel in einer Masse zusammengehalten wurden, konnten keinen wesentlichen Nutzen bringen.

Im taktischen Sinne und in Bezug auf die Gesichtspunkte für die Ausbildung der Kavallerie war der Zusammenstoß sehr lehrreich.

Im strategischen Sinne hatte man die Aufgabe insofern nicht gelöst, als das Detachement von Skernewice seinen Stoß gegen den linken Flügel des Gegners richten mußte, um ihn von Warschau abzudrängen und gegen das sumpfige Waldgelände an der Weichsel zu werfen, der Stoß war statt dessen rein frontal. Andererseits hätte das Warschauer Detachement den rechten Flügel seines Gegners angreifen sollen, um ihn von seinen Truppen in Skernewice abzudrängen; statt dessen war der Hauptstoß gegen den linken Flügel gerichtet.

(Nach dem Raswjädtschik Nr. 274.) 100.

Korrespondenz.

Frankreich.

Wenn man zahlreichen Aeußerungen der Presse Glauben schenken will, so wäre die französische Nation mit der Bilanz für 1896, soweit sich dieselbe auf die Armee und die Fortschritte hinsichtlich ihrer Organisation bezieht, nichts weniger als zufrieden. Ungeachtet der so sehr gepriesenen Erfolge der großen Ostmanöver, die noch dazu unter den Augen eines der angesehensten Vertreter der russischen Armee stattfinden durften, ungeachtet der militärischen und politischen Erfolge auf Madagaskar und trotzdem das Land sich endlich, dem Wunsche der Majorität entsprechend, des Besitzes eines radikalen Kriegsministers erfreut, ist dasselbe anscheinend einem gewissen Pessimismus anheimgefallen, der das eben verflossene Jahr nicht als ein glückliches in militärischer Beziehung gelten lassen will. Natürlich dauert dieser Pessimismus höchstens so lange, bis irgend eine Frage, die die „nationale Würde" (bei unseren Nachbarn oft gleichbedeutend mit „nationaler Eitelkeit") berührt, von irgend einer dritten Seite aufgeworfen wird. Wie sich bei einem Kinde im Handumdrehen Weinen in Lachen verkehrt, so würde sich alsdann auch jener Pessimismus mit einem Schlage in den glühendsten Optimismus umwandeln und die Geschichte Frankreichs hat uns bis in die neueste Zeit unzählige Beispiele solcher erstaunlichen Umbildungsfähigkeit der ganzen Nation gegeben.

Welche Gründe haben nun aber eigentlich unsere westlichen Nachbarn, um sich neuerdings der erwähnten Unzufriedenheit und Schwarzseherei hinzugeben?

Eigentlich keine neuen und keine besonderen, wenn man von der politischen Seite, der neuerlichen Annäherung Deutschlands und Rußlands, die von den Franzosen begreiflicherweise sehr mißtrauisch betrachtet wird, absieht.

Daß das Heeresbudget sich in fortwährender Steigerung befindet und sich für 1896 über 10 Millionen höher beziffert, als für das Vorjahr, ist ein Umstand, den in ähnlicher Weise jede andere Militärmacht ersten Ranges gleichfalls zu verzeichnen hat. Daß die Ziffer des Bevölkerungszuwachses sich in stetem Rückgang befindet, ist gleichfalls nichts neues für das Land, dessen berufenste politische und wissenschaftliche Spitzen sich seit lange mit dieser beunruhigenden Erscheinung beschäftigen. Dann könnte es vielleicht die Unruhe sein, welche durch die — in unserm Blatt schon mehrfach besprochene — Bewegung hinsichtlich einer Umänderung des Rekrutirungs-

gesetzes vom 15. Juli 1889 (Verkürzung der aktiven Dienstzeit von 3 auf 2 Jahre) bewirkt wird. Aber auch dieser Gedanke ist nicht neu und die Frage heutzutage kaum brennender oder spruchreifer geworden, als sie es bisher gewesen ist. So bleibt also eigentlich nur die Erwägung übrig, ob der bürgerliche Kriegsminister Cavaignac (der dritte, den das verflossene Kalenderjahr sah und der dreiundzwanzigste seit Bestehen der Republik) seiner Aufgabe gewachsen und den wahren Aufgaben der Armee förderlich ist?

Dieses wird nun allerdings, trotz der erst so kurzen Zeit seiner Thätigkeit, von einer Seite aus schon bestritten und bereits scheint eine scharfe Opposition gegen ihn entstanden zu sein. Von dieser wird ihm namentlich vorgeworfen, daß er, der als Berichterstatter für das Heeresbudget einer der größten Pessimisten und Angreifer gegenüber dem mangelhaften Verwaltungswesen der Armee gewesen war, als Minister plötzlich aus einem Saulus zu einem Paulus geworden sei, alles jetzt, trotz der Erfahrungen mit Madagaskar, nur in rosigem Licht zu erblicken suche, und zögere, mit kräftiger Hand die Reformen in das Werk zu setzen, die nöthig seien und die das Land von ihm erwartet habe. „Ein Militär, sei er selbst anmaßend, oberflächlich, ja bornirt, und würde er blindlings aus der Rangliste herausgegriffen, würde uns doch mehr werth sein als er“, ruft mit jener bekannten, liebenswürdigen Offenherzigkeit, deren sich die Opposition bei unserm westlichen Nachbar zu befleißigen strebt, ein Blatt derselben aus. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß ein bürgerlicher Kriegsminister dem größten Theil der Armee und auch einem Theil der übrigen Nation von Anfang an ein Dorn im Auge war.

Im Uebrigen wird man gut thun, bevor man zu einem endgültigen Urtheil über die Thätigkeit und das Können Cavaignacs gelangt, erst zu sehn was er vor sich bringt. Die Zeit bisher war doch wahrlich zu kurz, um schon den Stab über ihn zu brechen. Daß er freilich nicht allzu lange in seiner Stellung verbleiben wird, ist bei der Schnelligkeit, mit der sich im republikanischen Frankreich die Ministerien und die einzelnen Minister abnutzen, wohl anzunehmen: sind doch von sämmtlichen dreiundzwanzig Kriegsministern der dritten Republik bisher nur eilf ein Jahr und darüber in ihren Stellungen verblieben. Auch ist die durch die Tagesblätter unseren Lesern sattsam bekannte Angelegenheit des Millionärs und Kanoniers Lebaudy von der Gegenpartei gegen ihn ausgenützt worden, indem ihm diese Mangel an Energie gegenüber den ihm unterstellten Behörden vorwerfen wollte — ein Vorwurf, gegen den er sich übrigens geschickt zu vertheidigen wußte.

Eine andere Frage, die weitere Kreise fortgesetzt beunruhigt, aber eine natürliche Folge der langen Friedenszeit ist, bildet das stockende Avancement im Offizierkorps, dessen Verjüngung ernstlich gewünscht und erwogen wird. Wir haben schon früher an dieser Stelle (vgl. Oktoberheft der „N. Milit. Bl.“) von dieser Klage und den von einzelnen Seiten gemachten Besserungsvor-

schlägen gesprochen und wollen diesmal nur einige kurze Angaben über die gegenwärtigen Anciennitätsverhältnisse geben, wobei wir, der Kürze halber, hauptsächlich nur die Königin der Waffen, die Infanterie, in Betracht ziehen.

Das Durchschnittsalter der zu Offizieren (sous-lieutenants) Beförderten beträgt bei den St. Cyriens gewöhnlich 22, bei den aus der Schule von St. Maixent hervorgehenden Aspiranten (sortis du rang) durchschnittlich 26 Jahre. Die Beförderung zum Premierlieutenant (lieutenant) erfolgt im Allgemeinen nach zwei Jahren, die zum Capitaine nach neun Jahren. Alsdann sind also die ersteren 33, die letzteren 37 Jahre alt.

Gegenwärtig beträgt nun die Hauptmannszeit in der Tour (à l'anciennité) fast 17 Jahre; die dem beschleunigten Avancement (au choix) vorbehaltenen Stellen — ein Drittel aller Beförderungen zum Major — fallen fast nur St. Cyriens zu und sollen bei dieser Berechnung nicht in Betracht gezogen werden. Durch den langen Zeitraum von 17 Jahren ergiebt sich, daß die Mehrzahl der Stabsoffizierstellen erst im Alter von 54, die von St. Cyr, die nicht au choix befördert wurden, auch erst mit 50 Jahren erreichen. Hieraus folgt, daß, da die Altersgrenze für den Capitaine gesetzlich auf 53 Jahre fixirt ist, ein Theil der sortis du rang diese Stellung überhaupt nicht mehr, ein anderer, ebenso wie sogar ein Theil der St. Cyriens in einem Alter erreicht, wo sie kaum noch die Frische und körperliche Kraft haben, dem Staate lange mit Erfolg dienen zu können. Auch schneidet die weitere Altersgrenze ihnen bald die fernere Laufbahn endgültig ab, da diese für den Major ein Höchstalter von 56, für den Oberstlieutenant von 58 und für den Oberst von 60 Jahren festgesetzt hat. Das Alter der am Schluß des letzten Jahres beförderten vier Divisionsgenerale belief sich zwar durchschnittlich nur auf 58 Jahre, das der sieben gleichzeitig zu ihrer Charge beförderten Brigadegenerale (5 von der Infanterie, 1 von der Artillerie, 1 vom Genie) aber schon auf 57 Jahre, so daß dies eine wesentliche Verschlechterung des Avancements für die Gegenwart im Verhältniß zu früher beweist und eine weitere für die Zukunft vor Augen stellt.

Hinsichtlich der in diesem Jahre abzuhaltenden großen Manöver ist bereits bekannt geworden, obwohl endgültige Entscheidung noch nicht getroffen wurde, daß dieselben wahrscheinlich in zwei Gruppen stattfinden werden, die eine zwischen dem XII. Korps (Limoges) und dem XVII. Korps (Toulouse), die anderen an der italienischen Grenze von denjenigen Truppen ausgeführt, die im Kriegsfalle berufen sind, die „Alpenarmee" zu bilden, nämlich dem XIV. Korps (Lyon) und dem XV. Korps (Marseille). Es ist übrigens bezeichnend, daß schon jetzt ein Theil der Presse im Triumphgefühl schwelgt, den transalpinischen Nachbarn und Landsleuten des verhaßten Crispi ein, wie sie hoffen, eindrucksvolles Bild der militärischen Kraft Frankreichs vor Augen zu führen.

Man kann gespannt sein, ob bei den Manövern dieses Jahres ein

praktischer Versuch mit der Verwendung der schweren Feldgeschütze gemacht werden wird, wie solcher mit den kurzen 155 mm-Geschützen bei den letzten großen Ostmanövern unternommen wurde, und ein berechtigtes Aufsehen erregte. Obgleich ihr Werth nach jenen dabei gemachten Erfahrungen noch bestritten wird, so wäre eine neue Probe in diesem Jahre wohl möglich; eine solche würde sich aber dann wohl jedenfalls auf die Verwendbarkeit des neuen canon de 120 court erstrecken, einer Art Feldhaubitze, für die das Reglement zwar schon Ende Mai unterzeichnet wurde, den Truppen jedoch erst vor einigen Wochen zuging.

Nach den Angaben einiger militärischer Blätter ist die neue Kanone ein Stahlgeschütz von 1,70 m Rohrlänge (gezogener Theil) mit 36 Zügen, 690 kg Rohrgewicht und 785 kg Laffetengewicht; Alles in allem wiegt sie (mit Protze) 2 365 kg, was die Gewichtsverhältnisse fast aller modernen Feldgeschütze bekanntlich sehr übersteigt. Das Geschütz hat hydropneumatische Bremsvorrichtung, die den Rücklauf bis auf etwa einen halben Meter in maximo begrenzt. Das Geschoß wiegt 20,35 kg und ist als Shrapnel und als Sprenggranate vorhanden; die erstere enthält 280 gr Sprengladung vom Pulver F^3 und eine Kugelladung von 630 Bleikugeln (Hartblei), während die gelb angestrichene Sprenggranate Melinitladung besitzt. Die Kartusche enthält entweder 220 bezgl. 333 und 550 gr Ladung des rauchschwachen Pulvers Bc. Die Verschiedenheit dieser Ladungen wird durch die verschiedene Verwendung je nach der Größe des Einfallwinkels erklärt; die normale Ladung ist 550 gr.

Die schwierigste Aufgabe bei der praktischen Verwendung dieser monströsen Feldgeschütze, die einen merkwürdigen Gegensatz zu den in Versuch befindlichen Feld-Schnellfeuergeschützen von 75 mm Kaliber darstellen, bildet immer die Frage ihres Transportes, da sie sich besonders in bergigem Gelände nur unter Aufbietung sehr großen Zugthier- und Menschenmaterials fortbewegen lassen, auch die Wege unter Umständen gänzlich für andere Truppentheile sperren, sie durch ihre Last zudem für die nachfolgenden Truppen ruiniren, und, in Stellung gebracht, nicht immer Ziele finden dürften, die ihrer würdig sind und gegen die sie allein mit entsprechendem Nutzen verwendet werden können. Nur wenn alle diese Umstände in günstiger Weise vorhanden sind, scheinen sie für den Feldkrieg von hervorragender Bedeutung zu sein. Im Manöver machen sich naturgemäß ihre Schattenseiten noch mehr bemerkbar als im Ernstfalle. —

Durchforscht man von Zeit zu Zeit die militärische Presse Frankreichs in ihren verschiedensten Schattirungen, so wird sich einem immer wieder die Verwunderung über die Wiederholung bestimmter Klagen hinsichtlich angeblicher Mängel in der Organisation des französischen Heeres aufdrängen. Erstaunt muß man sich fragen, wie es denn nur kommt, daß stets dieselben Fehler und Mängel angeblich so tief empfunden und bei jeder Gelegenheit

zur Sprache gebracht werden, ohne daß die Regierung daran zu denken scheint, die ersehnte Besserung eintreten zu lassen oder gebieterisch von dem gesetzmäßigen Organ des Volkes, der Kammer, dazu genöthigt wird.

Hierzu gehört z. B. die immer wiederkehrende Klage, daß die Friedenskadres so unvollständig sind, daß eigentlich nur Skelettkompagnieen u. s. w. exerzirt und ausgebildet werden, ferner die andere, daß die Kriegsakademie (école supérieure de guerre) ihren Zweck organisationsmäßig nicht zu erfüllen im Stande ist und daß die aus ihr schließlich hervorgehenden Generalstabsoffiziere, namentlich die jüngeren, der Praxis fast ganz entzogen und hauptsächlich zu Bureauarbeitern ausgebildet würden, die am Schreibtisch weit mehr zu Hause seien als im Gelände und in der Truppenführung. Letzteres Schicksal, so wird weiter häufig geklagt, theilen die brevetés d'état-major, mit den durch das Gesetz vom 25. Juli 1893 geschaffenen zahlreichen und überflüssigen officiers du cadre complémentaire, die dem Staat viel kosteten und nichts zu thun hätten; und um sie wenigstens täglich während ein paar Stunden zu beschäftigen, würden sie vielfach in den Bureaux und mit solchen Schreibarbeiten beschäftigt, die weder mit ihrer militärischen Ausbildung noch mit ihrem eigentlichen Existenzzweck etwas zu thun hätten, dabei ebenso gut von Unteroffizieren ausgeführt werden könnten. Eine andere regelmäßig wiederkehrende Klage bezieht sich darauf, daß für den Soldaten von Seiten des Staates nicht genügend gesorgt werde. Die Verpflegung sei unzureichend und namentlich das gelieferte Brot nicht gut und nahrhaft genug, das gelieferte Putzmaterial zum Theil geradezu schlecht.

Man könnte die Liste dieser immer wieder in der Presse auftauchenden und mit anscheinender Entrüstung besprochenen Mängel und Schäden noch viel weiter ausdehnen, doch wenden wir uns lieber einer ebenso ständig wiederkehrenden aber unvergleichlich freundlicheren und hoffnungsverheißenderen Rubrik der französischen Fachpresse zu: dem Austausch der telegraphischen und schriftlichen Freundschaftsversicherungen zwischen russischen und französischen Truppentheilen. Es scheint förmlich zum Sport geworden zu sein, daß solche, die eine gleiche Nummer tragen und bis vor kurzem kaum ihre gegenseitigen Garnisonen kannten, mit einander begeisterte Versicherungen gegenseitiger Werthschätzung und Freundschaft wechseln. Natürlich fehlt hier der Raum, um alle die Aeußerungen so unlogischer und unhistorischer Sympathien, die ihren gemeinsamen Nährboden nur in der Gegnerschaft zum Deutschthum finden, zu registriren. Lediglich der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß kürzlich ein großes französisches Blatt seinen Lesern begeistert verkündete, daß die Soldaten (man sieht, die Begeisterung für die Waffenbrüderschaft fängt bereits an, von den Spitzen bis auf die untersten Chargen durchzusickern) der 3. Kompagnie des 156. russischen Infanterie-Regiments, angeblich einem eigenen Impuls folgend (spontanément) an ihre „Freunde" von der 3. Kompagnie des 156. französischen Infanterie-Regiments in Toul einen herzerfreuenden

Verbrüderungsbrief gerichtet haben. Nach dem Ausdruck des Obersten Parisot, der dieses eigenartige Schriftstück durch Tagesbefehl (!) seinem Regiment bekannt machte, war dasselbe erfüllt „von der herzlichsten Kameradschaft und einer rührenden Frömmigkeit; indem sie uns darin ihre Glückwünsche aussprechen, versichern sie uns, daß sie am Tage ihres Regimentsfestes Gott anflehen würden für ihre Kameraden vom 156. Regiment.“ Die glücklichen Kameraden in Toul haben, wie „La France Militaire“ versichert, ihren russischen Kameraden sofort innig gedankt und seien alsdann in den begeisterten Ruf (cri du coeur!) ausgebrochen: „Vive la France! Vive la Russie!

Sieht dies mehr nach Kinderei oder nach düsterem Ernst aus? Wer die Franzosen kennt und sie persönlich unter den verschiedensten Verhältnissen beobachtet hat, weiß, daß jedes neue Ereigniß sie wie die Kinder interessirt, fesselt und zu uns unverständlichen Aeußerungen ihrer angeborenen Lebhaftigkeit hinreißt. So kann man denn auch solche, einen deutschen Soldaten eigenartig anmuthende Vorgänge höchstens als symptomatisch für die politische Situtation und nebenbei für die Art und Weise ansehen, wie in den Armeen unserer beiden Nachbaren der Begriff der Disziplin aufgefaßt wird. Man denke nur: ein Oberst, in dessen Regiment eine Kompagnie es wagt, einen Verbrüderungsbrief an die Kompagnie einer fremden Armee zu schreiben, und ein Oberst der letzteren, der dies Ereigniß freudestrahlend durch Parolebefehl bekannt macht und feierlich erwidern läßt!

Symptomatisch ist auch wohl der Schluß einer Rede eines anderen französischen Obersten zu nennen, die dieser kürzlich bei der Entfaltung der Fahne seines Regiments vor den Rekruten desselben gehalten hat. Bekanntlich giebt es in der französischen Armee keine unserm „Fahneneide“ entsprechende religiöse Feierlichkeit und die Regimentsfahne wird dem neuen Jahrgang erst einige Zeit nach seinem Eintritt mit einer Rede seines Regimentskommandeurs unter präsentirtem Gewehr vorgeführt. Es war der Oberst Laude des 9. Artillerie-Regiments in Castres, der seine im übrigen schneidige und von militärischer Begeisterung getragene Anrede an seine jungen Soldaten, von kaum verhülltem Chauvinismus getrieben, nicht anders zu enden vermochte, als mit folgenden Worten:

„Und wenn euer Herz sich krampfhaft zusammenzieht bei den düsteren Erinnerungen an eine noch frische Vergangenheit, in der der Sieg unsere militärischen Tugenden einer schmerzvollen aber vielleicht nothwendigen Prüfung unterwarf, so richtet euere Blicke wieder auf unsere Fahne, die stumme Zeugin tausendfältiger Hingebung und erhabenster Anstrengungen unserer Armee; richtet euch alsdann noch stolzer wieder in die Höhe und singt mit unserem Dichter

„Nous avons eu votre Rhin allemand!
Où le père a passé, passera bien l'enfant!“

Nun, deutlicher kann man seinen chauvinstischen Hoffnungen wohl kaum

Ausdruck verleihen, als dieser Herr Oberst that und wir begreifen die Begeisterung, mit der eine gewisse Presse davon Notiz nahm. —

Zum Schluß unseres diesmaligen Berichtes sei noch bemerkt, daß die in dem vorigen bereits erwähnte Kombattanten-Medaille für Madagaskar durch Dekret des Präsidenten der Republik vom 15. Januar zur Thatsache geworden ist. Sie gleicht in ihrer äußeren Form ganz der Madagaskar-Medaille von 1886 und wird allen französischen Soldaten und Seeleuten, sowie senegalischen Truppen und Kabylen verliehen, die in der Zeit vom 8. Dezember 1894 bis zum 31. Dezember 1895 an der Expedition theilgenommen haben. Nach dem Tode des Inhabers soll die Medaille den Erbberechtigten in einer bestimmten Reihenfolge auf ihren Wunsch à titre de souvenir überlassen bleiben.

Hinsichtlich der gleichfalls früher erwähnten Kombattanten-Medaille für 1870/71 ist die Bewegung anscheinend im Zunehmen. Trotzdem man auf ähnliche Vorgänge in der russischen Armee nach dem Krimkriege und in der österreichischen Armee nach Königgrätz hinweist, so hat sich, trotzdem etwa 160—200 Deputirte und Senatoren selbst als Kombattanten zählen würden, eine Majorität dafür in der Volksvertretung bis jetzt vernünftiger Weise noch nicht finden lassen. 13.

England.

(Bemerkungen über das Manöver bei Aldershot 1895.)

Wie bekannt, finden aus Mangel an geeignetem Gelände und gesetzlichen Bestimmungen, die ein Betreten von Privateigenthum unter bestimmten Umständen gestatten und gewisse Berechtigungen der bewaffneten Macht zugestehn, in England Manöver in kontinentalem Sinn überhaupt nicht statt. Die wenigen manöverartigen, größeren Uebungen, die alljährlich während einiger Herbsttage ausgeführt werden, stellen sich zumeist nur als Gefechtsexerziren nach festem Programm dar und beschränken sich auf die paar stehenden Lager, die das vereinigte Königreich besitzt, sowie deren nächste Umgebung.

Das größte derselben ist bekanntlich das Lager von Aldershot, dessen ständige Besatzung von etwa 16 000 Mann sich während der Sommerperiode oft auf 20 000 Mann und darüber erhöht. Infolge der Größe der hier vereinigten Truppenmasse und weil ihr Oberbefehlshaber Se. Kgl. Hoheit der Herzog von Connaught ist, dürften auch die „Manöver" von Aldershot die einzigen sein, die selbst außerhalb Englands einiges Interesse hervorzurufen im Stande sind.

Diejenigen, die hier, zwischen Aldershot und New-Forest, im Herbst vorigen Jahres stattfanden, haben dem Oberkommandirenden, Herzog von

Connaught, unter dessen persönlicher Leitung sie stattfanden, zu einigen interessanten Bemerkungen in seinem Bericht Veranlassung gegeben, die wir hier nach der Darstellung des „Progrès Militaire“ wiedergeben möchten.

Während des Marsches von Aldershot nach New-Forest, infolge dessen zahlreiche Mannschaften marode wurden, betrug die durchschnittliche Tagesleistung nur fünfzehn englische Meilen (= 23 Kilometer; die Leute waren feldmarschmäßig ausgerüstet (mit Zelten) und biwakirten täglich. Ganz besonders litt unter der herrschenden sehr starken Hitze die 2. Division (Kommandeur Sir Charles Warren), von der zahlreiche Leute (a large number) umfielen und in ärztliche Behandlung geschafft werden mußten. Diese Division retablirte sich eigentlich erst wieder nach der Ankunft in New-Forest. während die 1. Division (Kommandeur Sir William Butler) sich in wesentlich besserer Verfassung befand. Die außerordentliche Hitze hatte zur Folge, daß ein Ruhetag eingeschoben werden mußte, wodurch sich der allgemeine Manöverplan verschob. Der Rest des Marsches vollzog sich alsdann in normaler Weise.

Gewöhnlich sind die Ausfälle beim Marsch entweder der körperlichen Schwäche des Soldatenmaterials oder der Ausrüstung, insbesondere der Fußbekleidung, zuzuschreiben. Aber wenn auch nach der Ansicht Sr. Kgl. Hoheit in dieser Beziehung sicherlich vieles verbesserungswürdig erscheint, so habe doch an den genannten Vorfällen auch vielfach die mangelhafte Disziplin und Marschpolizei Schuld gehabt: ein Beweis davon sei der Umstand, daß gewisse Bataillone viel weniger davon betroffen wurden als andere.

Im Allgemeinen ist die Marschordnung nicht streng genug nach den von dem Leiter gegebenen Bestimmungen beobachtet worden, stündliche Halte von nur fünf Minuten Dauer erschienen bei Märschen im Divisionsverbande unzureichend. Die auf acht Uhr (!) festgesetzte morgendliche Abmarschzeit war zu spät; als man während der letzten Manövertage um fünf und sechs Uhr Morgens aufbrach, befanden sich die Mannschaften in weit besserer Verfassung.

Der Oberkommandirende legt den Offizieren die beständige Ueberwachung ihrer Mannschaften während des Marsches an das Herz, da er bemerkt hat, (was kontinentalen Armeen längst gerade kein Geheimniß mehr ist), daß das Umfallen auf dem Marsche ansteckend sei.

Es ist übrigens hierbei nicht unerwähnt zu lassen, daß die in Aldershot untergebrachten Truppen großentheils unter zwanzig Jahre (17 bis 19) alt und vielfach noch nicht genügend ausgebildet sind, da sie, sowie sie jenes Alter erreicht haben und ihre Ausbildung vollendet ist, meist als Ersatztruppen in die Kolonien geschickt werden. Dies mag auch eine, wenngleich nicht allzu hoch anzuschlagende Erklärung für die ungenügenden Marschleistungen darbieten.

Was die Manöver anbetrifft, so haben sich, jenem Bericht zufolge, die

vorher bataillons- und brigadeweise veranstalteten Uebungen als nutzbringend erwiesen; der Munitionsersatz während des Gefechtes war zufriedenstellend, obwohl es an Pferden für die Wagen fehlte. Der Oberkommandirende kommt verschiedentlich auf die ungenügende Anzahl der Transportpferde in seinem Bericht zurück.

Die Kavallerie, die kurz vorher bei Gelegenheit ihrer Besichtigungen verschiedentlichen Tadel erfahren hatte, hat sich hinsichtlich ihrer Leistungen während des Manövers in ein besseres Licht zu stellen gewußt. Die Artillerie verdient Lob; da jedoch die Anwendung des Cordit den Gegner verhindert zu erkennen, wann sie das Feuer eröffnet hat, so wird ihr empfohlen, sich vorläufig, bis man eine Lösung dieses Uebelstandes gefunden hat, sich des schwarzen Pulvers zu bedienen. Der Telegraph hat gut funktionirt; die kommandirenden Generale sind mit ihren Truppentheilen in steter Verbinbindung gewesen.

Eine Anzahl Freiwilliger vom 20. Middlesex-Volunteer-Korps war vorsichtsweise dem 2. Regiment (Worcestershire) zugewiesen und dieselben haben sich durch ihre gute Haltung und Disziplin vortheilhaft bemerkbar gemacht. Was den Train anbetrifft, so betont Se. Kgl. Hoheit, daß die Fahrer für den Fall eines Fußmarsches nicht praktisch genug uniformirt sind; die Hosen sowohl wie die Stiefel erscheinen für diesen Zweck ungeeignet. Unter den Sätteln giebt es noch zahlreiche, die den Feldzug in der Krim mitgemacht haben. (!)

Sehr unzufrieden äußerte sich der Oberkommandirende hinsichtlich des rothen Waffenrocks, den Regen und Staub in kurzer Zeit verderben; empfehlenswerth erscheinen ihm an dessen Stelle die kurzen Jacken aus blauer Norfolker Serge. Die Fußbekleidung (Schnürstiefel) sind im allgemeinen zu kurz und zu eng, und wenn sie groß genug sind, so passen sie nicht am großen Zehe, die Absätze sind zu hoch und die Nähte ungenügend geglättet, außerdem werden sie nur gewichst und nicht eingefettet. Die im Gebrauch befindlichen Ledergamaschen werden völlig verworfen, da sie zu groß und hart sind und die Ferse verletzen. Ebenso erscheint der zu helle Tornister als ein ungeeignetes Ausrüstungsstück für den Soldaten.

Der Gesundheitszustand ist trotzdem im Allgemeinen recht gut gewesen: auf 13 380 Mann, die an dem Manöver theilnahmen, kamen nur 265 Lazarethkranke. Während beim Hinmarsch 824 Fußkranke vorhanden waren, gab es deren nur 114 während des eigentlichen Manövers und 19 auf dem Rückmarsch.

Die Gesammtkosten dieses Manövers beliefen sich auf 6700 Pfund, gleich rund 130 000 Mark. 13.

Kleine Mittheilungen.

— Die Kavallerieabtheilung der Schule von St. Cyr. In diese Abtheilung sind zum Kursus 1896 nach Bestehen der vorgeschriebenen Prüfung 78 Eleven des ersten Jahrgangs übergetreten. Es ist vielleicht bemerkenswerth, daß von diesen nicht weniger als 45, also weit über die Hälfte, dem französischen Adel angehören: bekanntlich gilt in den Augen der radikalen Republikaner vor allem das Offizierkorps dieser Waffe als monarchistisch (royalistisch oder imperialistisch), verdächtig und einzelne Regimenter werden geradezu proskribirt. Bemerkenswerth dürfte ferner sein, daß der einzige deutsche Name, den die erwähnte Liste enthält, Stern lautet — obgleich ein Verdacht hierauf allein ja noch nicht begründet zu werden braucht!

— Problem des lenkbaren Luftballons. In französischen Kreisen zirkulirte vor kurzem das Gerücht, daß das Problem des lenkbaren Ballons durch den bekannten Capitaine Renard seiner Lösung entgegen zu gehen scheine. Genaueres darüber ist nicht bekannt geworden. Da jedoch Capitaine Renard seinem Ballon „La France“ bekanntlich bereits eine Geschwindigkeit von ca. $6\frac{1}{2}$ m in der Sekunde zu geben vermochte und man berechnet hat, daß bei einer Geschwindigkeit von $12\frac{1}{2}$ m 815 Mal auf 1000 Mal die Lenkbarkeit eines Ballons nach allen Richtungen hin ermöglicht wird, so ist es schließlich nicht ganz undenkbar, daß von Meudon aus wenigstens noch ein weiterer größerer Fortschritt auf diesem Gebiet unserem an epochemachenden Erfindungen so reichen Jahrhundert beschieden sein werde.

— Gepäckerleichterung. Dr. Laverau, Chefarzt des Lazareths in Lille, plädirt in seinem Werk „Traité d' hygiène militaire“ für eine wesentliche Verminderung des Gepäckgewichtes des französischen Infanteristen. Der letztere war während der letzten Manöver bei denjenigen Regimentern, welche zu Probeversuchen bestimmt waren, noch mit $28\frac{1}{2}$ kg belastet, während Dr. Laverau 27 kg für das Maximum und 23 bis 24 kg für wünschenswerth und durch bestimmte Verbesserungen auch erreichbar erklärt. Es wird gleichfalls darauf hingewiesen, daß der im allgemeinen körperlich viel stärkere deutsche Soldat nach den neuerlichen Gepäckerleichterungen nur noch zwischen 25 und 26 kg zu tragen hat.

— Neue Tornister. Seit Anfang dieses Jahres erhalten die Grenzkorps ein neues Tornistermodell, dessen Gewicht auf 1720 gr (bisher 2370) vermindert ist. Diese Gewichtserleichterung ist durch den Fortfall einiger Riemen und des Patronenbehälters (da jetzt die Patronen sämmtlich am Leibriemen getragen werden) sowie durch die Anwendung leichterer Schnallen 2c. und schließlich durch eine Verminderung der Stärke des Holzgerüstes bewirkt worden. Im Uebrigen sind die Maße des neuen Modells, abgesehen von dem Fortfall des erwähnten Patronenbehälters (28 cm

hoch, 36 cm lang) dieselben wie die des alten Tornisters; der Fortfall des erwähnten Behälters aber ermöglicht eine bequemere Körperhaltung beim liegend Schießen.

Ein Militär-Gewehr mit elektrischer Glühlampe ist das Neueste was auf dem Gebiete der militärischen Fortschritte zu verzeichnen ist. In Anbetracht der mörderischen Wirkung unserer modernen Feuerwaffen erscheint die Ansicht vieler Militärschriftsteller, daß Angriffe künftighin nur bei Nacht oder bei sehr gedecktem Terrain unternommen werden können, begründet, denn in diesen Fällen wird ein ausgiebiger Gebrauch der Feuerwaffen durch den Mangel an sichtbaren Zielen unmöglich gemacht. Der rastlos arbeitende Erfindergeist hat nun ein Mittel gefunden, um auch bei Dunkelheit einen freien und sicheren Ausschuß zu ermöglichen. Nach einer Erfindung des Freiherrn von Reibnitz in Berlin wird die Feuerwaffe mit einem elektrischen Scheinwerfer verbunden. Der Stromerreger wird mit Vortheil im Kolben des Gewehres untergebracht und der Stromschluß durch das Spannen des Hahnes bewirkt, worauf die am vorderen Ende der Waffe befestigte Glühlampe erglüht und das Vordringen erleichtert. Nach Abgabe des Schusses erlischt die Glühlampe, bis wieder geladen und der Hammer aufgezogen worden ist.

— Ein neues Luftschiff für militärische Zwecke hat der durch sein kühnes Reiterstückchen im französischen Kriege bei Niederbronn bekannt gewordene württembergische Offizier Graf Zeppelin konstruirt. Der Erfinder, der sich seit Jahren mit dem Problem des lenkbaren Luftschiffes beschäftigt, will diese Frage jetzt gelöst haben und beruft sich hierbei auf das Zeugniß des Professors Foerster und des kürzlich verstorbenen Professors von Helmholtz, welche beide Kapazitäten er ins Vertrauen gezogen hatte. Da der Erfinder durch die jahrelangen Versuche einen großen Theil seines Vermögens geopfert hat, soll jetzt, um die Idee ins Praktische zu übertragen und um sie zu erproben, eine Subskribtion in Höhe von 600000 Mark ins Leben gerufen werden. Da sich viele hochstehende Personen für die Sache interessiren, ist an einem Zustandekommen der Subskription nicht zu zweifeln.

Die große transsibirische Eisenbahn. Der Plan, eine Eisenbahnverbindung zwischen dem europäischen Rußland und dem sibirischen Hafenplatze Wladiwostock zu schaffen, besteht schon seit den sechsziger Jahren. Seine Verwirklichung fand dieses für Handels- und politische Zwecke gleichwichtige Projekt indes erst durch ein Reskript Kaiser Alexander III. vom Jahre 1891. Ursprünglich waren 30 Jahre als Bauzeit in Aussicht genommen; gegenwärtig werden aber die Arbeiten an diesem Riesenwerke auf Wunsch des jetzigen Kaisers so gefördert, daß dessen endgiltige Fertigstellung noch in diesem Jahrhundert zu erwarten ist.

Welche Unsumme von Arbeit dann geschafft worden, ersieht man am besten aus dem Umstande, daß diese neue Bahnverbindung, mit einer Länge von 7650 km, die längste der Welt werden wird. Die gewaltige Ausdehnung wird erst ersichtlich, wenn man bedenkt, daß die beiden bis jetzt größten Bahnlinien, die kanadische Pacificbahn von Montreal bis Vancouver 4000 km und die Union-Pacificbahn von Chicago nach San Francisco 3300 km lang sind.

Dieser Riesenbahnbau, dessen Ausführung die Summe 350 Millionen Rubeln, also über eine Milliarde Mark erfordert, gehört zu den größten Aufgaben, welche sich die moderne Ingenieurkunst gestellt hat. Die Bahn beginnt in Tscheljabinsk im Ural, der Endstation der Linie Samara-Ufa-Tscheljabinsk. Von hier aus führt die neue Linie immer ostwärts, geht bei Omsk über den Irtysch und bei Kriwoschtschekow über den Ob nach Krasnojarsk, wo der Jenissei zu überbrücken ist. Nunmehr geht die Bahn in mehr südlicher Richtung nach Irkutsk am Baikalsee, über welchen die Züge in der ersten Zeit mittelst großer Dampffähren übergesetzt werden, bis die Bahn um die Südspitze dieses Sees herum bis Murinsk fertiggestellt ist. Von letztgenanntem Orte geht die Bahn nach Tschita, von dieser Stadt aus immer am Schilka-Flusse entlang bis zur Festung Uststrjelka, dann im Thale des die russisch-chinesische Grenze bildenden Amur-Strome entlang bis nach Chabarowka, von welcher Stadt aus die Bahnlinie scharf nach Süden abbiegt, um nun im Ussurithale aufsteigend, die Endstation Wladiwostock am stillen Ozean zu erreichen. Das frühere Projekt, die Bahn von Tschita ab über Zichichar und Chulun in grader Linie durch die chinesische Mandschurei zu führen, scheiterte an dem Widerstande Chinas, das hierdurch seine Sicherheit für die Zukunft bedroht sah. Von der Gesammtlänge der Strecke war bis zu Ende des Jahres 1895 etwa der dritte Theil fertig bezw. dem Verkehr übergeben, der größte und dabei schwierigste Theil harrt indeß noch seiner Inangriffnahme.

Die politische und militärische Bedeutung der neuen Bahnlinie liegt auf der Hand. Sie wird der russischen Regierung ermöglichen, nicht nur die Verproviantirung seiner in den ostasiatischen Gewässern stehenden Flotte, wenn der Hafen von Wladiwostock eisgesperrt ist, auch zu Lande durchzuführen, sondern es können auch Landtruppen in größerer Zahl rasch an der sibirischen Ostküste konzentrirt werden. Hinter der militärischen Bedeutung der sibirischen Eisenbahn, die man auch mit Turkestan verbinden will, steht die wirthschaftliche keineswegs zurück. Sie wird den Ural mit dem Stillen Ozean, d. h. die Wolga mit dem sibirischen Wassernetze verbinden, was für den russischen Fellhandel und den chinesichen Theeexport von noch garnicht zu übersehender Bedeutung ist, ganz abgesehen von dem Holz-, Getreide- und Mineralreichthum der durch die Bahn erschlossenen südsibirischen Länderstrecken. Jedenfalls bedeutet die Durchführung dieses Eisenbahnbaues die endliche Aufschließung eines Landes, das einen Flächenraum von 12½ Millionen qkm, mithin 20 Mal mehr als Deutschland umfaßt und dessen reiche Hilfsquellen noch nicht einmal genügend bekannt, geschweige denn aufgeschlossen sind.

(Patent- und techn. Bureau von Richard Lüders in Görlitz.)

— Erprobung eines Schutzschildes. Auf dem Schießplatze von Indian Head fand vor Kurzem die Beschießung eines Carnegie-Schutzschildes von 1,22 m Länge, 0,86 m Breite und 16 mm Stärke und gehärteter Vorderseite durch einen Einpfünder statt, der 14 Mal auf denselben abgefeuert wurde und dessen Geschosse eine Anfangsgeschwindigkeit von 533 m in der Sekunde besaßen. Es stellte sich dabei heraus, daß der Schild bei einer Neigung von 40° die aus einem Abstande

von 96 m abgefeuerten Geschosse abhält, wenn sie gerade vor einer Stütze auftreffen; treffen sie in der Nähe einer solchen oder zwischen zwei solchen auf, so hält der Schild sie erst bei einer Flugweite von mehr als 220 m ab. Bei senkrechtem Auftreffen widersteht er den Geschossen erst in einem Abstande von 1800 m.

(The New York Herald.)

— Messen der Geschoßgeschwindigkeit. Herr F. J. Smith in Oxford hat eine einfache Methode erfunden, die Geschwindigkeit von Geschossen auf photographischem Wege zu messen. Er konzentrirt das Licht zweier getrennten Quellen scharf auf einen Punkt einer lichtempfindlichen Platte, die sich seitlich verschieben läßt. Auf diese Weise entstehen auf Letzterer zwei parallele Linien. Verdunkelt ein Geschoß nacheinander diese beiden Lichtstrahlen, so entstehen auf der Platte dunkle Punkte, aus deren Abstand man die Geschwindigkeit des Geschosses berechnen kann. Dadurch, daß eine Stimmgabel auf einen berußten Theil der Platte eine Wellenlinie zeichnet, hat man einen unmittelbaren Zeitmaßstab. Bei anderen Versuchen mußte das Geschoß zwei dünne Schirme durchlochen, die sich auf dem Wege der Lichtstrahlen befanden.

(Engineering.)

— Eine gefährliche Luftballonfahrt während der Belagerung von Paris, 1870. Das vergangene Jahr, welches so reichlich Veranlassung bot, der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr der Ereignisse dieses Kriegsjahres zu gedenken, hat auch in eigenartiger Weise die Universität zu Christiania an ein dem deutsch-französischen Kriege zu verdankendes Objekt seiner physikalischen Sammlung erinnert, welches in nichts Geringerem, als in einem in Norwegen am 26. November 1870 gelandeten Luftballon besteht, der an dem betreffenden fünfundzwanzigsten Gedenktag des vorigen Jahres einen Professor der dortigen Universität veranlaßte, die Geschichte dieses Ballons und die Abenteuer seiner kühnen Insassen den Studirenden genannter Hochschule mitzutheilen.

Bekanntlich war nach der gänzlichen Einschließung von Paris durch die deutschen Truppen ein Entkommen aus der Stadt nur durch Luftballons möglich und wurde dieser Weg denn auch von etwa 150 Personen mittelst 65 Ballons benutzt, die außerdem noch 4 Millionen Briefe beförderten. Von diesen 65 Ballons wurden fünf vom Feinde gefangen, zwei gingen verloren und kamen wahrscheinlich im Kanal um, während jener, um den es sich hier handelt, auf dem Gipfel des Liffjeld in Norwegen landete, nachdem er die weite Reise in etwa 14 Stunden zurückgelegt hatte. Die Helden dieser kühnen, ungewissen Luftreise waren der damals 29 Jahre alte Ingenieur Paul Rolier und der Franktireur-Offizier L. Dechamps, welche am 24. November Abends 11 Uhr 40 Minuten in Paris aufstiegen, um Depeschen des General Trochu, des Befehlshabers von Paris, nach der Loire-Armee zu übermitteln, außerdem aber noch 5 Centner Privatbriefe, zehn Säcke Ballast und sechs Brieftauben mitnahmen. Der Wind blies scharf aus SSO. und alles ging anfangs gut, bis sie morgens gegen 6 Uhr beim Anbruch des Tages sich über dem Meere wiederfanden, ohne irgendwo Land zu erblicken. Dechamps verlor sofort alle Fassung, wogegen sein Gefährte Rolier kaltblütig der kritischen Lage entgegen-

sah, bis er gegen 11 Uhr Morgens ein Schiff erblickte, weshalb er den Ballon bis auf einige Meter über dem Wasserspiegel herabließ, in der Hoffnung, daß sie von der Bemannung des Schiffes bemerkt und gerettet werden könnten; aber dasselbe änderte plötzlich seinen Kurs und die Luftschiffer stiegen hierauf, nach Auswerfen sämmtlicher Ballastsäcke und eines Briefbeutels, wieder zu einer Höhe von etwa 2000 m empor. Gegen 1 Uhr jedoch erfaßte beide Insassen der Gondel eine solche Muthlosigkeit, daß sie sich entschlossen, den Ballon anzuzünden und lieber freiwillig in den Tod zu gehen, als die Qualen der Angst und der grimmigen Kälte noch länger zu ertragen. Aber glücklicherweise gelang es ihnen nicht, die mitgenommenen Streichhölzer zu entflammen, da diese ganz feucht geworden und ihre Kleider und jede Fläche mit dickem Reif überzogen waren. Kaum eine Stunde später, nämlich gegen 2 Uhr 30 Minuten, bemerkten sie einen Berggipfel, weshalb sie das Sinken des Ballons veranlaßten und auch sofort mit der Gondel in einem Baumgipfel hängen blieben. Rolier schwang sich sofort heraus, wogegen Dechamps mit den Füßen sich im Ankerseil verwickelte und mit dem Kopf nach unten an diesem hing; in diesem Moment begann der Ballon plötzlich wieder rasch zu steigen, doch gelang es Rolier noch rechtzeitig, seinen Gefährten zu fassen und zu befreien, während der Ballon ihren Blicken sofort entschwand. So standen wir nun, berichtete nachher Dechamps, wie durch ein Wunder gerettet, aber unsere Aussichten waren sehr wenig tröstlich. In einem unbekannten Lande, Hunger und Kälte ausgesetzt, ohne weitere Kleidung, da der Ballon entwichen und unsere ganze Ausrüstung, Lebensmittel sowie die Briefschaften mitgenommen hatte. Auf gut Glück wählten wir die Richtung nach Süden und marschirten zwei Stunden angestrengt weiter, als Rolier vor Ermattung zusammenbrach und im Schnee liegen blieb. Mit Mühe schleppte ich ihn in ein nahes Gebüsch und bettete ihn daselbst, wo er sofort einschlief, während ich, ebenfalls todtmüde, den Marsch fortsetzen wollte, dabei aber in nächster Nähe eine kleine mit Heu gefüllte Hütte entdeckte, in die ich den halberstarrten Rolier trug, ihn und mich in das Heu eingrub, wo wir warm gebettet bis zum Morgen des nächsten Tages lagen, ehe wir erwachten. Bei Fortsetzung unserer Fußreise fanden wir bald die Spuren eines Schlittens und gelangten, diesen folgend, in eine von Menschen bewohnte Hütte. Aus den Holzhauern, als welche wir unsere Wirthe erkannten, brachten wir trotz der Unmöglichkeit einer weiteren Verständigung doch heraus, daß wir in Norwegen und nicht sehr weit von Christiania seien. Nachdem diese uns mit Schweinefleisch, Kartoffeln, Schinken und Milch in liebenswürdigster Weise gestärkt, fuhren sie uns mit einem Schlitten zunächst nach Siljord, von wo man uns nach eintägigem Aufenthalt über Kungsberg nach Christiania brachte, wo unser Abenteuer sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt verbreitete und wir bald die Löwen des Tages wurden. Bald darauf lief auch eine Depesche ein, daß unser Ballon im Kirchspiel Kordsharred, nördlich von Drammen, gelandet und mit seinem Inhalt wohlgeborgen sei. Der Ballon war zuerst in Mandal im südlichen Norwegen gesehen worden, und schon am 25. November brachten die Londoner Abendzeitungen eine Depesche von dort, des Inhaltes, „daß daselbst ein

Ballon, jedenfalls von Paris verschlagen und nach Norden hin sich bewegend, gesehen worden sei". — Der Ballon, den die Luftschiffer zum Dank für ihre gastfreie Aufnahme in Skandinavien der Universität Christiania als Andenken überließen, lag lange im Keller der Hochschule unbeachtet, bis man sich seiner im vorigen Jahre erinnerte und das Andenken an die gefahrvolle Reise durch den oben gedachten Vortrag erneuerte. Aus diesem geht übrigens hervor, daß der betreffende Ballon durchaus primitiver Natur war, immerhin darf aber wohl seine Reise als die größte, die je ein Luftballon gemacht, bezeichnet werden, da die Entfernung zwischen Skandinavien und Paris gegen 1200 Kilometer beträgt, die er also in 14½ Stunden zurücklegte; dabei ist aber die Annahme zu Gunsten einer viel größeren Geschwindigkeit insofern berechtigt, als der Ballon sich wohl kaum in gerader Luftlinie bewegt haben dürfte, vielmehr vermuthet werden kann, daß derselbe zunächst den Kanal und einen Theil von England passirt haben wird, bis ihn eine andere Luftströmung erfaßte und nach Nordosten trieb.

— Welche unglaublich große Kraft dem Geschoß einer abgefeuerten Kanone inne wohnt, zeigen drastisch die nachstehenden Berechnungen, welchen die Verhältnisse eines 100-Tonnen-Geschützes des Hafens zu Spezzia in Italien zu Grunde gelegt sind. Ein solches Geschütz ertheilt einer 917 Kilo wiegenden Granate eine Anfangsgeschwindigkeit von 523 m in der Sekunde, wozu 250 Kilo Schießpulver nöthig sind. Rechnet man nach, so ergiebt sich hierbei eine der Granate ertheilte Energie oder lebendige Kraft von 12772000 Kilogramm-Metern. Nun währt jedoch die Explosion der genannten Schießpulvermenge höchstens 1/100 Sekunde, mithin wird obige Arbeit in dieser winzigen Zeitspanne verrichtet, oder umgekehrt leistet die Granate in einer Sekunde eine hundert Mal so große Arbeit, also 1200 Millionen Kilogramm-Meter, welche in Pferdestärken umgerechnet eine Arbeit von 16 Millionen Pferden pro Sekunde repräsentirt. — Nach gemachten Erfahrungen hält aber solch ein großes Geschütz nur etwa 100 Schüsse aus, worauf es schon unbrauchbar ist; da ein Schuß, wie oben erwähnt, aber nur 1/100 Sekunde zur Entwicklung der ungeheuren Energie des Geschosses braucht, so hat ein solches Geschütz, wenn es wegen Unbrauchbarkeit nach hundert Schüssen ausrangirt wird, streng genommen gerade und genau eine ganze Sekunde gearbeitet. — Denkt man sich nun, daß diese Leistung von 16 Millionen Pferdestärken durch eine 100pferdige Dampfmaschine geleistet werden sollte, so müßte eine solche etwa 44 Stunden arbeiten, in welcher Zeit dieselbe mindestens 4400 Kilo gute Steinkohle braucht, die aber nur ca. 70 Mark kosten, wogegen die äquivalente Menge Schießpulver an 500 Mark kostet. Die Dampfmaschine erleidet in genannter Zeit kaum eine Abnutzung, wogegen das entsprechende Geschütz Millionen kostet, die nach Leistung der Arbeit verloren sind. Diese Betrachtung möchte wohl geeignet sein, manchen Erfinder auf die Konstruktion sogenannter Pulver-Kraft-Maschinen hinzulenken, deren Ausführung schon oft probirt wurde, die aber ihrer zu intensiven plötzlichen Arbeitsleistung wegen nie zur Realisirung kamen, und die auch, wie

obige Angaben lehren, der Dampfkraft gegenüber als durchaus unökonomisch arbeitend sich ergeben müssen.

(Internat. Patentbureau Carl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6.)

— Ausstellung des Heerwesens. Es dürfte für unsere Leser von Interesse sein zu erfahren, daß mit der diesjährigen Milleniums-Ausstellung in Budapest eine Heeres-Ausstellung verknüpft sein wird, in der das ungarische Heerwesen besonders in seiner historischen Entwickelung zur Darstellung gelangen soll. Die Kriegsweise, Bewaffnung und Ausrüstung der Vergangenheit sollen in ihren mannigfachen Wandelungen veranschaulicht werden, außerdem wird eine ungemein reiche Ausstellung von historischen Reliquien, Denkwürdigkeiten, Kunstobjekten, Schlachtenbildern und geschichtlichen Portraits arrangirt, die alle Erinnerungen der von Kämpfen erfüllten tausendjährigen Geschichte des Magyarenvolkes wachrufen soll. Auch die Kriegsmarine wird berücksichtigt und dem großen Publikum die seltene Gelegenheit geboten werden, die Organisation, den Zweck und die Aktionsmittel der Kriegsmarine zu überblicken und das schwimmende Flottenmaterial kennen zu lernen. Der Schiffbau soll durch 34 Modelle von Kriegsschiffen, Schiffsektionen und Booten aller Art veranschaulicht werden, die Gruppe für Artillerie soll 9 große Geschütze und sonstige Waffen in natura, 12 Modelle von Geschützen größten Kalibers, 19 verschiedene Projektile, 10 Einheitspatronen, die verschiedensten Sorten von Zündmitteln, Signalmunition, Geschosse aus früheren Kriegen, zahlreiche Trophäen, Rettungsapparate, Modelle von Torpedos, Projektoren, Dynamos sowie eine Kollektion von nautischen Instrumenten und kartographischen Arbeiten enthalten.

(Patentbureau H. W. Pataky, Berlin.)

Literatur.

Der Patrouillenführer. Von Frhr. v. Reitzenstein, Oberstlieut. Fortsetzung der praktischen Anleitung zur Ausbildung der Kompagnie im Felddienst. Für den jungen Offizier und Unteroffizier. Dritte vermehrte und unter Berücksichtigung der Felddienstordnung 1894 verbesserte Auflage. Mit 15 lithogr. Tafeln und Abbildungen im Text. E. S. Mittler u. Sohn. Mk. 1,50.

Die Ausbildung im Aufklärungsdienst bildet für den Offizier eine der wichtigsten Dienstobliegenheiten und stellt zugleich an ihn die größten Anforderungen: geschickte

selbständige Auffassung eines Auftrages, umsichtige Erwägung, schnelle treffende Entschließung und hervorragende Thatkraft und Tapferkeit. Im Anschluß an die Felddienstordnung schildert der Verfasser die Aufgaben des Patrouillenführers von den einfachsten bis zu denen gemischter Waffen und erläutert sie durch zahlreiche Abbildungen und Tafeln. Sein Buch wird dem Patrouillenführer zur eigenen Belehrung und für die Ausbildung der Mannschaften ein zweckmäßiger Rathgeber sein

---

Studien über den Felddienst. Von v. Verdy du Vernois, General der Infanterie. Neu bearbeitet auf Grund der Felddienst-Ordnung vom 20. Juli 1894. Erstes Heft: Selbstständige Kavallerie, Vorposten derselben und gemischte Vorposten. Mit einer Karte und drei Skizzen. E. S. Mittler u. Sohn. Mk. 2,50.

Die neue Felddienst-Ordnung enthält „absichtlich offen gelassenen Spielraum, welcher der selbstständigen Entschließung der Führer aller Grade zu Gute kommen soll". — Je mannigfacher die dienstlichen Aufträge oder Gefechtslagen sind, in denen der Führer auf eigene Entschließung angewiesen ist, desto umfassender werden auch die an seine Vorbildung und Uebung erhobenen Ansprüche. Der jüngere Offizier folgt daher gern den Erfahrungen, die hervorragende Heerführer an bestimmten Beispielen und für die einzelnen Fälle des Dienstes entwickeln. Eine solche Belehrung enthält die vorliegende Schrift.

Die Kaiserproklamation in Versailles am 18 Januar 1871. Von Theodor Toeche-Mittler, Dr. phil. Mit einem Verzeichniß der Festtheilnehmer und einem Grundriß der Festräume. E. S. Mittler u. Sohn. Mk. 2.

Die weltgeschichtliche „Kaiserproklamation in Versailles" ist bisher nur aus den persönlichen Erinnerungen einzelner Theilnehmer und hauptsächlich aus den damaligen Zeitungsberichten bekannt; um ihrer selbst willen diese unvergleichliche Feier darzustellen ist bisher nicht unternommen worden. Die 25jährige Gedenkfeier dieses Geburtstages des Deutschen Reiches, die wir kürzlich begangen haben, darf eine solche Darstellung fordern. Der als Beiheft zum Militär-Wochenblatt und gleichzeitig in besonderer Ausgabe erschienenen Schrift liegen zu Grunde die in den Archiven des Kriegsministeriums, des großen Generalstabes, des Oberhofmarschallamts, der Generalkommandos ruhenden Schriftstücke; ihre anschauliche Schilderung empfängt sie aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers und namentlich durch überaus zahlreiche Beiträge, die Theilnehmer brieflich ihm einsandten. Sie berichtet daher die Vorgeschichte und den Verlauf der Festlichkeit und würdigt ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre unvergleichliche Eigenart; insbesondere vermochte sie durch die Fülle des ihr zu Gebote gestellten Stoffes die verehrungswürdige Erscheinung und Haltung Kaiser Wilhelm I. an diesem Tage durch eine Reihe von Charakterzügen zu schildern. Auch eine Präsenzliste aller Festtheilnehmer hat sich durch weitgreifende Nachfragen und Aufrufe noch schaffen und der Schrift beifügen lassen; sie

vereinigt daher in sich alles über die Kaiserproklamation Wissenswerthe und für sie Kennzeichnende, so daß ihr Bild in dieser Schrift zuverlässig und lebenswahr festgelegt ist. Sie eignet sich, in die weitesten Kreise des Volkes verbreitet zu werden.

Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. Von Woide, Russ. Generallieutenant. Versuch einer kritischen Darstellung des deutsch-französischen Krieges bis zur Schlacht bei Sedan. Aus dem Russischen übersetzt von Klingender, Major im Generalstabe. Zweiter (Schluß-) Band. Mit sechs Skizzen in Steindruck. E. S Mittler u. Sohn. Mk. 8,50, geb. Mk. 10,—

Das Woidesche Werk darf bekanntlich als die erste kritische Geschichte unseres Krieges gegen Frankreich von unparteiischer Seite gerühmt werden. Indem der russische General die Thaten und die Führung unserer Armee genau durchforscht und rückhaltslos anerkennt, beweist er, wie wichtige strategische und taktische Lehren dem großen deutsch-französischen Kriege von 1870/71 entnommen werden können. Während der erste Band nur die großen Kriegsereignisse vor Metz untersucht, enthält der zweite Band eine kritische Darstellung der Schlachten von Gravelotte—St. Privat, der Einschließung von Metz, der Schlachten bei Noisseville, Beaumont und Sedan. Auch hier hebt der Verfasser als einen wesentlichen Faktor unserer Siege die Selbstständigkeit der Unterführer hervor. Er bleibt sich jedoch vollbewußt, daß sie nur im Rahmen und im Sinne des von der Oberleitung gesteckten Zieles möglich ist und daß die Einheit und damit die volle Kraft und Wirksamkeit jeder Kriegshandlung nur durch eine feste Oberleitung gewährleistet wird. Er bezeichnet daher den Grundsatz der Selbstständigkeit nur als die nächste, unmittelbare Veranlassung der kriegerischen Erfolge der Deutschen; als Grundsatz des siegreichen Krieges gegen Frankreich erscheinen ihm vielmehr: die geschickte Politik, die einsichtsvolle Leitung des Heeres im Kriege und vor Allem seine vorzügliche Organisation. Daß Preußen, welches seit den Tagen des großen Napoleon keinen Krieg geführt hatte, Oesterreich und Frankreich gegenüber überhaupt im Stande war, den Mangel eigener Kriegserfahrung zu ersetzen, hierfür erblickt der Verfasser den Grund allein in der Kriegswissenschaft, welche die Deutschen aus der glücklichen Hand des genialen Clausewitz erhielten, weiter entwickelten und in den Grenzen des Friedensdienstes zur Anwendung brachten. — Hat der Verfasser für den im Vorjahre erschienenen ersten Band der deutschen Uebersetzung durch seine geistvolle, klare und von tiefem praktischen Verständniß geleitete kritische Beleuchtung der Feldzugsbegebenheiten vom deutschen Leserkreise allgemeine und warme Anerkennung gefunden, so wird sie ihm auch für den zweiten Band nicht versagt werden, dessen Uebersetzung gleich der des ersten Bandes als mustergiltig bezeichnet werden darf.

Der Regiments- und Bataillons-Tambour. Von W. Lange Praktischer Leitfaden für die Gesammtausbildung der Spielleute bei der Infanterie. Mit zwei Steindrucktafeln. E. S. Mittler u. Sohn. Mk 2,25.

Die tadellose sichere Ausbildung der Spielleute ist für die Besichtigung und Beurtheilung eines Truppentheils von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Je mehr aber die Leistungen der Spielleute auf die Haltung der Mannschaften zurückwirken, um so mehr ist auch auf deren vollständige Durchbildung Gewicht zu legen — zumal seit diese durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit wesentlich erschwert ist. Es kommt also darauf an, den Lehrgang von Anfang an planmäßig und mit voller Sachkenntniß zu betreiben. Dazu verhilft am besten, die Erfahrungen und Rathschläge eines erprobten Regimentstambours zu befolgen, wie solche der Vizefeldwebel Lange vom 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 67 in einem soeben erschienenen Buche veröffentlicht. In dem Werkchen, welches sich auf die durch den Herrn Musikinspizienten für die Kaiserparaden gegebenen Belehrungen stützt, lehrt der Verfasser die zweckmäßigste Ausbildung der Hornisten und Tamboure und giebt praktische Winke für das Exerziren der Spielleute an, sowie eine Sammlung der wichtigsten Signale der europäischen Heere. Zahlreiche Grifftabellen und Uebungsstücke, sowie Abbildungen, die die richtige Haltung der Instrumente veranschaulichen, machen das Werk auch in der Hand des Schülers zu einem geeigneten Hülfsmittel für das Selbststudium.

Die Bataillonsadjutanten, welchen die Aufgabe zufällt, das Exerziren der Spielleute zu leiten bezw. die Ausbildung derselben zu überwachen, finden in vorliegendem Lehrbuch ein Hülfsmittel, sich schnell in diesen Dienstzweig hineinzufinden. Sie werden daher in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie dieses Lehrbuch, das bereits von Seiten sachkundiger Offiziere günstig beurtheilt wurde, bei ihren Truppentheilen zur Einführung bringen.

Die explosiven Stoffe. Ihre Geschichte, Fabrikation, Eigenschaften, Prüfung und praktische Anwendung in der Sprengtechnik. Ein Handbuch für Fabrikanten und Verschleißer explosiver Stoffe, Chemiker und Techniker, Berg-, Eisenbahn- und Bau-Ingenieure, Steinbruchs- und Bergwerksbesitzer, Forst- und Landwirthe, sowie für die Ingenieuroffiziere des Landheeres und der Marine und zum Selbststudium. Nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet von Dr. Fr. Böckmann, technischer Chemiker. Mit 67 Abbildungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. 29 Bogen. 8. A. Hartlebens Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis: Geheftet 5,— Mk. Eleg. geb. 5,80 Mk.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes sind sehr viele große und bedeutungsvolle Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der explosiven Stoffe zu verzeichnen gewesen. So haben die rauchschwachen Schießpulver das alte Schwarzpulver, die Dynamite und Sprenggelatine das Sprengpulver ganz oder doch theilweise verdrängt. Die Herstellung aller dieser Präparate ist in der zweiten Auflage in übersichtlicher Weise besprochen, so daß dieselbe vollkommen dem modernsten Standpunkt entspricht. Das Buch ist, mit Weglassung alles Nebensächlichen und

allzu Weitschweifigen in der Weise geschrieben, daß es jeder Gebildete, auch ohne chemische oder technische Vorkenntnisse mit vollem Verständniß zu lesen im Stande ist. Deshalb sind niemals chemische oder technische Kunstausdrücke erwähnt, ohne daß die Bedeutung derselben zugleich in verständlicher Weise erläutert würde. Nicht nur der Fabrikation der einzelnen explosiven Stoffe, sondern vor Allem auch ihrer chemischen Zusammensetzung, sowie der chemischen Natur ihrer Zersetzungsprodukte, den Methoden: die Güte und Wirksamkeit der explosiven Stoffe zu ermitteln, wurde eingehendste Beachtung geschenkt. An der Hand der chemischen Zusammensetzung und Eigenschaften der Explosivstoffe und ihrer Zersetzungsprodukte gewinnen wir ein klares Bild über die inneren Ursachen der eminenten Kraftentwicklung dieser Körper. Die Illustrationen, welche gegenüber der ersten Auflage ebenfalls eine wesentliche Vermehrung erfuhren, wurden mit Sorgfalt ausgewählt und dienen in ihrer Einfachheit am besten zur Erläuterung des betreffenden Textes. — So sei denn das vorliegende Werk Jedem, der sich für die Technik der explosiven Stoffe interessirt, als ein treuer Berather empfohlen!

Der durch seine zahlreichen deutschvaterländischen Schriften schon längst vortheilhaft bekannte Militärschriftsteller Max Dittrich in Dresden bietet in seinem neuesten Werke

Deutsche Heldengräber im Reichslande, Wanderstudien über die Schlachtfelder von 1870 in Elsaß-Lothringen. Mit 4 Abbildungen. Verlag von Max Babenzien in Rathenow. Preis 1,— Mk.

einen werthvollen Beitrag zur Erinnerung an die großen Kämpfe von 1870. Besondere Freude und Genugthuung dürfte dieselbe erregen in den Familien und bei den Regimentskameraden jener deutschen Helden, die vor einem Vierteljahrhundert in den Schlachten des damaligen Krieges ihr Leben ließen für König und Vaterland. Nicht minder gewährt Dittrichs neue eigenartige Schrift in Verbindung mit den derselben beigegebenen patriotischen Dichtungen für Jeden, welcher die Schlachtfelder von 1870 im Reichslande schon gesehen hat, oder erst besuchen will, eine Fülle von Erinnerungen und schätzbaren Hinweisen. Endlich wollen und werden diese Wanderstudien aber gewiß auch anregen zu Wallfahrten im vaterländischen Sinne und wer dazu weder Zeit noch Mittel hat, wird an ihrer Hand im Geiste wenigstens jene Stätten aufsuchen können, wo die Helden von 1870 schlafen in Feld und Wald. Um die besonders auch der männlichen Jugend warm zu empfehlende Schrift dieser und den weitesten Kreisen des Volkes und der deutschen Armee allgemein zugänglich zu machen, ist der Preis nur auf 1 Mk. festgesetzt.

Deutschlands Heerführer (1640—1894) verewigt in den Namen der Regimenter und Bataillone des deutschen Heeres. Von Sprößer, Hauptmann. Mit Titelbild und 117 Bildnissen im Text. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn. Preis geheftet 3 Mark, in Prachtband 4 Mark.

Das Werk ist keineswegs nur für die Armee bestimmt, sondern für alle Kreise, die sich für dieselbe interessiren. In fesselnder Darstellungsweise werden 125 Lebensbilder von Männern vorgeführt, die durch Wort und That in Kriegs- und Friedenszeiten zur Größe und zum Ruhme Deutschlands beigetragen haben. Die Namen der Betreffenden sind zwar jedem Deutschen wohlbekannt, aber nicht allgemein die Leistungen des Einzelnen. Sehr willkommen ist die Beigabe der Porträts, und die Verlagsbuchhandlung hat sich ein besonderes Verdienst erworben, daß sie keine Mühe und Kosten scheute, eine Anzahl älterer Bildnisse, die sich nur noch in Archiven oder im Familienbesitz befanden, für das Werk wieder herbeizuschaffen, manche davon sind dadurch vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt worden. Durch die chronologische Anordnung der flott geschriebenen Einzelbiographien bildet das Buch gleichzeitig eine kurzgefaßte deutsche Kriegsgeschichte.

Wir wünschen dem Buche, das sich in seiner vorzüglichen Ausstattung auch besonders als Geschenk eignet, die weiteste Verbreitung; denn jeder Deutsche sollte es als eine Ehrenpflicht ansehen, den Lebensgang der Männer, die so Hervorragendes geleistet haben, zu kennen. Der Bezug des Werkes kann übrigens auch nach und nach in 6 Lieferungen zu je 50 Pf. stattfinden.

La Défense des côtes d'Europe. Par Didelot, Lieutenant de vaisseau. Avec un atlas de 204 cartes. Paris, Nancy Berger-Levrault. 1894. 8. 530 p. Prix 25 Fr.

Auf dem von Durassier in seinem: „Aide-Mémoire de l'officier de marine“ betretenen Wege schreitet Verfasser vorliegenden umfangreichen Werkes rüstig fort. Jeder, der sich für maritime Angelegenheiten — und welcher Gebildete sollte dies heute nicht thun? — interessirt, wird die Frucht mühsamer Arbeiten und Nachforschungen, welche Lieutenant Didelot in: „La Défense des côtes d'Europe“ bietet, freudigst begrüßen. Während über das schwimmende Kriegsmaterial der Neuzeit, dessen Typen, Bestückung, Bemannung, Leistungs-, Widerstandsfähigkeit u. s. w. viel geschrieben worden ist, hat man ein anderes, auf geographischer Grundlage ruhendes Moment, das neben den Fahrzeugen die Entscheidung in Seekriegen geben kann, vernachlässigt. Es sind die Küsten oder besser gesagt die Oertlichkeiten, an denen das Meer sich in das Land entweder einbettet und dadurch natürliche Häfen schafft, oder aber jene anderen, wo trotz Ungunst der Natur die Kunst gesiegt hat und Landungs-, Zufluchts- u. s. w. Plätze entstanden sind. Oben beregten Uebelstand beseitigt das in Rede stehende, vorzüglich ausgestattete Werk, welches neben Beschreibung der wichtigsten europäischen Handels- und Kriegshäfen in Anlagen die Entfernungen der großen Plätze von einander ersehen läßt und alle unterseeischen Kabel aufführt, welche Europa umfließende Meere durchqueren. Einzelne Fehler im Text und auf den Karten verschwinden der Gesammtleistung gegenüber. Ein gut ausgeführter Atlas enthält die Zeichnungen der Häfen mit Befestigungsanlagen u. s. w. und ergänzt den Text. Das Werk sei hiermit jedem Politiker und Offizier zu Lande wie zur See bestens empfohlen. W.

Das Buch der Bücher. Aphorismen der Welt-Literatur. Gesammelt und geordnet von Egon Berg (Leopold Auspitz). Teschen. Prochaska. 8. 2 Theile 800 bez. 900 Seiten. In Prachtbänden 16 Mark.

Wenn, wie es hier der Fall ist, ein Werk die siebente Auflage erlebt, dann ist eine Empfehlung eigentlich nicht mehr nöthig. Ohne eine solche zu beabsichtigen, möchten wir die Aufmerksamkeit unseres Leserkreises auf dasselbe lenken. „Das Buch der Bücher" stellt eine köstliche Blumenlese dar. Ueber 6000 Stellen sind den Erzeugnissen von 400 Autoren (Dichtern, Rednern, Philosophen u. s. w.) entnommen und in deutschem, griechischem, lateinischem, französischem, englischem und italienischem Urtext aufgeführt. Der erste Band ist Geist und Welt, der zweite Herz und Natur überschrieben, beide zerfallen wieder in zahlreiche Unterabtheilungen. Den Soldaten werden im ersten Theile Kapitel 5 und 7 (Vaterland, Nationalität; Krieg, Frieden, Soldatenthum) besonders ansprechen.

Wenn in dem Werke auch kein originales Schaffen dargestellt ist, so muß doch die sorgsame Sichtung, die lichtvolle Anordnung und das tiefe Verständniß in dem weiten Literaturgebiet imponiren, dessen Stoff mit seltenem organisatorischem Geschick gemeistert ist, und Licht und Schatten, auf- und absteigende Entwickelung erkennen läßt. Neben Sturm und Drang kommen Tiefe und bedeutsame Gesichtspunkte zur Geltung. Jeder findet bei Durchblätterung des „Buchs der Bücher" Befriedigung, suche er geistvolle Auffassung, schwungkräftige Phantasie, behaglichen Witz u. s. w. Wer der Weltliteratur in ihren vornehmsten, erlesensten Größen auf bequeme Weise näher treten will, schlage das Werk auf.

Die französische Armee im Felde. Mit Skizzen im Text. Berlin, 1896. — A. Bath. Preis 1,25 Mark.

Der zwar ungenannte aber federgewandte Verfasser dieser sich eingehend mit der Organisation, dem Felddienste und den Kampfesformen der französischen Armee beschäftigenden Schrift hat sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er uns auf leichte und schnelle Weise das Verständniß für das Leben in einem Heere eröffnet, welches für uns Deutsche stets großes Interesse beansprucht. Die präzisen Angaben ermöglichen um so schneller eine genaue Orientirung, als der Text mit zahlreichen deutlichen, der französischen Darstellung entnommenen Skizzen durchsetzt ist. Wir wünschen dem gut ausgestatteten und dabei billigen Werkchen weiteste Verbreitung

---

Die kriegerische Rücksichtslosigkeit. Studien aus der Kriegsgeschichte. Von Dechend, Hauptmann im Nebenetat des Großen Generalstabs. Berlin, 1885. Mittler u. Sohn. 8. 155 S.

Vorliegende Schrift gliedert sich in die drei Abschnitte: Versammlung der Kraft für den Kampf; Ansetzen der Kraft zum Kampfe; der Kampf und die Truppe.

In allen Abtheilungen des originellen Buches, dessen Darlegungen auf der Kriegsgeschichte und der Würdigung der Charaktere großer Schlachtenlenker fußen,

macht sich bei dem, wie ich vermuthe, noch jungen Verfasser ein historisches Feingefühl geltend, das man gewöhnlich erst in reiferen Jahren erwirbt. Die Ueberschriften der Kapitel sind Anleihen, die in denselben eingelöst werden. Den Inhalt des ersten kann man in die Moltke'schen Worte: „Es ist Alles disponibel" und in sein Mahnwort: „Bewilligt mir, denn nun muß Alles verfügbar sein" zusammenfassen. Der Abschnitt über das Ansetzen der Kraft läßt den Marschall Vorwärts stets das Richtige erwählen, giebt Napoleon I. die Ehre (?) des Bahnbrechens für eine unberechtigte, weil rein egoistische, Rücksichtslosigkeit, erkennt aber Moltke die die Palme zu, dem Feldherrn, der spart und schont, wo es möglich ist, dagegen aber wenn nothwendig, auch den rothen Saft in Strömen fließen macht. Im letzten Abschnitt behandelt der Verfasser die seelischen Vorgänge bei der Führung wie bei der Truppe, um im Ansturm wie im Ausharren das Möglichste zu leisten. Die „kriegerische Rücksichtslosigkeit", daran zweifle ich nicht, wird sich ihren Weg bahnen. 8.

Waffenlehre. Von R. Wille, Generalmajor z. D. Mit 144 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln. Berlin, 1896. R. Eisenschmidt. 8. 546 S. Preis 12 Mark.

Auf ein Buch von gehaltvollem Inhalt unter bescheidenem Titel militärische Kreise aufmerksam zu machen, ist um so mehr geboten, weil es nur wenigen Offizieren möglich ist, die Fülle der heutigen Militärliteratur einer Sichtung zu unterziehen.

Der spröde Stoff dieser „Waffenlehre" ist durch den in waffentechnischen Fragen als Autorität anerkannten Verfasser geschmeidig gemacht, und liegt in knapper, klarer Darstellung, bei welcher praktische Gesichtspunkte maßgebend sind, vor uns.

Das Buch zerfällt in Text, Anlagen und Bilder. Ersterer umfaßt folgende Abschnitte: Schieß-, Spreng- und Zündmittel; Handfeuerwaffen nebst Schießbedarf; Geschütze nebst Schießbedarf — Fahrzeuge; Schießen (innere und äußere Ballistik; Geschoßwirkung). Ein ungeheures, übersichtlich geordnetes und verarbeitetes Material defilirt hier vor unserem geistigen Auge. Abbildungen und Tafeln verleihen dem kurzen Worte Leben und Seele, oder es treten Figuren und Tabellen an Stelle sonst nothwendiger Auseinandersetzungen.

Das umfangreiche, nach allen Richtungen hin wohl ausgestattete Werk will eine Lehre der neuzeitlichen Waffen und eine Lehre von alle dem geben, das mit ihnen zusammenhängt; mit schlichter Schwere ist diese Absicht geglückt.

Nach dem Gesagten sind empfehlende Worte wohl überflüssig. —s.

Selbstspanner. (Automatische Handfeuerwaffen.) Von R. Wille, Generalmajor z. D. Mit 67 Abbildungen auf 7 Tafeln und im Text. Berlin, 1896. R. Eisenschmidt. 8. 106 S. Preis 3 Mark.

Als Ergänzung der früher von dem General Wille verfaßten Schrift „Fort-

schritt und Rückschritt des Infanteriegewehrs" und gewissermaßen als Fortsetzung seiner „Waffenlehre" ist vorstehende, die Selbstspanner behandelnde Betrachtung lebhaft zu begrüßen.

Die Frage des Selbstspannens ist hier als eine für sich bestehende beantwortet; sie beschreibt und erörtert die bekannten Muster selbständig arbeitender Gewehre, Pistolen und Revolver. Die den Text durchsetzenden oder auf besonderen Tafeln deutlich gezeichneten Figuren begünstigen schnelles Verständniß. Die Schrift giebt jedem für das Waffenwesen sich interessirenden Offizier neue Anregung. —s

---

Der alte Fritz. In 50 Bildern für Jung und Alt von C. Röchling und R. Knötel. Verlag von Paul Kittel, Berlin. Preis je nach Ausstattung 3, 6 und 9 Mark.

In den die markantesten Ereignisse in Krieg und Frieden darstellenden in vorzüglichem Farbendruck ausgeführten Bildern haben wir eine Lebensgeschichte des großen Königs vor uns, wie sie sich anregender und belehrender kaum denken läßt und von der wir wünschen, daß sie in recht weiten Kreisen Verbreitung finden möge. Die Namen der Künstler bürgen darauf dafür, daß neben der lebenswahren und treuen Darstellung in Porträt und Kostüm auch die künstlerische Auffassung nicht zu kurz gekommen ist.

Aus Deutschlands ruhmreichen Tagen, (Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

ist der Titel einer Bildermappe, welche in 20 Photogravüren nach Originalbildern unserer besten Schlachtenmaler Episoden aus dem letzten großen Kriege zur Darstellung bringt. Der Verlag hat mit dieser Sammlung dem deutschen Volke eine Jubiläumsgabe bescheert, welche in ihrer vorzüglichen, überaus feinen Ausführung sich sicherlich zahlreiche Freunde erwerben und jedem Salontisch zur Zierde gereichen wird. Die den Bildern vorausgeschickte Schilderung des Krieges von Hugo Arnold verdient in ihrer knappen und doch erschöpfenden Darstellung, der edlen von patriotischer Wärme belebten Sprache vollstes Lob. Das Werk gereicht dem Verlag, von dem man etwas Gutes zu erwarten berechtigt war, zur Ehre.

Ueber Organisation, Erziehung und Führung von Kavallerie, sowie Uebungen gemischter Truppen im Gelände. Eine Denkschrift von v. Pelet-Narbonne, Generallieutenant z. D. Zweite vermehrte Auflage. Mit 16 Skizzen im Text. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis geheftet 4 Mk., gebunden 5,25 Mk.

Die vor Kurzem in militärischen Kreisen lebhaft erörterte Frage der Kavallerie-Divisionen im Frieden hat den bisherigen Kommandeur der 1. Division, Generallieutenant z. D. v. Pelet-Narbonne veranlaßt, sein in weitesten Kreisen bekannt gewordenes Werk über Erziehung und Führung von Kavallerie unter dem oben angeführten Titel erscheinen zu lassen. Bekanntlich war es dem Verfasser, der wieder-

holt an die Spitze von Kavallerie-Divisionen gestellt und zuletzt mehrere Jahre mit dem Kommando über eine Armee-Division betraut war, vergönnt gewesen, nicht nur die Kavallerie in den Aufgaben ihres eigenen Dienstes sondern auch taktisch verbunden mit den anderen Hauptwaffen zu leiten und zu beurtheilen. — Der Inhalt des Werkes gliedert sich in fünf selbständige Einzelabhandlungen. Während die erste die Grundsätze für die Ausbildung sowie für die Besichtigung des einzelnen Reiters bis aufwärts zu derjenigen der Kavalleriebrigade erörtert, die zweite den taktischen und strategischen Aufklärungsdienst darstellt, behandelt der dritte Abschnitt die Veranlagung, Leitung und Beurtheilung von Uebungen im Gelände, der vierte eingehend die Ausbildung und Führung der Kavallerie-Division. Das im Oktober vorigen Jahres erschienene neue Exerzir-Reglement für die Kavallerie konnte in sämmtlichen Theilen berücksichtigt werden. Völlig neu ist ein früher nur als Handschrift vertheiltes fünftes Kapitel aufgenommen, welches die wichtige Forderung, Kavallerie-Divisionen im Frieden zu bilden, überzeugend klarstellt. Nach Ansicht des Verfassers wird von unserer zahlreichen und im Detail gut ausgebildeten Kavallerie nur dann im Kriege der erhoffte Nutzen zu erwarten sein, wenn dieselbe bereits im Frieden in Kavallerie-Divisionen gegliedert und entsprechend im Divisionsverbande ausgebildet wird. — Die hier niedergelegten, in langjähriger Dienstkenntniß und in verschiedenen Dienststellungen gesammelten Erfahrungen des Verfassers bieten ein reichhaltiges Vermächtniß, welches zunächst den Offizieren der Kavallerie gewidmet ist, aber auch für die anderen Truppengattungen mannigfache Belehrung und Anregung enthält.

Grundriß der Feldkunde. Von W. Stavenhagen, Hauptmann. Mit 20 Abbildungen im Text und 2 Beilagen in Steindruck. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 4 Mk.

Die wichtigsten Grundsätze und Regeln für die militärische Erkundung eines Geländes und die verschiedenen Methoden seiner kartographischen Darstellung sowie den Gebrauch von Karten entwickelt diese Schrift in gedrängter aber für das gründliche Verständniß hinreichend ausführlicher Weise. Indem die militärischen Gesichtspunkte stets vorangestellt werden, ist der Grundriß zunächst für Offiziere bestimmt Aber auch Geometer und Techniker zc., denen für eine zusammenhängende Kenntniß des Vermessungswesens ein zuverlässiger Ueberblick über ein verwandtes Fach. besonders über das von ihnen seltener geübte Aufnahme-Verfahren mit Meßtisch und Kippregel erwünscht ist, sowie gebildete Laien, die mit Interesse die Leistungen unserer Landes-Aufnahme verfolgen und etwas Näheres über die Entstehung und Herstellung der Generalstabskarten erfahren möchten, wird der Grundriß ausreichend und klar unterweisen.

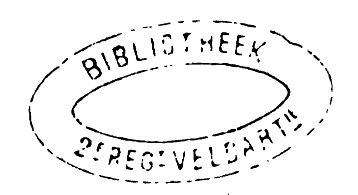
Jahrgang 1896. — März-Heft.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1.



Der Feldzug der Engländer gegen Tschitral 1895*)

1. Allgemeines.

Wer sich als Deutscher und Sohn eines seit Generationen durch alle Stände hindurch in den Waffen geübten Volkes bei einem Aufenthalt in England über die veralteten, den wichtigsten Anforderungen unserer Zeit längst nicht mehr entsprechenden Einrichtungen des britischen Heeres zweifelnd geäußert hat, dem ist gewiß seitens britischer Offiziere oder auch von Nichtmilitärs das so gern und so oft gebrauchte Wort entgegengehalten worden: „Wenn Sie die britische Armee, wie sie wirklich ist, sehen wollen, dann müssen Sie nach Indien gehen.“ Es liegt zweifellos viel Richtiges in dieser Behauptung. Weithin über das gewaltige indische Reich zerstreut, von den Großstädten der volkreichen Zentralprovinzen bis in die Urwälder Burmas an den Grenzen des hinterindischen Machtgebiets Frankreichs und bis in die Hochthäler des Hindukusch, angesichts der Vorposten der russischen Macht in Zentralasien, steht England, in Indien durch seine europäische Streitmacht verkörpert, schlagfertig und kampfbereit da, um die Erhaltung seiner Herrschaft über Indien nach innen wie nach außen zu vertheidigen. Indien ist der Ursprung und die Stütze des heutigen Reichthums Großbritanniens, die Grundlage seiner Stellung als Weltmacht. Eine Beeinträchtigung des britischen Ansehens in Indien würde die Erschütterung des britischen Einflusses in ganz Asien, den Verlust der indischen Krone, den Untergang des Reiches in politischer und wirthschaftlicher Beziehung zur Folge haben. Man verschließt sich an leitender Stelle in England keineswegs der Erkenntniß der

*) Literatur über den Tschitralfeldzug:

1. Younghusband „The relief of Chitral“ London 1895.
2. Thomson „The Chitral Campaign“. London 1895.
3. Auckland Colvin „Indian Frontiers and Indian Finance“. XIX. Century, London, November 1895.
4. Leitner „The Future of Chitral“. London 1895.
5. Leitner „The Chitral-Bluebook“. London 1895.
6. Le Juge „Das englische Heer einschließlich der Kolonialtruppen“. Leipzig 1896.
7. Thorburn „Asiatic Neighbours“. London 1894.
8. Biddulph „Tribes of the Hindookoosh“. Kalkutta 1880.
9. Berichte der „Times“ (London) und der „Gazette of India“ (Bombay). März bis Juni 1895.
10. Pallat „L'Inde et la question anglo-russe“. Paris und Limoges 1895.

Gefahren, welche den Besitz Indiens bedrohen. Seit dem letzten großen Aufstand von 1857, bei welchem die Briten nur mit einem verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil des heutigen Indiens zu kämpfen hatten, sind ganz bedeutende Anstrengungen gemacht worden, um die britisch-indische Armee in allen Stücken für ihre Aufgaben vorzubereiten und um die englische Herrschaft in Indien staatsrechtlich und moralisch auf eine solide, auch unter schwierigen Verhältnissen nicht versagende Grundlage zu stellen. Trotzdem muß es befremdlich erscheinen, daß England trotz vieler warnender Stimmen noch immer glaubt, ein Reich von 300 Millionen Bewohnern mit einer über das ganze Land zerstreuten europäischen Truppenmacht von 77 000 Mann*) behaupten zu können. Hierzu tritt allerdings die eingeborene Armee mit einem Bestande von 133 000 Mann unter einem Stamm von besonders ausgesuchten britischen Offizieren. Allein es wird sich fragen, ob die an sich gute und gewiß auch kriegstüchtige einheimische Armee bei wirklich gefährlichen, gleichzeitig von außen und im Innern hereinbrechenden Erschütterungen sich als zuverlässig genug erweisen wird, um der britischen Krone ein brauchbares Kampfmittel zu gewähren. Es ist oft hervorgehoben worden, daß die

*) Am 1. Januar 1895 belief sich die Gesammtzahl der in Indien stehenden europäischen Truppen auf:

53 Bataillone,
9 Regimenter Kavallerie,
11 reitende Batterien,
42 fahrende Batterien,
29 Garnisonartillerie-Kompagnien (Fußartillerie),
8 Gebirgs-Batterien,
1 Pionier-Kompagnie.

Gesammtstärke rund 77 500 Mann.

Die eingeborenen Truppen (Natives) hatten zu demselben Zeitpunkt folgende Bestandtheile:

122 Bataillone,
34 Regimenter Kavallerie,
8 Gebirgs-Batterien,
1 Garnisonartillerie-Kompagnie,
21 Pionier-Kompagnien.

Gesammtstärke rund 133 000 Mann.

An aktiven Truppen treten hierzu die dem Vizekönig direkt unterstellten Formationen:

12 Bataillone,
6½ Regimenter Kavallerie,
4 fahrende Batterien.

Gesammtstärke rund 14 000 Mann.

Außerdem sind zu erwähnen die Hilfskontingente der indischen Vasallenfürsten (Imperial Service Troop), die von etwa 40 Staaten in der Gesammtstärke von etwa 21 000 Mann aufzustellen sind. Das Kontingent des Königreichs Kaschmir spielt in dem Tschitral-Feldzug eine wichtige Rolle.

Für die Vertheidigung Indiens gegen einen äußeren Feind stehen an aktiven Truppen 245 000 Mann zur Verfügung.

beste Sicherheit für den Bestand der britischen Herrschaft in der überaus großen Verschiedenheit beruht, welche die Völker Indiens nach Rasse, Glauben, Kultur Sprache und Geschichte trennen. Der jetzige Feldmarschall Sir Roberts, früher Oberkommandirender in Indien und wohl einer der besten Kenner des Landes, hat sehr treffend geäußert, daß die Mohammedaner des Punjab von den Hindus Bengalens, die Bewohner von Madras von den Sikhs, die Pathons von den Mahratten in ihren Sitten und Gesinnungen weiter von einander getrennt sind als die Engländer von den Russen, die Franzosen von Deutschen oder die Italiener von den Norwegern. Zwar besitzt kaum ein einziger Stamm des indischen Völkergemisches Sympathie für die britische Fremdherrschaft, allein die Abneigung der einzelnen Rassen gegen einander ist erwiesenermaßen noch erheblich größer als der Haß gegen die Briten, welche sichtlich viel zur Hebung der Lebensverhältnisse der ihnen unterworfenen Völker Indiens gethan haben. Somit liegt es im höchsten Interesse Englands, die verschiedenen Völker Indiens in ihren Besonderheiten sorgsam zu schützen und zu unterhalten. Keinesfalls darf — wie es in England von urtheilslosen Parteiführern gefordert wird — das so leicht empfindliche, an seltsamen Widersprüchen so reiche Indien von den Launen einer zufälligen Parlamentsmehrheit abhängig gemacht werden, denn nichts ist dem Bestande der britischen Herrschaft in Indien so gefährlich, wie die viel besprochene Forderung „Indien für die Inder". Die ganze Entwickelung der indischen Völker verlangt vielmehr eine Regierung, welche die überlegene europäische Kultur in einem wohlwollenden, klug und zielbewußt gehandhabten Despotismus zur Geltung zu bringen und hierin das bewährte Mittel zur Leitung der widerstrebenden Massen zu finden weiß.

2. Die Vorgeschichte des Feldzuges.

Es erschien nothwendig, in großen Zügen ein Bild der wahren Verhältnisse Englands zu Indien zu geben, da sich nur hieraus die Gründe des schwierigen und kostspieligen Feldzuges gegen Tschitral erklären.

Die Entwicklungsgeschichte des ostindischen Kolonialreiches zeigt dieselbe Erscheinung, welche der Entstehung der meisten Kolonialbesitzungen eigenthümlich ist, nämlich die unaufhaltsame Erweiterung der Grenzen. Obwohl jede neue Erwerbung dem Reich neue Opfer an Streitkräften und Geld auferlegt, welche an sich meist gar nicht im Verhältniß zu dem wirklichen Gewinn stehen, vollzieht sich der Prozeß der nothgedrungenen Ausdehnung man könnte beinahe sagen gegen den Willen der Regierung. So war England genöthigt, durch bedeutende Erwerbungen in Burma dem französischen Einfluß entgegenzuarbeiten, welcher in Hinterindien Fuß gefaßt hatte und das britische Indien von der in handelspolitischer Beziehung so ungemein wichtigen Landesverbindung mit China abzuschneiden drohte. Noch unzweifel-

hafter ist die Lage an der indischen Nordwestgrenze. Hier, im Punjab, ist der Sitz der streitbarsten und rührigsten Volksstämme Indiens. Letztere stehen nach Herkunft und Glauben in engster Fühlung mit den von der britischen Herrschaft noch unabhängigen Völkerschaften Afghanistans und der Gebirgsländer am Südfluß des östlichen Hindukusch. Alle Unruhen in diesen Gebieten mußten sich ohne Weiteres auf den Bereich der britischen Herrschaft übertragen, ihr Einfluß konnte leicht verderblich auf die Grenzlande des indischen Reiches wirken.

Unter diesen Verhältnissen mußte die mächtig anwachsende Ausdehnung der russischen Besitzungen im transkaspischen und turkestanischen Gebiete Besorgnisse auf englischer Seite erregen. Ueber die Möglichkeit und die etwaigen Aussichten eines russischen Angriffs gegen Indien von Rußlands turkestanischen und transkaspischen Besitzungen her ist ungemein viel gesagt und entgegnet worden. Es liegt nicht im Rahmen dieser Darstellung, auf diese allseits zur Genüge erörterte Frage näher einzugehen. Für unseren Zweck genügt die Thatsache, daß die britische Regierung allen Grund hatte, die russischen Ausdehnungsbestrebungen zu überwachen und ihre Maßregeln dagegen zu treffen, sobald Rußland dem Bestand Afghanistans als Staat bedrohlich zu werden anfing. Die Besetzung von Merw, die Vorschiebung der russischen Grenze bis in die Nähe von Herat, die Ausdehnung der russischen Oberhoheit über das Gesammtgebiet Bucharas führten zur Einmischung Englands in die inneren Verhältnisse Afghanistans und bewirkten, daß letzterer in eine ziemlich gesicherte Abhängigkeit von der indischen Krone gelangte. Allerdings erstreckt sich diese Abhängigkeit weniger auf die Beherrschung des Landes durch die britische Macht als auf eine durch hohe Jahrgelder erkaufte Beeinflussung des afghanischen Herrschers im britischen Sinne.

Das Auftreten der Russen auf den Pamir lenkte 1891 die Aufmerksamkeit Englands dem nordwestlichen Theile Indiens, den im Hochgebirge des Hindukusch versteckten Alpenthälern an den Grenzen Kaschmirs zu. Im Sommer des genannten Jahres hatte es den Anschein, als ob Rußland thatsächlich gesonnen sei, seine Macht über die Pamir hinaus zu den Pässen des Hindukusch, ja sogar in die Seitenthäler des mittleren Indus auszudehnen. Es ist sogar von britischer Seite auf die Möglichkeit hingewiesen worden, daß bei einer kriegerischen Verwickelung zwischen England und Rußland in Asien es dem letzteren freistände, kleinere Streifparteien über die Pamir ins Punjab zu senden, um den Rücken einer in Afghanistan operirenden britischen Armee zu bedrohen, oder wenigstens zu beunruhigen. Die Erfahrungen der letzten Jahre, namentlich diejenigen der russisch-britischen Grenzregulirungs-Kommission im Sommer 1895, haben indessen ergeben, daß diese Befürchtung insofern keine schwerwiegende ist, als die Pamir wegen klimatischer Schwierigkeiten nicht einmal während der drei Sommermonate

für Truppen, auch nicht für kleine Abtheilungen, benutzbar sind. Immerhin mußte England daran gelegen sein, den russischen Einfluß von den indischen Grenzlanden fernzuhalten und nicht zu dulden, daß seine eigene Autorität in diesen Gebieten durch eine auswärtige Macht auch nur im Geringsten beeinträchtigt würde. Diese Politik ist dem leicht erregbaren Charakter der Grenzvölker Nordwestindiens gegenüber durchaus richtig. Der Verlauf der in den letzten Jahren dort geführten Kämpfe hat dies erwiesen.

Bis 1891, dem Zeitpunkte des Auftretens der Russen auf den Pamir, waren die Gebirgslandschaften am Südabhang des Hindukusch wenig bekannt und kaum von der indischen Regierung beachtet. Die Völkerschaften der Kafirs und Dardus, die Landschaften Swat, Tschitral, Jassin, Kunjut, Baltistan u. a. galten als unabhängig und waren in zahlreiche, durch mächtige Gebirge von einander geschiedene Staatswesen primitivster Art zersplittert. Das Königreich Kaschmir, heute ein geordneter Staat unter der Oberhoheit der britisch-indischen Regierung, trat bereits 1846 in ein Abhängigkeitsverhältniß zu England. Da Kaschmir, ein Land von 2½ Millionen Bewohnern, für Britisch-Indien als Stützpunkt gegen die Ausbreitung der russischen Macht in Hochasien mit Recht als werthvoll und wichtig erkannt wurde, hat die indische Regierung im Jahre 1889 die Herrschaft über Kaschmir in die Hand eines Residenten gelegt und die Macht des Königs (Maharadscha) daneben als eine rein formelle bestehen lassen. Insbesondere erhielt der Hauptort West-Kaschmirs, Gilgit am Vereinigungspunkt der von den Pamir nach dem Indus führenden Verbindungen, ständige britische Garnison. Von Gilgit aus erfolgte im Winter 1891/92 die Unterwerfung der Bergvölker des Hindukusch, zunächst der Hunza und Nagar. Im folgenden Sommer wurde nach Bezwingung der Dardus eine gesicherte Verbindung zwischen Gilgit und den Garnisonplätzen des nördlichen Punjab (Murree,*) Rawalpindi) geschaffen und 1893 eine Militärstraße nach Gilgit angelegt, welche durch befestigte Posten bei Palas, Tschilas, Bunji bewacht wurde.

Ebenso wichtig als die Besitznahme von Gilgit erschien der britischen Regierung die Erweiterung ihres Einflusses über die Landschaften Jassin und Tschitral.

Jassin ist weniger wichtig, allein immerhin beachtenswerth, da der Besitz dieser Landschaft die Pässe Darkot und Baroghil sperrt, welche den Zugang von den Pamir her vermitteln. Dagegen liegt Tschitral am Fuß der von Badakschan herüberführenden Pässe Nuksan und Dora und stellt somit die nächste Verbindung zwischen dem afghanischen Turkestan und dem Punjab dar. Die Herrschaft über Tschitral mußte deshalb im Intresse eines gesicherten Abschlusses der indischen Nordwestgrenze erstrebt werden. Hierzu kam,

*) Murree ist Stabsquartier des Punjab-Kommandos, Mittelpunkt der Truppenkonzentration der Nordwestgrenze.

daß die indische Regierung einer seit Langem gefürchteten Ausdehnung Afghanistans über die Gebiete der Kafirs und Tschitralis vorbeugen mußte.

Die britische Regierung sah Tschitral als ein von Kaschmir in einer Art von loser Abhängigkeit befindliches Gebiet an. Die Ereignisse haben gelehrt, daß diese Voraussetzung in Wirklichkeit nicht zutraf, denn thatsächlich war Tschitral ein selbständiges Gebiet und trat erst dann in Beziehungen zu England, als letzteres es für nöthig fand, sich in die Angelegenheiten Tschitrals einzumischen. 1877 war als erster britischer Offizier der Major Biddulph in Tschitral erschienen, um die bisher noch ganz unbekannten Hindukuschpässe zu erkunden und ein Urtheil über die Bedeutung der Thäler Tschitrals für den Fall von Verwickelung mit Rußland zu gewinnen. Als 1885 eine solche Verwickelung unmittelbar bevorstehend schien, wurde der Oberst Lockhart mit bestimmten Aufträgen zur Befestigung der britischen Herrschaft über Tschitral dorthin entsandt. Lockhart weilte länger als ein Jahr in dem Lande und trug dazu bei, daß der damals regierende Herrscher Aman-ul-Mulk zu Großbritannien in ein freundschaftliches Verhältniß trat, seine beiden ältesten Söhne nach Indien zur Erziehung und militärischen Ausbildung sandte und für sich die Zahlung von Subsidien aus der britischen Staatskasse annahm.

Aman-ul-Mulk hatte nach asiatischer Despotenart durch Beseitigung der meisten seiner Anverwandten sich die Alleinherrschaft über alle Theile des Landes gesichert und galt als ein harter, grausamer, aber kräftiger und energischer Fürst, welcher für die britischen Interessen werthvoll war. Aman-ul-Mulk starb im August 1892. Für die Thronfolge kamen von seinen zahlreichen Söhnen nur die beiden ältesten in Betracht, Nisam-ul-Mulk und Afzul-ul-Mulk, da die übrigen minderjährig waren. Als Aman-ul-Mulk starb, weilte der zweite Sohn Afzul-ul-Mulk in der Hauptstadt Tschitral, während der älteste, Nisam-ul-Mulk, als Gouverneur in Jassin sich befand. Afzul-ul-Mulk ließ seine jüngeren Brüder, soweit er derselben habhaft werden konnte, tödten und sich selbst zum Herrscher ausrufen. Nisam-ul-Mulk, verlassen von seinen Anhängern, entfloh nach Gilgit und stellte sich dort unter den Schutz des britischen politischen Agenten, damals Oberst Durand. Die britische Regierung erkannte, da man von jeher an blutige Thronstreitigkeiten in den mohammedanischen Staaten an der indisch-afghanischen Grenze gewöhnt war und in solchen Umwälzungen gar nichts Besonderes fand, Afzul-ul-Mulk als Herrscher an, gewährte aber dem Thronprätendenten Nisam-ul-Mulk Schutz und Unterhalt in Gilgit, wohl in der Absicht, ihn gegebenen Falles politisch zu verwenden.

Diese Gelegenheit trat sehr bald ein. Sher-Afzul, der Oheim des in Tschitral regierenden Afzul-ul-Mulk und des in Gilgit weilenden Nisam-ul-Mulk, war von seinem Bruder Aman-ul-Mulk, als sich dieser zum Herrscher aufgeworfen hatte, am Leben gelassen worden und hatte seit Jahren am Hof

des Emir von Afghanistan zu Kabul gelebt. Dieser neue Thronprätendent erschien nun plötzlich, an der Spitze von einigen Tausend Afghanen über den Dorapaß einbrechend, vor der Stadt Tschitral. Afzul-ul-Mulk wurde ermordet und Sher-Afzul vom Volk als Herrscher anerkannt. Aber auch der Bestand Sher-Afzuls als Fürst von Tschitral war nur von kurzer Dauer. Nisam-ul-Mulk bot dem britischen Agenten zu Gilgit an, daß er, wenn ihm mit britischer Unterstützung die Erwerbung der Herrschaft in Tschitral gelungen sein würde, die dauernde Stationirung englischer Offiziere in diesem Lande, den Bau von Telegraphenlinien und jede weitere Begünstigung der britischen Interessen gestatten werde. Angeblich ohne Vorwissen des Agenten, in Wirklichkeit aber zweifellos mit Beihülfe desselben, rüstete Nisam-ul-Mulk ein kleines Korps von einigen Hundert Hunzakriegern aus und fiel im Oktober 1892 in Jassin ein. Eine 1200 Mann starke Abtheilung, welcher von Sher-Afzul die Vertheidigung des Shandurpasses übertragen worden war, ging ohne Kampf zu Nisam-ul-Mulk über, die festen Orte Mastuj und Kala-Drasan fielen in des letzteren Gewalt, Sher-Afzul aber floh nach Afghanistan und überließ das Land ohne Widerstand an Nisam-ul-Mulk. Letzterer regierte seit Dezember 1892 bis Anfang Januar 1895 ungestört, so daß es schien, als ob die Dinge in Tschitral nunmehr wohlgeordnet und ganz im britischen Sinne geregelt seien.

Den getroffenen Abmachungen entsprechend traf der Surgeon-Major Robertson mit einigen britischen Offizieren und 50 Mann des 15. Sikhs-Regiments im Januar 1893 zur Regelung der Beziehungen zwischen der britischen Regierung und Tschitral am Hoflager Nisam-ul-Mulks ein. Ende Mai 1893 kehrte Robertson nach Gilgit zurück; in Mastuj blieb mit einer Eskorte von 100 Mann Sikhs Kapitän Younghusband, der 1894 von dem Lieutenant Gurdon abgelöst wurde, als Vertreter der englischen Interessen zurück. Nisam-ul-Mulk erwies sich als ein willfähriger Anhänger Englands und schon schienen die Angelegenheiten am Hindukusch im besten Sinne gelöst, als unvermuthet in Tschitral neue Wirren ausbrachen, welche die mühsam erreichten Erfolge der britischen Politik ernstlich in Frage stellten. In den ersten Januartagen 1895 wurde Nisam-ul-Mulk auf Anstiften seines neunzehnjährigen Halbbruders Amir-ul-Mulk, welcher 1892 bei der Thronbesteigung Afzul-ul-Mulks von Mörderhand verschont geblieben war, getödtet. Amir-ul-Mulk ließ sich zum Herrscher ausrufen, allein schon nach wenigen Tagen zeigte es sich, daß der junge Usurpator nur ein Werkzeug in der Hand Mächtigerer gewesen war. Von Sher-Afzul, welcher, wie wir uns erinnern, im Dezember 1892 von Nisam-ul-Mulk mit englischer Hülfe vertrieben worden war und seitdem in Afghanistan sich aufgehalten hatte, wurde Umra-Khan, der Herrscher von Jandol, zu einem Einfall nach Tschitral veranlaßt. Umra-Khan war der Stammeshäuptling einer der vielen kleinen Gebirgsvölkerschaften im Süden Tschitrals in der Landschaft Badjaur. Letztere

sollte nach dem Vertrag, welchen im November 1893 Mortimer Durand Namens der indischen Regierung mit dem Emir von Afghanistan abgeschlossen hatte, in die Zone der von England beeinflußten und beaufsichtigten Gebiete fallen, doch hatte die britische Autorität, wie der Verlauf gezeigt, weder in Badjaur noch im benachbarten Swat keineswegs festen Boden gewonnen. Es ist nicht erwiesen, ob der afghanische Emir auf die den Briten feindliche Haltung unmittelbaren Einfluß geübt hat, indessen darf als sicher angenommen werden, daß er trotz seiner äußerlich freundlichen Haltung gegen die indische Krone wenigstens Sher-Afzul in dessen Vorgehen gegen die britischen Interessen unterstützt hat.

Umra-Khan besetzte mit 3000 seiner streitbaren Pathankrieger den Grenzort Kala-Drosch in Süd-Tschitral, während Sher-Afzul mit einem kleinen Heere bis in die Nähe der Hauptstadt vordrang, ohne daß es vorerst zu einer Vereinigung der Pathans und Tschitralis kam.

Der britische Resident in Tschitral, Lieutenant Gurdon, befand sich in gefährdeter Lage. Er hatte in Mastuj nur 100 Sikhs zur Verfügung, Hülfe war von Gilgit her nicht vor zwei Wochen zu erwarten, auch schien es fraglich, ob es einem Hülfskorps mitten im Winter gelingen werde, den 3900 Meter hohen, tief verschneiten Shandurpaß zu übersteigen. Trotzdem begab sich Gurdon mit nur 8 Sikhs von Mastuj nach der Stadt Tschitral, um durch sein persönliches Eingreifen die Verhältnisse im britischen Interesse zu wenden. Dies gelang ihm allerdings nicht, doch blieb er, in einem festen Gebäude verschanzt, mit seinen wenigen Begleitern unangefochten, wenn auch von den Gegnern umstellt, in der feindlichen Hauptstadt.

In den ersten Tagen des Februar, während die Verhandlungen zwischen der britischen Regierung, die in Tschitral durch Lieutenant Gurdon vertreten war, und den Häuptern der beiden feindlichen Stämme hin- und hergingen, traf Surgeon-Major Robertson, der politische Agent zu Gilgit, in Tschitral ein. Am 1. März betrug die Stärke der britischen Besatzung im Fort Tschitral:

99 Mann des 14. Sikhs-Regiments,
301 Mann der Kaschmir-Infanterie-Brigade,*)
140 Nichtstreitbare (Diener, Lagergefolge der indischen Truppen, als Geiseln einbehaltene Tschitralis u. s. w.

*) Das Königreich Kaschmir stellt seit der Reorganisation (1894) der Streitkräfte der indischen Fürsten zu den Imperial Service Troops:

eine Infanterie-Brigade zu 4 Bataillonen,
eine Gebirgsbatterie,
eine Pionier- (Sappeur-) Kompagnie,

im Ganzen 3700 Mann, 6 Geschütze. Diese Truppen sind genau ebenso wie diejenigen, der Native-Armee organisirt. Sie haben britische Führer, daneben aber eingeborene Subalternoffiziere; letztere ernennt der Landesherr, nicht die britische Regierung. Diese Maßregel hat sich durchaus bewährt, denn die eingeborenen Fürsten unterhalten auf diese Weise ein kleines Heer, welches äußerlich ihnen gehört, in Wirklichkeit aber der britischen Militär-

An britischen Offizieren befand sich ebendaselbst: der Surgeon-Major Robertson, die Kapitäns Campbell, Townshend und Bairo, 2 Lieutenants, 1 Militärarzt. Das Kommando führte Campbell, nach dessen Verwundung im Gefecht am 3. März Townshend. Von Tschitralis waren mit der britischen Besatzung im Fort der von England nicht als Herrscher anerkannte Amir-ul-Mulk und der provisorisch als Fürst von Tschitral bestimmte, noch im Knabenalter stehende Suhja-ul-Mulk. Die Sikhs waren mit Martini-Henry-Gewehren, die Kaschmiris mit Snider-Gewehren bewaffnet. Für erstere Waffe waren je 300, für letztere je 280 Patronen pro Gewehr verfügbar. Geschütze besaß die kleine Besatzung nicht. Gerade dieser Mangel machte sich in dem bevorstehenden harten Kampfe empfindlich fühlbar, denn überall da, wo im späteren Verlaufe des Feldzuges die britischen Streitkräfte mit den leichten Gebirgsgeschützen in Thätigkeit traten, verfehlte das Feuer der letzteren seine Wirkung nicht. Die sonst so widerstandsfähigen Tschitralis und Pathans erlahmten jedesmal unter dem physischen, vielleicht ebenso sehr schon unter dem moralischen Eindruck des Geschützfeuers. Der Proviant konnte, wenn man die Besatzung auf halbe Ration setzte, 2½ Monate, also bis Mitte Mai ausreichen. Die Versorgung mit Trinkwasser war schwierig und nur zur Noth ausreichend.

Außer im Fort Tschitral standen am 1. März in Mastuj an britischen Streitkräften 200 Mann kaschmirischer Infanterie und 60 Mann der kaschmirischen Sappeur-Kompagnie unter Kapitän Roß und 3 britischen Offizieren. Die Straße über den Shandurpaß nach Gilgit war durch Posten in Lasgur und Ghisr bewacht, welche gleichzeitig als Relais dienen mußte, da die längst projektirte Telegraphenlinie noch nicht in Angriff genommen worden war.

Am 27. Februar hatte Robertson Umra-Khan zur Räumung Tschitrals aufgefordert und ihm den 1. April als Frist gesetzt, nach deren Verlauf die Anwendung von Gewalt in Aussicht gestellt wurde. Von Sher-Afzul hoffte man nach dem Abzug Umra-Khans freiwilligen Anschluß an die britischen Interessen und war sogar geneigt, ihn als Herrscher anzuerkennen. Man beschränkte sich daher britischerseits vorläufig darauf, die Truppen der 1. Di-

---

verwaltung zur Verfügung steht. Daß letztere die kaschmirischen Truppen in diesem Feldzuge verwendet und an entscheidender Stelle eingesetzt hat, schmeichelte begreiflicherweise den eingeborenen Fürsten und war daher britischerseits eine durchaus kluge Maßregel. Uebrigens haben sich die Imperial Service Troops, welche bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in Aktion traten, gut geschlagen und als recht zuverlässig erwiesen. Doch hat es sich als dringend wünschenswerth herausgestellt, auch diese Truppen mit einem modernen Gewehr, mindestens mit dem Martini-Henry-Gewehr zu bewaffnen. Da die Neubewaffnung der gesammten englischen Infanterie mit dem kleinkalibrigen Schnellfeuergewehr auch in Indien nahezu durchgeführt ist, so dürften auch die Service Troops demnächst diese Waffe erhalten. Die Regimenter, aus welchen sich die in der weiteren Darstellung genannte Kolonne des Generals Law zusammensetzte, hatten bereits das neue Gewehr, System Lee-Metford. Dasselbe soll sich trefflich bewährt haben.

vision des Punjab-Kommandos für einen etwaigen Zug gegen Tschitral bereit zu halten.

Der Gang der Ereignisse in Tschitral zwang indessen die britische Regierung zu sehr schnellen und umfassenden Maßregeln.

Am 2. März erschien das vereinigte Heer der Tschitralis und Pathans unter Sher-Afzul und Umra-Khan in der Stärke von 10 000 Mann vor den Wällen Tschitrals. Am 3. kam es zu einem ernsten Gefecht, indem die britische Besatzung — man muß sagen unklugerweise — mit 200 Mann einen Ausfall unternahm, um die Stärke, Stellung und Widerstandskraft des Feindes zu erkunden. Nach mehrstündigem Kampf wurden die englischen Truppen zum Rückzug in das Fort genöthigt. Ihr Verlust betrug 1 Offizier (Kapitän Baird) todt, 1 Offizier (Kapitän Campbell) schwer verwundet, 2 kaschmirische Offiziere todt, 23 Mann todt, 33 Mann verwundet, mithin die empfindliche Gesammteinbuße von mehr als einem Achtel der Stärke überhaupt. Das Ergebniß des Kampfes war, daß der Feind das Fort aufs Engste umschloß und von jeder Verbindung nach außen abschnitt.

Noch ungünstiger gestalteten sich die Dinge für die Engländer im nördlichen Tschitral in der Umgegend von Mastuj. Hier war schon am 1. März ein kaschmirischer Offizier mit 40 Mann, welcher einen Munitionstransport von Mastuj nach Tschitral geleiten sollte, in der engen Thalschlucht bei Buni von einigen Hundert Tschitralis eingeschlossen worden. Zu seiner Befreiung rückte Kapitän Roß heran, allein er wurde von Ueberlegenheit angegriffen und selbst mit 56 seiner Leute niedergemacht. Der Rest, 16 Mann unter Lieutenant Jones, rettete sich nach Preisgabe des Munitionstransportes in ein massives Gebäude, wo er erst am 17. März durch Lieutenant Moberly befreit wurde. Letzterer wurde alsdann mit 100 Mann im Fort Mastuj eingeschlossen und hart bedrängt. Wenige Tage zuvor waren die Lieutenants Edwardes und Fowler, welche ebenfalls auf einem Munitionstransport nach Tschitral begriffen waren, bei Reschun überfallen; ihr Detachement, 20 bengalische Sappeurs und 42 Mann Kaschmiris, wurde zersprengt und sie selbst gefangen.*)

Durch all diese zwar recht unangenehmen, aber an sich nicht gerade bedeutenden Mißerfolge der britischen Waffen, welche in den Augen der umwohnenden Volksstämme und schließlich in ganz Indien dem Ansehen Englands empfindlich schaden mußten, sah sich die indische Regierung gezwungen, sofort mit voller Kraft gegen Tschitral einzuschreiten, um, koste was es wolle, die ernstlich gefährdete Besatzung des Forts Tschitral zu retten. Zu diesem Zwecke schritt die britisch-indische Heeresleitung zur Entfaltung bedeutender Streitkräfte mit der Absicht, den Feldzug sofort zu eröffnen.

---

*) Die beiden gefangenen Offiziere wurden von Umra-Khan auf dessen Bergveste Jandol gebracht, im Uebrigen aber mit großer Rücksicht behandelt.

3. Das Land Tschitral.*)

Bevor wir auf die sehr interessanten Operationen der zur Befreiung der in Tschitral und Mastuj entsandten britischen Expeditionstruppen näher eingehen können, ist es geboten, einen kurzen Blick auf das Land Tschitral und die südwärts desselben gelegenen Gebirgsländer zu werfen.

Die entscheidende Vertheidigungskraft der Landschaft Tschitral beruht darin, daß sie von allen Seiten her, namentlich gegen die indische Ebene hin, durch mächtige Gebirge, welche unsere europäische Alpen an Höhe, Wildheit und Ungangbarkeit weit übertreffen, getrennt ist. Tschitral ist von Indien her auf zwei Wegen zu erreichen:

1. Von Gilgit**) aus, das Thal des gleichnamigen Flusses aufwärts, über den 3900 m hohen, im Winter sehr schwer gangbaren Schandurpaß nach Mastuj und dort das schluchtartige Thal des Tschitralflusses abwärts nach der Stadt Tschitral. Entfernung Gilgit—Tschitral 240 km. Der Weg war, wie wir gesehen, sehr oft von britischen Truppen gemacht worden und seit längerer Zeit topographisch festgelegt.

2. Von Peschawar oder Newschera aus, über drei 3000 bis 4000 m hohe Gebirgskämme, die durch die Flußthäler des Swat und der Panjkora getrennt werden, im Uebrigen aber weniger schwierig als der genannte Schandurpaß sind. Entfernung Newschera—Thana—Dir—Kala-drosch—Tschitral 300 km. Der Weg führt durch eine Reihe von kleinen, in sich räumlich und politisch streng abgeschlossenen Alpenlandschaften, welche, bevor die britischen Truppen in diesem Feldzuge diese Gegenden betreten, noch niemals von europäischen Reisenden besucht und der britisch-indischen Heeresleitung lediglich aus den ungenauen Schilderungen indischer und afghanischer Kaufleute oberflächlich bekannt geworden sind.

Die Landschaft Tschitral besteht im engeren Sinne nur aus dem Hoch-

---

*) Die Redaktion glaubte auf die Beigabe einer Kartenskizze verzichten zu dürfen, da der Leser durch jede bessere Karte Ostindiens ausreichend über die Einzelheiten orientirt wird.

**) Hierbei muß, — was für die Beurtheilung des Entschlusses der britischen Herresleitung zur Durchführung des Tschitralfeldzuges von Wichtigkeit ist — darauf hingewiesen werden, daß Gilgit von den militärischen Zentralpunkten Nordwestindiens ebenso weit entfernt ist wie Tschitral. Auch ist der Weg von Punjab nach Gilgit sowohl längs des Indus als auch über Srinagar, Burzilpaß, Bunji sehr beschwerlich. Aus diesem Grunde lag für die britische Oberleitung schon aus rein geographischen und technischen Rücksichten von vornherein die Wahl der Operationslinie durch Swat und Badjaur nahe. Zwar führte dieselbe, wie wir gesehen, durch unbekanntes, von unruhigen oder zweifelhaft gesinnten Volksstämmen bewohntes Gebiet, doch war die Linie die kürzeste und daher im vorliegenden Falle, wo es sich um schnelle Hülfeleistung handelte, geboten. Daß man sich entschloß, auch von Gilgit aus eine Kolonne zu entsenden, ergab sich aus besonderen Umständen.

thal des Tschitralflusses, welcher im östlichen Theil des Hindukusch entsteht und sich theils durch ein weites Alpenthal, theils durch enge Schluchten in südwestlicher Richtung dem Kabul zuwendet. Der Fluß ist namentlich in seinem unteren Lauf noch nicht erforscht; der Name Tschitralfluß trifft für den ganzen Stromlauf nicht zu, die Eingeborenen nennen ihn im oberen Theil Jarchun, dann Kho, im unteren Lauf Kunar. Die Tschitralis bewohnen auch noch die rechten, sich bis auf den Hochkamm des Hindukusch hinaufziehenden Nebenthäler des Hauptthales. Die Gesammtausdehnung ihres Gebietes erstreckt sich 300 km weit vom Baroghilpaß bis an die Grenzen Afghanistans bei einer Breite von 100 km, gemessen vom Hauptkamm des Hindukusch bis zu den Gebirgsketten, welche die Wasserscheide zwischen dem Tschitralflusse auf der einen, dem Gilgitflusse und der Panjkora auf der anderen Seite bilden. Auf diesem Raum steigen Bergriesen, wie der Tirachmir und der Nuschan, zu 24500′ (7200 m) empor; zwei Drittel des Landes liegen im Bereich des ewigen Schnees, der Gletscher oder der kahlen, weder von Baum noch Strauch bedeckten Felsen des Hochgebirges. Dagegen sind die mittleren Berghänge mit Alpenwiesen von großer Ueppigkeit, die unteren Hänge mit Waldungen der gemäßigten Zone, meist Nadelhölzern und Cedern von wunderbarer Pracht, geschmückt, während die Thalsohlen dank der reichen Bewässerung durch die zahlreichen Gebirgsflüsse, ausgedehnte Bodenkultur aufweisen, wie sie nur die geschützte Lage zwischen den hohen Gebirgsmauern unter günstiger Breite gewähren*) kann. Daher wird von Mastuj abwärts überall Getreide gebaut, bei und südlich der Stadt Tschitral kommen sogar Obstarten und Gartenfrüchte fort wie sie Indien aufweist.

Abstammung, Sprache, Religion und Gebräuche der Hindukuschstämme haben von jeher zu den verschiedensten Vermuthungen Anlaß gegeben. Die großen Völkerzüge**) welche von West- und Mittelasien her Indien so oft überfluthet haben, sind im Allgemeinen ohne Einfluß auf die Bewohner der

*) Tschitral liegt zwischen 35° und 37° nördlicher Breite, also unter der Breite Griechenlands oder Südspaniens.
Die Höhenlage beträgt für Mastuj 2500, für die Stadt Tschitral 1630, für Kalabrosch 1470 m.

**) Nach neuerer Annahme soll der Zug Alexanders des Großen von Baktrien nach Indien Tschitral durchquert haben. Man legt in diesem Falle den Marsch des Macedoniers von Faisabad in Badakschan über den Dorapaß, das Thal von Tschitral abwärts, über den Cowarai- und Malakandpaß Der gewöhnlichen Annahme nach ist der König über den Hadschijakpaß der Kette Kuh-i-beba, Kabul, Cheiberpaß marschirt. Der erstere Weg ist bei Weitem der nähere, der letztgenannte der bequemere. Doch ist zu berücksichtigen, daß die Kultur in den Ländern am Oxus und im Paropamisus (Hindukusch) zur Zeit Alexanders entschieden höher stand als heute, und daß deshalb auch die Gangbarkeit eine größere gewesen ist. Noch im 9. und 10. Jahrhundert haben große Reiterschwärme bei den Zügen der Mongolen nach Indien den östlichen Hindukusch überschritten.

schwer zugänglichen Thäler im Osten und Süden des Hindukusch geblieben. Andererseits sind bei den Erschütterungen und Umwälzungen, welche die Züge der Mongolen und die Ausbreitung des Islam in Inner- und Westasien hervorgerufen haben, Bruchtheile fremder Volksstämme in diese Hochthäler verschlagen worden. Die Tschitralis sind arischen Ursprungs und gehören zur iranischen Rasse. Ihre Sprache ist dem Sanskrit nahestehend. Sie sind von Gestalt groß und kräftig, rein erhalten in ihrer Abstammuug und nur in dem Thal von Jassin mit mongolischen Elementen gemischt. Viehzucht, etwas Ackerbau, namentlich aber die Jagd sind ihre Hauptbeschäftigungen. Sie gelten als ein lebensfrisches, unruhiges, zum Kampf allzu bereites Völkchen, dem ein offener, ritterlicher Grundcharakter nicht abzusprechen ist, wie sich die Tschitralis auch durch schonende Behandlung der britischen Gefangenen vortheilhaft ausgezeichnet haben. Sie sind fanatische Muhammedaner; ihre Glaubenswuth hat sich mehr als einmal den umwohnenden Stämmen, welche dem Buddhismus huldigen, fühlbar gemacht.

Ein gemeinsames Staatswesen mit einem allseitig, d. h. von den einzelnen Stammeshäuptlingen anerkannten Herrscher, hat immer nur vorübergehend bestanden. Immerhin fand England in diesem Feldzuge das ganze Land im Widerstande einig. Die Vertheidigungsfähigkeit des Landes beruht in seinen schmalen, schwer zu ersteigenden Felsenpässen, weniger in den festen Plätzen der Thäler. Die meisten Ortschaften haben Forts, ummauerte, oft mit Gräben versehene Festungswerke, die allerdings dem Feuer aus leichten Geschützen nicht widerstehen können, sonst aber als Stützpunkte nicht unwesentlich sind. Nur in größeren Ortschaften haben diese Werke Mauern aus behauenen Steinen, die kleineren Befestigungen sind vielfach nur mit Lehmmauern umgeben.

Jeder Tschitrali ist ein geborener Krieger. Die rauhe Natur der Berge, der stete Kampf mit den Raubthieren der Waldwildnisse hat die Bergbewohner zu sicheren Schützen und abgehärteten Streitern erzogen. Sie sind gewandte Reiter auf den kleinen, unansehnlichen, aber ungemein zähen Bergpferden. Das sogenannte „Polospiel", welches heute von den britischen Offizieren der indischen Kavallerie und von der letzteren selbst als indisches Nationalspiel viel geübt und als ein vorzügliches Ausbildungsmittel von Mann und Pferd geschätzt wird, stammt aus Tschitrals Hochthälern.

Ueber die Zahl der Krieger, welche Tschitral aufbringen kann und im letzten Feldzuge aufgebracht hat, gehen die Meinungen sehr auseinander. Die Zahl der Höfe in der ganzen Landschaft wird auf 90000 geschätzt, so daß, wenn man auf eine Feuerstelle 5 Köpfe rechnet, eine Bewohnerzahl von 450000 Köpfen sich ergeben würde. 20000 bis 30000 bewaffnete und kampftüchtige Männer dürften immerhin zusammengebracht werden können. Was die britischen Expeditionstruppen am meisten in Erstaunen setzte, war die vorzügliche Bewaffnung der Tschitralis mit modernen Gewehren. Fast

jeder Mann besaß ein Martini-Henrygewehr mit ausgiebiger Munition und wußte diese Waffe in mustergiltiger Weise zu gebrauchen.

Wenn man aber weiß, in welch unglaublichem Umfang Gewehre, Geschütze und Munition seit Jahren nach Afghanistan von Indien aus, obendrein lediglich durch britische Händler, eingeführt worden sind, wird man sich nicht wundern, daß selbst die von der Natur noch nicht berührten Völkerschaften an den Grenzen Afghanistans in einer für die britischen Truppen recht unbequemen Weise mit Feuerwaffen bester Beschaffenheit ausgestattet sind.

Es erübrigt noch, einen Blick auf die südlichen Nachbarstämme Tschitrals zu werfen, da sich diese, wie wir gesehen, theils mit den Tschitralis gegen England verbunden hatten, theils mit den britischen Truppen auf deren Zug in Berührung traten. Die kleinen Völkerschaften von Swat, Dir, Badjaur, Jandol gehören zu den Pathans, einem den Afghanen nahe verwandten Stamme. Die einzelnen Thäler stehen unter selbständigen Fürsten, ein staatlicher Zusammenschluß ist nicht vorhanden. Im Uebrigen sind die genannten Landschaften weniger hoch gelegen, deshalb milder und noch fruchtbarer als Tschitral. Bezüglich der Eigenschaften der Bewohner gilt im Allgemeinen das von Tschitral Gesagte. Die Zahl der streitbaren Männer der Swatis wird auf 6000, der um Jandol, Miankalai wohnenden Stämme auf 4000 bis 5000 geschätzt.

4. Der britische Operationsplan.

Ursprünglich bestand nicht die Absicht, gleichzeitig von zwei Seiten her — von Nowshera und von Gilgit — — gegen Tschitral vorzugehen. Man wollte vielmehr nur mit Theilen des ersten Armeekorps durch Swat und Badjaur auf Tschitral marschiren und hoffte den Beginn der Operationen auf den Anfang der besseren Jahreszeit, Ende April, verschieben zu können. Als aber die Nachricht von der engen Einschließung der kleinen britischen Besatzung im Fort Tschitral, die Niederlage der Kolonne des Kapitäns Roß, die Gefangennahme der Lieutenants Edwardes und Fowler eintrat, war jedes Zögern gefährlich. Man beschloß:

1. Die ganze 1. Division des I. (Punjab-) Armeekorps sofort durch die Landschaft Swat auf Tschitral in Marsch zu setzen,

2. alle in und bei Gilgit verfügbaren Truppen in Eilmärschen auf Mastuj vorgehen zu lassen, um den eingeschlossenen Plätzen, deren Nothlage bekannt war, möglichst schnell Hülfe zu bringen.

Die Kolonnen setzten sich wie folgt zusammen:

I. Hauptkolonne.

Führer: General R. Low, bisher Kommandirender des Oudh-Distrikts (Zentral-Indien).

Chef des Stabes: Generalmajor Bindon Blood.

1. Infanterie-Brigade: Generalmajor A. A. Kinloch.
1 Bataillon Bedfordshire-Regiments,
1 „ 60. Rifles-Regiments,
1 „ 15. Sikhs-Regiments,
1 „ 37. Dogras-Regiments.
2. Infanterie-Brigade: Generalmajor H. G. Waterfield.
1 Bataillon Kings Own Scottish Borderes-Regiments.
1 „ Gordon-Highlanders-Regiments,
1 „ Guides-Regiments,
1 „ 4. Sikhs-Regiments.
3. Infanterie-Brigade: Generalmajor W. F. Gatacre.
1 Bataillon Seaforth-Highlanders-Regiments,
2 Bataillone 4. Gurkhas-Regiments,
1 Bataillon 25. Punjab-Regiments.
Kavallerie-Brigade:
Guides-Cavalry-Regiment zu 4 Schwadronen,
11. Bengal-Lanzier-Regiment zu 4 Schwadronen.
Artillerie:
4 Gebirgs-Batterien zu je 6 Geschützen.
Ingenieurtruppen:
4 Pionier-, 3 Sappeur- und Mineur-Kompagnien.
Etappentruppen: Generalmajor A. J. Hammond.
3 Infanterie-Regimenter.*)

Gesammtstärke an Kombattanten: 15 000 Mann (ohne Etappentruppen), 24 Geschütze. Außerdem führten die Infanterie-Bataillone je 2 Maxim-schnellfeuergeschütze mit sich.

II. Nebenkolonne.

Führer: Oberst Kelly,**) Kommandeur des 32. Sepoy-Regiments.***)

*) Name der Regimenter und Zahl der Bataillone aus den vorliegenden Quellen nicht ersichtlich. Die bedeutende Stärke der Etappentruppen erklärt sich aus der Nothwendigkeit, die außerordentlich zahlreiche Bagage der eingeborenen Truppen und den umfangreichen Nachschub aller Bedürfnisse in dem sehr schwierigen Gebirgslande zu sichern. Gerade hinsichtlich Gefährdung der rückwärtigen Verbindungen hatte England in den Afghanenkriegen sehr bittere Erfahrungen erlebt.

**) Oberst Kelly war Kommandeur aller gegen die Pamirübergänge, also direkt gegen die vermuthete russische Annäherung aufgestellten Streitkräfte. Anfang Januar 1895 bestanden diese aus 3000 Mann, nämlich dem 32. Sepoy-Regiment, einem Theil des 14. Sikhs-Regiments, 3 Bataillonen Kaschmir-Infanterie, 1 Kaschmir-Gebirgs-Batterie. Garnisonen: Gilgit, Tschilas, Bunji; vorgeschobene Theile in Tschitral, Mastuj u. s. w.

***) Auch „Pionier“-Regiment genannt. Das Regiment besteht aus Punjab-Sikhs unter britischen Offizieren. Die Mannschaften sind im Infanterie- und Pionierdienst gleichmäßig ausgebildet und tragen leichtes Schanzzeug. Die Bestimmung des Regiments ist der Straßenbau im Gilgitthal und die Instandhaltung der von Srinagar und Murree nach Gilgit führenden Wege.

Truppen:

400 Mann des 32. Sepoy-Regiments,
100 irreguläre Hungakrieger,
2 Geschütze der Kaschmir-Gebirgs-Batterie.

Durch Heranziehung der kleinen, aus Mannschaften des 14. Sikhs-Regiments bestehenden Posten längs der Straße Gilgit—Shandurpaß konnte die Stärke um 250 Mann erhöht werden.

Die Hauptkolonne sollte in breiter Front unter Benutzung aller Paßübergänge in die Landschaft Swat eindringen, Jandol, das Gebiet Umra-Khans besetzen und über Kala-Drosh gegen Tschitral vorgehen. Man hoffte, durch den Einmarsch nach Swat Umra-Khan von der Einschließung des Forts Tschitral abzuziehen. Außerdem versprach man sich von der Entfaltung einer ansehnlichen Truppenmacht in jenen Landschaften, welche die britische Ueberlegenheit noch nie gefühlt hatten, eine nachhaltige Wirkung und zugleich einen Einfluß auf das immer noch in seiner Haltung schwankende Afghanistan. Da aber der Marsch der großen Kolonne durch das schwierige, vom Feinde voraussichtlich hartnäckig vertheidigte Gebirgsland aller Voraussicht nach erheblichen Zeitaufwand erforderte, sollte die kleine und daher leicht bewegliche Kolonne des Obersten Kelly den Versuch machen, den Shandurpaß zu forciren, um den Bedrängten zu Mastuj und Tschitral möglichst schnell Hülfe zu bringen.

5. Vormarsch der britischen Hauptkolonne.

Nach einer mit Hülfe der Nordwestbahnen schnell und planmäßig durchgeführten Konzentration standen die zur Hauptkolonne gehörigen Truppen am 1. April früh zwischen Nowshera und Mardan auf dem linken Ufer des Kabul am Fuße des Grenzgebirges zum Vormarsch bereit.*)

Das nächste Ziel des Vormarsches war Jandol, der Hauptort des Gebiets von Umra-Khan. Hierzu mußten die Berge zwischen der Ebene von Nowshera und dem Swatfluß, sodann dieser selbst und schließlich die Kette zwischen Swatfluß und Panjkora überschritten werden. Es war bekannt, daß ein Bruder Umra-Khans mit 15 000 Pathans in Swat eingedrungen war.

General Low entschloß sich, die zunächst liegende Gebirgskette auf dem Malakandpasse zu übersteigen. Man fand denselben von 12 000 Mann besetzt, von denen 3000 mit neuen Gewehren, der Rest aber nur nothdürftig bewaffnet war. Die feindliche Stellung auf der Paßhöhe war 1½ englische Meilen lang und mit Steinwällen stark befestigt. Der letzte Aufstieg ist

*) Die Mobilmachung war am 1.. März ausgesprochen worden. Sie war die erste seit der Neuorganisation des indisch-britischen Heeres und wird von britischen Kritikern sehr beifällig beurtheilt.

300 m hoch und sehr steil; der Feind bediente sich, soweit er nicht mit Schußwaffen ausgerüstet war, zur Vertheidigung mächtiger Felsstücke, welche er den britischen Schützen die abschüssige Höhe herunter entgegenschleuderte. Die 1. und 2. Brigade mußten in fünfstündiger Arbeit heranklimmen, aber erst dem Feuer aller Geschütze und dem Bajonettangriff der schottischen Bataillone wich der Feind, welcher sich mit großer Zähigkeit geschlagen hatte, und nach englischem Bericht 500 Todte auf dem Platze ließ. Der britische Verlust wird sehr niedrig, auf 11 Mann todt, 8 Offiziere und 39 Mann verwundet, angegeben. Kapitän Younghusband, Augenzeuge des Gefechts im Malakandpasse, rühmt mit begeisterten Worten die fanatische Tapferkeit der Pathans, die in ihren langen weißen Gewändern dem Schnellfeuer der britischen Schützenlinien ein treffliches Ziel boten, aber thatsächlich erst mit der blanken Waffe aus ihrer Stellung geworfen werden konnten. Der genannte Gewährsmann erwähnt noch die interessante Thatsache, daß ein Swati, von sechs kleinkalibrigen Geschossen durchbohrt, im Stande gewesen ist, 9 englische Meilen weit vom Gefechtsfeld entfernt, noch am selben Tage ohne Hilfe zu gehen. Erst zwei Tage später wurde dem Mann Hilfe seitens englischer Aerzte zu Theil und schon nach kurzer Zeit war er geheilt. Younghusband führt noch mehrere solcher Fälle auf und schließt hieraus, daß die harten und widerstandsfähigen Bewohner der Berge Nordwest-Indiens gegen schwere Wunden weit weniger empfindlich sind, als die Europäer, welche unter gleichen Verhältnissen sterben, während die Eingeborenen mit einer Verwundung ohne dauernden Schaden davonkommen.

In der Nacht zum 4. April besetzte die 1. Brigade mit 2 Bataillonen den Ort Khar, halbwegs zwischen der Paßhöhe und dem Thale der Swat. Der Rest der 1. Brigade und die 2. Brigade biwakirten auf dem Gefechtsfelde, während die 3. Brigade noch am Südfuß des Gebirges verblieb. Der weitere Vormarsch verzögerte sich durch die unbedingt nöthigen Arbeiten zur Herstellung eines nothdürftig gangbaren Weges. Erst am 5. erschien die Avantgarde — jetzt die 2. Brigade, Kavalleriebrigade, 1 Gebirgsbatterie — vor Thana, dem Hauptorte der Landschaft Swat, und stellte fest, daß der Swatfluß hier nicht zu durchfurten war. Die Höhen des rechten Ufers waren von 4000 bis 5000 Pathans besetzt, welche bei dem hochgelegenen Dorfe Chakdara eine feste Stellung eingenommen hatten. Am 7. gelang es indessen der Kavalleriebrigade, den Fluß einige Meilen oberhalb Chakdara zu durchschwimmen. Der Feind, augenscheinlich durch die Niederlage im Malakandpaß erschüttert, zog sich zurück, wurde aber in der freien Ebene von der britischen Kavallerie ereilt und unter Zurücklassung von 500 Todten zersprengt. Am selben Tage wurde eine Pontonbrücke über den Swat geschlagen, doch riß in der Nacht der eintretende starke Eisgang einen Theil der Brücke fort und machte den Ersatz derselben durch zwei kunstvoll konstruirte Hängebrücken nöthig.

Der Weitermarsch über die Lazamkette zwischen dem Swatflusse und der Panjkora vollzog sich verhältnißmäßig schnell, da sich der Paß Katgola als ziemlich gut gangbar erwies. Schon am 13. forcirte die Kavalleriebrigade, welcher das 4. Sikhs-Regiment mit einer Batterie und einigen Maximgeschützen folgte, nach lebhaftem Gefecht die Panjkora und bemächtigte sich der von Umra-Khan mit einigen Tausend Mann vertheidigten Stellung bei Sada. Der Kampf war für die britischen Truppen verlustreich, insbesondere hatten letztere den Tod des Obersten Battye, Kommandeurs des Guides-Cavalry-Regiments, zu beklagen. Dagegen war Umra-Khan, die Seele des Widerstands, welcher von der Einschließung des Forts Tschitral zur Vertheidigung seiner Heimath an die Panjkora geeilt war, entscheidend geschlagen und floh nach seinem festen Bergschloß bei Jandol. Er ließ die mehrfach erwähnten beiden britischen Offiziere, welche sich in seiner Gewalt befunden hatten, frei und entkam am 17. unter Mitnahme seiner Schätze auf afghanisches Gebiet.*)

General Low glaubte, an der Panjkora seinen Truppen nach den anstrengenden Märschen der letzten Tage und vor dem beschwerlichen Aufstieg zu dem Lowaraipasse einige Ruhe gönnen zu müssen. Außerdem hielt er es für nöthig, die Bewohner der dicht bevölkerten Thalniederungen der Landschaften Badjaur und Swat zu entwaffnen und hierdurch der Bagage des Expeditionskorps einen gesicherten Marsch zu verschaffen. Während die Avantgarde bis zum Janbataipasse in Richtung auf Dir vorgeschoben und ein linkes Seitendetachement auf Miankalai entsandt wurde, schloß die ganze Division in sich auf, verlor aber hierdurch mehrere kostbare Tage. Da traf bei General Low von Tschitral her — durch den Feldtelegraphen über das Punjab — am 20. die beunruhigende Nachricht ein, daß die im Fort Tschitral eingeschlossene britische Besatzung wegen Mangels an Nahrungsmitteln nur noch einige Tage widerstandsfähig sein würde. Somit war höchste Eile geboten. Die Division stand mit ihrer Masse östlich Miankalai, die Avantgarde — die Hälfte der 3. Brigade mit einer Batterie — hatte noch nicht einmal den Janbataipaß überschritten. Low befahl nunmehr, daß das Bataillon der Seaforth Highlanders mit Proviant für 20 Tage in Eilmärschen auf Tschitral vorausgehen sollte, er selbst wollte mit dem 25. Punjab-Regiment folgen, sobald genügend Lebensmittel herangeschafft waren, um auch

*) Der Versuch, Umra-Khan durch ein Detachement der 3. Brigade aufzuheben, mißlang, denn man fand, als man das Innere der Landschaft Jandol nach mühsamem Marsch erreicht hatte, die Forts vom Feinde verlassen. Im Fort Munda machte man einen interessanten Fund in Gestalt von Offerten einer zu Bombay ansässigen großen schottischen Firma, welche dem Herrscher von Jandol Maximgeschütze von 8700 Rupien Werth pro Stück, Gewehre neuester Anfertigung, Revolver, Munition u. s. w. anbot. Daß die bestellten Waffen Seitens der patriotischen Firma nicht abgeliefert wurden, ist kurz vor dem Feldzug durch die britische Grenzbehörde zu Peschawar glücklich verhindert worden. (Younghusband „The relief of Chitral“ Seite 94.)

diese Truppe beim Vormarsch von den Verpflegungskolonnen unabhängig zu machen. Aber noch bevor diese Bewegungen angetreten wurden, ging am 21. die Nachricht ein, daß Sher-Afzul die Einschließung von Tschitral aufgegeben habe, und daß somit die Befreiung der dort eingeschlossenen britischen Streitkräfte eingetreten sei. In Folge dessen erhielt die Brigade Gatacre die Weisung, nunmehr langsam und unter Schonung der Truppen den schwierigen, tief verschneiten Lowaraipaß zu überschreiten. Am 27. traf die Brigade in Ashreth, am jenseitigen Fuß des Passes im Thal des Tschitralflusses ein und nahm hier einen vierzehntägigen Aufenthalt, während das Stabsquartier des General Low in Dir verblieb, wohin auch der bei Tschitral gefangene Sher-Afzul gebracht wurde. Am 16. Mai traf Low mit der Brigade Gatacre in der Stadt Tschitral ein. Hiermit war der Feldzug für die Hauptkolonne erledigt.

Werfen wir einen Blick auf die Thätigkeit und die Erfolge der Expedition des Generals Low, so muß zugegeben werden, daß der Zug über die hohen Gebirge in einer noch winterlichen Jahreszeit immerhin eine anerkennenswerthe Leistung gewesen ist. Andrerseits entspricht der erzielte Erfolg keineswegs dem starken Aufgebot an Kräften. Die Division hatte nur unterlegene und mangelhaft bewaffnete, wenn auch tapfere Banden sich gegenüber. Trotzdem brauchte sie, um die Strecke von Nowshera bis Ashreth — 175 Kilometer Luftlinie — zurückzulegen, 30 Tage Zeit. Zwar gab Umra-Khan auf die Nachricht hin, daß starke britische Streitkräfte von Süden her gegen Swat in Anmarsch seien, seinerseits die Einschließung des Forts Tschitral auf, um sich gegen diesen Feind zu wenden. Der Abmarsch Umra-Khans trug gewiß dazu bei, daß der Kolonne des Obersten Kelly der Uebergang über den Shandurpaß erleichtert und somit die Befreiung der im Fort Tschitral eingeschlossenen Briten ermöglicht wurde. Es fragt sich aber, ob es nöthig gewesen ist, so bedeutende Streitkräfte, wie die Division Low sie darstellt, zu einer Unternehmung gegen das Gebiet Umra-Khans einzusetzen. Die Schwierigkeiten, mit welchen Low zu kämpfen hatte, ließen sich allerdings nicht voraussehen. Der Erfolg hat aber gezeigt, daß thatsächlich immer nur ein schwaches Drittel der Division in Thätigkeit treten konnte, während das Gros in Folge der schlechten Wege und der großen Verpflegungsschwierigkeiten nur langsam vorwärts kam und schließlich gänzlich zurückbleiben mußte. Nicht weniger als 25000 Tragethiere — Kameele, Elefanten, Maulthiere — waren zum Transport von Bagagen, Verpflegungsbedürfnissen, Munition u. s. w. erforderlich und haben die Vorwärtsbewegung des Ganzen in überraschender Weise verlangsamt. Der eigentliche Erfolg des ganzen Feldzuges ist der Bewegung der nur wenige Hundert Mann zählenden Kolonne des Obersten Kelly zu danken, während die 15000 Mann Low's doch nur sehr indirekt zur Geltung kamen. Die Entsendung einer gemischten Brigade — etwa 4 Bataillone, einige Schwadronen, 1 Gebirgsbatterie, einige Maximgeschütze —

hätten den beabsichtigten Zweck wahrscheinlich schneller und besser, jedenfalls mit weit weniger Kosten erfüllt, als es die große Truppenmacht Lows beim besten Willen thun konnte.

6. Die Vertheidigung des Forts Tschitral.

Nach dem unglücklichen Ausfallgefecht am 3. März war die Umschließung des Forts Tschitral durch die Schaaren Sher-Afzuls und Umra-Khans eine vollständige.

Das Fort stammt anscheinend aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, einer Zeit, in welcher den Tschitrali der Gebrauch der Feuerwaffe noch nicht bekannt war. Das Ganze ist ein Quadrat von 80 Yards,*) umgeben von einer 25 Fuß hohen, 8 Fuß dicken Mauer, welche an den vier Ecken von vorspringenden Thürmen flankirt ist, welche die Krone der Mauer um 20 Fuß überragen. Die Mauer und die Thürme sind aus rohen Steinen ohne Mörtel zusammengefügt. Zur Herstellung der nöthigen Festigkeit sind starke Holzkeile zwischen die Steine eingeschoben; auch die Thürme sind in dieser primitiven Weise hergestellt. Im Innern befinden sich einige steinerne Gebäude, mehrere Holzschuppen und Erdhütten. Quellen und Brunnen sind im Fort nicht vorhanden, das Wasser muß vielmehr vom Tschitralflusse her geholt werden, welcher in einer Entfernung von 45 Yards an der Nordostseite des Forts vorbeifließt. Zur Herstellung einer gesicherten Verbindung zum Wasser lag in der Mitte der Nordseite ein Thurm, der nach Höhe und Bauart den Eckthürmen entsprach. Von diesem Thurm führt ein unterirdischer Gang zum Flußufer. Das Fort ist, mit Ausnahme der nach dem Flusse zugekehrten Seite, von Gärten mit hohen Bäumen und vielen Gebäulichkeiten umgeben. Aus Mangel an Zeit und Kräften war es der britischen Besatzung nicht möglich gewesen, durch Niederlegung dieser Deckungsmittel sich freies Schußfeld zu verschaffen, dem Gegner aber die gedeckte Annäherung zu verwehren. Der Belagerer war daher in der Lage, von diesen Bäumen aus ein heftiges Feuer in den Hof des Forts zu unterhalten. Noch unbequemer für die Eingeschlossenen war der Umstand, daß die weittragenden Gewehre der Tschitralis und Pathans von den umliegenden Anhöhen aus die Wälle und das Innere des Forts wirksam bestreichen konnten.

Kapitän Townshend, der Kommandant des Forts, ließ, um die gebrechlichen Mauern zu stützen, auf deren Innenseite Anschüttungen von Erde anbringen und versah die Krone der Mauer mit einer starken Brustwehr. Da, wie wir gesehen haben, die Mauer keinen Schutz gegen das aus hohen Stellungen abgegebene Gewehrfeuer des Feindes bot, wurden im Innern des Forts aus Erde, Sandsäcken, Bretterwänden u. s. w. starke Deckungen

*) 1 Yard = 0,91 m.

hergestellt, welche die Besatzung auch einigermaßen sicherten. Insbesondere kam es darauf an, dem Belagerer die Annäherung an die Umfassungsmauer überhaupt zu verwehren und den zum Fluß führenden Gang zu schützen. Hierzu gehörte die fortgesetzte Bereitschaft einer Reserve, welche sich einem gewaltsamen Angriff entgegenwerfen konnte, strenger Wachtdienst rings um die ganze Umfassung und Beleuchtung der Mauer mit dem unmittelbar vor derselben gelegenen Gelände während der Nacht. Der Feind eröffnete die Belagerung nach allen Regeln der Kunst, indem er die Besatzung durch ununterbrochenes Gewehrfeuer und wiederholte Sturmversuche nicht zur Ruhe kommen ließ; insbesondere beabsichtigte er, den Eingeschlossenen den Zutritt zum Wasser abzuschneiden, und als dies nur unvollkommen gelang, unternahm er es, sich unter dem Schutze von tragbaren Dächern der Mauer zu nähern, um diese durch Anrammen mit schweren Balken zum Einsturz zu bringen. Als auch dieses Mittel nicht glückte, schritt er schließlich zur Anlage von Minen, kurz, er entfaltete eine Thätigkeit und Erfindungsgabe, die den Führern der Tschitralis alle Ehre macht und uns, mit Rücksicht auf die niedere Kulturstufe der Eingeborenen in Erstaunen setzen muß.

Die britischen Offiziere hatten große Mühe, die Widerstandskraft ihrer kleinen Besatzung zu erhalten. Mindestens ein Viertel derselben lag verwundet und krank darnieder, die Stimmung der Kaschmiris war nach dem Gefecht des 3. April eine recht niedergeschlagene. Dabei mußte jeder Schluck Wasser unter Lebensgefahr aus dem Flusse geholt werden, was um so bedenklicher war, als man auf den Mauern immer eine Anzahl von gefüllten Wassergefäßen zur Tilgung von Bränden bereit halten mußte. Die Lebensmittel waren ungemein spärlich. Obwohl nach und nach alle Tragthiere geschlachtet wurden, konnte die Besatzung nur nothdürftig ihr Leben fristen. Jede Patrone war ein kostbares Gut, aber trotz großer Sparsamkeit ging nach sechswöchentlicher Einschließung die Munition nahezu zu Ende.

In den letzten Tagen des März waren noch 340 Mann kampffähig. Von diesen Leuten war die Hälfte im Wachtdienst auf den Mauern, am Wasser u. s. w., während die zweite Hälfte theils zur Bereitschaft diente, theils der Ruhe sich überlassen konnte. Die drei noch kampffähigen britischen Offiziere wechselten mit achtstündiger Ablösung in der Aufsicht über die Wachen ab.

Am 4. März unternahm der Feind einen allgemeinen Angriff gegen den Wasserthurm. Am 7. ging er gleichzeitig gegen die Eckthürme der Nordost- und Südwestecke vor, um durch Anlage von Feuer am Fuß der Mauer die Holztheile der letzteren in Brand zu setzen und hierdurch den Einsturz der Mauer zu erzielen. Während der Angriff gegen die Nordostecke trotz der angewandten Schutzdächer scheiterte, gelang es dem Belagerer, unter Benutzung der zahlreichen, im Vorgelände vorhandenen Deckungen an

den Mauerfuß der Südwestecke heranzukommen und thatsächlich die Mauer durch Feuer ernstlich zu gefährden. Nach langem Kampf, welcher der Besatzung beträchtliche Verluste und einen großen Theil ihrer Munition kostete, konnten die Briten am Abend den Feind zurücktreiben und in der Nacht den Brand durch Aufschütten von Erde löschen. Nunmehr ging der Feind planmäßig mit Laufgräben in zickzackartig geführter Sappenform gegen die Nordost- und Südostecke, sowie auch gegen den Wasserthurm vor. Das ganze Fort wurde von Erdwällen nach Art der Parallelen des modernen Festungskrieges umschlossen.

Am 16. April nahm die Besatzung des südwestlichen Eckthurmes wahr, daß in der Erde unter dem Thurm Minengänge seitens des Angreifers vorgetrieben wurden, augenscheinlich mit der Absicht, den Thurm zu sprengen oder zum Einsturz zu bringen. Nähere Horchversuche stellten fest, daß die Tete der Angriffsmine höchstens noch 12' vom äußersten Stein des Thurmfundamentes entfernt sei. Da man britischerseits weder über Material noch Personal zur Anlage von Kontreminen verfügte, beschloß man am 17. einen Ausfall gegen den Mineneingang zu machen, welchen man in einem Gartenhause einige hundert Schritt vom Fort entfernt vermuthete. Zur Ausführung des kühnen Unternehmens wurde Lieutenant Harley mit 40 Sikhs und 60 Kaschmiris bestimmt. Dieses Detachement führte 110 Pfund Pulver mit sich, um die feindliche Mine zu sprengen. Durch lebhaftes Feuer vom Wall aus unterstützt, brach Harley mit seiner kleinen Truppe überraschend gegen das Gartenhaus vor, in dessen Kellergeschoß sich der Mineneingang thatsächlich befand. Das Haus wurde im ersten Ansturm genommen, 40 Tschitralis und 35 Pathans in und bei demselben niedergemacht. Noch ehe die Belagerer zu einem Gegenstoß Kräfte sammeln konnten, ließ Harley Haus und Mineneingang sprengen. Die kühne Ausfalltruppe hatte 21 Mann verloren, dafür aber die dem Fort drohende Gefahr endgiltig beseitigt.

Der Kampf am 17. April war das letzte bedeutende Ereigniß der Einschließung. Schon am 11. war das Gerücht von der Annäherung einer britischen Entsatztruppe von Mastuj verbreitet, in der Nacht zum 19. traf ein Bote mit der Nachricht ein, daß Oberst Kelly nur noch zwei Märsche vom Fort entfernt sei. Am Abend des 19. verließ Sher-Afzul mit dem Rest seiner Schaaren die Laufgräben vor Tschitral, um sich nach dem Süden des Landes zu wenden. Wenige Tage später wurde er von Tschitralis, welche sich der britischen Sache zugewendet hatten, als Gefangener ins Hauptquartier Lows nach Dir gebracht.

Am 20. traf Kelly vor dem Fort ein und fand die durch Hunger und Anstrengungen ermattete Besatzung in einem Zustand vor, welcher ein längeres Ausharren nicht mehr gestattet hätte.

Die Vertheidigung des Forts Tschitral ist eine der schönsten Thaten der Geschichte des britisch-indischen Heeres. Den wenigen europäischen

Offizieren, welche durch ihre Energie die kleine Schaar der Vertheidiger unter schweren Entbehrungen und steter Gefahr zu so hartnäckigem Widerstand gebracht haben, gebührt volle Anerkennung. Die muhammedanischen indischen Truppen haben sich hier gegen ihre Glaubensgenossen vorzüglich gut geschlagen.

7. Vormarsch der Kolonne Kelly.

Ueber die Zusammensetzung und die Stärke der Kolonne des Obersten Kelly ist bereits bei Besprechung des allgemeinen Operationsentwurfs das Nöthige gesagt worden.

Das Detachement brach in zwei Staffeln von Gilgit auf; am 23. März die Avantgarde, 200 Pioniere und 50 Hungakrieger unter Kapitän Borrodaile, am 24. das Gros, 200 Pioniere, 50 Hungakrieger, die beiden Geschütze unter Oberst Kelly selbst. Ueber die befestigten Posten Gupis und Ghizr gelangte das Detachement am 31. nach Langar, am östlichen Fuß des vielgefürchteten Shandurpasses. Von den Besatzungen der genannten Plätze schloß sich nur ein Detachement von 40 Kaschmir-Sappeuren der Kolonne des Obersten Kelly an, der Rest mußte zur Sicherung der Straße in den betreffenden Standorten verbleiben.

Die Uebersteigung des Shandurpasses bei 1 bis 1½ m tiefem Schnee, eisigem Wind, heftigem Schneetreiben und einem Frost von —10° C. erwies sich als ungemein schwierig. Da Kelly vor allem Werth darauf legte, die Geschütze bald über den Paß zu bringen, blieb nichts übrig, als die einzelnen Theile derselben durch die Mannschaften über die Paßhöhe tragen zu lassen. Der erste Versuch am 3. April, die Höhe zu ersteigen, mißlang, erst am Abend des 4. langte Kapitän Borrodaile mit 100 Pionieren nach 12 stündigem Marsch in Laspur am westlichen Fuße des Passes an. Das Gros des Detachements brauchte drei Tage, um über die Höhe zu kommen, 100 Mann mußten wegen Schneeerblindung und Frostschäden nach Gilgit zurückgesandt werden. Am 8. konnte der Vormarsch auf Mastuj angetreten werden, um die dort von den Tschitralis eng umschlossene britische Besatzung zu befreien. Am 9. stieß Kelly bei Chokalwat auf eine starke feindliche Stellung, die von 500 Mann hartnäckig vertheidigt wurde. Doch gelang es nach kurzem Kampfe den Gegner zu werfen und noch am Abend desselben Tages konnte Kelly in Mastuj einziehen, wo Lieutenant Moberly seit fünf Wochen mit 170 Kaschmiris einer feindlichen Uebermacht erfolgreich Trotz geboten hatte. Am 12. erfolgte der Weitermarsch auf Tschitral. Am 13. stieß man bei der Schlucht von Nisa-Gol auf eine sehr starke, von 1500 Tschitralis unter Nisa Mohammed besetzte Stellung. Kelly, welcher nunmehr über 600 Mann verfügte, griff diese Position an und öffnete sich nach siegreichem Gefecht, bei welchem die Tschitralis 200 Todte einbüßten, den Weg

nach Tschitral. Nachdem dieser letzte Widerstand gebrochen war, traf die Kolonne am 20. vor dem Fort Tschitral ein, um die endgiltige Befreiung der dort eingeschlossen gewesenen Besatzung zu bewirken.

Der Zug Kellys über einen der verrufensten Pässe aller Gebirge im Nordwesten Indiens, noch dazu mit ausschließlich eingeborenen, aus der indischen Ebene rekrutirten Truppen, ist eine hervorragende Leistung und ebenfalls ein schöner Beweis der Thatkraft der britischen Offiziere, welche hier in außergewöhnlicher Weise mit den Schwierigkeiten des hochalpinen Gebirges zu kämpfen gehabt hatten.

8. Schlußbetrachtung.

Der glücklich beendigte Feldzug, aus welchem England am einer Reihe von Mißerfolgen und Erfolgen nützliche Lehren über den Kampf mit halbwilden, aber modern bewaffneten Völkerschaften im Hochgebirg ziehen kann, hat alle Ansprüche der britisch-indischen Regierung erfüllt. Die bisher unbezwungenen Stämme von Swat und Jandol waren dem britischen Hoheitsgebiet angeschlossen, Tschitral selbst erobert, die britischen Besatzungen befreit, Scher-Afzul und Amir-ul-Mulk gefangen, das Ansehen Englands wieder hergestellt. Dafür hatte aber der kurze Feldzug nicht weniger als 120 Millionen Mark gekostet, namentlich wegen des ungemein starken Truppenaufgebotes, welches man unter General Low in Marsch setzen zu müssen geglaubt hatte. Daß dieser Kraftaufwand keinesfalls militärisch begründet war, haben wir bereits angedeutet; die Erfolge der wenigen hnndert Mann Kelly's dürften unsere Behauptung hinreichend bestätigen. Obwohl bekanntlich Indien selbst die Unterhaltung der dort stationirten Truppen und auch die sehr kostspieligen Feldzüge derselben bestreiten muß, hat es im Parlament zu London nicht an Stimmen gefehlt, welche sich tadelnd über die Eroberungssucht der indischen Regierung und über die sich hieraus ergebende ungeheuere Belastung der indischen Staatshaushaltung ausgesprochen haben. Gewiß wird man diesen Aeußerungen eine gewisse Berechtigung zugestehen müssen, umsomehr, als künftig die Behauptung Tschitrals und seiner Nachbarlandschaften alljährlich recht erhebliche Summen erfordern wird. Vorläufig ist in Tschitral unter Leitung des britischen Residenten Robertson Suhja-ul-Mulk als Herrscher in englischem Sinne eingesetzt, während die Landschaften Swat, Dir, Jandol von Häuptlingen beherrscht werden, welche die indische Regierung an ihre Interessen geknüpft hat.

Die Besatzung des eroberten Landes besteht zur Zeit aus folgenden Truppen:

In Tschitral eine Brigade zu zwei eingeborenen Regimentern, eine Gebirgsbatterie, eine Sappeurkompagnie; Hauptquartier: Kala-Drosh;

auf dem Malakandpaß und in Swat zusammen ebenso viel;
in Dir 500 Eingeborene unter britischen Offizieren und in britischem Sold.

Außerdem ist Tschitral mit Gilgit und mit Peschawar durch eine Telegraphenlinie und mit dem Malakandpaß durch eine fahrbare Straße verbunden worden.

Alle diese umfassenden Maßregeln sichern England den Besitz der Hindukuschpässe, so daß in Anbetracht der politischen Bedeutung dieser Errungenschaft die gebrachten Opfer nicht zu groß sind. In militärischer Hinsicht hat das indische Heer in seiner jetzigen Gestalt sich entschieden bewährt, denn die Mobilmachung ist durchaus planmäßig verlaufen und die verschiedenen Arten der eingeborenen Truppen haben sich unter schwierigen äußeren Verhältnissen im Kampf gegen Gleichgläubige als zuverlässig und brauchbar erwiesen. Somit darf die britische Armee, welche in den letzten Jahrzehnten in Afghanistan keineswegs immer glücklich gekämpft hat, auf den kurzen, aber lehrreichen und interessanten Tschitralfeldzug mit Genugthuung zurückblicken.

Die Eroberung von Schlettstadt und Neu-Breisach durch Landwehr und Reserve-Truppen.*)

Nach den Kriegstagebüchern der Truppentheile und Kommandobehörden.

(Fortsetzung.)

Unter der Zeit waren den Pionieren bei Neuenburg die Tage nicht ganz so still und einförmig hingegangen, wie man hätte glauben mögen: Gerüchte aller Art kamen und gingen. So hieß es am 9., ein schweres Floß sei zur Zerstörung der Brücke von Hüningen abgelassen. Da immerhin die Wahrscheinlichkeit einer solchen Maßregel nicht abzuweisen war, mußten die Pioniere daran gehen, die beabsichtigte Wirkung unschädlich zu machen. So weit sie auf Schiffen ruhte, wurde die Brücke abgebrochen und die einzelnen Theile in Sicherheit gebracht. Kaum war dies geschehen, als die Feldwache auf dem linken Ufer bei Chalampé durch Schüsse aus den

*) Siehe März-Heft 1896 der „Neuen Milit. Blätter".

nahen Büschen alarmirt wurde. Eilig zog sich eine kleine Franktireurschaar zurück, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. Bei diesem ganz unwesentlichen Zwischenfalle behielt es aber sein Bewenden, und auch das erwartete Floß blieb aus. Tags darauf war die Wiederherstellung des Ueberganges beendet, für alle möglichen Fälle aber ein Durchlaß angebracht. Aufs Neue trat Beunruhigung ein, als der Rhein über Nacht ganz unerwartet anschwoll und damit die Bockbrücke in Gefahr gerieth fortgerissen zu werden. Sie widerstand jedoch, nachdem man sie mit Steinen beschwert und beiderseits der Brückenbahn mit Drahtseilspannungen versehen hatte. Noch sechs Tage diente sie unbeeinträchtigt ihren Zwecken, dann ward sie auf Befehl abgetragen. Das gesammte Material wurde der Bürgermeisterei Neuenburg übergeben und die Prahmen in einem Altwasser geborgen. Hierauf begab sich die Pionier-Kompagnie mittels der Badischen Staats-Eisenbahn nach Riegel und von da über Saspach und Endingen nach Ichtingen. Hier fand sie den neuen Verbindungsweg mit dem Mutterlande bereits von Straßburger Mannschaften hergestellt und von einer Kompagnie des vor Neu-Breisach stehenden Bataillons Goldap bewacht.

Vor Schlettstadt hatte sich unterdeß ein reges Leben entwickelt, ohne daß die Festung störend eingriff. Der Kommandant hatte sich allerdings lediglich auf seine Kanonen zurückgezogen. Um mit dem Eintreffen des erwarteten schweren Geschützes ungesäumt zu den Belagerungsarbeiten übergehen zu können, wurden entsprechende Vorbereitungen getroffen, die Infanterie-Mannschaften zu den Laufgraben-Arbeiten eingeübt, Kolonnenwege hergestellt und Schanzkörbe wie Faschinen angefertigt. Weit ausgreifende Reiterstreifen im Rücken der Einschließungslinie, ganz besonders in der Richtung nach dem Gebirge, dienten zur möglichsten Begründung der Sicherheit. Eine derselben brachte am 14. Oktober die Nachricht, daß in Orbey 3000 Mobilgarden mit fünf Geschützen ständen. Da diese Mittheilung in ihren Einzelheiten viel Glaubwürdiges enthielt, sich überdem die Berichte über vorhandene Freischaarenbanden täglich mehrten, wurden das 2. Bataillon 25. Regiments, das Bataillon Ortelsburg, die 2. leichte Batterie und einige Ulanen über Mittelwihr und Bennweiler nach Orbey in Bewegung gesetzt. Am Abend des 14. hatte sich diese Abtheilung in den beiden genannten Dörfern nur zum Theil sammeln können und trotzdem das Erscheinen der Truppen geflissentlich unter der Angabe stattfand, daß der Ueberfüllung an der Hauptstraße damit abgeholfen werden sollte, war die Ankunft der Truppen doch sofort in der Umgegend bekannt. Man glaubte, es sollten junge Leute zu den Schlettstadter Schanzarbeiten aufgehoben werden, und sah auch in der That viele derselben flüchten.

Der Weg nach Orbey zeigte sich von Kaisersberg aus wohl in Stand erhalten, er läuft aber in einem engen Thale, welches einen einzigen gewaltigen Engpaß bildet. Nur hin und wieder gestalten ihn einige nasse Wiesen-

streifen zu einer unbedeutenden Erweiterung. Die meist mit undurchdringlichen Waldungen bestandenen Bergabhänge sind fast alle ihrer Steilheit wegen selbst für gewandte Infanterie unzugänglich, so daß eine Verwendung von Truppen fast lediglich auf die Straße beschränkt blieb. Der Gebrauch von Artillerie war gänzlich ausgeschlossen. Etwa 1000 Schritt nordöstlich Hachinette, wo sich die beiden steilen Thalwände bis 50 Schritt einander nähern, stieß man auf eine von fachmännischer Hand angelegte, sehr gute aber unbesetzte Brustwehr, welche das ganze Thal absperrte. Der Bürgermeister des genannten Ortes mußte bei Androhung schwerer Strafe den Bau sofort einebnen. Auch an anderen Stellen fanden sich Anordnungen, die auf eine beabsichtigte Vertheidigung schließen ließen. Das Detachement gelangte mit seiner Spitze, aber ohne thätlich behindert zu werden, an die Kirche seines Bestimmungsortes, der sich in einer Längenausdehnung von wohl 1/2 Meile hinzieht. Die die Nachhut bildende Kompagnie war unterdeß allerdings von den die Straße begleitenden Höhen beschossen worden, ihre Schützen hatten aber sofort den steilen Hang erstiegen. Mit der größten Anstrengung, zum Theil mit den Händen sich anklammernd, eilten sie empor und zwangen den Gegner zur eiligsten Flucht. Es fielen auch Schüsse von dem gegenüberliegenden Rand, dieselben verstummten aber schon, als ein Zug gegen sie antrat. Es waren Mobilgarden, welche gegenüberstanden, vollständig ausgerüstet und militärisch bekleidet. Selbst eine beschleunigte Verfolgung konnte sie nicht mehr erreichen. Der Gegner hatte aus weiter Ferne gefeuert, den Preußen deshalb keine Verluste zugefügt.

Es wurde nun zur Durchsuchung von Orbey geschritten, 300 ganz neue Minié-Gewehre waren die Ausbeute und da der Bürgermeister die Bewohner zum Kampfe aufgemuntert hatte, mußte das Städtchen 5000 Frs. Kriegssteuer zahlen und die Mannschaft reichlich verpflegen. Außer der geringen Anzahl geflüchteter Mobilgarden wurde nichts vom Feinde vorgefunden. Nach den von den Einwohnern gegebenen Nachrichten waren allerdings bis den Tag vorher gegen 1500 Mann mit 2 Geschützen dort gewesen, an diesem aber nach Belfort abgerückt, um ihre Tabatière-Gewehre gegen Chassepots umzutauschen. Nachdem die Mannschaft geruht und gesättigt war, trat das Detachement seinen Rückmarsch an. In Kaisersberg nächtigte es und stieß am 16. wieder zu den Einschließungstruppen von Schlettstadt.

Um diese Zeit begannen die ersten Bahntransporte von Straßburg einzutreffen. Bis zum 20. waren 12 Festungsartillerie- und 4 Festungspionier-Kompagnien — unter diesen bayerische und badische — mit 38 schweren Kanonen und 18 Mörsern vor der Festung versammelt. Diese, ein von Vauban neu angelegter Kriegsplatz 3. Klasse, befand sich seit dem westphälischen Frieden (1648) im Besitz Frankreichs und war der Sitz eines Gerichtshofes erster Instanz. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat zwei schöne katholische Pfarrkirchen aus dem Mittelalter, einen protestantischen

Tempel und zählte damals etwa 10184 Einwohner. Sie ist alt, kommt bereits als eine Pfalz der Carolinger vor und war in früheren Zeiten schon verschiedentlich von den Schweden, Bayern und Oesterreichern belagert worden. Neun bastionirte Fronten umgaben sie, sechs Raveline deckten die drei Festungsthore, Lünetten waren nach allen Richtungen vorgeschoben, zur Sicherung des Anstauungsdammes dienten zwei geschlossene Schanzen an der Straße nach Breisach. Während die Ueberschwemmung ein unüberwindliches Annäherungshinderniß bildete und auch im nördlichen Vorlande der durch Zufluß aus dem Gebirge meist wasserreiche Giesenbach den Angriff erschwert, begünstigten dichte Weinpflanzungen und Hecken ein Vorgehen von Westen her, auch bot dort der von Norden nach Süden verlaufende Bahndamm einen vortrefflichen Schutz. Damit war die Angriffsfront gegeben und wurde der Geschützpark bei St. Pilt, die Ingenieur-Niederlage bei Kinzheim aufgestellt. Zur Vervollständigung der letzteren waren aus der Umgegend Aexte, Beile, Spaten herbeigeschafft

Bevor die Angriffsarbeiten begannen, veranlaßte die Nachricht, 'daß Garibaldi zum Kommandeur der Freischaaren im Elsaß ernannt und ihm außerdem eine Brigade Mobilgarden beigegeben sei, noch die Entsendung des Bataillons Deutsch Crone nach den Vogesen als dem Heerd der gefahrdrohenden Ansammlungen. Am 19. erreichte dasselbe St. Dié, den 20. Senones, den 21. Ville. Auf den Wegen stieß das Bataillon fast überall auf Barrikaden, Schützengräben, sowie Geschützstände, die aber unbesetzt waren. In jedem der berührten Orte fanden sich indeß Gewehre und Faschinenmesser, die natürlich eingezogen wurden, eine feindliche Abtheilung aber war nicht zu entdecken.

Der Bau der ersten Belagerungs-Batterie geschah schon in der Nacht vom 19. auf den 20. und zwar, um die Aufmerksamkeit des Gegners von der eigentlichen Angriffsseite abzulenken, im südöstlichen Vorlande an der Breisacher Straße. Zu diesem Zweck hatte sich die 2. Kompagnie Westphälischen Festungsartillerie-Regiments Nr. 7 bereits am 18. über Gemar und Illhausen nach Heidolsheim begeben. Die Baustelle lag auf etwa ¼ Meile Entfernung von der Festung bei der Kapell-Mühle am Ill-Walde, da, wo der Dammweg eine starke Krümmung macht und der sonst üppig bewachsene Boden einen lichten Raum bildet. Zwar war der nahe Wald sehr verführerisch wegen seiner deckenden Lage und der ermöglichten Anbringung von Vorder- und Flügelgräben, das Abholzen und Bearbeiten des ganz durchwurzelten Bodens würde indeß zu große Schwierigkeiten veranlaßt haben.

Die Mühle war von einer Infanterie-Feldwache besetzt, in der vorgelegenen Kapelle stand ein Unteroffizierposten. Beide waren schon fortwährend das Ziel der Geschütze der den Dammweg beherrschenden beiden feindlichen Schanzen gewesen. Posten, Ablösungen, ja selbst einzelne Mannschaften wurden mit Granaten beschossen. Während des Baues wurde die Infanterie-

stellung auf eine Kompagnie verstärkt. Der 2½ Fuß hohe, 8—10 Schritt breite Damm gab schon einen Theil der Deckung und dies fiel um so mehr ins Gewicht, als man bereits bei 2 Fuß Tiefe auf Grundwasser stieß. Die Böschung wurde senkrecht abgestochen, die Krone bedurfte ihrer Festigkeit wegen keiner besonderen Bekleidung, wurde nur mit einer Lage zweier nebeneinander und einer daraufliegenden Faschinenreihe versehen. Durch Vertiefung der Geschützstände auf 2 Fuß erzielte man somit eine Brustwehrhöhe von 7 Fuß. Die Rippen der Bettungen kamen zum Theil schon in Grundwasser zu liegen, was deren Haltbarkeit auf längere Dauer Eintrag gethan haben würde. Es war schon mühsam, denselben eine regelrechte Lage zu geben. Der Boden war an sich schwer und auf dem rechten Flügel mußten noch einige Bäume und viel Gesträuch abgeholzt und die durchsetzte Fläche mit Beil und Hacke bearbeitet werden. Dazu kam, daß ein großer Theil der zum Bau erforderlichen Erde des versumpften Untergrundes wegen nicht aus der Tiefe gewonnen werden konnte, vielmehr von rückwärts herangeholt werden mußte. Bei solchen Schwierigkeiten ging dann freilich die Arbeit nur langsam von statten, dennoch brachte es der unermüdliche Eifer der braven Artilleristen zu Wege, daß am 20. Morgens 4 Uhr die inzwischen im Gehölz aufgefahrenen vier gezogenen 12-Pfünder in Stellung gebracht werden konnten. Zwischen den beiden mittelsten Geschützen war ein etwas größerer Raum zur Untertrittblende gelassen, rechts und links des Batteriestandes je ein Schießbedarfsraum in den Damm hineingebaut. Damit sich die Batterie durch die frisch aufgeworfene Erde auf dem hellen Damm und gegen die grüne vordere Böschung desselben nicht zu sichtbar abhob, wurden die wenigen vor derselben befindlichen Weidenbüsche durch Eingraben von starkem Strauchwerk vermehrt. Es wurde dadurch auch erreicht, daß, während mit Eintritt der Frühdämmerung die Kapelle sowohl als die Mühle wiederum sehr lebhaft beschossen wurden, die Lage der Batterie verborgen blieb. Der geringe, über Nacht niederrieselnde Regen hatte nicht gestört und war es auch hell genug gewesen, um ohne Laternen arbeiten zu können. Vormittags 9 Uhr gab die Batterie den ersten Schuß ab. Zunächst auf die 2200 Schritt entfernte Redoute. Der Feind, welcher hier in voller Thätigkeit mit Erdarbeiten beschäftigt war, schien sichtlich überrascht und verschwand sofort hinter seinen Deckungen. Das Werk dagegen zögerte nicht mit seiner Erwiderung; es feuerte mit zwei Geschützen durch Scharten, einem über Bank, zu deren fernerer Bekämpfung vorläufig nur zwei Rohre der Batterie in Thätigkeit blieben, während sich die beiden anderen gegen die Vorschanze 26 wandten und hauptsächlich die in derselben befindlichen Vorrathsgebäude mit Brandgranaten bewarfen. Das Lagerhaus fing auch binnen kurzer Zeit Feuer und brannte gänzlich nieder. Auch hier antwortete der Gegner sehr bald, anfangs ohne wesentlichen Erfolg, bald jedoch schoß er sich gut ein und feuerte dann so lebhaft, daß es unmöglich wurde, die Zahl seiner wirkenden Geschütze

zu ermitteln. Ihrem Kaliber nach bestanden diese wohl überwiegend aus 12-pfündigen gezogenen Kanonen, sowie einer glatten, welche stets zu kurz schoß. Nur wenige Vollkugeln erreichten die Batterie. Als letztere aus Sparsamkeitsrücksichten um die Mittagstunde zu feuern aufhörte, verstummte auch sofort der Gegner. Die Feuerpause wurde zur Ausbesserung der beschädigten Brustwehr und zur Reinigung des Verschlusses benutzt. Um 4 Uhr Nachmittags begann der Kampf aufs Neue. Der Feind schoß noch heftiger und mit noch größerer Genauigkeit als am Vormittag. Auf einen diesseitigen Schuß wurde durchschnittlich mit einer ganzen Lage aus 8—10 Geschützen geantwortet. Die französischen Granaten sprangen auch sämmtlich mit dem Aufschlage und zeigten sich mit messingenen Concussionszündern versehen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit mäßigte sich das gegenseitige Feuer. Am Morgen des 21. richtete die Batterie ihr Augenmerk auch noch auf das Straßburger Thor, als welches von dem Müller ein nördlich belegener viereckiger Thurm bezeichnet wurde. Dies war jedoch, wie sich später herausstellte, ein dicht neben jenem Thor befindlicher Pulverthurm. Gegen die auf dem Mittelwall vor der Kaserne sich zeigenden Truppen und die in der Redoute Arbeitenden wurden einige Shrapnellschüsse abgegeben, deren Wirkung den erwünschten Erfolg hatte, dann wandte man sich mit vereinter Kraft gegen das wiederum sehr heftig entbrannte Feuer der Festungsgeschütze, deren einschlagende Kugeln die Reihen der Bedienungsmannschaft lichteten, deren Geschoßsprengstücke ein preußisches Rohr in der Seele an der Mündung rißartig beschädigten und eine Laffette am Mittelriegel trafen. Die Batterie hatte also keinen leichten Stand, zumal die Wirkung der überlegenen Festungsgeschützzahl den Tag über so ausgiebig blieb, daß die weitaus größte Menge der feindlichen Geschosse theils in die Brustwehr, theils in den Batteriehof und in dessen Nähe einschlug. Trotzdem gelang es der Batterie, sich zu behaupten, und für den Abend und die Nachtzeit ihre Ziele einzuhalten. Sobald sich die Schatten der Nacht herabsenkten, wurden die neu entstandenen Schäden ausgebessert, auch nach Möglichkeit an der Vervollkommnung des Standes gearbeitet. Das Feuer aus der Festung erlahmte allmählig, es konnten daher auch vor der Westfront die Sammelplätze für das Baugeräth und den Artillerieschießbedarf ziemlich ungestört eingerichtet werden. Zwar beschoß der Feind hier ebenfalls bis Mitternacht das Vorland abwechselnd mit Gewehren und Geschütz, aber im Ganzen unwirksam, auch nur träge und in großen Pausen. Zu diesem planlosen, jedenfalls auf Vereinbarung mit der Außenbevölkerung beruhenden Beginnen mochten wohl die in den ersten Abendstunden von den Ruinen des Bergschlosses Ramstein und dem hohen Königsberg aufflammenden Feuerzeichen die Veranlassung gegeben haben. Obwohl die nach den bezeichneten Stellen sofort entsandten Patrouillen Niemanden vorfanden, stellten sie doch fest, daß kurz vor ihrer Ankunft Leute dort gewesen sein mußten, was das noch glimmend angetroffene Feuer bestätigte.

Mit Anbruch des 22. Oktober verstärkte die Batterie an der Kapell-Mühle wiederum ihr Feuer. Jeder ihrer Schüsse wurde vier- bis fünffach feindlicherseits beantwortet; gleichviel, sie harrte tapfer aus, vereinigte ihre ganze Kraft zunächst gegen die Redoute, brachte diese binnen einer Stunde zum Schweigen und warf sich dann den Geschützen der Festungsostseite entgegen. Die erzielten Wirkungen des auch im Laufe des Nachmittags und während der Nacht lebhaft und mit standhafter Sicherheit fortgesetzten Feuers waren sichtbar gute. In der Stadt brannte es bereits an mehreren Stellen; trotz seiner Ueberzahl hatte der Feind kein Uebergewicht zu gewinnen vermocht.

Auf Grund der inzwischen angestellten näheren Untersuchungen war beschlossen worden, den Angriff hauptsächlich gegen die in das westliche Vorland nördlich des Kirchhofes ausspringende Lünette 2 zu richten. Der erste Laufgraben sollte von den niedergelegten Bahnhofsgebäuden zum größten Theil längs des Schienenstrangdammes, unmittelbar durch diesen gedeckt, verlaufen, sich dann unter stumpfem Winkel vorwärts biegend, den Damm und die Mülhausener Straße durchbrechen und bis an den Kirchhof heranreichen. Weiter rückwärts sollte gleichzeitig die Anlage von Batteriestellungen erfolgen und zur Ausführung dieser Maßnahmen die Nacht vom 22. zum 23. dienen. Zum Schutz schob im Abenddunkel des 22. das 2. Bataillon Regiments 25 seine Vorpostenabtheilungen so weit wie möglich an die Feldbrustwehr des Platzes heran. Bei der sehr ruhigen Luft vermochte man die einzelnen Posten auf den Festungswällen sprechen zu hören. Es ist deshalb zu verwundern, daß die Arbeiten vom Gegner nicht bemerkt wurden, denn trotz aller Vorsicht waren sie füglich nicht ohne großes Geräusch auszuführen. Das Bataillon Graudenz, Thorn und Tilsit sowie die Bayerische und Badische Pionier-Kompagnie, hoben den Laufgraben aus, die Festungs-Artillerie-Kompagnien stellten die Batteriestände her. Hinter diesen befanden sich das Bataillon Deutsch-Crone als Gefechtsrückhalt an der Straße von Kinzheim unter Waffen, auf der Nordseite des Platzes am Schnittpunkte der Zaberner Straße und Eisenbahn, die 2. leichte Batterie, um, falls die Eröffnung der Parallele bemerkt werde, das Festungsfeuer nach dieser Seite abzulenken. Dem Vertheidiger war zwar das Anrücken der Truppen nicht entgangen, denn bis Mitternacht beschoß er das ganze Vorfeld unaufhörlich mit Granaten und Kartätschen, bestrich auch die Annäherungswege mit Gewehrfeuer, aber ohne Erfolg, weil sich sein Feuer ausschließlich in einer Entfernung von 1500 bis 2500 Schritt bewegte, die Geschosse demnach weit hinter den Arbeitsstellen einschlugen. Nur innerhalb dieser großen Abstände hatte der Kommandant, wie er später selbst angab, die Eröffnung des gewaltsamen Angriffs erwartet. Wurde nun bei dem Massenfeuer auch schließlich einer der vorderen Grabenarbeiter von einer verirrten Gewehrkugel schwer getroffen, so trat doch nicht die leiseste Stockung ein.

Der Baugrund bestand, abgesehen von dem hindernden Wurzelwerk der

Reben schon bei einer Tiefe von 1 bis 1½ Fuß aus festem Kies, der das Arbeiten mit der Hacke in dem Maße erforderlich machte, daß jedem Spatenstich mit diesem Instrument vorgearbeitet werden mußte. In den tieferen Schichten wurden die Bodenverhältnisse noch steiniger, noch fester und verzögerten, erschwerten, ja verhinderten das Eintreiben von Pfählen schon in einer Tiefe von 3 Fuß, so daß das Verpfählen der Bettungsrippen und Grundfaschinen für die Pulverkammern nur in nngenügender Weise ausgeführt und die Brustwehren nur mittelst Krönung von Faschinen auf die regelrechte Höhe gebracht werden konnten. Die Schwierigkeiten steigerten sich beim Durchbruch des Bahndammes und der außerordentlich harten Kunststraße. Diese Arbeit hielt dermaßen auf, daß selbst am Abend des 23. hier an allen Stellen noch nicht das Profil der ersten Nacht erreicht war.

In der Frühe des 23. hatten unermüdlicher Fleiß und äußerste Kraftanstrengung einen Laufgraben von 2 Fuß Breite und 3½ Fuß Tiefe hergestellt, hinter dessen linkem Flügel in sechs Batterien 8 Mörser und 20 schwere Kanonen schußbereit standen. Jetzt erst gewahrte der Gegner das ihn schwer bedrohende Ergebniß der deutschen Nachtarbeit. Sofort überschüttete er Laufgraben und Batteriestände mit Geschossen aller Art aus gezogenen schweren Kalibern, glatten Haubitzen und leichten Mörsern, und da die Belagerungs-Batterien gegen 7 Uhr kräftig zu antworten begannen, so entwickelte sich ein heftiger Artilleriekampf, an welchem sich auch Batterie 1 vom Ill-Walde her durch lebhaftes Rückenfeuer auf die Werke der Westfront betheiligte. Es gelang den deutschen Batterien, die auf den gegenüberliegenden Werken sichtbaren Brustwehrscharten im Laufe des Vormittags zu zerstören, das äußerst heftige französische Feuer durch theilweises Demontiren von Geschützen für den Nachmittag zu vermindern, auch einige Gebäude des südlichen Stadttheils in Brand zu legen, obwohl sie bisweilen einen ziemlich schweren Stand hatten, da die schweren französischen Haubitzen mit sehr flacher Bahn schossen und starkes Gewehrfeuer von den Wällen auf sie niederfiel, welches namentlich die in ihrer Tiefausdehnung noch ganz unzureichenden Zugänge zu den Pulverkammern fortwährend bestrich. Da die feindlichen Bomben in den harten Erdboden sehr wenig eindrangen, hatten sie außerdem dadurch eine sehr ergiebige Sprengwirkung, die noch durch das Umherschleudern von Steinen bedeutend erhöht wurde. Dennoch erlitt der Angreifer nur geringe Verluste an Mannschaften und Material. Mit beginnender Dämmerung erlahmte die Geschützthätigkeit der Festung allmählig, zur sehr regnerischen und stürmischen Nachtzeit verstummte sie gänzlich, nur noch ein Mal unterbrochen durch in langen Zwischenräumen auf große Entfernungen abgegebenes Feuer in der Richtung nach Kinzheim, von woher die Munitionsgespanne mit lautem Geräusch heranfuhren. Die Belagerungs-Batterien hingegen setzten nach Ergänzung ihres Schießbedarfs das Feuer auf die Festung und Stadt ohne Unterbrechung während der ganzen Nacht fort. Um ein sicheres Treffen zu

ermöglichen, waren schon bei einbrechender Dunkelheit nicht nur an den Rädern, sondern auch an dem Laffettenschwanz jedes einzelnen Geschützes Latten in der Weise auf der Bettung befestigt, daß das Geschütz nach dem Schuß mit Leichtigkeit wieder in die frühere Richtung gebracht werden konnte. Es wurde hauptsächlich Shrapnelfeuer abgegeben. Gleichzeitig machte man sich an die Erweiterung der noch unzulänglichen Laufgräben, begann den Bau von zwei weiteren Batterien, besserte die an den Brustwehren vielfach entstandenen Schäden aus und füllte die von den Decken der Pulverkammern und Geschoßräume durch Granattreffer zum Oefteren weggerissene Erde wieder auf. Besonders bei Batterie 1, die fast vollständig von feindlichen Geschossen durchwühlt war, erwiesen sich die Herstellungsarbeiten als äußerst nothwendig. Sie hatte während ihrer Mitwirkung auf die Westfront fortgesetzt unter dem schweren Feuer von 4 feindlichen Werken zu leiden und wiederum Verluste an Mannschaften gehabt. Ihre Brustwehr bot schon nicht mehr die erforderliche Sicherheit, um so weniger als die Nacht vorher wegen des unterhaltenen Feuers nur ungenügend gearbeitet und ausgebessert werden konnte. Nur der feste kiesige Damm gab noch den nothdürftigen Halt. Zwar hatte noch am Nachmittag des 23. die zum Schweigen gebrachte Redoute wieder zu feuern begonnen, war aber nach wenigen guten Treffern abermals verstummt. Die Mannschaft der Batterie arbeitete nun trotz Sturm und Regen so nachdrücklich, daß der Stand eine Dauerhaftigkeit erlangte, kraft welcher er getrost das stärkste Feuer hätte erwarten können. Mit dem Frühroth des 24. begann sie ein systematisches Feuer zur Bekämpfung der ihr gegenüberstehenden Geschütze. Die Stadt brannte noch immer an verschiedenen Stellen, der Feind erwiderte aber nur schwach, bald garnicht mehr. Auch auf der Westseite fielen nur noch vereinzelte Schüsse aus der Festung und aus der Redoute begannen die Franzosen mit Gepäck abzuziehen. Gleich darauf — es war zwischen 7 und 8 Uhr Morgens — zeigten sich weiße Fahnen auf dem Kirchthurm und den Werken und die Einstellung des Feuers wurde angeordnet. Der Kommandant begehrte zunächst eine 24stündige Waffenruhe, die Frist einer solchen wurde aber nur bis Nachmittags 2 Uhr zugestanden und der Erfolg rechtfertigte vollständig die Zweckdienlichkeit dieser Beschränkung. Als der Generalstabsoffizier der Division sich zur Beschleunigung der Verhandlungen gegen 9 Uhr Vormittags in das Kommandanturgebäude begab, bot das Innere der Stadt bereits ein grelles Bild der Unordnung. Die Besatzung, größtentheils betrunken, plünderte gemeinsam mit dem Pöbel die Lagerhäuser, steckte Gebäude in Brand und legte sogar Leitungen und Feuer an die Pulvermagazine. Die französischen Offiziere bemühten sich vergeblich, den Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun, daher begab sich der Kommandant in den Bereich der preußischen, bereits unmittelbar vor der Thoren befindlichen Truppen, woselbst die Uebergabe der Festung alsbald zum Abschluß gedieh. Sofort wurden drei Bataillone in den Platz

danten. Sie sperrten zunächst die von dem französischen Artillerie-Kommandanten bezeichneten Pulvermagazine ab, beugten weiteren Ausschreitungen vor und trieben die in voller Auflösung begriffene Besatzung aus allen Theilen der Stadt nach dem Marktplatz zusammen. Erst um 4 Uhr Nachmittags war man so weit, 74 Offiziere und 1900 Mann unter Bedeckung des Bataillons Tilsit, zweier Kompagnien des Bataillons Ortelsburg und einer Eskadron Ulanen zunächst nach Gemar abführen zu können. Von dort aus wurden sie folgenden Tages nach Riegel gebracht und dann von den zwei Kompagnien des Bataillons Ortelsburg auf der Eisenbahn bis Rastatt geleitet. -- Bataillon Tilsit und die Ulanen kehrten gleich zurück.

Unter Glockengeläut, am Straßburger Thor von einer Abordnung des Gemeinderathes und der Geistlichkeit empfangen, hielt der Divisions-Kommandeur an der Spitze der Truppen am 25. Vormittags 11 Uhr seinen feierlichen Einzug in den eroberten Platz. Innerhalb der Festungswerke wurde ein Gottesdienst abgehalten, dann kehrten die Truppen in ihre Unterkunftsräume der Umgegend zurück, die Bedienungsmannschaften der Belagerungs-Batterien aber nicht eher, als bis sie von ihren Offizieren auf die Wälle und Werke geführt, ihnen die erzielten Erfolge gezeigt und sie auf Grund derselben unterwiesen waren. Als Besatzung blieben nur die bei dem Belagerungskorps befindlichen Bataillone der 1. Reserve-Division und einer Festungs-Artillerie-Kompagnie zurück, deren angestrengtester Thätigkeit es noch bis in den folgenden Tag hinein bedurfte, um mit Unterstützung herangezogener Pionier-Kompagnien die zum größten Theil noch von den letzten Ausschreitungen vor der Uebergabe herrührenden Feuersbrünste vollständig zu dämpfen.

Wem es vergönnt war, die Wälle der Festung nach der Uebergabe näher in Augenschein zu nehmen, der wird der Belagerungs-Artillerie das Anerkenntniß nicht versagen, daß sie ihre furchtbaren Waffen gut zu führen gewußt hat. Als vollgültige Zeugen hierfür sprechen auf den angegriffenen, sämmtlich mehr oder weniger stark mitgenommenen Wällen und Redouten, 30 außer Gefecht gesetzte Kanonen beziehungsweise Laffetten. Außer den Geschützen fielen etwa 7000 Gewehre, sowie ansehnliche Munitions- und Mehlvorräthe in die Hände der Sieger, deren Gesammtverlust nur ungefähr 20 Mann betrug.

Nunmehr war man vollkommen in der Lage, auch gegen Neu-Breisach gewaltsam vorzugehen. Nach dem Genuß eines Ruhetages rückten die Bataillone Tilsit, Wehlau, Graudenz, Thorn und die 3. leichte Batterie zu den vor jenem Platz verbliebenen Truppen ab, um auch die bisher nur beobachtete Südfront abschließen zu können. Ein anderer Theil der verfügbar gewordenen Kräfte verstärkte die Abtheilung, welche zur Beobachtung der südlichen Vogesen seit dem 7. Oktober bei Meienheim Stellung genommen hatte. Verweilen wir daher vorerst bei dieser. Sie begann ihre Thätigkeit mit Beitreibung

von Verpflegungsgegenständen aus den umliegenden Ortschaften. Die Ausbeute war allerdings nur eine mangelhafte, die ganze Gegend erwies sich von den seitens des Straßburger Belagerungskorps wiederholt nach dem südlichen Elsaß entsandten Truppen, bereits in erheblichem Maße ausgesogen. Beim Durchstreifen von Merxheim wurden sogar noch einige Freischärler vorgefunden, die aber eiligst in die Berge flohen und von denen nur einer gefangen werden konnte. Hiernächst rückte das gesammte Detachement am 11. Oktober vor Mülhausen, weil beim Abmarsch der Division auf die dem 2. Bataillon 25. Regiments angehörige Begleitmannschaft des verspätet abfahrenden Gepäcks von der Masse des städtischen Pöbels ein Ueberfall verübt worden war. Zur Strafe sollten 50000 Francs erlegt, 6000 wollene Hemden, 60 zweispännige Wagen und eine eintägige Verpflegung für die ganze Abtheilung geliefert werden. Die Beschießung wurde angedroht, falls diesen Forderungen nicht binnen 3 Stunden genügt sei und die Geschütze der 4. leichten Batterie auf das Arbeiterstadtviertel gerichtet, da hauptsächlich von den Bewohnern desselben der erwähnte meuchlerische Frevel ausgegangen war. Es bedurfte des mehrfachen Hinweises auf diese Maßregel, bevor es gelang, den Stadtrath von dem Ernst der Sachlage zu überzeugen und die sofortige Zahlung von 27000 Fr. zu erzwingen. Der Rest wurde Tags darauf erlegt, auch das übrige Verlangen erfüllt. Darauf ging das Detachement über Pulversheim, Rollweiler, Feldkirch, Ungersheim, Baldersheim, Issenheim, Merxheim nach Meienheim zurück; noch aber hatte die Batterie nicht abgeschirrt, als sie Befehl erhielt, 4 Geschütze sofort nach Neu-Breisach abzugeben, so daß nur noch 2 derselben verblieben.

(Schluß folgt.)

Das königl. rumänische Offizierkorps nach offiziellen Daten.

Dem deutschen Offizier mag selten einmal eines der jährlich gegen Wintersanfang erscheinenden rumänischen „Anuars“ zu Gesicht kommen. Ueberdem verursacht die Sprache, obwohl der italienischen verwandt, einige Schwierigkeiten. Daß die rumänische Armee keine eingehendere Aufmerksamkeit verdient, wird man nicht behaupten wollen. Bei Plewna hat sich die Armee die Sporen geholt und als „quantité negligeable“ wird man ihre vier Armeekorps, zumal bei der geographischen Lage des Königreichs, nicht bezeichnen dürfen.

Das vom Kriegsministerium (ministerul de resboiu) herausgegebene „Annarul Official de Armatei Române“ entspricht im Allgemeinen unserer Rang- und Quartierliste, dem Schematismus der k. und k. Armee und dem Annuaire de l'armée française. An Dickleibigkeit steht das rumänische Anuar seinen großmächtigen Vettern keineswegs nach. Dafür bietet aber auch das Anuar eine Fülle von Notizen, welche man in jenen gleichartigen Veröffentlichungen vergeblich suchen würde. Die jedem einzelnen Namen, auch denen der Reserveoffiziere, der Aerzte 2c. beigefügten Daten über Geburt, Eintritt in die Armee und Beförderungen, sowie Anmerkungen, den Bildungsgang betreffend, stellen ein reichhaltiges Material dar, das Offizierkorps unter den verschiedensten Gesichtspunkten zu betrachten. Allerdings darf man die Mühe nicht scheuen, die Notizen aneinander zu reihen, immer und immer wieder das Anuar zu durchblättern. Hat man mehrere Jahrgänge des Anuar vor sich, so gewinnt man durch Vergleiche die Möglichkeit, Fortschritte und Aenderungen zu konstatiren.

Wenn in der nachstehenden Darlegung sich Bemerkungen über einzelne Unzulänglichkeiten eingeflochten finden, so wolle der Leser, gleichwie es der Schreiber dieses gethan, sich stets vergegenwärtigen, daß es sich um eine Armee und um ein Offizierkorps handelt, deren Anfänge nur drei Jahrzehnte zurückliegen. Was die moldau-wallachische Armee unter Fürst Cusa vorstellte, war eine vielfach den Spott herausfordernde Milizinstitution; von einem Offizierkorps im eigentlichen Sinne konnte damals kaum die Rede sein. Erst als 1866 der jetzige König Carol I. die Zügel der Regierung ergriff, begann Armee und Offizierkorps sich zu bilden, zu gestalten. So ist es die ureigenste Schöpfung eines Hohenzollern, welche wir in der rumänischen Armee und ihrem Offizierkorps vor Augen haben. Die stetige Fortentwicklung seines Werkes ist in solchen Händen gesichert.

Vor seinem Vorgänger zeichnet sich das Anuarul pro 1895, abgeschlossen am 16. Juli, schon äußerlich durch solidere Bindung, besseres Papier und besseren Druck aus. Die Seitenzahl ist von 612 auf 662 angewachsen.

Die Anordnung des Stoffes ist vielfach verändert und übersichtlicher geworden. Greifen wir einige Unterschiede heraus, so finden wir z. B. daß es jetzt bei den Offizieren in Disponibilität (18 gegen 21 im Vorjahre) einfach heißt: pentru diferite cause, während früher verschiedene Kategorien aufgeführt wurden, darunter neben Urlaub 2c. „aus Disziplinargründen“, was nun, wie es richtiger ist, verschwiegen bleibt. Daneben erscheint eine neue Kategorie Offiziere in Disponibilität. Es sind dies die im Ruraldienst — Landgendarmerie? — verwendeten. Man zählt deren 38, zumeist von der Kavallerie. Wenn im I. Theil, der Kommandobehörden- und Truppenliste, nach den Kavallerie-Regimentern die reitende Gendarmerie genau aufgeführt wird, so sollte das Gleiche auch mit den vier Train-Eskadronen geschehen, zu welchen die Kavallerie die Offiziere stellt. Ebenso

fehlten in der Liste der einzelnen Truppentheile die vier Sanitäts-Kompagnien gänzlich. Wer sie kommandirt, ist nirgends ersichtlich. Vermehrt hat sich das Offizierkorps der Linie (aktive Offiziere) (1894) von 2081 auf 2214, also um 134 Köpfe, dagegen ist das der Reserve um 36 — von 654 auf 618 — heruntergegangen (1893 zählte man 2092 aktive Offiziere und 592 der Reserve). Wenn in diesem Jahre 52 Sekondelieutenants der Reserve weniger gezählt werden, so scheint das darauf hinzuweisen, daß eine sorgfältigere Auswahl unter den Kandidaten Platz gegriffen hat. Es wurden 1894 nur 69 Anwärter zu Reserveoffizieren ernannt. (45 der Infanterie, 9 der Kavallerie, 7 der Artillerie, 8 beim Genie) und bis Mitte Juli 1895 nur erst 26 (17, bezw. 6, bezw. 3 bei den drei Hauptwaffen). 1893 betrug der Zuwachs allerdings auch nur 50 (bezw. der Waffen 26 — 6 — 9 — 9 —).

Das Sanitätskorps hat sich von 79 auf 74 verringert, in der Reserve von 313 auf 322 gehoben. Die Zahl der aktiven Apotheker ist in beiden Jahren dieselbe — 56, in der Reserve ist sie von 134 auf 152 gewachsen. Die Zahl der Thierärzte ist im aktiven Stand von 35 auf 38, in der Reserve von 74 auf 79 gestiegen; die der Intendanturoffiziere von 54 auf 57 bezw. von 4 auf 5. Sehr beachtenswerth ist die Vermehrung der aktiven Administrationsoffiziere alias Beamten von 179 auf 203. In der Reserve blieb die Zahl dieselbe — 6. Es werden durch diesen Zuwachs die Truppenoffiziere nach und nach von dem Administrationsdienst entlastet, wie dies bei der Infanterie durchgängig der Fall ist, während bei den anderen Waffen noch immer eine nicht geringe Anzahl Offiziere hierzu herangezogen werden muß, bei der

Kavallerie	5 Kapitäne,	24 Lieutenants
Artillerie	13 „	3 „
Genie	2 „	— „

Bei der Kavallerie ist überhaupt kein Administrationsbeamter thätig; das 4. Kalaraschen-Regiment behilft sich überhaupt ohne jeden Komptabili.

Die Zahl der Musikchefs ist unverändert geblieben — auf 11.

Während bei den aktiven Offizieren die Zahl der Generale (20) unverändert geblieben ist, ist bei allen Chargen aller Waffen ein Zuwachs zu konstatiren, mit Ausnahme bei den Premierlieutenants der Infanterie, Kavallerie und des Genie, wo die Zahl von 416 auf 393, bezw. von 143 auf 138, bezw. von 42 auf 34 heruntergegangen ist. Dagegen hat sich gerade bei diesen Waffen die Zahl der Kapitäns merklich gehoben und zwar um 8, bezw. 5, bezw. 9 Köpfe.

Im Reservestande ist die Gesammtzahl der Infanterie- und der Genieoffiziere heruntergegangen und zwar von 255 auf 234 und von 82 auf 56. Die Kavallerie verzeichnet einen Zuwachs von 6 Offizieren.

Eine sehr anerkennenswerthe Neuerung weist das neueste Anuarul darin auf, daß bei jedem Truppentheil wie auch bei jedem Korps- und Divisions-

stab alle dahin eingetheilte Reserveoffiziere, Reserveärzte, Beamte ꝛc. angeführt sind. Auffallend ist, daß die Festungsartillerie nur über 1 Reserveoffizier verfügt, während es beim Genie deren 56 giebt, also für jede der 28 Genie-Kompagnien deren 2 in Reserve zur Verfügung stehen.

Am Schlusse der Kommandamentele der Korps und Divisionen vermißt man die summarische Aufführung der Kavallerie-Division, wie bei den Festungskommandos die Aufführung der Festungsartillerie und der Genie-Regimenter, so daß man im Unklaren bleibt, welchen Territorialkommanden diese Regimenter — außer ihren betreffenden Waffeninspektoren — unterstehen. So erhält man von der Rosiori-Kavallerie erst bei der waffenweisen Aufzählung der Regimenter Kenntniß. Die Umgestaltungen in der Kavallerie geben sich darin kund, daß die Rosiori-Kavallerie von der Kalaraschen-Kavallerie vollständig getrennt worden ist und daß hierbei neu errichtet wurden: 1 Kavallerie-Divisionsstab, 2 Rosiori-Brigadestäbe und 2 Rosiori-Regimenter (Nr. 5 und 6) während das 12. Kalaraschen-Regiment in Wegfall kam und auch das Kalaraschen-Regiment Nr. 9, früher in Crajova, als solches aufgelöst und aus den vordem selbständigen beiden Eskadronen Tulcea und Constanta ein anderes Regiment Nr. 9 mit 2 permanenten und 2 beurlaubten Eskadronen eigentlich neu gebildet wurde.

Daß bei jedem Rosiori-Regiment nicht mehr als 4 Eskadronen vorhanden sind — eine betreffende Notiz fehlt — wird dadurch ersichtlich, als nur bei einem Regiment (Nr. 2) 5 Kapitäns in der Front stehen, dagegen beim 5. nur 3, bei den übrigen Regimentern dagegen normalmäßig je 4 Kapitäns.

Beim Genie scheint die geplante Neuorganisation, soweit aus dem Anuarul ersichtlich ist, nochmals hinausgeschoben worden zu sein, denn die Eintheilung in 2 starke Regimenter (à 14 Kompagnien) ist die gleiche wie früher. Die Zahl der Bataillone — je 3 — wie die der Kompagnien ist nicht vermerkt, sondern nur aus der Zahl der betreffenden Kommandanten zu ersehen.

Bei der Festungsartillerie wird die Bataillonseintheilung vermißt.

Die Gesammtzahl aller aktiven Offiziere hat sich um 134 (von 2080 auf 2214) gehoben, die der Reserveoffiziere um 36 (von 654 auf 618) vermindert, so daß bei einem Zuwachs von 98 Offizieren das rumänische Heer z. Z. über 2832 Linien- und Reserveoffiziere verfügt.

Die Guardi (Zeugoffiziere) der Artillerie und des Genie sind nicht inbegriffen. Ihre Zahl beträgt 93 die Linie, 1 der Reserve.

Generalität und Stabsoffiziere.

Zum militärischen Hause, „casa militara“, S. M. des Königs Carol I. gehören als Stab — wie im Vorjahre — 1 Divisionsgeneral, 2 Obersten

(je einer von der Kavallerie und Artillerie), 2 Oberstlieutenants (von der Artillerie) und 1 Major (vom Genie).

Die Zahl der Ehrenadjutanten ist von 9 auf 10 gestiegen. Aktive Offiziere finden sich darunter nur: der älteste Senior der Generale (General Barozzi, geb. 1833) und 2 Obersten der Artillerie. Die Artillerie ist die Elitewaffe der rumänischen Armee.

Die Verwaltung des Kriegsministeriums ist dem Brigadegeneral Poenaru anvertraut. Derselbe ist 1842 geboren, seit 1861 Offizier und seit 1891 in seiner jetzigen Charge.

Da ein General an der Spitze der Flottille steht, verbleiben für die Armee nur mehr 14 Generale. 4 Divisionsgenerale kommandiren die 4 Armeekorps. Die 8 Divisionen derselben werden von Brigadegeneralen befehligt, ebenso die Kavallerie-Divisionen und deren beide Rosiori-Brigaden. Bei der Dobrutscha-Division ist nach dem Abgang des Divisionsgenerals Cantilli die Kommandantenstelle unbesetzt. Einer der 5 Divisionsgenerale ist, wie bemerkt, Kommandant des militärischen Hauses. Der Kriegsminister, der Chef des Generalstabes (Lahovari) und der Inspekteur der Artillerie sind Brigadegenerale.

Als Gouverneur der Festung Bukarest fungirt Divisionsgeneral Arion, Kommandeur des II. Korps, als Kommandant der befestigten Region Focsani—Galatz der Kommandeur der 6. Division, General Pastia. In den höheren Kommandostellen sind folgende Personalwechsel zu verzeichnen:

Das Kommando des I. Korps — im Vorjahre unbesetzt — übernahm der zum Divisionsgeneral beförderte General Berendeiu, vordem Genieinspekteur. Als solcher fungirt jetzt ein Oberst.

An Stelle des Generals Lahovari übernahm General Argetoianu das Kommando der 4. Division. An die Spitze der vordem von letzterem geführten 6. Division trat General Pastia, der wiederum das Kommando der von ihm bislang kommandirten Division an den jüngsten General — Scheletti — übergab.

Das Kommando der beiden neu errichteten Rosiori-Brigaden übernahmen die Generale Sallmen und Candiano, welchen vordem die 4. bezw. 3. Kavallerie-Brigade unterstellt war.

Die 4 (Kalaraschen-) Kavallerie-Brigaden werden jetzt nur mehr von Obersten befehligt. Aber während diesen keine weitere Funktion obliegt, ist dies bei der Infanterie noch immer bei keiner einzigen Brigade der Fall! Zwei Brigaden, Nr. 10 und 14, sind überhaupt unbesetzt. Wenn (Seite 46) Oberst Groza Moise als Kommandant der 10. Brigade angeführt wird, während er in der Rangliste als Stabschef bei einem andern Korps (IV.) verzeichnet steht, übrigens als solcher auch Seite 49, so liegt hier eine der mehrfach aufstoßenden Redigirungssünden vor. Bei den übrigen 14 Infanterie-Brigaden fungiren Regimentskommandeure gleichzeitig als Brigade-

führer. Entschieden ein Uebelstand! Der älteste in der Dobrutscha kommandirende Offizier ist der Kommandeur des 33. Regiments, jedoch ist für die beiden dortigen Regimenter (Nr. 33 und 34) noch kein Brigadeverband geschaffen. 10 Infanterieobersten sind einfach Regimentskommandeure und haben sich nur mit ihrem Regiment zu befassen; 7 Infanterie-Regimenter werden von Oberstlieutenants kommandirt.

Bei der Kavallerie sind — 4 Obersten, wie erwähnt, Brigadekommandeure, 4 Obersten sind Regimentkommandeure bei den Rosiori, von Oberstlieutenants werden die 11 Kalaraschen- und 1 Rosiori-Regiment geführt; an der Spitze des 4. Rosiori-Regiments steht der Thronerbe Prinz Ferdinand, welcher gleichzeitig Chef „Capul" des 1. Jäger-Bataillons und des Infanterie-Regiments Dambovita Nr. 22 geblieben ist.

Bei der Artillerie fungiren in Brigadegenerals-Stellung als Artilleriekommandeure bei den Korps 4 Obersten. Regimentskommandeure sind 4 Obersten und 8 Oberstlieutenants. Beim Genie stehen Obersten an der Spitze der beiden Regimenter.

Wollte man bei der Infanterie den Uebelstand abschaffen, daß einer Person zwei Kommandofunktionen übertragen sind, und ebenso bei allen Waffen die Brigadekommandeurstellen mit Generalen, die Regimentskommandeurstellen nur mit Obersten besetzten und auch die Divisionskommandeure zu Divisionsgeneralen machen — für die Korpskommandeure giebt es nach französischem Muster im Frieden keine höhere Rangstufe — so wären zu befördern: 8 Brigadegenerale zu Divisionsgeneralen. Zu Brigadegeneralen: 17 Infanterieobersten unter Kreirung einer 17. Brigade (Regiment Nr. 33 und 34). 6 Kavallerieobersten, 4 Artillerieobersten und 1 Genieoberst als Inspekteur seiner Waffe. Demnach weiterhin zu Obersten: bei der Infanterie 27, bei der Kavallerie 12, bei der Artillerie 8 und beim Genie 1 Oberstlieutenant.

Um die reglementmäßige Oberstlieutenantsstelle — als „Ajutor" — durchgehends mit Oberstlieutenants zu besetzen (was z. B. nur bei 17 Regimentern der Fall ist), würde die Beförderung von 34 Majors zur nächsthöheren Charge die Folge sein. Möchte man in der Armee hiermit wohl zufrieden sein, so ist das Gleiche doch nicht von der wenig militärfreundlichen Kammer zu gewärtigen. Daß aber die Infanterie-Brigadestellen selbstständig besetzt werden, erscheint als dringende Nothwendigkeit, zumal, wenn man sich den Kriegsfall vor Augen hält. Die 48 im Truppendienst stehenden Infanterieobersten und Oberstlieutenants langen allerdings nicht ganz zu, um 17 Brigade- und 34 Regimentskommandeur-Stellen selbständig zu besetzen. Jedoch sind noch 17 Obersten und 9 Oberstlieutenants der Infanterie vorhanden, die z. Z. außerhalb der Truppe in Verwendung stehen, ebenso wie 9 Majors. Bei den anderen Waffen tritt ein ähnliches Manquement nicht hervor. Zu besonderen Dienstleistungen sind herangezogen:

von der Kavallerie	3 Obersten,	1 Oberstlieutenant,	5 Majors
„ „ Artillerie	4 „	4 „	7 „
vom Genie	4 „	3 „	7 „ .

Bei der Infanterie fungiren neben 17 Oberstlieutenants 17 Majors als Ajutor. Zur Führung der (inkl. 4 Jäger-) 106 Bataillone sind nur 72 Majors als Bataillonskommandeure vorhanden. Nur beim Regiment Nr. 27 sind für jedes der drei Bataillone 3 Majors neben dem „Ajutor" vorhanden, beim 7. dagegen nur 1 Major. Es ergiebt sich hieraus, da bei allen übrigen Regimentern nur 2 Majors als Bataillonskommandeure stehen, daß bei 32 Regimentern je 1, bei einem Regiment (Nr. 7) 2 Majors zusammen 34 Majors zur Bataillonsführung fehlen!

Die vorbezeichnete Lücke wird nicht einmal vollständig durch Kapitäns gedeckt, denn von 474, welche bei der Truppe Dienst thun, sind 30 (neben 4 Lieutenants) als Chefs der Rekrutendepots der Infanterie-Regimenter und 4 als Ajutors bei den Jäger-Bataillonen in Verwendung. Werden die 424 Kompagnien ausschließlich von Kapitäns befehligt, so bleiben nur 16 Kapitäns überzählig, um bei 16 von 34 Bataillonen die manquirenden Majors als Bataillonskommandeur zu ersetzen. Vielleicht ist eo ipso der als Ajutor fungirende Stabsoffizier gleichzeitig zur Führung eines der 3 Bataillone berufen.

Bei 13 Kavallerie-Regimentern fungiren Majors als Ajutor, bei 1 Regiment 1 Kapitän, bei 2 Regimentern ist die Stelle unbesetzt.

Bei vier Feldartillerie-Regimentern (Nr. 1 bis 4) und einem Festungsartillerie-Regiment fungiren Oberstlieutenants, bei den anderen neun Artillerie-Regimentern (8 Feld-, 1 Festung-) Majors als Ajutors, bei den Feldartillerie-Regimentern Nr. 1 bis 4 fungirt überdem je 1 Major als Divisionskommandant.

Beim Genie stehen an der Spitze der sechs Bataillone Majors.

Gegen das Vorjahr sind an Stabsoffizieren mehr vorhanden: 11 Obersten, 2 Oberstlieutenants und 1 Major. Zuwachs und Abgang vertheilt sich wie folgt:

Infanterie	+ 1 Oberst	+ 4 Oberstlieutenants	— 3 Majors
Kavallerie	+ 4 „	+ 2 „	+ 1 „
Artillerie	+ 2 „	— 2 „	+ 1 „
Genie	+ 4 „	— 2 „	+ 2 „

Kapitäns.

Von den Infanteriekapitäns ist schon vorgreifend im Anschluß an das Manquement an Majors die Rede gewesen.

Außerhalb des Truppenverbandes sind von der Infanterie 28, von der Kavallerie 22, von der Artillerie 31, vom Genie 10 Kapitäns in Thätigkeit. Die Kavallerie stellt davon 4 Kapitäns zur Gendarmerie, zum Train.

Von den bei den Regimentern eingetheilten Kapitäns der Kavallerie (73) finden 5, der Artillerie (97) 13, des Genie (30) 2 als Rechnungsführer, „comptabili“, Verwendung.

Obwohl jedes Kalaraschen-Regiment 5 Eskadronen zählt, weist nur ein Regiment (Nr. 7) 5 Kapitäns zum Frontdienst auf, dagegen Regiment Nr. 9 deren nur 2, während die übrigen vier Kapitäns als Eskadronschef haben. Bei den Rosiori-Regimentern haben — wie schon an anderer Stelle bemerkt — das 2. Regiment 5, das 5 Regiment 3 Kapitäns. Die übrigen haben 4 Kapitäns in der Front.

Bei den Kalaraschen befindet sich dieses Jahr der weitaus größere Theil der Eskadronen in Urlaub (schimbul).

Permanent sind nur vom			
1.	Regiment	die 5. Eskadron, beurlaubt . .	4
2.	„	„ 5. „ „ . .	4
3.	„	„ 5. „ „ . .	4
4.	„	„ 5. „ „ . .	4
5.	„	„ 5. „ „ . .	4
6.	„	„ 5. „ „ . .	4
7.	„	„ 1., 2., 3., 4. Eskadron, beurlaubt	1
8.	„	„ 1., 2., 3., 4. „ „	1
9.	„	1 Eskadron Constanta beurlaubt 1 „ Tulcea beurlaubt	2
10.	„	„ 5. Eskadron, beurlaubt . .	4
11.	„	„ 5. „ „ . .	4
		In Summa permament 18 Eskadronen, beurlaubt	36

Bei der Feldartillerie hat das 2. Regiment mit 6 Batterien 7 Kapitäns zum Truppendienst verfügbar, von den übrigen Regimentern zu 5 Batterien, die Regimenter Nr. 5, 8 und 11 je 6, Regiment Nr. 4 nur 4. Die anderen Regimenter haben je 5 Kapitäns als Batteriechefs. Die Gesammtzahl der in der Front befindlichen Kapitäns (64) übersteigt die der Batterien (61). Bei der Festungsartillerie ist für jede der 20 Batterien ein Kapitän vorhanden.

Dasselbe gilt von den 28 Kompagnien der beiden Genie-Regimenter.

Die Gesammtziffer der Kapitäns hat sich von 494 auf 502 gehoben. Der Zuwachs von 35 vertheilt sich auf die einzelnen Waffen wie folgt: Infanterie + 8, Kavallerie + 5, Artillerie + 13, Genie + 9.

(Schluß folgt.)

Die türkische Armee in russischer Beurtheilung.

Das Dezember-Heft des „Wajennij Sſbornik“ enthält unter dem Titel „Kurze Skizze des Lebens, der Erziehung und Ausbildung der türkischen Armee“ eine nicht uninteressante Schilderung der Zustände jenes Heeres, welches infolge der dem Staatswesen der Osmanen charakteristischen Eigenschaften, der kulturellen Verhältnisse ꝛc. so wesentlich verschieden von den übrigen Armeen Europas ist. Diese fremdartigen Einflüsse sind so stark, daß Maßregeln, die anderwärts richtig und zweckentsprechend sind, sich in der Türkei als schwer anwendbar oder gar als vollständig unpassend erweisen. „Allerdings, auch die türkische Armee wächst und entwickelt sich, aber in Beziehung auf die Erziehung und Ausbildung der Truppen ist davon fast nichts zu bemerken.“

Wenn auch in den verschiedenen Staaten und Armeen die nationalen Eigenthümlichkeiten und die zur Verfügung stehenden Hilfsmittel von bestimmendem Einfluß auf die Einzelheiten des Lebens, der Erziehung und Ausbildung der Truppen sind, so ist allgemein die Idee maßgebend, das möglichst Vollkommene alles dessen zu erreichen, was die Zeit verlangt. So kann man z. B. in allen Armeen das Bestreben beobachten, die Ausbildung des einzelnen Mannes und der Truppenführer bis zu den untersten Stellen hinab möglichst zu fördern, die Uebungen kriegsgemäß zu gestalten und sie ein- oder gegenseitig, sowohl in kleinen als größeren Detachements und in Massen vorzunehmen, die Offiziere durch Uebungen im Sommer und Winter theoretisch und praktisch auszubilden u. s. f. Das kann man bezüglich der türkischen Armee nicht behaupten, Lebensweise und Art der Erziehung des personellen Bestandes wie der einzelnen Truppenabtheilungen sind dort ganz eigenartig.

I. Die Organisation.

Die Organisation der türkischen Armee unterscheidet das stehende Heer und die allgemeine Armeereserve, welche letztere im Mobilmachungsfalle zur Ergänzung der ersteren dienen (Ichtias) und außerdem neue Formationen liefern soll (Redif und Mustahafiz). Vom Redif bestehen im Frieden Kadres ausschließlich der Offiziere, welche für jeden Tabor (Bataillon) 5 Feldwebel und 16 bis 20 Mann zählen. Der Grundgedanke der Organisation der türkischen Armee, an welcher Golz Pascha so thätig arbeitete, ist derjenige aller übrigen Armeen Europas, aber die Eigenthümlichkeit besteht darin, daß hier dasselbe Schicksal waltet wie über allen andern

organisatorischen Maßnahmen in der Türkei, sie treten ins Leben erst einige Jahre, nachdem sie Gesetzeskraft erlangt haben und behalten im thatsächlichen Gebrauch nur die Form, weil sie kein Geist belebt. Da der Regierungsorganismus ein äußerst unvollkommener, veralteter und infolge dessen ein sehr langsam und beschränkter als angängig arbeitender ist, was sich auch in der chronisch gewordenen Noth an materiellen Hilfsmitteln zeigt, so ist die Türkei gar nicht im Stande ihre Armee in allen Einzelheiten ihres Wesens auf der Höhe der Anforderungen zu erhalten, wie sie die Jetztzeit stellt. An Stelle des Wesens der Sache und des Geistes begnügt man sich mit der Form.

A. Die Organisation des stehenden Heeres.

Wir begegnen hier denselben Einheiten wie anderwärts, vom Korps, Division, Brigade bis zur Kompagnie und Eskadron hinab. Die sechs Geschütze zählenden Batterien der Feldartillerie sind zu Bataillonen, diese zu Regimentern zusammengestellt. In der Organisation ist auch die Formirung von Traintruppen vorgesehen, es ist indessen bei der Absicht geblieben, nicht viel anders ist es mit den Sanitäts- und Telegraphen-Kompagnien

Bezüglich der Organisation des stehenden Heeres bleibt noch Nachstehendes zu berichten:

1. Die beständige finanzielle Noth nöthigt die Regierung, die Truppen während der Friedenszeit auf einen weit niedrigeren Stand zu halten, als gesetzlich vorgeschrieben ist. Obgleich die neuen Etats den Stand einer Friedenskompagnie auf 100 Mann festsetzen, schwankt doch derselbe bei der Mehrzahl der Kompagnien des IV. Armeekorps und noch mehr beim V. und VI. Armeekorps zwischen 60 und 70 Mann. In den Jahren 1891 und 1892 zählten einige Tabors (Bataillone) des IV. Armeekorps nur 280 bis 300 Mann, das 7. Jäger-Bataillon aber nur 185 Mann. Ein noch schärferer Unterschied zwischen dem wirklichen und dem Sollbestand macht sich bei der Kavallerie bemerkbar, wo noch außer dem Mannschaftsstand mit der Remontirung zu rechnen ist. Ueber Eigenschaften und Beschaffenheit der türkischen Kavalleriepferde werden wir uns weiter unten äußern; bemerkt sei hier zunächst nur, daß der durch die Organisation vorgesehene Friedensstand in Wirklichkeit fast gar nicht existirt. In vielen Regimentern (Suwari) zählen die Eskadrons nicht über 40 bis 50 Pferde. Bei der Feldartillerie sind bis jetzt bei Weitem nicht die nöthige Anzahl bespannter Geschütze für den Friedensstand vorhanden, obgleich die Beschaffung der Artilleriepferde mit weniger Schwierigkeiten verknüpft ist, als diejenige der Kavalleriepferde.

2. Derselbe Mangel an materiellen Hilfsmitteln sowie einige andere echt türkische Eigenthümlichkeiten bringen es mit sich, daß die vollständig zweckentsprechende Eintheilung der Armee in Korps, Divisionen, Brigaden und Regimenter während der Friedenszeit nur dem Namen nach existirt.

Weder die Muschire (Marschälle) noch die Korps-, Divisions-, Brigade- und die Regimentskommandeure der türkischen Armee hatten bis in die letzte Zeit hinein irgend welche Praxis in der Führung ihrer Abtheilungen und sahen dieselbe überhaupt nicht bei größeren Uebungen vereinigt. Und noch jetzt giebt es viele Regimenter (Ala) der Infanterie, die ihre Bataillone (Tabors) höchstens im Winter an einem gemeinschaftlichen Garnisonort zusammen haben, während sie dieselbe in den Sommermonaten anstatt zu Manövern, die in der Türkei überhaupt nicht existiren, auf Veranlassung der Vilajete häufig kompagnieweise verstreut, zum Zwecke der Sicherung der christlichen Bevölkerung vor den Kurden, Räubern und unter anderen Vorwänden entsenden.

Die in ihrem Bestande so schwachen Regimenter der Kavallerie sind gewöhnlich eskadronsweise und im Sommer sogar oft zugweise vertheilt und haben nur ausnahmsweise 2 bis 3 Eskadrons beim Regimentsstabe vereinigt. Große Uebungen der Kavallerie-Regimenter oder gar der Brigaden und Divisionen existiren nicht.

Gemeinsame Uebungen der Infanterie mit Artillerie und Kavallerie werden grundsätzlich nicht ausgeführt.

B. Die Organisation der allgemeinen Armee-Reserve.

In der Türkei liegt die Wehrpflicht ausschließlich der muselmanischen Bevölkerung ob; es ist auch dort, wie in den übrigen Staaten Europas, die Dienstzeit gegen früher verkürzt worden; aber in der Organisation ihrer Reserve steht die Armee noch immer in einer Uebergangsperiode, deren Ende gar nicht abzusehen ist. Noch jetzt haben in dieser Hinsicht zwei Gesetze Geltung, das alte und ein neues vom Jahre 1887. Das letztere sieht zwei verschiedene Arten der Reserve vor, den Ichtiat, welcher zur Verstärkung des stehenden Heeres bestimmt ist und den Redif, welcher die Redif-Truppentheile bilden soll, von denen im Frieden nur schwache Kadres bestehen. Die Dienstpflicht im stehenden Heere und im Ichtiat ist auf sechs Jahre festgesetzt. Das neue Gesetz unterscheidet nun im Ichtiat zwei Kategorien Reservisten. Die erste gehört dem Ichtiat kein bis 5 Jahre an und hat dementsprechend in dem stehenden Heere 6 bis kein Jahr gedient, die zweite hat im aktiven Dienst 6 bis 9 Monate verbracht.

Zum Redif gehören nach dem neuen Gesetze die beiden eben erwähnten Kategorien des Ichtiat, sowie ferner diejenigen Leute, welche nicht in dem stehenden Heere gedient haben, sondern 6 Jahre lang direkt dem Ichtiat zugetheilt waren; diese letzteren Leute haben während ihrer Dienstzeit im Ichtiat 3 Jahre wöchentlich einen Tag in ihrer Heimath Waffendienstübungen zu leisten. Alle drei Kategorien werden 8 Jahre lang in den Listen des Redif geführt. Dem Gesetz nach sollen die Mannschaften des Redif alle 2 Jahre einen Monat lang üben; das eine Jahr werden sie

Bataillonen mit ungraden, das andere Bataillonen mit graden Nummern zugetheilt.

In den Mustahafiz oder Landsturm kommen die Mannschaften, nachdem sie 8 Jahre dem Redif angehört haben, auf die Dauer von 6 Jahre; für ihn bestehen keine Stämme.

Der Idee nach ähneln diese Einrichtungen denjenigen der andern europäischen Armeen, in Wirklichkeit existiren sie nur der Form nach. Es sind weder genügende Kadres vorgesehen, noch ist das System der abzuleistenden Uebungen ausreichend; dazu kommt noch, daß die Beschaffenheit des türkischen Offizierkorps vollständig ungenügend ist. Wenn sich also die europäischen Mächte bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit abgekürzter Dienstzeit im stehenden Heere die Schaffung einer brauchbaren, den jeweiligen Verhältnissen entsprechenden Reserve desselben angelegen sein ließen, so kann man dies bei der Türkei entschieden nicht behaupten, dort ist fast Nichts geschehen.

II. Die Ergänzung.

a) an Offizieren. Die Mehrheit der türkischen Offiziere geht aus dem Mannschaftsstande hervor; diejenigen, welche ihre Ausbildung auf der hohen Schule zu Konstantinopel erhalten haben, findet man nur in der aktiven Armee, in den größeren Garnisonen, höchstens 1 bis 2 in einem Tabor. Daraus geht schon zur Genüge hervor, daß die Beschaffenheit derselben viel zu wünschen übrig lassen muß, sowohl hinsichtlich allgemeiner als auch speziell militärischer Bildung; dem muß aber noch hinzugefügt werden, daß für die Offiziere keinerlei spezielle Uebungen, weder praktische noch theoretische existiren und daß diesen fast jede Praxis in der Truppenführung abgeht. In der äußerst geringen Fachausbildung und der ungenügenden geistigen Entwickelung der Masse der türkischen Offiziere äußert sich thatsächlich die allgemeine Erschlaffung des türkischen Volkes, seine geringe Neigung zu geistiger Thätigkeit, geringe Sprachkenntnisse, Unlust zum Lesen berauben sie auch noch der Fähigkeit, das wenige, was in der türkischen Literatur zu finden ist, sich zu nutze zu machen.

b) an Mannschaften. Wie bereits oben erwähnt wurde, liegt die allgemeine Militärpflicht nur der muselmanischen Bevölkerung ob, für die türkischen Unterthanen christlicher Religion ist eine Wehrsteuer eingeführt. Auf diese Weise stellt sich die Armee als eine bezüglich ihrer religiösen Elemente ganz gleichmäßige dar. Bei der Neigung des Muhamedaners zu religiösem Fanatismus bildet dies eine sehr starke Seite der türkischen Armee im Falle eines Zusammenstoßes mit anderen europäischen Heeren. Bei Erwähnung dieses religiösen Fanatismus kann indessen ein Umstand nicht außer Betracht gelassen werden, der sich jedem ruhigen Beobachter in Bezug

auf die muhamedanische Bevölkerung zeigt. Wenn man die türkischen Ansiedelungen besucht, muß man zu der Erkenntniß kommen, daß der letzte russisch-türkische Feldzug, welcher einer Menge von Türken die Veranlassung gab, sich innerhalb der Grenzen Rußlands aufzuhalten, nur günstig auf ihr Urtheil bezüglich der Russen gewirkt hat. Eine Masse von kriegsgefangenen Offizieren und Mannschaften hat die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft des russischen Volkes kennen gelernt, sie sind nach Hause zurückgekehrt und haben durch ihre Erzählungen viel dazu beigetragen, daß die Beziehungen der muselmanischen Bevölkerung der Türkei versöhnlicher zu derjenigen Rußlands wurden. Man könnte fast glauben, daß die Proklamation eines Religionskrieges seitens der türkischen Regierung gegen Rußland in der Zukunft nicht den Erfolg haben wird, den diese ihr früher zuzuschreiben berechtigt war.

Als Material macht der türkische Soldat einen äußerst vortheilhaften Eindruck; in der Hauptsache ist er von gutem Wuchs, kräftigem Körperbau und großer Zähigkeit in Beziehung auf körperliche Anstrengungen. Der türkische Infanterist ist ein guter Fußgänger, selbst unter schwierigen Bodenverhältnissen und zeichnet sich durch die Fähigkeit aus, sich diesen anzupassen. Der türkische Kavalleriesoldat ist infolge seiner ungenügenden Ausbildung weit entfernt davon, das Muster eines Kavalleristen abgeben zu können, aber er ist infolge des Umstandes, daß in diesen Gegenden alle Bewegungen zu Pferde ausgeführt werden, schon vor seinem Diensteintritt ein an das Pferd gewöhnter Mann und deshalb buchstäblich frei von jeder dem Kavalleristen so schädlichen Scheu vor diesem edlen Thier. Innerhalb der Grenzen seiner Heimath besitzt der Reiter die Fähigkeit, sich im Gelände zu orientiren, wo er aufwuchs und lebte.

Fast die gesammten Mannschaften der türkischen Armee sind mit wenig Ausnahmen Analphabeten, dabei geschieht aber nichts, um die geistigen Fähigkeiten sowohl der Mannschaften wie der Offiziere weiter zu entwickeln. Es entbehrt indessen der türkische Soldat durchaus nicht der natürlichen Intelligenz.

Trotzdem der Soldat sich augenscheinlich der ungenügenden Dienstkenntniß seiner Offiziere bewußt ist, ist derselbe doch von einem hohen Pflichtgefühl beseelt, welches Gehorsam und Pflichttreue dem Vorgesetzten gegenüber erhält.

III. Die Remontirung

ist ungenügend, sowohl an Zahl als an Beschaffenheit in Bezug auf die Anforderungen, welche man an eine reguläre Kavallerie stellen muß. Der Friedensstand der Eskadron ist auf 100 Pferde festgestellt, im Anfange des Jahres 1885 hatten aber die meisten Eskadrons nur 70 Pferde, zwei Eskadrons (die 3. des 25. und die 3. des 38. Regiments) sogar nur 13

bezw. 14 im Bestand. Als im Jahre 1886 mobilisirt wurde, zählte das 26. Regiment Suwari bei 4 Eskadrons Stärke nur 200 Pferde; bei der 1., 2. und 3. Kavallerie-Division wurde der Kriegsetat von keinem der Regimenter voll erreicht. Ende 1888 war der Bestand an Pferden bei den Regimentern der 5. Kavallerie-Division folgender:

25. Regiment	. 70 bis 80	Pferde	(1881 kein Pferd),
26. „	. . . 270	„	(1881 40 Pferde),
27. „	. . . 300	„	
28. „	. . . 74	„	
29. „	. . . 290	„	
30. „	. . . 36	„	

Ende 1889 zählten die Eskadrons der 4. Kavallerie-Division IV. Korps 70—94 Pferde, beim 28. Regiment der 5. Kavallerie-Division 42 einschließlich der Offizierspferde. Während der Jahre 1890—92 erreichten die Eskadrons der Regimenter No. 19—23 der 4. Kavallerie-Division einen Stand von 50—60 Pferden, einige selbst nur 30—40.

Im Allgemeinen macht das Pferdematerial der türkischen Kavallerie einen ungünstigen Eindruck. Man muß in dieser Beziehung den schlechten Stand der Finanzen verantwortlich machen, welcher nicht gestattet, große Ansprüche bei Auswahl der Remonten zu machen und eine regelmäßige Ergänzung derselben ausschließt. Die Pferde müssen eine unbeschränkte Anzahl Jahre ihren Dienst thun und sind häufig sehr alt und faktisch unbrauchbar. Dazu kommt noch, daß das türkische Dienstpferd vollständig vernachlässigt wird, vom Pferdestall angefangen, ferner bez. Behandlung und Verpflegung. Wenn ein guter Pferdeersatz für alle europäischen Armeen ein sehr wichtiger, indessen auch kostspieliger Faktor ist, so entspricht er aber ganz besonders nicht den türkischen Finanzen; da man im Lande nicht die nöthige Anzahl brauchbarer Kavalleriepferde aufbringen kann, so muß man Ankäufe in Ungarn und Rußland machen; angeblich kommt eine Menge solcher angekaufter Pferde in Folge des raschen Wechsels des Klima und der Veränderung in dem Futter, Gerste und Häckerling (statt des Heus) um. Das eingeborene türkische Pferd ist meist unter mittel groß, stark, ausdauernd, von starkem Rücken und für Berge steigen geeignet. Diese Pferde geben dem türkischen Reiter seine bekannten Eigenschaften in dem bergigen Gelände seiner Heimath. Das türkische Kavalleriepferd ist bezüglich seiner Nahrung, Behandlung und Stallwartung nicht verwöhnt; es würde dies einen Vorzug desselben bilden, wenn es nicht dadurch geradezu ruinirt würde, wie dies bei der größten Zahl derselben der Fall ist. Gutgenährte, runde Pferde giebt es buchstäblich nicht, trotzdem daß sich die Pferde namentlich zur Winterszeit absoluter Ruhe erfreuen.

Für die Remontirung der Regimenter bestehen besondere Remonte-Kommissionen, bestehend aus dem Oberst, einem Oberstlieutenant, einem Major,

2 Kapitains und einem Lieutenant. Das Alter der Remonten ist 4 bis 5 Jahre, die Dienstzeit 10—15 Jahre, der Einkaufspreis 10—12 türkische Lire (270—320 Mark). Gesetzlich sollen alljährlich Einkäufe stattfinden, der Praxis nach werden aber die Pferde bis zur vollständigen Unbrauchbarkeit ausgenutzt.

IV. Lebensweise, Verpflegung, Ausbildung und Uebungen.

A. Die Lebensweise der Offiziere

ist eine sehr einfache. Die Mehrzahl der jüngeren derselben lebt in der Weise weiter, wie sie es während ihrer Dienstzeit als Soldat gewöhnt waren. Dieser Offizier steht auf einer wenig entwickelten Bildungsstufe, ist aller Kenntnisse baar, die außerhalb der Sphäre seines Dienstes liegen; er bleibt den Grundsätzen der einfachen muselmännischen Familie treu; seine Interessen sind äußerst beschränkt, ein Streben nach Bildung und geistiger Arbeit existirt für ihn nicht. Seine dienstfreie Zeit verbringt er vornehmlich in den Kaffeehäusern bei Kaffee, Karten, mit Rauchen von Cigaretten und Nargileh, Singen seiner einfachen, melancholischen Lieder u. s. f.; den religiösen Pflichten kommt er streng nach. Namentlich in Folge solcher Lebensverhältnisse ist die Masse der türkischen Offiziere sehr vernachlässigt und verwildert; Ausnahmen findet man nur in denjenigen, welche in den oberen Militärschulen in Konstantinopel ausgebildet worden sind. Dazu kommt noch, daß die Mehrzahl der jüngeren Offiziere sehr arm ist und daß sie ihren kärglichen Gehalt nicht regelmäßig erhalten. Diese Armuth zeigt sich auch in ihrer Kleidung. Ihre Beziehung zu den Mannschaften, aus denen sie hervorgehen, sind sehr familiäre. Autorität haben diese Offiziere augenscheinlich nicht, trotzdem kommen nur sehr selten Insubordinationsvergehen vor.

B. Die Lebensweise der Mannschaften.

Der türkische Soldat wohnt entweder in der Kaserne oder bei den Einwohnern. Jedem ist eine Strohmatratze, ein ebensolches Kopfkissen und eine Decke zuständig, erstere soll auf einer Pritsche liegen. Die Löhnung beträgt 19 Piaster monatlich*); es ist aber viel, wenn er jährlich auf 4—5 Monate wirklich bezahlt wird. Die Verpflegung besteht täglich in 60 Dram Fleisch und 300 Dram Brod; 2 Mal wöchentlich giebt es Reisgrütze und eine Art Kompot aus Rosinen oder getrockneten Aprikosen. Während des Ramasan verdoppelt sich die tägliche Portion. Dem Gesetze nach findet in den Monaten Januar bis März die Ausgabe von Rind-, in den übrigen Monaten von Schöpsen- und Kalbfleisch statt. Bei irgendwelcher Zugabe zur Fleischportion verringert sich das Gewicht derselben. Alle Lieferungen geschehen

*) 1 Piaster = 18 Pfennige; 1 Dram = 3,3 gr.

durch kontraktlich verpflichtete Unternehmer. Die jährliche Bekleidung des Mannes besteht aus einem vollständigen Anzug mit Weste, einem Paar Stiefel, einem Fez mit Quaste und zweimaligem Wäschewechsel, sowie einem Mantel alle 2 Jahre. Die Tragezeit wird angeblich eingehalten. Im Sommer trägt der Soldat einen leinenen Anzug.

Den Tag verbringt der türkische Soldat wie seine Kameraden anderer Armeen. Er steht früh auf und beendet seinen Tag gewöhnlich gegen 9 Uhr Abends. Im Einzelnen vertheilt sich die Zeit auf Uebungen, Essen, Beten und Ruhen, etwas verschieden von anderen Heeren in Folge der türkischen Lebensweise. Die täglichen Uebungen sind unregelmäßig in Folge der verstreuten Verquartierung der Kompagnien und Eskadrons (vergl. oben), ferner sind dieselben auch viel weniger verschiedenartig als anderwärts. Fast alles, was anderswo zur individuellen Ausbildung geübt wird, fällt dort weg, schon in Folge Mangels an geeigneten Lehrern.

Die Mehrzahl der türkischen Soldaten zeichnet sich durch Enthaltsamkeit aus, die aus der Kurdenbevölkerung abstammenden Mannschaften trinken buchstäblich nicht. Der Ausbreitung der Trunksucht in der Türkei steht die Religion hindernd im Wege; trotzdem dringt die Liebe für spirituöse Getränke auch in die Reihen der Armee.

Die Lebensweise des türkischen Reiter-Soldaten (Suwari) unterscheidet sich von Obigem nur durch die unumgänglich nöthig werdende Pferdewartung, Fütterung und Stallordnung. Die Pferdefütterung und Pflege bestehen unstreitig in der türkischen Kavallerie, aber worin, das ist schwer zu sagen, denn das Aeußere der meisten Pferde zeugt von einer vollständig ungenügenden Sorgfalt.

Das Kavallerie-Dienstpferd erhält ungefähr 10 Pfund Gerste mit genügender Beigabe von Häcksel; Heu wird, wenn überhaupt, selten verausgabt. In Anbetracht der fast absoluten Ruhe während des ganzen Winters müßte die Ration von 10 Pfund Gerste vollständig ausreichen und auch im Sommer besteht die Arbeit des Pferdes nur im Patrouillendienst an der Grenze (bei den Regimentern in den Grenzbezirken) und durch die Ansiedelungen, eigentliche Felddienstübungen finden ja überhaupt nicht statt. Aber die gewissenhafte Ausgabe des Futters bildet einen wunden Punkt ganz besonders in der Türkei, mehr wie anderwärts finden dort Unterschlagungen statt. In einem türkischen Pferdestalle findet man buchstäblich nichts von dem, was das Auge anderwärts zu suchen gewohnt ist, wenn es einen Dienstpferdestall durchstreift. Ordnung und Reinlichkeit sind nirgends anzutreffen. Die vollständige Unordnung in einem solchen Stalle dokumentirt die Unkenntniß des türkischen Kavalleristen über Pferdepflege, aber auch zugleich die nachlässige Behandlung. Man trifft in den Schwadronen eine sehr große Anzahl von Pferden mit Druckschaden, Geschwulsten, Auswüchsen 2c.

Die Behandlung der Pferdeausrüstung, ja selbst der blanken Waffen in

den Eskadrons macht einen sehr ungünstigen Eindruck. Viele Säbelscheiden und Trompeten sind zerbeult, die Klingen der Säbel ungenügend gehalten, an den Sattelgurten, am Zaumzeug oft selbst bei Offizieren macht sich die Benutzung von Schnuren bemerkbar. Mit einem Worte, alles was sich auf die Grundbegriffe der Einzelausbildung und selbst nur auf Aeußerlichkeiten bezieht, ist dem türkischen Soldaten unbekannt. Selbst wenn man das Vorhandensein von Instruktionen und regelmäßigen Uebungen in der Einzelausbildung zugiebt, hat man doch unbedingt den Eindruck, daß in der Türkei nicht auf deren Beachtung gehalten wird. Der Mangel an Einzelausbildung, die geringe physische Entwickelung der Leute, die ungleichmäßige und ungeschickte Handhabung der Gewehre fallen beim türkischen Soldaten stets ins Auge.

Selbst die Schießausbildung wird nicht regelmäßig und zweckentsprechend betrieben. Gewehrkenntniß, Zielübungen werden betrieben, im Winter wird überhaupt nicht geschossen. Für gefechtsmäßiges Schießen sind auf den Kopf 30 Patronen ausgeworfen, aber in der Hauptsache nicht verschossen, sie kehren in den Kriegsbestand zurück.

Wenn schon die Einzelausbildung des türkischen Soldaten, selbst bei in den Kasernen untergebrachten Truppen mangelhaft ist, so muß dies bei den Reservisten, welche wöchentlich nur ein Mal (Freitags) in den Ortschaften üben und überhaupt nie der aktiven Armee angehören, noch viel mehr der Fall sein.

Als Winterübungen werden höchstens einige seltene Ausmärsche mit Musik auf kurze Entfernungen aus den Kasernen betrachtet.

Die türkischen Kompagnien und Bataillone machen selbst auf dem schwachen Friedensstande nicht den Eindruck genügender Strammheit und Geschlossenheit weder bei der Aufstellung noch im Marschiren. Indessen sind sowohl die einzelnen Leute, wie Abtheilungen der Infanterie auf Märschen selbst im bergigen Gelände sowohl sehr brauchbar, als auch geeignet für das Ertragen von Anstrengungen.

Ueber die taktische Ausbildung der Kompagnien und Bataillone — Regimenter kommen überhaupt nicht in Betracht — unter Verwendung des Geländes oder gar mit Patronen läßt sich nichts sagen, denn es wird nichts geleistet. Wenn man hierzu noch das über das Einzelgefechtsschießen weiter oben Erwähnte in Betracht zieht, so wird das von den Türken seiner Zeit angewendete Ueberschütten ganzer Flächen mit Geschossen ohne Rücksicht auf die Resultate der einzelnen Schüsse erklärlich.

Bei der Kavallerie vergeht der Winter mit Uebungen im Fußdienst, geritten wird nur selten, wenigstens nicht regelmäßig, wahrscheinlich in Folge Mangels an bedeckten Reitbahnen. Die zusammenhängende Uebungsperiode im Reiten beginnt erst Ende April, sie dauert dann den ganzen Sommer an

für alle diejenigen Abtheilungen, welche nicht an den Grenzen stehen oder nicht zugsweise in den Ortschaften des Landes vertheilt sind.

Irgend welche Begriffe der feineren Reitkunst oder der Bahnreiterei hat der türkische Kavallerist nicht; trotzdem sitzt er, wenn auch nicht schön, doch fest zu Pferde und beherrscht sein Pferd ausreichend. Hierauf wirkt der Umstand günstig ein, daß die türkische Bevölkerung von klein auf an das Pferd gewöhnt ist und keine Scheu kennt. Günstig für das Einzelreiten ist auch, daß in den Schwadronen auch Tscherkessen und andere Reitervölker eingestellt werden. Diese verstehen auch die Dschigitowka und gymnastische Kunststücke selbstständig auszuführen, gelehrt wird im Dienste aber nichts von alledem.

Die Uebungen des Sicherungs- und Kundschaftsdienstes beschränken sich sichtlich auf mündliche und solche auf dem Uebungsplatze oder dem Kasernenhofe zu Fuß. Ausritte ins Gelände finden dazu nicht statt, eben so wenig existiren Uebungen für Offiziere und Unteroffiziere im Patrouillendienst. Wenn auch den Schülern in der höheren Schule in Konstantinopel darüber Vortrag gehalten wird, so ist doch die Praxis der Truppen noch weit entfernt etwas zu leisten.

Die Uebungen der Eskadrons beschränken sich auf reglementarisches Exerziren, dabei wird nicht auf systematisches Halten der Gangarten geachtet; dieselben werden durch die geringe Stärke der Abtheilungen sehr erschwert. Ein- oder gegenseitige taktische Uebungen werden nicht ausgeführt. In der Friedenspraxis würde es einem türkischen Eskadronschef sogar schwer werden, sich selbst im Gelände eine Aufgabe seiner Eskadron klar zu legen.

Das Nehmen von Hindernissen durch Abtheilungen oder einzelne Reiter wird nicht geübt. Das türkische Pferd kennt ausschließlich den Graben oder überhaupt Breitenhindernisse und nur, weil es diese gewohnt ist. 100.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichisch-ungarische Garnisonen.

Von

Julius Mucha, K. u. K. Hauptmann.

Oesterreich-Ungarns eigenthümliche geographische Lage als mitteleuropäischer Großstaat, in seiner Mannigfaltigkeit von Völkerstämmen, Sprachen und Gebräuchen, in seiner wechselvollen Bodenabstufung von der Eisesstarre gletscherüberdeckter Bergriesen hinab zu den weitgestreckten Pußten und der scheinbar unermeßlichen Eintönigkeit des sarmatischen Tieflands, vom Verbreitungsbereiche des Krummholzes und der nordischen Kiefer bis zu jenem der Orange und selbst der Palme, deren bescheidene Vorboten sich in der Adria spiegeln — diese Lage ist es, welche auch seinen Garnisonen eine ganz besondere Vielgestaltigkeit verleiht.

Verwehrt auch scheinbar das Alles nivellirende soldatische Pflichtgefühl, einen offiziellen Unterschied zwischen ihnen zu machen, so hat sich doch anderseits in der Privatanschauung ein Maßstab herausgebildet, der eine sehr verschiedene Werthschätzung dieser militärischen Standquartiere deutlich erkennen läßt.

Wer möchte es wohl auch dem, von Lebenslust und Schaffensdrang gleicherweise erfüllten jungen Offizier verargen, wenn er feinfühlig unterscheidet zwischen einem Orte, dessen bewährter Name ihm verheißungsvoll nach jeder Richtung entgegenklingt und jenem anderen, der ihn schon von ferne angähnt wie das offene Grab seiner bescheidensten Hoffnungen; wer es dem alten Krieger und Familienvater übel nehmen, wenn er im Interesse seiner Nachkommenschaft die mit Schulen reichlich ausgestattete Provinzhauptstadt dem noch so idyllisch gelegenen Nestchen vorzieht, in welchem die Wissenschaft nur als schwächlicher Wassertrieb ihre kümmerliche Pflanzstätte gefunden?

Wien, die Reichshauptstadt, gilt unbestritten als die vornehmste der Garnisonen und mit gerechtem Stolze empfindet dies jeder Truppenkörper, der berufen wird, unter den Augen seines kaiserlichen Kriegsherrn Dienst zu thun, beziehungsweise welcher, um den originellen Ausdruck früherer Tage zu gebrauchen: „befohlen wird, am Allerhöchsten Hoflager aufzuwarten". Da die Monarchie Gardetruppen im Sinne anderer Staaten nicht kennt, so ist keinem Heerestheil die Möglichkeit verschlossen, die Leiden und Freuden, das mächtige Getriebe der schönen Metropole aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen. Kein zu gering ausgefallenes Körpermaß soll dabei behindernd in den Weg treten, eine Abtheilung soll sich der andern gleichwerthig fühlen oder in Anspannung aller physischen und moralischen

Kräfte ebenbürtig zu werden trachten. Es liegt etwas Familiär-Patriarchalisches darin, die wehrfähigen Landessöhne ohne Rücksicht auf äußere Vorzüge und nationale Herkunft einträchtig um die Person ihres Landesvaters geschaart zu sehen.

Allerdings ein großer Aufwand von Mühe ist mit dieser hohen Auszeichnung enge verknüpft: man denke nur an den ausgedehnten Wachdienst, vor Allem die, durch Feder und Griffel vielfach geschilderte „Burgwache" mit ihrer typisch gewordenen Janhagelbegleitung, die vielen Kommandirungen, den weiten Abstand von den, bisher ziemlich zentral gelegenen Kasernen zu den Uebungsplätzen — was künftig freilich durch Verlegung ersterer an die Peripherie der Millionenstadt eine, in dieser Hinsicht willkommene Remedur erfahren wird — ferner an die hohen Ansprüche, die der bestrickende Reiz der Weltstadt an Börse und Charakter stellen, für Manchen eine Widerstandsprobe bis zum Aeußersten: Vindobona, Glück und Unheil in den Falten ihres Gewandes bergend . . . . .

Drei Momente markiren gewissermaßen hervorragend das Wiener Garnisonsleben in seiner streng militärischen Richtung: Die abtheilungsweise Inspizirung durch den Kaiser, wobei die Summe aus der theoretisch-praktischen Kleinarbeit eines Jahres gezogen werden soll; die große Frühjahrsparade, bei welcher die Truppen vollzählig, in vollem Waffenschmuck der weitesten Kritik des In- und Auslandes in seinen berufenen und unberufenen Vertretern unterstellt werden und endlich das brigadeweise Abrücken in das Baracken-Lager, jener, an die ähnlichen Anlagen zu Aldershot, Chalons und Zarskoje Sselo erinnernden Barackenstadt, an der, den Dualismus kennzeichnenden Grenze beider Reichshälften, wo sich in praktischer Ausnützung der dortigen, vielgestaltigen Terrainformen die buntesten Bilder vom „Krieg im Frieden" entrollen.

Die ungarische Residenz zeigt, besonders während der Anwesenheit des Hofes, eine ähnliche Physiognomie, nur daß dem in Wien unentwegt gemüthlichen Verkehr zwischen dem Volke in und außer Waffen hier bisweilen durch eine der bekannten nationalen Empfindeleien ein verstimmender Dämpfer aufgesetzt wird.

Eine zweite Garnisonsgruppe bilden die Festungen, wo zwischen dem durch die fortifikatorische Schnürbrust eingeengten Nebeneinander von Kasernen, Magazinen, Offizierspavillons, ärarischen Werkstätten und Arresten des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr ihr einförmiges Ticktack ertönen läßt. Immerhin wäre hierbei zu unterscheiden zwischen solchen festen Plätzen, bei denen man um einen bereits früher bestandenen, wohlangebauten Stadtkern erst später den schützenden Steinmantel geschlagen und wo deshalb auch warm pulsirender Wandel, freundlicher Wechselverkehr zwischen Bewohnern und Militär manch' bedrohte Illusion noch leidlich über dem Wasser erhalten; und zwischen jenen, die an irgend einer Grenzscharte oder Flußgabelung als

„strategische Nothwendigkeit" emporgewachsen, außer der Besatzung genau nur noch jenes Bevölkerungselement in sich schließen, das sich als Krämer, Lieferant u. dergl von ersteren nährt wie die Schmarotzerpflanze vom umklammerten Stamm.

Die dritte, in mancher Hinsicht geschätzteste Gruppe bilden die Provinzhauptstädte, billiger als die Metropole und doch, nach des Tages Last und Mühe, ohne nervenabspannende Hast jeden erwünschten Genuß: Geselligkeit, Theater, Konzerte, eine leicht erreichbare, meist anziehende Umgebung und Aehnliches bietend. Seit des im Interesse raschester Mobilisirung aufgestellten Prinzips, die Truppen thunlichst nahe ihrer Ergänzungsbereiche zu halten, bilden sie die vielbeneideten Standorte einzelner Regimenter, bei denen allerdings die Vortheile dieser fast permanenten Ansässigkeit durch die beständig lauernde Gefahr bedroht werden, in solchem Capua des Leibes die Strammheit und jenen weiten Gesichtskreis einzubüßen, der früher, als die Garnisonen fast alle drei Jahre in dem weiten Raume zwischen Rhein und Po wechselten, einen schätzbaren Vorzug des österreichischen Soldatenlebens ausmachte.

An obige Gruppe schließt sich naturgemäß jene der Landstädtchen, kleineren Verbänden, wie Jäger- oder Pionierbataillonen, Gelegenheit zu engerem Zusammenhalt und dadurch veranlaßter, um so eifrigerer Pflege der Kameradschaft eröffnend, was auch für die, durch Futter- und Reitbodenverhältnisse bedingte, zerstreute Dorfbequartierung der Kavallerie gilt, die freilich für den oft gänzlichen Mangel von Komfort in der eifrigen Pflege von Sport aller Art und dem gelegentlichen Verkehr mit dem Großgrundbesitz der Umgebung theilweisen Ersatz suchen muß. Angenehmerweise ebnet die bekannte Gastfreundlichkeit in Böhmen, Mähren, Polen und Ungarn, welche Länder hier vorzüglich in Betracht kommen, den Weg dafür in entgegenkommendster Weise. Leider fehlt Oesterreich — weniger Ungarn — jener, namentlich über das Deutsche Reich dicht gesäete Kleinadel, der mit seinen Traditionen tief in der Armee wurzelt, ihr in seinen Söhnen stets neue, treffliche Elemente zuführt und in dieser Weise den Kontakt mit dem Heere als etwas standesgemäß Natürliches in ungezwungenster Art lebendig erhält.

So bilden also in der habsburgischen Monarchie mehr als überall, selbst das große Rußland nicht ausgenommen, nicht nur die gewöhnlichen geographischen, sondern zudem eine Fülle nationaler, kultureller, sanitärer, gesellschaftlicher und gastronomischer Verhältnisse Unterschiede, die ihre deutliche Rückwirkung auf die mehr oder weniger gehobene Stimmung erkennen lassen, mit denen die allherbstliche Verlautbarung des Dislokationswechsels von den davon Betroffenen begrüßt wird. Hierbei deckt sich diese Empfindung keineswegs immer mit jener gewöhnlicher Vergnügungsreisender, die eine im Alpenglühen getauchte Gegend gottvoll finden mögen, während sie in mili-

tärischer Vorahnung von Dauermärschen über beschneite Joche und Gebirgsmanöver im Sonnenbrand gewöhnlich die entgegengesetzte Beurtheilung erfährt.

Einer Spezialität sei hier einschaltend erwähnt: der Garnisonen im Okkupationsgebiete, die, etwa mit Ausnahme von Serajewo, vorläufig fast Alles vermissen lassen, was das Gemüth des bescheidensten Westeuropäers sich erwünscht. Abgesehen von dem, sich meist abwechslungslos am Spieße drehenden Hammel, sind es die, noch aus der Rajahperiode stammenden, häufig gesundheitsschädlichen Unterkünfte, die, wie beispielsweise in dem herzegowinischen Mostar, die Anlage zweier, aus Baraken bestehender Soldatenstädte am Ufer der Narenta, dem Nord- und Südlager, bedingten. Je näher dem Sandschak, desto weniger vermag der grundehrliche, aber arme Bewohner dem Kriegsmanne zu bieten, ja, erhofft im Gegentheile erst von diesem — und zwar mit bereits sichtlichem Erfolge — jene kulturelle Vorarbeit, wie sie ähnlich einst die Legionen Trajans an der Donau vollführt.

Und so wären wir nun auch bei den bescheidensten Garnisonen angelangt: den einsamen Forts und Thalsperren. Dort, auf den vegetationslosen Granitwällen Dalmatiens, auf den hochragenden Alpenpässen Tirols, Kärnthens gilt es als Festtag, wenn der Bote an die verschlossene Pforte klopft und durch ein Fäßchen Wein, Briefe aus der Heimath, einen Pack in alte, gierig gelesene Zeitungen eingeschlagenen Tabak etwas Leben und freudige Stimmung in der kleinen Militärkolonie verbreitet. Dann freilich wird es wieder für Stunden und Tage recht einsam in dem halbvergessenen Blockhaus, wo ein Häuflein wehrhafter Männer in entsagungsvoller Pflichttreue des Reiches Hochwacht hält . . . .

Ueber Druckschäden bei Armeepferden.*)

Die Bedeutung des Pferdes für den Heeresdienst ist wohl Jedermann bekannt; mag die Armee noch so gut ausgebildet, ausgerüstet und bewaffnet sein, sie wird dennoch nicht feldtüchtig genannt werden dürfen, wenn sie nicht über eine genügende Anzahl Pferde verfügen kann und die vorhandenen resp. zugetheilten nicht so lange als möglich zu erhalten bestrebt ist. In ihrer gegenwärtigen Gestalt wird die schweizerische Armee im Fall eines

*) Vortrag, gehalten in der Veterinärabtheilung der schweizerischen Offiziersversammlung in Bern von Professor E. Noyer in Bern, d. Z. Major und Divisionspferdearzt der 3. Division. (Zuerst erschienen in der „Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen“, Jahrgang 1892, Heft 2.)

allgemeinen Aufgebotes nahezu die Hälfte aller diensttauglichen Pferde zur Deckung des ersten Bedarfs in Anspruch nehmen;*) der Rest müßte bei längerer Dauer des Feldzuges bald zur Deckung des Abganges und zu sonstigen Leistungen herangezogen werden; diese Aussichten werden noch schlimmer, wenn man die Qualität nnd das Leistungsvermögen so vieler sogenannten diensttauglichen Pferde in Betracht zieht. So wird es klar, daß wir ganz besonders darauf bedacht sein müssen, die vorhandenen resp. zugetheilten Pferde so lange als möglich intakt zu erhalten, d. h. gegen Beschädiguug zu bewahren, die erfahrungsgemäß die Außerdienststellung nach sich ziehen.

Wohl die häufigsten Ursachen der Außerdienststellung der Pferde sind die Beschädigungen durch das Geschirr oder den Sattel. Während wir dieselben im Instruktionsdienst relativ selten beobachten, sehen wir sie im Felddienst, in Wiederholungskursen und größeren Manövern, namentlich im Brigade- und Divisionsverband, mit größerer Intensität auftreten; es ist wohl sicher, daß sie im aktiven Felddienst, im Krieg, bei einem anhaltenden Dienstgebrauch des Pferdes sich noch ungleich häufiger ereignen werden. Man wird sich deshalb nie zu viel mit diesen Beschädigungen beschäftigen; durch dieselben wird die Zahl der untauglichen Pferde im Manöver und auf dem Marsche täglich und in einer Weise erhöht, welche, gelinde gesagt, die Betheiligten manchmal der Verzweiflung nahe bringt; die Größe der Impedimenta wird überaus stark vermehrt, und die Bestände so empfindlich reduzirt, daß, wenn ein sofortiger Ersatz nicht möglich ist, die Korps schließlich kaum mehr verwendbar sind.

Daß die Druckschäden einen umfangreichen und sehr wichtigen Theil unserer Militärchirurgie ausmachen, ist eine jedem Kameraden wohlbekannte Thatsache. Um die diesbezüglichen Verhältnisse durch Zahlen belegen zu können, habe ich die sanitarischen Ergebnisse des Waffenplatzes Thun für das Jahr 1888 und der IV. Division, welche im gleichen Jahr im Divisionsverband geübt hat, summarisch zusammengestellt. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle unserm hochverehrten Chef, Herrn Oberst Potterat, meinen warmen Dank auszusprechen für die Bereitwilligkeit, mit welcher er mir das diesbezügliche Material zur Verfügung gestellt hat.

Bei den Artilleriekursen des Waffenplatzes Thun haben im ganzen 1422 Pferde während zusammen 35574 Tagen im Dienst gestanden, oder während durchschnittlich 25,5 Tagen. Davon sind erkrankt 167 Pferde (11,4 %) mit 1643 Behandlungstagen (4,6 % der Totalzahl der Diensttage). Von diesen 167 Pferden waren 31 (18,5 %) mit Druckschäden behaftet; die Behandlung derselben nahm (Korps und Kuranstalt) 539 Tage in Anspruch, durch-

*) Laut Pferdezählung vom Herbst 1890 besitzt die Schweiz 69174 diensttaugliche Pferde. Die Armee bedarf aber im ganzen (Auszug und Landwehr) 30302 Pferde.

schnittlich 17,3 Tage, resp. sie betrug 32,5 % der Krankheitstage und 1,7 % der Diensttage überhaupt. 13 Druckschäden betrafen den Widerrist (41,9 %), 8 den Kamm, 4 die Lenden, 3 die Gurtenlage, 3 den Bug. Es liegen wohlverstanden nur diejenigen Schäden diesen Berechnungen zu Grunde, welche in den Wochenrapporten der betreffenden Korps- oder Schulpferdärzte verzeichnet sind. Allerdings wurden diese sanitarischen Ergebnisse des Waffenplatzes Thun durch den Wiederholungskurs des Gebirgsartillerieregiments sehr ungünstig beeinflußt. So hatte die Batterie 61 (Graubünden) bei einem Bestand von 60 Pferden während zusammen 1200 Diensttagen 17 Kranke (28,2 %), welche während 500 Tagen (41,6 % der Totalzahl der Diensttage) beim Korps oder in der Kuranstalt in Behandlung gestanden haben.

Nicht weniger interessant sind die Ergebnisse des „Truppenzusammenzuges" der IV. Armeedivision. Die berittenen Truppenkörper derselben, Kavallerie, Artillerie und Train, verfügten über einen Gesammtbestand von 1426 Pferden, welche im Ganzen während 22030 Tagen oder durchschnittlich 15,4 Tagen im Dienst gestanden haben. Davon erkrankten überhaupt 223 Stück (15,6 %), deren Behandlung 3429 Tage (15,5 % der Gesamtzahl der Diensttage) in Anspruch nahm; die durchschnittliche Behandlungsdauer resp. Außerdienststellung betrug 15,4 Tage. Von den 223 erkrankten Pferden litten 50 (22,4 %) an Druckschäden, welche beim Korps oder in der Kuranstalt mit zusammen 1200 Tagen behandelt wurden (35 % der Gesammtzahl der Krankheitstage oder 5,4 % der Anzahl der Diensttage im Ganzen). Von diesen 50 in den Rapporten der Korpspferdeärzte verzeichneten Druckschäden, die am Ende des Dienstes alle in der Kuranstalt standen, betrafen 28 (56 %) den Widerrist.

Die Zahlen der Artillerie-Brigade IV sind speciell noch beachtenswerth. Die sechs Batterieen verfügten, die Stäbe nicht mitgerechnet, über eine Gesammtzahl von 536 Pferden während 20 Tagen, gleich 10720 Diensttagen im Ganzen. Am Ende des Dienstes waren 128 Pferde (23,8 %) erkrankt, welche bis zur Herstellung bezw. Liquidation während zusammen 1817 Tagen (17 %) beim Korps oder in der Kuranstalt verpflegt werden mußten. Von diesen 128 Pferden waren 42 (32,8 %) mit Druckschäden behaftet, welche während 1151 Tagen in Behandlung gestanden haben, durchschnittlich 27,4 Tage, resp. 63,3 % der Krankheitstage der Brigade und 33,5 % derjenigen der gesammten Division. Von den 42 in der Kuranstalt verpflegten Druckschäden (7,8 % des ganzen Pferdebestandes der Brigade) betrafen 24 (57 %) den Widerrist, 8 den Kamm, 6 den Bug, 3 die Lende, 1 die Gurtenlage.

Dazu kommen noch die Entschädigungen, welche bei der Entlassung für abgegebene „gedrückte" Pferde zugesprochen worden sind. Die Gesammtsumme der Abschatzungen für die sechs Batterien der Brigade betrug 9068,45 Fr., oder pro Einheit durchschnittlich 1503,07 Fr., mit Schwankungsgrenzen zwischen 1212,50 Fr. (Batterie 19) und 1698,75 Fr. (Batterie 23).

Wenn diese Summe von 9068,45 Fr. in Behandlungstage umgerechnet wird, à 4,50 Fr. pro Tag, so hätten diese Schäden eine Außerdienststellung von 2015 Tagen zur Folge gehabt. Entschädigt wurden 233 Pferde (43,6 %) des Bestandes mit durchschnittlich 38,92 Fr. oder einer mittleren Behandlungsdauer von 9 Tagen.

Die summarische Zusammenstellung dieser Zahlen liefert folgendes Ergebniß: von den 536 Pferden der Artillerie-Brigade IV waren am Ende des zwanzigtägigen Wiederholungkursus 275 (51,3 %) wegen Druckschäden in der Kuranstalt, bezw. abzuschätzen; die Tagezahl der Außerdienststellung betrug 3166 oder 29,5 % der Gesammtzahl der Diensttage, somit hatten drei Diensttage, einzig infolge Verletzungen durch Sattel oder Geschirr, nahezu einen Krankheitstag zur Folge.

Es sind dies Zahlen, welche unwillkürlich die Frage aufwerfen lassen, wie lange noch unter solchen Umständen die Batterien der IV. Brigade feldtüchtig geblieben sein würden? Ob im Felde der Ersatz für so viele abgehende Pferde prompt und vollständig erfolgen würde, um die Einheiten in ihrer vollen Leistungsfähigkeit zu erhalten, ist eine weitere Frage, die wir nicht ohne weiteres bejahen möchten.

Ein derartiges massenhaftes Auftreten von Druckschäden kann mitunter, es möge dies den Kameraden der Artillerie zum Trost gereichen, auch bei der Kavallerie beobachtet werden. Das Dragoner-Regiment Nr. 5 wies am Ende des Wiederholungskursus 1889 (Brigadeübungen der Infanterie) folgende Zahlen auf: Bei der einen Schwadron waren von 86 Mannschaftspferden 46 (53,5 %) mit Druckschäden behaftet; 19 Verletzungen betrafen den Widerrist (links 14, rechts 5), 8 die Lende (rechts 5, links 3), 2 die Gurtenlage; 17 Pferde waren mehrfach verletzt (Rippen, Lenden, Widerrist und Gurt). Bei der andern Eskadron waren von 86 Mannschaftspferden 26, bei der dritten Eskadron von 92 dagegen nur 6 Pferde in der Sattellage verletzt.

Aus diesen kurzen statistischen Angaben über die Häufigkeit der Druckschäden ist in erster Linie der Schluß zu ziehen, daß die Betrachtung, bezw. die genaue Eruirung der ursächlichen Momente von der allergrößten Wichtigkeit ist; die Kenntniß der Ursachen befähigt nicht nur zur Vermeidung von Druckschäden, sie ist zugleich der Wegweiser zur Erfindung von Hülfsmitteln und Maßregeln, durch deren pünktlich genaue Anwendung es gelingt oder möglich wird, die Verletzung auf das Minimum der Ausbildung zu halten, so daß das beschädigte Pferd dienstfähig bleiben kann. Wohl darin liegt überhaupt, und ganz besonders im aktiven Felddienst, wo die Aetiologie der Druckschäden erst gewürdigt wird, die Hauptaufgabe des Pferdearztes, weil eben der ersten Anzeige, Schonung der erkrankten Körperstelle durch Außerdienststellung, nicht immer entsprochen werden kann; bei der Behandlung von Druckschäden müssen wir deshalb bestrebt sein, durch Aenderungen an

[illegible] Packung dieser Hauptindikation Genüge zu leisten, um das Pferd so lange als möglich brauchbar zu erhalten, als eine werthvolle [illegible] unentbehrliches Transportmittel.

Druckschäden oder Verletzungen können überall da auftreten, wo die [illegible] Pferdeausrüstung in Berührung [illegible] einem Druck, bezw. einer [illegible] während kürzerer oder längerer Zeit einem [illegible] der Gewebe übersteigt. [illegible] wird, [illegible] durch Sattel und Geschirr da [illegible] daher [illegible] anzutreffen, wo das Gewicht [illegible] durch aufgelegte Lasten (Reiter, [illegible] dieser Beschädigungen namentlich [illegible] Rücken, Lende und oberer Rand [illegible] bei ihrer Entstehung mitwirken [illegible] Aetiologie dieser Beschädigungen etwas [illegible]

[illegible] veranlassenden Ursache ist bei manchem [illegible] ein ätiologisches Moment wirkend [illegible] begünstigt hat; mit anderen Worten [illegible] besondere Geneigtheit zur Erkrankung, [illegible] Hierher gehören:

[illegible] Sattellage;

[illegible] (Abmagerung);

[illegible] den Dienst, resp. die ungenügende Vor- [illegible]

[illegible] Bau der Sattellage.

[illegible] zum Tragen und zur Beförderung von Lasten [illegible] Rücken gerade ist, so daß das Gewicht [illegible] Pferde mit eingebogenem oder nach vorn ab- [illegible] Tragen einer Last weniger geeignet, weil die [illegible] ungleichmäßig vertheilt wird und die stärker [illegible] Stege resp. Rand der Kissen) leicht gedrückt [illegible] Pferd mit niedrigem, kurzem, fleischigem Widerrist [illegible] besonders ausgesetzt, da der auf dieser schiefen [illegible] hat, den tiefsten Punkt einzunehmen [illegible] wirkt hier namentlich auf den vorderen [illegible] Ende der Stege oder der Kissen). [illegible] oder Karpfenrücken eine größere [illegible]

[illegible] Ernährungszustand (Abmagerung).

[illegible] nicht wagerecht; sie ist leicht [illegible] geneigt; die letzten Rippen sind [illegible] die vorhergehenden; der obere Rand

des Rippengewölbes (Grenze zwischen Rücken und Rippenwand) ist daher nicht horizontal, sondern leicht nach vorn abschüssig. Diese Neigung der knöchernen Grundlage wird beim wohlgenährten Pferd indessen dadurch ausgeglichen, daß der lange Rückenmuskel nach vorn hin an Dicke zunimmt und die Lücke hinter dem oberen-hinteren Winkel des Schulterblattes durch den breiten Rückenmuskel ausgefüllt wird.

Während nun bei der allgemeinen Abmagerung die Knochen keine meßbare Veränderung ihres Volumens erleiden und wegen der Starrheit ihre Form beibehalten, werden die auf dem Rücken liegenden Muskelmassen von der Abmagerung getroffen und die Gestalt des Rückens dadurch in hohem Maße beeinflußt. Die Größe der Volumsverminderung ist aber dem Querschnitt der atrophirenden Muskelmasse direkt proportional; sie wird sich demnach namentlich gegen den Widerrist, sowie gegen die Mittellinie hin geltend machen; die Neigung des Rippengewölbes nach vorn und unten nimmt zu; die letzten Rippen, auf welchen so wie so der größere Theil des Gewichtes des Reiters aufliegt, werden noch ungleich mehr belastet. Da überdies die Dicke des Muskelkissens nach außen abnimmt, müssen dessen einzelne Theile von der Abmagerung ungleich betroffen werden; die Atrophie wird in der dickern Muskelschicht unter dem innern Stegrand größer sein als in der dünnern, auf welcher der äußere Stegrand aufliegt. Der Rücken wird im Querschnitt so verändert, daß dessen Ebene gegen die Mittellinie zu stärker einsinkt als weiter seitlich. Während die Unterlage des äußeren Stegrandes nahezu gleich bleibt, sinkt sie unter dem innern bedeutend ein; die Belastung wird, mit anderen Worten, da vermehrt, wo die natürliche Polsterung am geringsten ist und so die Neigung zu Erkrankungen ganz bedeutend erhöht. Sobald die Rippen in ihrem Verlauf deutlich sichtbar werden, die Abmagerung mithin ausgebildet ist, ist die Verwendung des Pferdes zu Reit- oder Tragdienst erschwert oder ausgeschlossen, wenn nicht durch besondere Vorkehrungen Abhülfe geschafft wird. Beim mageren Pferd wird, da die Unterpolsterung der Haut durch Fett fehlt, dieselbe zwischen zwei harten Körpern, den von Fleisch- und Fettmassen entblößten Rippen und den Stegen resp. Kissen des Sattels gedrückt; es ist leicht verständlich, daß, wenn diesem Uebelstand nicht abgeholfen wird durch Anwendung einer weichen Unterlage unter den Sattel, um das fehlende natürliche Polster zu ersetzen, die gewissermaßen eingeklemmte Haut lädirt wird, sich entzündet, sogar brandig abstirbt. Die Abmagerung vermindert zudem die Widerstandskraft der Gewebe; es wird somit die Entstehung von Druckschäden ebenfalls beschleunigt, resp. die Heilung gesetzter Verletzungen verzögert.

Die Abmagerung zieht also eine ganze Reihe von nachtheiligen Veränderungen in der Sattellage nach sich; während die mit geringen Muskelmassen bedeckten letzten Rippen ihre Lage nicht verändern, sinken alle übrigen

Punkte der Steglagen in größerem Maße ein. Die Folge davon ist eine größere Belastung des äußeren Stegrandes, während der innere Rand hohl liegt. Zudem erhält das vordere Ende des Steges eine tiefere Lage, die normal wagerechte Tragebene des Rückens wird nach vorn abschüssig, der Sattel wird unter der Last des Reiters oder der Packung leicht nach vorn rutschen. Ist die Abmagerung stark, so kann gar das vordere Ende des Steges so tief zu liegen kommen, daß die Höhlung des Vorderzwiesels nicht hoch genug bleibt, der letztere vielmehr auf der Kante des ohnehin schon scharfen Widerrists aufliegt und denselben arg quetscht. Verletzungen unter dem vorderen Ende des Steges sind dagegen relativ selten, da die Muskelschichten hier auch bei ausgeprägter Abmagerung eine genügende Dicke beibehalten.

Diese Verschlechterung des Ernährungszustandes der Pferde, welche bei der Entstehung von Druckschäden eine so große Rolle spielt, wird in relativ sehr kurzer Zeit erzeugt durch ungewohnten übermäßigen Gebrauch, sowie durch eine mangelhafte Fütterung, sei sie gehaltarm oder an Volumen ungenügend. Die Zusammensetzung der Ration muß nothwendiger Weise dem physiologischen Volumsbedürfniß des Verdauungsschlauches angepaßt sein. Das Pferd, dessen Darmrohr so weit ist, kann die aufgenommenen Futtermassen nur dann vollständig verdauen und assimiliren, wenn der Darm normal gefüllt ist, sonst leidet die Absonderung der Verdauungssäfte sowie die Aufsaugung. Dieser nothwendige Füllungsgrad wird mit erzielt durch die Verabreichung von Raufutter mit seinem großen Gehalt an wenig verdaulicher Rohfaser. Kraftfuttermittel, wie Hafer u. dgl., müssen daher immer von entsprechendem Quantum Heu oder Stroh begleitet sein.

Daher rührt zweifellos die rapide Abmagerung der schweizerischen Kavalleriepferde während des kurzen, aber relativ anstrengenden Dienstes eines 12tägigen Wiederholungskursus oder mehrtägiger Manöver im Brigade- oder Divisionsverband. Die Pferde, bis dahin an die volumreiche, aber relativ gehaltarme Ration des Bauernhofes gewöhnt, gelangen in den meisten Fällen ohne Uebergang an die volumarme, aber dafür gehaltreiche Dienstration. Daß der oft ungebührlich geweitete Darm sich nicht plötzlich auf das kleine Volumen des Kasernenfutters reduziren kann, ohne in seiner Funktion gestört zu werden, ist selbstredend. Daher zum großen Theil die leider so häufige Beobachtung, daß viele wohlgenährte Pferde gegen das Ende der ersten Dienstwoche die Freßlust manchmal total verlieren und in der kurzen Zeit von 10 Tagen oft zur Unkenntlichkeit abmagern.

Die sog. Feldration von 5 kg ist zudem im aktiven Dienst für manche Kategorien von Pferden nicht genügend; nebenbei bemerkt, ist es geradezu ein Nonsens, daß bei uns das Pferd des Infanterieoffiziers, des Bataillonsarztes oder Quartiermeisters soviel Hafer erhalten soll, wie dasjenige des Kavallerieoffiziers oder eines Adjutanten. In Frankreich schwankt die Kriegs-

ration zwischen 4,75 kg (Pferde der leichten Kavallerie und der Infanterieoffiziere) und 5,80 kg (Pferde des großen Generalstabes, der Stäbe und der schweren Kavallerie). Die Haferration der deutschen Kavallerie wurde im Jahre 1887, gestützt auf ein Gutachten von Dr. Ellenberger, Professor der Physiologie an der kgl. thierärztlichen Hochschule in Dresden, von 5,65 kg auf 5,90 kg erhöht. Wie sollen die Kavalleriepferde die Strapazen eines Felddienstes ertragen können, ohne ihre Leistungsfähigkeit einzubüßen, wenn sie im weit gelinderen Dienst der Friedensmanöver so im Ernährungzustand zurückgehen? Daß sodann häufige Biwaks, namentlich in der kälteren Jahreszeit, die Abmagerung sehr beschleunigen, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Die Thiere verbrauchen alsdann zur Heizung des Körpers eine viel größere Menge an Nährstoffen (Fette und Kohlehydrate). Wiederholtes Biwakiren wird daher den Pferdebestand eines Korps immer erschöpfen, ganz abgesehen davon, daß es noch eine ganze Reihe von Nachtheilen nach sich zieht, wie Beschädigung und Verunreinigung der Pferdeausrüstung und Uebermüdung der Mannschaft, wodurch die Gefahr der Druckschäden wiederum eine Steigerung erfährt.

Die Nichtgewöhnung an den Dienst resp. die mangelhafte Vorbereitung sind sodann Momente, welche bei der Entstehung von Druckschäden eine große Rolle spielen. Durch die Gewöhnung an den Dienst will man nicht nur die Kraft und die Tauglichkeit erhöhen, das Pferd mit einem Wort leistungsfähiger machen, sondern es soll dasselbe gleichzeitig dem speziellen Dienstzweck angepaßt werden. In gleicher Weise, wie beim ungeübten Arbeiter die Hände wund werden, die andauernde Arbeit dagegen die Haut verdickt, gleichsam härtet, so werden auch nicht gewöhnte Pferde von drückenden oder reibenden Geschirrtheilen leichter verletzt; diejenigen Pferde dagegen, die täglich im Gebrauch stehen, erweisen sich als viel widerstandsfähiger. Durch die andauernde Uebung gewöhnt sich die Haut an den Druck oder die Reibung des Sattels oder der einzelnen Geschirrtheile, ohne ihre Elastizität oder Weichheit einzubüßen; die Oberhautschicht wird dicker, resistenter, das Unterhautzellgewebe fester, die sekretorische Thätigkeit wahrscheinlich vermindert.

Endlich wird die Ursache eines Satteldruckes zuweilen im Gang des Pferdes liegen (schwankende Bewegung der Nachhand, Paßgang, Vor- und Rückwärtswiegen im ermüdeten Zustande, lamgsames Tempo, starkes Durchtreten im Fessel, Einsinken des Rumpfes zwischen den Schultern).

Nicht weniger wichtig als diese prädisponirenden Ursachen von Druckschäden, welche dem Pferde selbst anhaften, sind diejenigen, welche gelegentlich, bezw. zufällig einwirken. Dazu gehört in erster Linie das Gewicht. Eine hauptsächliche Gelegenheitsursache von Druckschäden liegt in der geradezu enormen Last, welche dem Pferd aufgelegt wird. Die Belastung eines

schweizerischen Kavalleriepferdes beträgt 121 bis 125 kg, die diesbezüglichen Zahlen für Artilleriepferde bewegen sich in ähnlichen Grenzen.

Wodurch werden so erdrückende Gewichte zu Stande gebracht? Erstens, sagt die „Revue de cavalerie", weil man aus administrativen Rücksichten solide Waare haben wollte und dem entsprechend einen Sattel konstruirt hat, fest und haltbar, der fast so lange dauert als das Leben eines Sattlers, dafür aber auch 16 kg wiegt; zweitens aus Gründen der Humanität, „um die Existenz und das Wohlbefinden des Reiters unter allen Umständen zu sichern, um alle Fälle vorauszusehen und jedem Schnupfen vorzubeugen, hat man eine Mannesausrüstung zusammengestellt, die, ausgebreitet, einem Bonmarché en miniature ähnlich sieht". Wenn wir zudem bedenken, daß das todte Gewicht, hoch oben am Sattel angebracht, keineswegs fest gemacht ist, sondern mehr oder weniger lose am Pferde herumfliegt (Offiziersvackung), daß dieses Gewicht bei Regenwetter durch das eindringende Wasser noch um etliche Kilogramm vermehrt wird, so werden wohl Alle darin einig sein, daß die Belastung unserer Armeepferde zu groß ist und daß die Beweglichkeit und das Leistungsvermögen derselben dadurch allzu sehr beschränkt werden. Diese enorme Last zieht noch den weiteren Nachtheil nach sich, daß das Gleichgewicht im Körper des Pferdes gestört wird durch die Verschiebung des Schwerpunktes nach oben und vorn. Die Muskelarbeit wird erhöht, um dagegen anzukämpfen, und so die Beweglichkeit der Pferde vermindert.

Auffällig ist zudem die ungleiche Häufigkeit der Druckschäden an den verschiedenen Stellen der Sattellage. In der Kavallerie herrschen die Verletzungen des Rückens (Stegdrücke) weit vor, und namentlich wird die rechte Seite davon betroffen, während am Widerrist die linke Seite häufiger verletzt wird. So hatte das Dragoner-Regiment Nr. 1 im Jahre 1888 nach einem viertägigen Marsch bei zwei Eskadrons 24 Pferde mit Druckschäden am Widerrist links, während die dritte Eskadron und die begleitende Guiden-Kompagnie gar keine Widerristdrücke aufzuweisen hatten. Eine Asymmetrie der Region ist wohl nicht als Ursache festzuhalten; es kombiniren sich hier zweifellos die Folgen der Abmagerung (Veränderung des Querschnittes) und die ungleiche Vertheilung der Last (Gewicht des Reiters, des Schlitzsackes, der Gamelle, der Garne, der Decke und des Karabiners). Weshalb aber die Stegdrücke häufiger rechts auftreten (Lende), ist weniger vom ärztlichen Standpunkte aus zu untersuchen, als von demjenigen des Berufsreiters. Abgesehen davon, daß die Befestigung des Karabiners an der rechten Seite des Sattels eine bedeutende Störung des Gleichgewichts verursacht, da ein Gegengewicht nicht existirt, dürfte die stärkere Belastung des rechten Steges theilweise im schiefen Sitz des Reiters zu suchen sein. Der Reiter stützt sich in der Regel mehr im rechten Bügel, so bei der Stangenführung, da der linke Arm nach rechts genommen wird, während der rechte hangen bleibt oder die Waffe führt, desgleichen sitzt der Reiter schief nach rechts, wenn er

von einem langen Marsch oder anhaltendem Exerziren ermüdet ist; ob der rechte Schenkel kräftiger ist, so daß der Reiter instinktiv mehr im rechten Bügel steht, ist eine Vermuthung, welche immerhin etwelche Berechtigung beanspruchen darf.

Daß viele Reiter schief sitzen, kann auch zumal durch die vielerorts gemachte Beobachtung bewiesen werden, daß bei älteren Sätteln die rechte Seite des Sitzes mehr ein=, das rechte Sattelkissen stärker zusammengedrückt ist. Möglicherweise werden die Militärärzte die Verletzungen der Mannschaft auch häufiger rechts beobachten. Die Befestigung des Säbels am Mann hat vielleicht auch zur Folge, daß der Reiter, um das Gewicht auszugleichen, seinen Oberkörper nach rechts neigt, und mehr im rechten Steigbügel steht. Desgleichen stützt sich, wie schon erwähnt, der Soldat beim Säbelexerziren mehr auf die rechte Gliedmaße. Die Befestigung des Säbels am Sattel wäre demnach eine glückliche Neuerung.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Kapitel: „Die Verfolgung."

Im Heft 14 der von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Preußischen Generalstabes herausgegebenen „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" findet sich eine Darstellung der „Verfolgung nach der Schlacht bei Le Mans durch das Detachement des Generals v. Schmidt. 13. bis 17. Januar 1871".*)

Nach siebentägigen Kämpfen hatte die II. Armee am Abend des 12. Januar das Ziel erreicht, welches ihr gesteckt worden war. Die feindliche Armee unter General Chancy war geschlagen und befand sich in vollem Rückzuge, Le Mans war in den Händen der Deutschen . . .

Der Oberbefehlshaber der französischen Armee hatte schon am Morgen des 12. Januar den Befehl zum Rückzuge ertheilt. Am Abend des 12. Januar gelangte das XVI. Korps unter dem Schutze seiner Arrièregarde nach Chaufour, das XVII. war nach Coulin und Montbizot zurück=

*) Wir müssen unsere Leser bitten, dieses Heft der (bei Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung erschienenen) Einzelschriften sich zu verschaffen, was ja nicht schwer halten wird! (Die Redaktion.)

gegangen, das XXI. befand sich in der Gegend von Bellon am linken Ufer der Sarthe.

Den Weisungen des großen Hauptquartiers gemäß, welche für die Ausdehnung der Operationen gewisse Grenzen gezogen hatten, glaubte Prinz Friedrich Karl mit seinen Hauptkräften dem Gegner über Le Mans hinaus nicht folgen zu dürfen. Zudem erschien es bei dem Zustand der Truppen, die auf Schnee und Eis im schwierigsten Gelände und nach anstrengenden Märschen zuletzt fast unausgesetzt gekämpft hatten, geboten, denselben einige Ruhe zu gewähren. Es sollte daher eine Verfolgung des Gegners in der Richtung auf Leval nur durch Abtheilungen aller Waffen des X. Korps (und eine solche der auf Alençon zurückgewichenen französischen Heerestheile durch das XIII. Korps) stattfinden, während die Hauptkräfte der II. Armee vorläufig bei Le Mans zurückgehalten wurden.

Noch am 12. Januar Abends erging hierfür folgender Befehl:

. . . . das X. Korps hat den Feind auf dem rechten Sarthe-Ufer im Auge zu behalten und in aller Frühe durch starke gemischte Detachements auf seinen Rückzugslinien zu verfolgen.“

Zur Ausführung dieses Befehls wurde in der Nacht zum 13. Januar beim X. Armeekorps Folgendes bestimmt:

„1. Zur Verfolgung des Feindes auf dem rechten Sarthe-Ufer bestimme ich den Generalmajor v. Schmidt. Die 19. und 20. Division stelle jede zwei Bataillone heute (13.) Morgens 9 Uhr zu seiner Verfügung auf dem Markt. General v. Schmidt nimmt außerdem die Kavallerie und Artillerie, die er bisher unter seinem Befehl hatte, mit. Die 19. Division giebt ihm ein halbes Sanitäts-Detachement und ein Pionier-Detachement.“

Das Detachement bestand, Alles in Allem, aus $3^1/_2$ Bataillonen, 11 Eskadrons und $1^2/_3$ Batterien (10 Geschützen).*) Der Aufbruch erfolgte erst gegen 10 Uhr Morgens gegen Leval.

Der erste Aufsatz derselben kriegsgeschichtlichen Einzelschrift, welcher den „Rechtsabmarsch der I. Armee unter General v. Goeben auf St. Quentin im Januar 1871“ zur Darstellung bringt, vermeldet die bekannte Anordnung dieses Feldherrn nach errungenem Siege: „General v. Goeben, von der Nothwendigkeit einer kräftigen Verfolgung durchdrungen, befahl noch in der Nacht, daß die einzelnen Heerestheile am nächsten Tage im Durchschnitt fünf Meilen marschiren sollten.“

Es liegt eine nicht beabsichtigte, herbe Kritik der „Verfolgung“ nach le Mans in dem Befehle Goebens. — —

In den „Betrachtungen“, die der Generalstab seiner Darstellung der v. Schmidt'schen Verfolgung angehängt hat, wird gesagt:

„General v. Schmidt hielt die schwachen Kräfte seines Detachements

*) Etwa 2200 Mann, 1400 Reiter.

möglichst zusammen und glaubte (!), einen größeren Theil desselben nicht abzweigen zu können, um mit ihm auf den der feindlichen Rückzugsstraße gleichlaufenden Wegen dem Gegner in die Flanke zu kommen . . ."

Und zum Schlusse heißt es: „So darf die hier geschilderte Thätigkeit eines Verfolgungs-Detachements ebenfalls als ein Beleg für die auch anderweitig gemachte Erfahrung angesehen werden, daß es ungleich größere Ergebnisse verspricht, wenn der Verfolger nur mit einem geringen Theil seiner Kräfte dem Gegner auf dessen Rückzugsstraße folgt, mit allem Uebrigen aber — namentlich mit Kavallerie und reitender Artillerie — ihn auf einer Parallelstraße zu überholen sucht, um auf diese Weise in die Flanke seiner Marschkolonne zu stoßen oder ihm ganz den Weg zu verlegen"

Ja, die Schwäche des Detachements verbot doch thatsächlich die Trennung der Kräfte! Ueberall stieß es auf Widerstand, der nur möglich war und der seinen inneren Halt und seine Berechtigung eben aus der Schwäche des Verfolgers herleitete!

Die Thätigkeit des Generals v. Schmidt, seine Energie — die sprüchwörtlich geworden ist — kommt ebenso wenig in Frage, wie die Tapferkeit und Ausdauer der ihm unterstellten Truppen. Auch sind die Erfolge an sich nicht unbeträchtlich, die er errungen hat, — aber eine „Verfolgung" im richtigen Sinne des Wortes hat andere Ergebnisse.

Wir geben in Nachstehendem drei Beurtheilungen des Aufsatzes in der Einzelschrift bezw. der Verfolgung durch den General v. Schmidt, drei Beurtheilungen, — aus preußischer, aus österreichischer und aus französischer Feder — die uns hohes Interesse und vieles Belehrende zu bieten scheinen.

Zuerst die sehr scharfe, aber zutreffende Besprechung in der „Heereszeitung":

„Freilich, rechnet man das Abdrängen der französischen Ostarmee nicht unter die Verfolgungen, so bliebe die Verfolgung nach Le Mans eigentlich das einzige und im Ganzen doch recht wenig befriedigende Beispiel einer Verfolgung. Meines Erachtens gehören aber die zuerst gemeinsamen Operationen der Generale v. Manteuffel und v. Werder und dann die des ersten Generals allein wohl in das Gebiet der Verfolgung: nach dem Charakter der Kriegslage im Südosten, nach der Verfassung der feindlichen Armee, nach den Zielen des Generals v. Manteuffel und dem Verlauf der bei den Operationen abgespielten Gefechte. Dies habe ich bisher noch nicht betont gefunden und doch ist diese Verfolgung derart, daß sie dreist denen von Jena und Waterloo vollgiltig an die Seite gestellt werden kann. Indem ich dies hinsichtlich des Prinzips und in der Art der Ausführung des Prinzips vorausschicke, folgt daraus von selbst, in wie hohem Grade die „Verfolgung" nach Le Mans keine Verfolgung war, sondern ein Nachfolgen, ein verspätetes, mit unzulänglichen Kräften und auch nicht vorbildlich, in Bezug auf sonstige Leistungen der Führung. Im Gegentheil, wie diese gesammten

Operationen etwas Unklares und Unfertiges an sich tragen, so ist es auch mit dieser „Verfolgung" bestellt und wenn man vom operativen Standpunkt aus darlegen wollte, wie man nicht verfolgen soll und bestimmt nicht unter Verhältnissen, wie sie hier vorlagen, dann kann die Darstellung sehr nützlich wirken. Um eine geschlagene Armee zu hetzen, ist doch etwas mehr erforderlich als eiserner Wille. Dazu gehören Feldherrneigenschaften, um die Ziele zu erkennen, gegen die operativ die Verfolgung die entscheidende Richtung nehmen muß, um die Mittel für diese Ziele den Umständen gemäß abzumessen u. s. w. Davon kann hier nirgends die Rede sein. Man wird aber auch die Auffassung mit vollem Rechte als nicht stichhaltig betrachten müssen, daß aus operativen (strategischen) Ursachen ein Nachsetzen mit der II. Armee nicht räthlich gewesen wäre. Was hätte denn der II. Armee passiren können? Wo hätte sie nothwendig werden können? Was soll man sich darunter denken? Die II. Armee hatte nur eine Aufgabe, Chanzy's Armee zu zertrümmern, dann waren die anderen auf diesem Kriegsschauplatz von selbst gelöst; daher mußte die II. Armee folgen, nicht Abtheilungen nachfolgen lassen. Von Erschöpfung darf man doch nicht sprechen: Wenn die ganze geschlagene feindliche Armee sich noch bewegen konnte, warum hätte es die siegreiche nicht können sollen!? Die II. Armee hat diese Aufgabe nicht gelöst; sie hat es nicht gethan, weil sie gerade in dem Augenblick absetzte, da sie hätte einsetzen müssen, da die Siegesfrucht reif war. Man kann natürlich immer die Ermüdung der Truppen als Abhaltungsgrund anführen. Dies halte ich aber für sehr bedenklich: Wenn Angst Beine macht, warum soll das nicht der Wille auch können? Daß der Sieger mit seinen Beinen mehr leistet, muß man unaufhörlich predigen, damit die Willenskraft nicht in Zukunft ihre Grenze auf dem Schlachtfelde finde. Waren zudem die zur „Verfolgung" bestimmten Truppen „Soldaten höherer Art"? Konnte das, was sie leisteten, nicht die ganze Armee leisten? Von Le Mans bis Laval sind drei Tagemärsche. Wenn die II. Armee operativ ohne Bedenken sich bis Le Mans bewegen konnte, wie hätte denn aus drei weiteren Märschen irgend etwas Bedenkliches bei diesem Kriegsschauplatz und der Kriegslage entstehen können? Drei Märsche würden aber die gegnerischen „Formationen" nicht mehr vorgehalten haben, auch nicht einem frontalen Druck gegenüber nach Lage der Dinge, von strategischen Künsten absehend! Eine Armee in einer Verfassung wie die damalige Chanzy'sche dachte vor der Hand an keinerlei Offensive mehr, der Gedanke „zurück" saß allen Theilen tief in den Eingeweiden; wenn man dieses physische Moment erwog, dann hätte es freilich keinerlei Gefahr gehabt, das X. Armeekorps bis zum 13. Januar nach Loué vorzutreiben. Das war möglich und ausführbar. Aber nur, wenn etwas derartiges geschah, hätten große Verfolgungsergebnisse eintreten können, indem die Trümmer des XVI. Armeekorps auf die des XVII. geworfen wären.

Interessantes bieten die verschiedenen Fußgefechte der Kavallerie bei der Abtheilung des Generals v. Schmidt. — —

Im Uebrigen scheint bei der Arbeit der Zweck verfolgt worden zu sein, jüngeren Offizieren ein Kapitel Kriegsgeschichte vorzuführen, sonst könnte ich mir die Herausgabe nicht erklären." . . .

Es sei nochmals erwähnt: Der Ton dieser Besprechung ist kein angenehmer; in der Sache muß man dem scharfen Urtheil beipflichten!

Wir kommen zu einem österreichischen Urtheil!

Dies ist mehr beiläufig abgegeben und drückt sich höflicher aus!*)

„Ich hielt", sagte der Herr Verfasser, „die Aufgabe des Detachements v. Schmidt, sowie die Verhältnisse, unter denen sie durchgeführt wurde, für interessant genug, um dieselbe zum Ausgangspunkte einer applikatorischen Studie zu machen."

Und diese Studie ist, nebenbei bemerkt, sehr gediegen, fesselnd.

Also der Hauptmann Hubl urtheilt wie folgt:

Fassen wir die Thätigkeit des General v. Schmidt mit all' den Schatten, welche die mißlichen Umstände darüber warfen ins Auge, so wird der bedeutende Name dieses Mannes keine Einbuße erleiden, sondern auch hier sich rechtfertigen.

Eine Verfolgung mit so geringen Kräften, zu spät angeordnet und unter den denkbar ungünstigsten Wege- und Witterungsverhältnissen mit ermüdeten, mangelhaft gekleideten Truppen mit dem erreichten, wenn auch unvollständigem Erfolge durchzuführen, ist eine Aufgabe, der nur besonders energische, für den Krieg begeisterte Naturen gewachsen sind.

Die Durchführung ist nicht etwa wegen mangelhafter Anordnungen, sondern infolge der erwähnten Umstände weniger dazu geeignet, um uns die positiven Seiten dieser kriegerischen Thätigkeit zu zeigen, obwohl wir durch die Wirkungen, welche in der Flanke der Verfolgten erscheinende Abtheilungen und besonders bei Nacht ausüben, die alte Lehre bestätigt sehen, daß die wirksamste Verfolgung die die Flanken bedrohende Parallelverfolgung ist und daß die Störung der Nachtruhe die moralischen Folgen der Niederlage beim Gegner länger aufrecht erhält, seine Organisirung am nachtheiligsten stört.

Kräftiger treten die negativen vor das geistige Auge.

Der eigentliche Zweck, den Feind empfindlich zu schädigen, war dadurch, daß die Verfolgung nicht unmittelbar an die Schlacht anschloß, nur unvollkommen erreicht worden. Das dem Feinde nachgesandte Detachement stieß schon wenige Kilometer von Le Mans auf ausgeschiedene Nachhuten, infolge der Ungunst der Wege- und Witterungsverhältnisse mußte es auf die Ein-

*) **Le Mans.** Vorträge und applikatorische Besprechungen, gehalten vor dem Offizierkorps des Infanterie-Regiments Nr. 102 zu Prag im Januar und Februar 1892 vom Hauptmann Anton Hubl. Prag 1892. In Kommission bei Ehrlichs Buchhandlung in Prag.

wirkung gegen Flanke und Rücken des Gegners verzichten und kam daher stets nur frontal auf die Sicherungstruppen bezw. auf die entwickelten französischen Streitkräfte.

Infolge dieser Thatsache hatte auch der Feind, obwohl er empfindliche Verluste, besonders an Gefangenen erlitt, doch genug Zeit gewonnen, um die Trains fortzuschaffen und höchstens die Reorganisirung seiner Truppen wurde verzögert, aber nicht gehindert.

Die Marschleistungen: am 13. Januar 10 km, am 14. Januar 13 km, am 15. Januar 20 km sind, besonders in Anbetracht dessen, daß schon am 12. früh der Rückzug beschlossen und angeordnet wurde, für die Retablirung des Verfolgten günstig zu nennen.

Die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, dem Detachement mehr Infanterie, dagegen an Kavallerie, die erfahrungsmäßig wegen der Wegeverhältnisse u. s. w. im Winter nur in beschränktem Maße verwendet werden konnte, nur einige Eskadrons zuzuweisen, ist heute nur akademisch zu beantworten.

Wir wollten auch gar nicht kritisiren.

Zum Schlusse . . . erwähne ich noch, welche Schwierigkeiten sich der Einleitung einer kräftigen Verfolgung entgegen stellen, damit die Erwähnung der zu späten Anordnung nicht als abfällige Kritik erscheine . . .“

Zu dritt geben wir den Franzosen das Wort!

In der „Revue du cercle militaire“, die vortrefflich redigirt wird, findet sich in Nr. 23 des Jahres 1891 eine „geschichtliche Studie“, die zum Untergrunde die „Verfolgung nach Le Mans“ annimmt und die „Einzelschrift“ zerpflückt. Der französische Autor sagt:

Man ist in Frankreich ziemlich geneigt zu glauben, daß infolge der siebentägigen beständigen Kämpfe, welche die „Schlacht von Le Mans“ bilden, die Armee des Generals Chanzy, in die vollkommenste Wehrlosigkeit versetzt, nur daran dachte, in voller Unordnung zu fliehen, ohne mehr den Versuch des geringsten Widerstandes zu machen. Ihre „Verfolgung“ durch den Feind erscheint uns von da ab für den letzteren nur gewissermaßen eine Art militärischer Promenade darzustellen, in deren Verlaufe er keine andere Mühe hatte, als die, die Gefangenen aufzugreifen, die ihm zu Tausenden in die Hände fielen.

Diese pessimistische Art, die Dinge anzusehen, ist zum Glück ganz irrig. Die Einzelschrift des preußischen Generalstabs beweist das . . .

Nachdem in zwei Nummern der Bericht des preußischen Generalstabes im Auszuge wiedergegeben ist, kommt die dritte Nummer auf die Schluß-„Betrachtungen“ desselben zurück, die großentheils gleichfalls wörtlich übersetzt werden.

„Diese Betrachtungen haben, sagt man uns zu Eingangs derselben, zum Zweck, zu ermöglichen, das Verfahren des Detachements v. Schmidt bei der

Verfolgung nach seinem wahren Werth zu würdigen. Und dazu, beeilt man sich hinzuzusetzen, ist es nöthig, sich die Umstände zu vergegenwärtigen, welche demselben seine Aufgabe so erschwert haben.

Diese Einleitungsbemerkungen zeigen klar, welcher Art diese „Betrachtungen" sind, die man uns auftischen wird. Sie werden nur auf eine Entschuldigung des Generals und seiner Truppen und auf eine Rechtfertigung derselben hinauslaufen, daß sie keine größeren Erfolge erzielt haben.

Es ist überdies interessant, wenigstens in einzelnen Punkten diese „Betrachtungen" mit denen zu vergleichen, welche einen andern Bericht schließen, der in demselben Hefte enthalten und einer Studie über die Operationen des Generals v. Goeben gegen Saint Quentin gewidmet sind.

In diesen letzteren „Betrachtungen" wird zu Anfang unsere Aufmerksamkeit auf die Langsamkeit der französischen Armee gelenkt und man erklärt dieselbe sofort, indem man aufzählt, in welchem Maße unsere Soldaten schlecht marschirten, in welchem Maße sie schlecht über Marschordnung unterrichtet wären u. s. w.

Hier dagegen, wenn es sich darum handelt, die geringe Lebendigkeit der mit der Verfolgung betrauten deutschen Truppen zu entschuldigen, läßt man die Verhältnisse gelten: Ermüdung, Hunger, schlechte Wege ... Als wenn diese Schwierigkeiten nicht ebenso gut bei den Franzosen obgewaltet hätten.

Aber folgen wir den „Betrachtungen". Die Schilderung, die sie uns von den deutschen Truppen entwerfen, ist lehrreich. Sie beweist wenigstens, daß selbst unsere unausgebildeten, schlecht bewaffneten, mangelhaft geführten und teufelmäßig organisirten Rekruten verstanden hatten, sich die von den Deutschen über sie davon getragenen Siege theuer bezahlen zu lassen.

Es folgt nun die Uebersetzung aus der Einzelschrift, welche die Strapazen der Verfolgungstruppen aufzählt, sammt den Unbilden der Witterung, des Weges und den Nachtheilen, die für sie das Gelände bot. Der französische Autor giebt etwas spöttisch zu, daß allerdings das Gelände günstiger für den Vertheidiger als für den Angreifer sei, wie denn die Kriege in der Vendée von Alters her bewiesen haben, daß sich die Gegend zur Vertheidigung eigne; aber es stehe fest, daß immerhin die Truppen der französischen Arrieregarde es verstanden, den entsprechenden Nutzen daraus zu ziehen, daß sie überall versuchten Widerstand zu leisten und daß sie es oft sogar mit Erfolg thaten. Dieses Zugeständniß findet der Franzose nicht mit Unrecht in dem Satze der Einzelschrift:

„Sowohl an der Vègre wie an der Erne und der Jouanne gelang es den Franzosen, einen ziemlich langen Widerstand zu leisten; und die kleineren Detachements, oft selbst wenige Versprengte oder Nachzügler brachten es fertig, den Verfolger in Schach zu halten und ihn über die wirkliche Zahl der Kräfte, die er vor sich hatte, zu täuschen."

Also, fährt der Franzose fort, seine Landsleute haben mit Hartnäckigkeit sich vertheidigt und es steht den Deutschen nicht wohl an, so verächtlich dieselben zu bezeichnen mit „Versprengten“ oder „Nachzüglern“, jene Schützen der Arrieregarde, welche keine Gelegenheit versäumten mit den Verfolgungstruppen Schüsse zu wechseln und dies mit der ausreichenden Energie thaten, um diese Truppen über die Schwäche ihrer eigenen Zahl zu täuschen.

Die Einzelschrift setzt sodann die Gründe für die Verspätung der Verfolgung auseinander: „Es hatte Zeit erfordert, das X. und III. Korps in Ordnung zu bringen, deren Truppen gleichzeitig in die Stadt Le Mans eingedrungen waren und sich stark mit einander vermischt hatten; dann Zeit erfordert, die zur Verfügung des X. Korps gestellte Kavallerie, die an der Schlacht nicht theilgenommen hatte und südlich der Stadt verblieben war, herbeizuholen, so daß sie die Stadt nachher in der Dunkelheit passiren oder umgehen mußte, da die Schlacht bis in die Nacht hinein gedauert hatte. Die Verzögerungen, die auf solche Weise der Beginn der Verfolgung erlitt, hatte den Franzosen gestattet, sich der unmittelbaren Berührung mit dem Sieger zu entziehen.

Es scheint jedoch nicht, sagt unser Gewährsmann der „Revue du cercle militaire“, daß die Franzosen es so eilig gehabt hätten, sich der unmittelbaren Berührung mit dem Sieger zu entziehen, da derselbe unmittelbar bei seinem Heraustreten aus Le Mans gegen sein Feuer anrannte und ihn nur Schritt für Schritt zurückdrängen konnte; da ferner das geringste Zurückweichen seinerseits einen Vorstoß der Verfolgten veranlaßte, die, weit entfernt zu versuchen, sich seiner Fühlung zu entziehen, vielmehr dieselbe beizubehalten bestrebt schienen.

Uebrigens begreift man schwer, daß, wenn das III. und X. Korps sich in ihrer Verfolgung verzögert, schon durch den Antheil, den sie am Kampfe des XII. genommen hatten, die Kavallerie-Division sich gleichermaßen verzögert sah an der ihrigen aus dem entgegengesetzten Grunde, daß sie nämlich nicht theilgenommen hatte an demselben Kampfe. Eine Sache, die — nebenbei bemerkt — schlecht stimmt mit der zu Eingang dieser „Betrachtungen“ gemachten Bemerkung der Einzelschrift, der zufolge „alle zur Verfügung des Generals gestellten Truppen an den Kämpfen der vorhergegangenen Tage theilgenommen hatten.“ —

Andere Gründe werden unter dem Titel „Erklärung“ oder „Entschuldigung“ — wie man will! — noch gegeben für das geringe Ergebniß dieser „Verfolgung“, die diesen Namen nicht verdient.

Man machte die Kürze der Tage in dieser Jahreszeit geltend: Sie setzte immer zu früh den Operationen der Verfolgung ein Ende. Um 5 Uhr des Nachmittags war die Dunkelheit eine vollständige und die unternommenen Kämpfe hörten von selbst auf. Die Truppen richteten sich in den umliegenden Gehöften und Ortschaften ein, die sie wegen ihrer zerstreuten Lage erst ziemlich

spät erreichten. Und ebenso des Morgens bedurfte es geraumer Zeit, um das Detachement wieder zu sammeln."

Nach dieser Rechnung, sagt der Franzose, hätte es seitens der Deutschen niemals Angriffe in der Nacht gegeben: wir haben jedoch weiter oben gesehen, daß man wenigstens ein Beispiel anführen kann, bei dem sie übrigens nur sehr geringen Erfolg gehabt haben. Endlich die „numerische Schwäche"! Ja, aber diese an sich sehr richtige Bemerkung — enthält sie nicht das Zugeständniß, daß die Oberführer der deutschen Armee nach der Schlacht von Le Mans nur eine in Unordnung fliehende, ganz zerstreute Armee sich gegenüber zu finden erwarteten, deren Nachzügler sie nur aufzugreifen brauchten, und nicht ganz fest gefügte und zum Widerstande noch fest entschlossene Truppenkörper?

Diese Erwartung wurde, wie wir gesehen haben, getäuscht. Und somit war es ein verunglückter Gedanke, diese „Verfolgung" — die keine Verfolgung ist — gleichsam als ein „Muster" zu beschreiben!

Was schließlich die Bemerkung des preußischen Generalstabes anbetrifft, es sei bei der Verfolgung rathsam, den kleineren Theil der Truppen unmittelbar dem Feinde anzuhängen, im Uebrigen auf Parallelwegen zu drängen und des Feindes Flanken zu bedrohen — so sagt der Franzose: „Den Grundsatz kannte unzweifelhaft der General v. Schmidt so gut, wie nur irgend Jemand, aber die Schwäche seines Detachements erlaubte seine Befolgung nicht. Die ganze Frage würde sich also darauf zurückführen lassen zu erfahren, ob der Oberbefehlshaber der II. Armee, auf den die Verantwortlichkeit des geringen Ergebnisses der Verfolgung fällt, Recht oder Unrecht hatte, sie auf diese Weise zu organisiren. Aber das entzieht sich ganz der Untersuchung in dieser Studie! — — —

Soweit der Franzose!

Also nochmals: auf den General v. Schmidt und seine Truppen fällt kein Schatten. Aber die „Verfolgung", wie sie nun einmal vor sich gegangen ist, giebt uns kein Recht, sie zu den gelungensten zu zählen.

6.

Korrespondenz.

England

(Exerziren und Ausbildung der Kavallerie.)

In einer für die in der englischen Armee herrschenden Anschauungen charakteristischen Weise behandelt die „Army and Navy Gazette" die Einführung eines neuen Exerzierreglements für die Kavallerie in einem Leitartikel. Ohne gerade abfällig über unsere Nachbarn jenseits der Nordsee urtheilen zu wollen, können wir doch sagen, daß uns die nachstehenden Ausführungen des genannten Blattes immerhin zeigen, daß erstere uns, was moderne kavalleristische Grundsätze betrifft, nicht gerade überflügelt zu haben scheinen.

Der Höchstkommandirende der englischen Armee hat im Januar auf die Begutachtung des Generalinspekteurs, des Generalmajors George Luck hin ein neues Exerzirreglement für die Kavallerie genehmigt, welches dieser Tage zur Ausgabe gelangte. Vergleicht man es mit jenem, welches es ersetzt, so findet man sehr wenige übereinstimmende Punkte. Das alte Reglement war auf Grundsätzen aufgebaut, wie sie vor ungefähr 40 Jahren galten und obwohl seit dieser Zeit verschiedene sogenannte „neue" Exerzirreglements entstanden, so unterschieden sich doch die folgenden Ausgaben nur sehr wenig von ihren Vorgängerinnen; eigentlich waren sie nur Neuabdrücke, herausgegeben, wenn die Auflage des Buches aufgebraucht war, und brachten Neues höchstens in unbedeutenden, inzwischen vom Generaladjutanten erlassenen Einzelheiten.

Während die anderen Waffen vorwärts schritten, blieb die Kavallerie zum größten Theil auf dem alten Standpunkte stehen. Hierüber sich Rechenschaft zu geben ist nicht sehr schwierig, denn nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontingent war man früher sehr allgemein der Ansicht, daß mit Einführung der gezogenen Waffen mit ihrer so sehr erhöhten Treffähigkeit und der starken Vermehrung rein ballistischer Kräfte die Verwendbarkeit der Kavallerie der Vergangenheit angehöre.

Ein bemerkenswerther Fortschritt ist nunmehr zu verzeichnen und heute finden wir dieses kühne und malerische Instrument der Schlachten der Vergangenheit — besonders jener der Napoleonischen Epoche, von welch' letzterer an sein Untergang datiren mag — auf seine stolze Höhe wieder zurückversetzt, und zwar nicht nur unbefleckt, sondern womöglich noch im Ansehen gestiegen.

Indessen sind doch die Bedingungen, welche den Gebrauch der Kavallerie

in der zivilisirten Kriegführung der Zukunft bestimmen, wesentlich verschieden von jenen der Vergangenheit. Mehr denn je muß die Kavallerie „Aug' und Ohr der Armee“ sein, aber hiermit ist ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Die Kavallerie hat den ersten Einsatz in einem Feldzuge in Händen und von dem Ausgang dieser einleitenden Kampfeshandlung wird der schließliche Erfolg oder die Niederlage der feindlichen Massen häufiger als früher abhängen. Die so der Waffe auferlegte Verantwortlichkeit wird überwältigend sein (!).

Unter solchen Umständen, wie sie heutzutage allgemein als bestehend anerkannt sind, ist es denn mehr als erstaunlich, daß die Reorganisation der britischen Kavallerie und die Einführung eines Ausbildungssystems in taktischer Hinsicht, welches den modernen Anforderungen entspricht, so lange Zeit auf sich warten ließ. Glücklicher Weise liegt das neue Exerzirreglement nunmehr vor uns, und die so nöthige und sehnlichst gewünschte Reorganisation wird in kurzer Zeit zur Thatsache geworden sein.

Das alte Reglement bestand aus drei schwerfälligen Bänden, während das neue in zwei bedeutend handlichere gebracht wurde. Der erste Band behandelt in zwei Theilen die Reit- und Fußausbildung und ist gleichzeitig auf alle anderen Zweige des Dienstes Ihrer Majestät anwendbar. Der zweite Band ist der spezifisch kavalleristische und beschreibt in 3 Theile getheilt auf 286 Seiten das „Exerziren,“ die „taktische Ausbildung“ und „Vermischtes“. Letzterer Theil enthält: Vorschriften bei Unterstützung der Zivilbehörden, bei Begleitkommandos, Verhalten in der Marschkolonne, beim Eisenbahntransport, Regeln für die Ausbildung der Eskadron, Verhalten bei Detachirung, bei Aufzügen des Hofes und sonstigen friedlichen Gelegenheiten, Zeremoniell, Wachdienst u. s. w.

Die Grundsätze der Reit- und Fußausbildung, welch' letztere nur Mittel zum Zweck ist, um einen Soldaten der Kavallerie für die höheren Pflichten seines Dienstes geeignet zu machen, wenn er nämlich als Reiter zu Pferde ausrückt, — denn einmal abgesessen ist er nicht mehr „Reiter“, d. h. ein ausgebildeter Mann auf ausgebildetem Pferde — sind naturgemäß so ziemlich die gleichen geblieben wie früher. Es wäre daher eine unnütze Arbeit, einen Vergleich zwischen den früheren Vorschriften hierüber und den jetzigen anzustellen, da die Grundsätze, auf denen beide aufgebaut sind, sich nicht geändert haben.

Sicherlich aber muß man gestehen, daß es angenehm berührt, wie aus der neuen Ausgabe die gußeiserne Ausdrucksweise verschwunden ist, in welche früher die Einzelheiten der Exerzirvorschriften gezwängt waren. Der frühere Styl mag für die Zeit, in welcher er angenommen worden war, gepaßt haben, in den letzten 40 Jahren haben sich doch die Dinge beträchtlich geändert.

Die Anleitungen im neuen Reglement sind so klar im Ausdruck, daß

den zukünftigen Rekruten die Aufgabe viel weniger schwierig gemacht ist als den früheren; ein bei der militärischen Ausbildung besonders wünschenswerthes Resultat, deren Anfangsstadien ja selbst bei einigermaßen lebhafter Einbildungskraft nicht erheiternd genannt werden können.

Im zweiten Bande jedoch sind die bemerkenswerthesten Veränderungen bearbeitet. Die Verfasser haben ihre Aufgabe in sehr vollständiger Weise gelöst. Die alten Bände wurden nicht umgearbeitet oder revidirt, sie wurden vollständig abgedankt und durch ein gänzlich neues Werk ersetzt, in flottem, theilweise sogar anziehenden Styl, in sorgfältiger Sprache geschrieben und von allem unnöthigen Wortreichthum frei, obgleich ausreichende Erläuterungen sowohl über die Grundsätze der Bewegungen als Anhaltspunkte für die Ausführung gegeben sind. In dieser Hinsicht haben die Bearbeiter auf der vom General-Adjutanten bei Abfassung des Exerzir-Reglements für die Infanterie 1893 mit so großem Erfolg beschrittenen Bahn weitergearbeitet. Würde jetzt Jemand aufgefordert, eine leicht faßliche Abhandlung über die Taktik der Infanterie oder Kavallerie zu empfehlen, so könnte er schwerlich etwas Besseres thun, als den Fragesteller auf die Exerzir-Reglements der betr. Waffen hinweisen. Den vollen Werth eines solchen Vorzuges kann nur der richtig ermessen, welcher sich der schweren Geduldprobe unterzogen hat, die Taktik oder das Exerziren in den früheren Zeiten den Leuten einzutrichtern, oder der einen jungen Soldaten im Kampfe gegen ein Bündel Reglements und eine Sammlung von Handbüchern gesehen hat. Durch die in diesen enthaltene Verworrenheit wurde derselbe schließlich so konfus, daß er es nicht selten vorzog, ganze Bücher mechanisch auswendig zu lernen, als mit Auswahl die Grundsätze zu eigen zu machen, welche erstere lehren sollten.

Ohne Zweifel erinnert man sich der vor einiger Zeit erlassenen Bestimmung, die Organisation der Kavallerie sei eine Zusammengliederung von Eskadrons, die Eskadron selbst eine solche von Zügen.

In Folge dessen ist im neuen Reglement die Eskadron als kleinster taktischer Verband behandelt (während es früher das Regiment war). Nach aufwärts folgt dann die Vereinigung von Regimentern in Brigaden und von letzteren in die Division. Folgerichtig ist nunmehr, da die Eskadron die taktische Einheit der Waffe darstellt, das Eskadronsexerziren als Grundlage für alle Bewegungen und Gefechtsübungen größerer Körper vorgeschrieben. Der Nachdruck liegt also auf einem wirksamen Eskadronsexerziren. Um letzteres so zu gestalten, sind die Eskadrons in 3—4 Züge eingetheilt, welche für die Zwecke der inneren Verwaltung, Disziplin und das Detailexerziren den Subalternoffizieren und jüngeren Rittmeistern eines Regiments unterstellt sind; jedoch werden die thatsächliche Verantwortung für die sachgemäße Ausführung der Zugexerzitien in der Jahresausbildung nicht so sehr diese Offiziere als vielmehr der Eskadronschef zu tragen haben, der mit der Ueberwachung betraut, direkt dem Regiments-Kommandeur dafür haftet, daß am

Schlusse der Zug- und Eskadronsschule — wenn der Zeitpunkt für die Ausbildung des Regimentes als solches gekommen ist —, Züge und Eskadron befähigt sind, sich im Zusammenhang und in richtigen Tempos und Abständen zu einander zu bewegen.

Die Eskadronsausbildung wird in zwei Perioden getheilt, jede drei Wochen dauernd, welche den Namen Winter- bezw. Frühjahrskurs führen. Der Winterkurs ist zwischen dem 15. Oktober und 15. März, der Frühjahrskurs zwischen dem 16. März und 31. Mai abzuhalten. Mit ganz bestimmt begrenzten Ausnahmen nehmen an den Kursen alle ausgebildeten Leute und die Rekruten I. Klasse der Eskadron Theil. Nur eine Erkadron je eines Regiments wird während des Winterkurses auf einmal in Unterweisung sich befinden, während im Frühjahr, wenn alle Eskadrons in den Hauptquartieren stehen, zwei derselben gleichzeitig ausgebildet werden, um dem Kommandeur die erforderliche Zeit zu geben, sein Regiment zu exerziren, ehe es an der Thätigkeit in der Brigade oder Division Theil nimmt.

Der Winterkurs dient für Reitausbildung, Fußexerziren, Säbel- und Lanzenfechten, Feldwachdienst, Feldstall- und Zeltaufschlagen, Ausheben von Schützen- und Kochgräben, zur theoretischen Ausbildung der Offiziere, überzähligen Offiziere (von comissioned officers) und Leute, ferner zur praktischen Unterrichtsertheilung durch Offiziere und überzählige Offiziere.

Die Vortheile eines vom Kommandeur oder zweiten Kommandeur des Regiments aufgestellten Planes sind zu erproben und ein Bericht mit Abschriften aller auf die Ausbildung Bezug habenden Dokumenten und Karten (!) muß innerhalb einiger Tage nach Beendigung des Frühjahrskurses jede Eskadron vom Regiments-Kommandeur durch den General des Distriktes, in welchem der Kurs stattfand, an den General-Inspekteur der Kavallerie übersendet werden.

Einen Begriff von der empfehlenswerthen Einfachheit der Grundsätze, von welchen die Bearbeiter des neuen Exerzir-Reglements geleitet wurden, geben die darin enthaltenen Axiome, wie „Im Kriege verspricht nur Einfaches Erfolg, deshalb muß im Frieden nur das Einfache geübt und gelehrt werden“, oder „Auf dem Exerzirplatz darf keine Bewegung gelernt werden, deren Ausführung auf dem Gefechtsfelde unmöglich ist“.

Nachdrücklich wird eingeschärft, daß die Unterweisung der Rekruten und der jährliche Ausbildungsgang der älteren Soldaten eine fortschreitende zu sein hat und nach dem Exerzir-Reglement vorzunehmen ist.

Dem zweiten Theil des II. Bandes sind einige werthvolle Bemerkungen vorausgeschickt, in welchen die jungen Soldaten zweckmäßig daran erinnert werden, daß man unter Manövriren das Anpassen des Exerzirens an diejenigen Umstände versteht, welche sich aus der Berührung mit dem Gegner ergeben, und daß in Folge dessen ein scharfer Unterschied zwischen reinen Exerzirbewegungen und Bewegungen auf dem Gefechtsfelde besteht.

Manöver müssen immer unter Zugrundelegung einer klaren taktischen Idee ausgeführt werden; letztere muß auf richtigen Grundsätzen aufgebaut und von allen an der Handlung Theilnehmenden wohl erfaßt sein.

Die Abschnitte, welche auf die Aufgaben der Kavallerie in Verbindung mit anderen Waffen Bezug haben, sind klar und deutlich und stimmen mit den besten Vorbildern des Kontinents überein. Gleichwohl muß darauf hingewiesen werden, daß bei Verwendung der reitenden Artillerie im Verein mit der Kavallerie, die Kavalleristen auf das Artillerie-Exerzir-Reglement verwiesen werden. Letzteres wird eben neu bearbeitet. Ist diese Neuausgabe einmal bethätigt, so wird hoffentlich eine gegenseitige Verständigung für Kavalleristen und Kanoniere herbeigeführt und endlich einmal die ärgerliche und vielumstrittene Frage der Wechselbeziehungen bei Verwendung der Kavallerie im Verein mit reitender Artillerie gelöst sein. 200.

Kleine Mittheilungen.

— Unsere Kriegs-Marine.*) Wenn ein Kriegsschiff in Dienst gestellt wird, erhält es kriegsmäßige Ausrüstung, gleicht einem mobilen Truppenkörper und ist jederzeit zum Kampf bereit. Sobald daher Schiffe die heimischen Gewässer verlassen (deutsche Schiffe die Linie Dover-Calais überschreiten), gelten für sie die Kriegsgesetze, den Besatzungen wird die Dienstzeit auch als Kriegsdienst angerechnet. Die Organisation der Kriegsmarine aller Länder ist in ihren Hauptzügen ähnlich. Im Deutschen Reiche besteht ein Oberkommando der Marine mit dem kommandirenden Admiral an der Spitze, der für die Kriegstüchtigkeit des Personals dem Kaiser verantwortlich ist, und das Reichsmarineamt mit einem Staatssekretär an der Spitze, der unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers für die Kriegsbereitschaft des Materials sorgt. Dem Oberkommando sind unterstellt: 1) Das Marinestations-Kommando der Ostsee in Kiel, das der Nordsee in Wilhelmshaven, an deren Spitze je ein Admiral als Stationschef steht. Zu jeder Station gehört eine Marineinspektion (I. in Kiel, II. in Wilhelmshaven, an ihrer Spitze steht ein Kontreadmiral oder ein Kapitän zur See als Marineinspekteur), welcher eine Matrosen- und eine Werftdivision (I. in Kiel, II. in Wilhelmshaven), die Freiwilligen- und Maschinisten-

*) Mit Erlaubniß der Verlagshandlung veröffentlichen wir den vorstehenden interessanten Artikel aus der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon.

Schulschiffe, soweit diese sich nicht im Geschwaderverband befinden, die Wachtschiffe sowie die in Reserve stehenden Schiffe unterstellt sind. Jede Matrosendivision besteht aus 6 Kompagnien in 2 Abtheilungen. Sie haben das seemännische Personal für die Schiffsbesatzungen auszubilden und sind für den Mobilmachungsfall in Schiffsstämme getheilt. Jede Werftdivision zerfällt in 5 Kompagnien, welche die Schiffe mit Maschinisten und Handwerkerpersonal versehen und die Werften mit Arbeitskräften unterstützen sollen. Zu ihnen gehören: die Zahlmeistersektion, die Maschinisten, Feuermeister, Heizer, Zimmerleute, Segelmacher, Maler, Böttcher, Schuhmacher, Schneider, Materialienverwalter, Lazarethgehilfen, Büchsenmacher, Bäcker und Schreiber. In allen diesen Berufsarten giebt es folgende Rangstufen, z. B. bei den Malern: Malersgast (Gemeiner), Obermalersgast (Gefreiter), Malersmaat (Unteroffizier), Obermalersmaat (Sergeant). 2) Die Marineinfanterie (Inspektion Kiel) mit dem 1. Bataillon Kiel, 2. Bataillon Wilhelmshaven. Der Marinestation der Ostsee ist die Schiffsjungenabtheilung (s. unten) zu Friedrichsort unterstellt. 3) Die Inspektion der Marineartillerie zu Wilhelmshaven; ihr sind unterstellt: a) die vier Matrosenartillerie-Abtheilungen zu je 3, bez. 2 Kompagnien, I. Abtheilung in Friedrichsort, II. in Wilhelmshaven, III. in Lehe, IV. in Kuxhaven; ihnen liegt ob die artilleristische Vertheidigung der Küstenbefestigungen, der Häfen sowie das Legen der Minensperren daselbst, während sie an Bord nicht zur Verwendung kommen; b) das Artillerieschulschiff (Mars) zu Wilhelmshaven und dessen Tender (Carola); ferner c) die Marinetelegraphenschule zu Lehe. 4) Die Inspektion des Torpedowesens zu Kiel; ihr unterstellt sind: das Torpedo-Versuchskommando in Kiel, die Torpedowerkstatt zu Friedrichsort, die beiden Torpedoabtheilungen I. in Kiel, II. in Wilhelmshaven zu je 3 Kompagnien, das Torpedoschulschiff (Blücher) und die im Dienst befindlichen Torpedoboote. 5) Die Schiffsprüfungskommission in Kiel. 6) Die technische Versuchskommission in Kiel. 7) Die technischen Institute; hierher gehören die Werften zu Danzig, Kiel und Wilhelmshaven und die Hafenbaukommissionen an letztern beiden Orten. 8) Die Direktion des Bildungswesens der Marine in Kiel; ihr unterstellt sind die Marineakademie und Marineschule in Kiel zur Ausbildung der Seeoffiziere, die Deckoffizierschule in Kiel zur wissenschaftlichen Fortbildung des Maschinen-, Steuermanns- und Torpedopersonals, die Deutsche Seewarte in Hamburg, die Zentralstelle für maritime Meteorologie, welcher das Chronometerinstitut zugetheilt ist. 9) Jeder Marinestation ist eine Intendantur mit Stationskasse, Bekleidungsamt und Garnisonverwaltung zugetheilt. 10) Die Kommandanturen zu Kiel, Friedrichsort, Wilhelmshaven, Geestemünde, Kuxhaven und Helgoland. 11) Die Küstenbezirke 1—6. 12) Es bestehen ferner noch Sanitätsämter zu Kiel und Wilhelmshaven; letzterem ist das Marinelazareth zu Jokohama unterstellt.

Personal. Das Offizierkorps der Marine besteht aus dem Seeoffizierkorps, dem Offizierkorps der Marineinfanterie, dem Maschinen- und Torpedo-Ingenieurkorps, den Feuerwerks-, Zeug- und Torpedooffizieren und dem Sanitätsoffizierkorps, dem sich die Marinezahlmeister anreihen. Die Ergänzung und Chargen des Seeoffizierkorps. Das Offizierkorps der Marineinfanterie ergänzt sich durch Versetzung aus

den Infanterieregimentern der Armee auf 4—5 Jahre, nach welcher Zeit die Offiziere in der Regel zur Landarmee zurücktreten. Das Maschinen- und Torpedo-Ingenieurkorps ergänzt sich aus den Obermaschinisten (Oberdeckoffizieren) welche mindestens 2 Jahre Seefahrtszeit als leitender Wachtmaschinist, davon 10 Monate auf einem Panzerschiff, Dienst gethan und die Prüfung bestanden haben. Die Wahl erfolgt durch das Seeoffizier- und Maschineningenieurkorps am Ort. Chargen sind: Stabsingenieur, Maschinen- (bez. Torpedo-) Oberingenieur, -Ingenieur und -Unteringenieur im Rang des Kapitänlieutenants, Lieutenants zur See und Unterlieutenants. Die Feuerwerks-, Zeug- und Torpedooffiziere ergänzen sich aus den Oberfeuerwerkern, Oberzeugfeldwebeln und Obertorpedern, welche die vorgeschriebene Berufsprüfung bestanden haben. Es giebt Feuerwerks- und Zeughauptleute, -Premierlieutenants und -Lieutenants; Torpedo-Kapitänlieutenants, -Lieutenants und -Unterlieutenants. Auf die Ergänzung des Sanitätsoffizierkorps finden die im Heer geltenden Grundsätze gleiche Anwendung. In Bezug auf militärische Organisation ist die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika dem Reichsmarineamt unterstellt. Zu ihr gehören ein Kommandeur, die Oberführer, Offiziere als Offiziere, die übrigen Chargen wie gewöhnlich benannt. Die Ergänzung der Unteroffiziere erfolgt aus den ausgehobenen Mannschaften und den Zöglingen der Schiffsjungenabtheilung, welche bestimmt ist, Matrosen und Unteroffiziere auszubilden. Konfirmirte Knaben im Alter von 15—16, ausnahmsweise von 14—17 Jahren, gesund und kräftig, melden sich unter Vorlage des Geburtszeugnisses und der von der Ortspolizei beglaubigten Einwilligung des Vaters oder Vormundes beim heimathlichen Bezirkskommando oder der Schiffsjungenabtheilung in Friedrichsort bei Kiel. Der Knabe muß ohne Anstoß lesen, ziemlich richtig schreiben und die vier Spezies rechnen können. Die Einstellung in die Schiffsjungenabtheilung, welche 500 Zöglinge hat, erfolgt Anfang April auf 3, ausnahmsweise 4 Jahre, nach welcher Zeit die Zöglinge als Soldaten vereidigt und verpflichtet werden, für jedes Schuljahr zwei Jahre in der Marine zu dienen, worauf sie als Schiffsjungenunteroffiziere, Matrosen oder Obermatrosen in die Matrosen- oder Werftdivisionen eingestellt werden. Die Unteroffiziere ohne Portepee heißen Maate, die Obermaate haben den Rang der Sergeanten. Es giebt Bootsmanns-, Feuerwerks-, Steuermanns-, Wachtmeister-, Maschinisten-, Zimmermanns-, Segelmachers-, Malers-, Materialienverwalter-, Büchsenmachers-, Artilleristen- (bei der Matrosenartillerie) und Torpedersmaate; im Rang der Maate stehen die Botteliers (Proviantmeistergehilfen), Hornisten, Zahlmeisterapplikanten, Feuer-, Schneider-, Schuhmacher-, Bäckermeister, Lazarethgehilfen, Schreiber und Exerzierunteroffiziere. Aus den Obermaaten gehen die Deckoffiziere und Unteroffiziere mit Portepee hervor; zu den letzteren gehören die Wachtmeister, Feldwebel, Stabshornisten und Stabshoboisten. Deckoffiziere sind die Boots- und Steuerleute, Feuerwerker, Maschinisten, Feuermeister, Materialienverwalter, Torpeder und Mechaniker; die Oberbootsleute, Oberfeuerwerker ꝛc. sind Oberdeckoffiziere. Alle Deckoffiziere müssen die Deckoffizier- bez. die Oberfeuerwerksschule in Berlin besucht haben.

Verwendung. Für die Verwendung der Flotte wird jährlich ein Indienst-

haltungsplan unter Angabe des Zweckes entworfen und zwar für den auswärtigen Dienst, zu Schul- und Uebungszwecken, zu anderen Zwecken. 1) Für den auswärtigen Dienst. Die diplomatischen und die handelspolitischen Beziehungen erfordern die Betheiligung der deutschen Flagge bei Ausübung der Polizei auf fremden Meeren zum Schutz deutscher Interessen, sei es auch nur, dieselbe zur Hebung des deutschen Nationalgefühls zu zeigen, nöthigenfalls jedoch deren Ehre mit der Waffe zu vertreten, wie es wiederholt geschehen ist. Die Gründung deutscher Kolonien in West- und Ostafrika und in der Südsee wie der nothwendig gewordene Schutz der Seefischerei haben an die Schutzmacht der deutschen Flotte erheblich weiter gehende Anforderungen gestellt, als es früher geschah. Für das Jahr 1894 wurden auswärts in Dienst gehalten:

a) ein Manövergeschwader aus 8 Panzerschiffen bestehend,
b) in Ostamerika 2 Kreuzer und 3 Schulschiffe,
c) in Westamerika 1 Kreuzer,
d) in Ostafrika 1 Kreuzer,
e) in Westafrika 2 Kreuzer und 1 Kanonenboot,
f) in Australien 2 Kreuzer,
g) im Mittelmeer 1 Kanonenboot.

Die Ausübung einer politischen Thätigkeit aus eigner Initiative auf diesen Reisen ist den Schiffskommandanten nicht gestattet; sie handeln entweder auf Anweisung der Admiralität oder auf Requisition kaiserlicher Vertreter in den betreffenden Ländern, welche dann auch die Verantwortung in staatsrechtlicher und politischer Beziehung für das thätliche Einschreiten der Marine tragen, während den Schiffskommandanten nur die Verantwortung für die militärische Ausführung zufällt. Aber sie haben deshalb auch die Ausführbarkeit der an sie ergangenen Requisition zu prüfen, da sie allein für die Wahrung der einmal engagirten Ehre der kaiserlichen Kriegsflagge einzustehen haben. Zu einer amtlichen Prüfung und Entscheidung der politischen und rechtlichen Seite der einzelnen Fragen und zur Führung von Verhandlungen darüber mit den Landesbehörden oder den Häuptern unzivilisirter Völkerschaften sind sie nur da befugt, wo eine konsularische Vertretung Deutschlands nicht besteht. Für gewöhnlich erstrecken sich die Requisitionen nur auf Zeigen der Flagge an solchen Orten, wo deutsche Interessen stark vertreten oder leicht gefährdet sind. 2) Zu Schul- und Uebungszwecken. Zum Zweck der ersten seemännischen Ausbildung von Kadetten und Schiffsjungen werden Schiffe in Dienst gehalten, die vorzugsweise im Nordatlantischen Ozean kreuzen; sie werden nach Beendigung dieser sämmtlichen Kreuzerfahrten außer Dienst gestellt und die Zöglinge an die Schulen abgegeben. Für die kriegsmäßige Ausbildung werden die Schiffsjungen, die im zweiten Jahr dienen, zu anderthalb- bis zweijährigen Fahrten nach fremden Meeren an Bord genommen, wo diese Schiffe auf gewisse Zeit den Stationsdienst mit übernehmen. Die Kadetten erfahren ihre erste seemännische Ausbildung während einer einjährigen Kreuztour. Für Exerzierausbildung sind je ein Artillerie- und ein Torpedoschulschiff mit je einem Tender, zur kriegsmäßigen Ausbildung des Torpedo-

materials ein Aviso, mehrere Torpedodivisionsboote und eine Anzahl Torpedoboote im Dienst. Es werden ferner in Dienst gehalten mehrere Panzerschiffe und Kreuzer als Reserve für die verschiedenen Geschwader sowie in den Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven je ein Panzerschiff als Wachtschiff. 3) Zu besondern Zwecken. Es gehört hierher die Thätigkeit der Kriegsschiffe im Dienste der Wissenschaft wie zu gemeinnützigen Zwecken. Alle fremde Meere befahrenden Kriegsschiffe haben die Aufgabe, Nachrichten über politische, soziale, statistische, geographische 2c. Verhältnisse zu sammeln und darüber zu berichten. Es sind unausgesetzt meteorologische Beobachtungen und physikalische Untersuchungen der befahrenen Meere anzustellen, Notizen aus den Gebieten der Hydrographie, Ozeanographie, des Lootsen-, Leuchtfeuer- und Betonnungswesens fremder Häfen zu sammeln, Vermessungen wenig bekannter Küsten und Gewässer behufs Berichtigung oder Vervollständigung der See- und Küstenkarten anzustellen. Aber auch auf die Förderung der Ethnographie, Zoologie, Botanik, Mineralogie ist insbesondere durch Sammeln geeigneter Gegenstände Bedacht zu nehmen, wie ja auch verschiedene gelehrte Gesellschaften dahingehende Vorschriften sowie Instrumente und Geldmittel für diese Zwecke zur Verfügung stellen. Auf Anregung solcher Gesellschaften und der betreffenden Ministerien sind auch Kriegsschiffe lediglich zur Erfüllung wissenschaftlicher Aufgaben entsendet worden.

Die in Dienst gestellten Schiffe sind kriegsmäßig, die in Reserve befindlichen derart ausgerüstet, daß ihre Ausrüstung in wenigen Tagen vollendet werden kann. Der Befehlshaber eines Schiffes ist der Kommandant desselben. Groß, wie seine Machtbefugniß ist auch seine Verantwortung. Ihm zunächst steht der Erste Offizier, welcher den innern Dienst (Exerzitien, Segelmanöver 2c.) leitet, die Rollen macht und dem Kommandanten für alles verantwortlich ist, was auf dem Schiff sich zuträgt; seine rechte Hand ist der Bootsmann des Schiffes. Auf den Ersten Offizier folgt der Navigationsoffizier (der Wachthabende), welcher für die sichere Navigirung des Schiffes verantwortlich ist und alle Beobachtungen (Observationen) mit Hilfe des Steuermanns zu machen hat. Der Batterieoffizier kommandirt die Batterie eines Schiffes und leitet das Exerzieren am Geschütz. Seine Hilfe ist der Feuerwerker, welcher das gesammte Artilleriematerial, die Pulver- und Geschoßkammer an Bord verwaltet. Es gilt als Regel, einem Schiff drei wachthabende Offiziere zu geben, die sich alle vier Stunden ablösen. Sie kommandiren die Wache, die Hälfte der Besatzung und sind für die richtige Navigirung (Führung) des Schiffes verantwortlich. Sie dürfen das Deck nicht verlassen. Für die Maschine des Schiffes ist der Maschineningenieur verantwortlich, ihren Gang leitet der wachthabende Maschinist, der seine Befehle von dem wachthabenden Offizier erhält. Die Bedienung der Maschine wird unter Aufsicht der Maschinistenmaate von den Heizern 2c. ausgeübt. Das Maschinenpersonal eines größern Schiffes zählt daher 50—70 Köpfe. Wie die Matrosen unter den Bootsmanns-, Steuermanns-, Feuerwerksmaaten, so haben die Handwerkergasten unter ihren Maaten ihre Stelle im täglichen Dienst wie bei „gefechtsklarem Schiff" angewiesen.

Folgende Tabelle giebt eine Zusammenstellung der

Kriegsmarinen der wichtigsten Staaten.

	Schlachtschiffe.	Küstenvert.-Panzerkanonenboote, ältere Panzer.	Kreuzer I. Klasse, Panzerkreuzer, Deckspanzerschiffe.	Kreuzer aller Kl	Torpedokreuzer, Torpedojäger, Torpedoavisos.	Torpedoboote. Große	Torpedoboote. Kleine*)
Argentinien . .	1	4	3	4	2	10	10
Brasilien . . .	3	5	3	1	2	8	9
Chile	2	1	4	1	—	1	10
China†) . . .	4	2	5	6	3	41	2
Dänemark . . .	4	3	3	10	—	13	10
Deutschland . .	14	19	3	14	10	117	2
England . . .	57	20	14	118**)	13***)	95	62
Kolonien . .	—	3	—	6	—	9	9
Frankreich . . .	24	25	24	45	19	196	62
Griechenland . .	—	5	—	1	—	2	19
Italien. . . .	12	8	18	—	20	125	21
Japan†) . . .	—	2	8	13	—	8	33
Niederland . .	2	25	2	12	—	16	22
Norwegen . . .	—	4	—	—	—	8	2
Oesterreich-Ungarn	10	—	3	9	13	24	36
Portugal . . .	—	—	1	5	—	3	1
Rußland Ostsee . .	9	23	12	11	9	24	100
Rußland Schw. Meer	6	2	—	—	—	—	—
Schweden . . .	3	13	—	4	1	6	16
Spanien . . .	2	3	11	15	1	18	2
Türkei	14	4	1	13	1	20	2
Verein. Staaten .	5	19	18	24	2	3	—

Geschichtliches über die Kriegsmarinen. Das Seekriegswesen ist so alt wie der Seehandel, der es hervorrief; es greift daher in das früheste Alterthum zurück. Die Aegypter hatten schon unter Thutmosis I. im 17. Jahrhundert v. Chr. eine bedeutende Kriegsflotte, die unter Ramses II. (Sesostris) eine Stärke von 400 wohlbemannten Schiffen gehabt haben soll, deren Bauart bereits so entwickelt war, daß die Galeeren des 18. Jahrhunderts n. Chr. als getreue Nachbilder der ägyptischen Ruderschiffe unter Ramses III. (13. Jahrh. v. Chr.) erscheinen. Auch die Phöniker bauten weitbauchige, „runde" Handelsschiffe mit Segeln, und schmale lange Kriegsschiffe mit Rudern, daher unabhängig vom Winde, zum Kapern fremder Handelsschiffe. Die Griechen besaßen 480 v. Chr. (Schlacht bei Salamis) eine wohlorganisirte Marine und Fechtweise zur See, eine Rammtaktik. Man suchte dem feindlichen Schiff den in Höhe der

*) Die kleinen Torpedoboote sind solche, welche weniger als 30 m lang sind.

**) Worunter viele, welche theilweise als Deckspanzerschiffe gelten können.

***) 1894 noch theilweise im Bau.

†) Die chinesische Flotte ist im Kriege mit Japan 1895 zum größten Theil in den Besitz des Feindes übergegangen oder zerstört worden.

Wasserlinie am Bug des eignen Schiffes befestigten Schnabel, Widder (Embolos) mit gewaltigem Stoß in die Seite zu rennen, dadurch die Seitenwände zu zertrümmern und das Schiff zum Sinken zu bringen. Im Vorder- und Hintertheil des Schiffes sowie auf den Laufbrücken in der Längenmitte waren Speerwerfer, Bogenschützen und Katapulten für den Fernkampf aufgestellt. Gleich den Griechen waren die Karthager Meister im Rammen, aber schwach im Handgemenge, sie unterlagen deshalb den Römern, als diese bei Mylä die Entertaktik einführten, im Schwertkampf. — Sporn- und Entertaktik blieben bis ans Ende des Mittelalters, bis zur Einführung der Segel und Feuergeschütze, also so lange überall im Gebrauch, als die Schiffe eine vom Winde unabhängige Eigenbewegung besaßen. Mit den Geschützen an Bord der Schiffe gewann der Fernkampf an Bedeutung; die Entwickelung des Geschützwesens ermöglichte es, feindliche Schiffe schon aus der Ferne zum Sinken zu bringen der kampfunfähig zu machen, das Rammen oder Entern war hierzu also nicht mehr nothwendig und wurde immer mehr entbehrlich, je mehr die Feuerwirkung erstarkte. Dazu war es nöthig, die bisher auf das Vorder- und Hinterkastell, festungsthurmartige Hochbauten im Bug und Heck, beschränkten Geschütze auf die Seitenwände auszudehnen, aber damit mußten auch die Ruderer aufgegeben und die Segel vermehrt werden. Bald baute man nur noch Segel- oder Ruderschiffe; letztere führten indeß für weitere Fahrten auch Segel, die aber im Kampf grundsätzlich eingezogen wurden. Beide Schiffsarten bestanden bis in das vorige Jahrhunder nebeneinander, Deutschland besaß selbst noch 1870 für die Küstenvertheidigung Ruderkanonenboote. Der aus alter Ueberlieferung am Bug der Segelschiffe beibehaltene Sporn verschwand, denn mit der Eigenbewegung der Schiffe mußte auch die Rammtaktik aufgegeben werden. Die Bewegung der Schiffe war vom Winde und der Erfolg im Kampf von der Artilleriewirkung abhängig. Als 1500 in Brest (von Descharges) Stückpforten für die Geschütze in den Breitseiten angebracht wurden, konnten die Geschütze auch unter dem Deck aufgestellt werden. Schnell entstanden nun die Schiffe mit Batterien in mehreren Stockwerken, die Zwei- und Dreidecker. Der 1514 in Woolwich vollendete Zweidecker Henry Grace à Dieu von 1000 Tonnen war mit 122 Kanonen armirt. Aus solchen großen Schiffen, den Linienschiffen, bestand die eigentliche Schlachtflotte. Für den Kundschafts- und Kaperdienst wurden schnellsegelnde Fregatten oder Handelsschiffe gemiethet und mit Geschützen armirt. Der zunehmende Seehandelsverkehr förderte auch die Erweiterung der Kriegsmarinen und deren Organisation in militärischer Beziehung, woraus die verschiedenen Reglements für das Geschützexerziren, Entern, Signalgebung 2c. entstanden. Immer ist es die Marine der Handelsstaaten, die in der Entwickelung am schnellsten fortschreitet, die Hollands, Englands, Spaniens. Eine mächtige Entfaltung der Marine aller Seemächte beginnt mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und den Napoleonischen Kriegen. In diesen Kriegen erlangte die Kunst, unter Segeln mit Kriegsschiffen zu manövriren, einen hohen Grad von Vollkommenheit, aber sie blieb immer vom Winde abhängig, und als die letzte Seeschlacht zwischen Segelschiffen geschlagen wurde, die zu Navarino 20. Oktober 1827, war bereits die neue Zeit, die des Dampfschiffes,

die dem Kriegsschiff die seit Jahrhunderten mit den Ruderern verloren gegangene Eigenbewegung zurückgab, angebrochen. Mit Beginn der 30er Jahre wurden in die englische und französische Marine die ersten Dampfschiffe eingestellt. Es waren Raddampfer, aber seit 1840 traten Schraubendampfer an ihre Stelle. Nebenbei blieb die Takelage noch im Gebrauch, um die kostenlos erhältliche Kraft des Windes zu benutzen, und weil man meinte, daß man mit den Segeln auch die Seefähigkeit des Schiffes, durch Veränderung der Schwerpunktslage, aufgeben würde. Trotz der großen Nachtheile der Takelage im Kampf sowie ihrer Behinderung im Gebrauch der Geschütze, ihrer Raum- und Belastungsbeanspruchung des Schiffes ist erst in neuester Zeit bei allen Schiffen, die für den eigentlichen Kampf bestimmt sind, die Takelage aufgegeben worden; die für den diplomatischen Dienst in fremden Meeren besonders bestimmten Schiffe führen auch heute noch Segel.

Mit der Erbauung des ersten seefähigen Panzerschlachtschiffes „Gloire" in Frankreich beginnt eine Epoche in der Entwickelung der Marine, die nach und nach im Bau des Kriegsschiffes mit allem Ueberlieferten bricht, neue Grundsätze einführt und so eine Umgestaltung der Marine von Grund aus bewirkt. Der Panzerschutz war gegen die Sprengwirkung der Artilleriegeschosse nothwendig geworden, Grund genug, die Durchschlagskraft der Geschosse zu steigern. So entbrannte gegen Ende der 60er Jahre zwischen Panzer und Geschütz ein wechselvoller Wettstreit, dessen Abschluß einstweilen noch nicht abzusehen ist; er hat in der Folgezeit im Wesentlichen die vielen Wechsel in der Bauart und Einrichtung der Schlachtschiffe hervorgerufen. Bis zur Mitte der 70er Jahre schien die Ueberlegenheit des Panzers gesichert, aber die Fortschritte im Geschützwesen: Ringkanonen, Hartguß- und Stahlpanzergeschosse, braunes, später rauchloses Schießpulver, lange Kanonen, verschafften nach und nach der Artillerie ein Uebergewicht, das man mit immer größern Schiffen und stärkern Panzern bekämpfte. Man beschränkte sich aber nicht auf diese Waffen. Die Wiedererlangung der Eigenbewegung der Schiffe mußte zur Taktik des Alterthums zurückführen und den Sporn wieder aufleben lassen. Der französische Admiral Labrousse befahl bereits 1840 bei Einführung der Schraubenschiffe, den Bug derselben mit einem Sporn zu bewehren, aber erst zu Anfang der 60er Jahre gelangte sein Vorschlag, in Frankreich bei den Panzerschiffen „Magenta" und „Solferino", in England „Resistence" und „Defence" zur Anwendung. Seitdem erhält jedes Schlachtschiff und jeder größere Kreuzer einen Rammbug. Die in der Schlacht bei Lissa mit dem Rammstoß erzielte ungeheure Wirkung führte zur Aufstellung der sogenannten Rammtaktik, welche den Sporn, das Schiff als Ramme, zur Hauptwaffe im Gefecht machen wollte. Sie wirkte fördernd auf die Entwickelung der Beweglichkeit der Schiffe, auf deren innere Eintheilung in wasserdicht verschließbare Räume durch Quer- und Längswände, um die Wirkung des Rammstoßes zu lokalisiren. Die Nothwendigkeit dieser Einrichtungen förderte ihrerseits die Verwendung von Eisen und Stahl zum Schiffbau. Schon 1854 wurden Handelsschiffe aus Eisen gebaut, in der Marine wurde die Zweckmäßigkeit des Eisenbaues viel bestritten, in Frankreich wurden deshalb noch bis 1876 Panzerschlachtschiffe (Trident) und Kreuzer aus Holz gebaut,

in England ist man schon ein Jahrzehnt früher zum Eisenbau übergegangen. Dem Eisen folgte bald der Stahl, der das Gewicht des Schiffsrumpfes verminderte und das ersparte Gewicht für andere Zwecke (Panzer, Artillerie) verfügbar machte

Die Panzerschiffe hatten bereits mehrere Wandlungen hinsichtlich ihrer Bauart und Einrichtung hinter sich, als die Torpedoboote Mitte der 70er Jahr ihnen gegenübertraten. Glaubte man Anfangs, daß es am vortheilhaftesten sei, die Torpedoboote so klein als möglich zu machen, und daß solche von 8—12 Ton genugen würden, so erkannte man bald, daß der aus dieser geringen Größe hervorgehende Mangel an Seetüchtigkeit ihren Nutzen fast ganz aufhob. Infolgedessen wuchsen sie nach und nach auf 30, 40, 50—90 Ton. Damit war der Vortheil, den ihre Kleinheit als Ziel der feindlichen Artillerie bot, zum guten Theil geopfert, er wurde aber durch die Steigerung ihrer Fahrgeschwindigkeit wieder gewonnen, ging jedoch abermals verloren, als man die Mitrailleusen und Schnellfeuerkanonen einführte. Immerhin ist schnelles und überraschendes Auftreten erste Bedingung für den Erfolg eines Angriffes der Torpedoboote. Die großen Fortschritte im Bau von Schiffsmaschinen haben zu Torpedobooten von 27 Knoten Fahrgeschwindigkeit geführt, und die bereits angebahnte Verwendung von Masut als Brennstoff in den Kesselfeuerungen vermeidet die verrätherischen Funken und Rauchwolken aus den Schornsteinen. Daher sind auch heute noch die Torpedoboote die gefürchtetsten Gegner der Schlachtschiffe und Kreuzer Zu ihrer Abwehr dienen sowohl die Torpedobootjäger, Schiffe von 250—700 Ton und großer Schnelligkeit, die unter Anwendung von Wasserrohrkesseln bereits bis zu 29 Knoten gesteigert ist (Mitte 1895, England hat aber solche von 30 Knoten in Bau gegeben), als auch die Schnellfeuerkanonen, die in mehr oder minder großer Zahl alle Schiffe an Bord fuhren. — Da die Marine den heimischen Seehandel schützen, den feindlichen schädigen soll, so bedarf sie hierzu solcher Schiffe, die den Handelsschiffen an Fahrgeschwindigkeit überlegen sind, einen großen Vorrath an Kohlen für lange Reisen (5—10 000 Seemeilen) an Bord haben und eine kräftige Schnellfeuerartillerie besitzen Diesen Zweck haben die Kreuzer, die, je nachdem sie in näheren oder ferneren Meeren auf kurze oder längere Zeit, selbständig oder in Geschwadern auftreten sollen, verschieden groß und hiernach in 3—4 Klassen getheilt sind. England ist mit den beiden Kreuzern „Powerful“ und „Terrible“ zu Schiffen von 14 200 Ton, 152 m Länge und 25 000 Pferdestärken hinaufgegangen, die 23 Knoten Geschwindigkeit und Kohlen fur 20 000 Seemeilen Fahrt haben. Die Kreuzer sind in der Regel durch ein Panzerdeck geschützt, und diejenigen, die den Kern von Kreuzergeschwadern bilden und den Kampf mit feindlichen Kreuzern aufnehmen sollen, haben auch gepanzerte Seitenwände und schwere Kanonen in gepanzerten Geschutzthurmen sowie eine starke Armirung von Schnellfeuerkanonen des größten bis kleinsten Kalibers Diese Panzerkreuzer unterscheiden sich daher von den Schlachtschiffen oft nur durch geringere Stärke des Panzers, aber größere Fahrgeschwindigkeit Die eigentlichen Schlachtschiffe sind Panzerschiffe, mit den schwersten Geschutzen armirt und vom stärksten Panzer geschützt, sie sollen in sich die größte Angriffs- und Widerstandskraft vereinen, um

mit jedem Feinde um den Sieg ringen zu können. Sie führen außer den Hauptgeschützen in Panzerthürmen eine Beiarmirung von Schnellfeuerkanonen größten bis kleinsten Kalibers, aber alle hinter Panzerschutz, die kleinern hinter Schutzschilden. Diese Panzerschiffe, die an die Stelle der frühern Linienschiffe getreten sind, sollen für die Schlacht auf hoher See in allen Meeren geeignet sein und sind ebenso zum Angriff auf die stärksten Küstenbefestigungen bestimmt. Sie müssen daher unbeschränkte Seefähigkeit und hinreichenden Kohlenvorrath besitzen. In diesen Eigenschaften unterscheiden sich von ihnen die für die Küstenvertheidigung bestimmten Panzerschiffe, die ihrer geringen Bordhöhe wegen für den Kampf auf hoher See nicht geeignet sind und nur geringen Kohlenvorrath fassen können, weil sie ihn in der Nähe der Küste jederzeit auffüllen können. Sie haben auch geringern Tiefgang, aber stärksten Panzer und schwerste Artillerie. — Alle Panzerschiffe kämpfen mit den drei heutigen Offensivwaffen des Seekrieges, dem Geschütz, dem Torpedo und dem Sporn; unter ihnen ist das Geschütz die wichtigste, da sie auf weiten Entfernungen, im Küstenkriege bis zu 12 km und weiter, bis zur nächsten Nähe in Anwendung kommen und den Feind vernichten kann; der Torpedo ist auf die Entfernungen bis zu 450 m beschränkt und die Ramme kann nur als Gelegenheitswaffe gelten. Wie die Torpedofahrzeuge den Torpedo als eigentliche Waffe führen, so hat man neuerdings in Amerika Schiffe besonders für den Rammstoß gebaut. Für den Aufklärungs-, den Vorposten- und den Depeschendienst dienen die Avisos, meist Schiffe mittlerer Größe von großer Schnelligkeit, aber auch die kleinen Kreuzer und Torpedoboote werden dazu verwendet. Die großen Fortschritte im Bau von Schiffsmaschinen, im Panzer- und Geschützwesen seit dem Beginn der 80er Jahre sowie in der Schiffsbaukunst haben nothwendig verändernd und umgestaltend auf die Marine eingewirkt, so daß ihre Ausgestaltung nach allen Richtungen einem ununterbrochenen Werdegange gleicht; wann ein Ausruhen, ein Abschluß in dem Sinne erreicht werden wird, wie er zur Zeit der Segeltaktik bestand, ist einstweilen nicht abzusehen.

Literatur.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau. In 2 Bänden. Von Hans Delbrück. Zweite, nach den Ergebnissen der neueren Forschungen umgearbeitete Auflage. Mit Gneisenaus Bild und einem Plan von Kolberg. Berlin. Hermann Walther. 412 u. 371 S. 8. Preis 10 Mark.

Die zweite umgearbeitete Auflage der Biographie Gneisenaus, des unerschütterlichen Vertheidigers von Kolberg, begrüßen wir um so lebhafter, als sie willenlenkend und erhebend in unserer charakterlosen, männerarmen Zeit wirken, zur Umkehr und Selbstprüfung auffordern muß.

Das tapfer geschriebene Werk schildert die Erlebnisse des bewegten Lebens Gneisenaus mit historischer Treue und packender Lebensfrische. Wir lernen den Feldmarschall nicht als einen Mann kennen, den zufällige äußere Umstände leiten und bilden, vielmehr als einen in allen Verhältnissen sich die Eigenart wahrenden, durchgeistigten und durchsittigten Helden. Wie das Buch den in aller Größe doch schlichten und frommen Menschen, so schildert es auch den Feldherrn und Staatsmann mit einer Farbengebung, die uns sein Bild immer lebenswahr und lebenswarm erscheinen läßt. Das persönliche, das eigentliche biographische Element, tritt zuweilen hinter dem politischen, zeitgeschichtlichen zurück, um sich dann wieder desto klarer auf dem Hintergrunde des letzteren abzuheben. Gneisenaus Person, sein Einfluß auf die großen Geschehnisse im Anfange unseres Jahrhunderts, konnten nur dann die ihnen gebührende Würdigung finden, wenn die damalige Zeit heraufbeschworen wurde, eine Zeit, in der die Politik so oft in die Strategie übersprang, denn wenn je, so hieß es da: „Krieg ist jetzt die Losung auf Erden!"

Wenn wir oben sagten, daß „das Leben Gneisenaus" ein tapferes Werk sei, dann müssen wir dem hinzufügen, daß es auch ein patriotisches, in selbstbewußtem deutschen Sinne, in Wahrheitssinn und Wahrheitsmuth geschriebenes ist.

Der theilweise spröde und widerspenstige Stoff, den Delbrück zu verarbeiten hatte, ist mit seltenem organisatorischen Geschick und Takt gemeistert und Licht und Schatten richtig vertheilt; Phantasie und Scharfsinn halten sich in Weite und Freiheit des Horizonts die Waage. Weislich wählend, am rechten Orte sparsam oder freigebig, vermißt man dort, vielsagender Knappheit zum Trotz, nicht die Wärme, wie hier die Frische nicht mangelt.

Als ächter Sohn des Vaterlandes wirft der stahlharte Gneisenau in der traurigen Zeit allgemeiner Muthlosigkeit bei Kolberg zuerst einen Anker aus, an den deutsche Hoffnung sich klammert, um später in keckem Wagemuth und energischem

Festhalten sein Feldherrngenie zur Geltung und dadurch die Waagschale offensiver Kriegführung gegen den großen Corsen zum Sinken zu bringen. Die Blücher'sche von seinem Geist durchwehte Armee zog, einem Magneten gleich, die anderen verbündeten Gewalthaufen hinter sich her. Doch nicht den Sieg allein wußte unser Held zu erringen, er war auch Meister in seiner Ausnützung bis zum letzten Hauch von Mann und Roß.

Von der ganzen Größe kühnsten Entschlusses und zäher Durchführung legen die blutigen Schollen von Ligny und Belle-Alliance beredtes Zeugniß ab. Das dem Helden gelegentlich dieser Schlachten, deren welthistorische Folge größer war, als die strategische Wirkung, von Delbrück gesetzte Denkmal wiegt ein solches von Erz und Stein auf.

Aber nun weiß der verehrte Leser, das können wir versichern, von dem reichen Inhalt des gut ausgestatteten und mit orientirenden Kartenskizzen durchsetzten Werkes, doch erst recht so gut wie nichts, und deshalb rathen wir ihm, in den ersten besten Buchladen zu gehen, es zu holen und sich daran zu erheben. O. W.

Justus Perthes' See-Atlas. Eine Ergänzung zu Justus Perthes Taschen-Atlas von Hermann Habenicht. 24 kolorirte Karten in Kupferstich mit 127 Hafenplänen. Mit nautischen Notizen und Tabellen von Erwin Knipping. Gotha. Justus Perthes. Preis 2,40 M.

Von vorliegender zweiter Auflage des See-Atlas haben wir viele Besprechungen gelesen. Daß diese sich über eine Erscheinung aus dem bewährten geographischen Perthes'schen Verlage günstig auslassen, nimmt nicht Wunder. Was uns aber erstaunt ist der Umstand, daß die Empfehlungen sich lediglich auf das „Was" der Atlas bringt und das „Wie" er es giebt, beziehen, dagegen eines unberücksichtigt lassen, den Einfluß nämlich, den eine derartige, geographisches und nautisches Gebiet umfassende Arbeit auf die politische Bildung des deutschen Volkes auszuüben berufen ist. „Initium scientiae politicae geographia."

Dieser Einfluß, um kurz zu sein, beruht darauf, daß der Atlas die Aufmerksamkeit auf die Ozeane, d. h. dahin lenkt, wo in der Gegenwart mehr denn je im friedlichen und kriegerischen Ringen die großen seefahrenden Nationen sich begegnen und hohe Einsätze auf dem Spiele stehen.

Außer vorzüglichen Uebersichts- und Spezialkarten ist der physischen Geographie des Salzwassers und allem auf das Seewesen Bezügliche in geradezu erstaunlichem Maße Rechnung getragen.

Der billige Preis und das handliche Format des See-Atlas erleichtern die Verbreitung dieser zeitgemäßen Erscheihung.

Wanderungen über die Schlachtfelder von Saarbrücken und von Metz. Ein Reisebericht von Hermann Kunz. Berlin 1896. R. Eisenschmidt. Preis 1,20 M.

Vorstehende Wanderungen, ursprünglich für das Feuilleton der „Militär-

Zeitung“ bestimmt, erstrecken sich über ein Terrain, das wie kaum ein zweites schlachten- und gefechtsreich ist; dieselben wurden behufs militärischer Studien unternommen.

Außer von dem Verfasser gelieferten guten Terrainbeschreibungen und Berücksichtigung des Einflusses der Reliefs auf die vor über 25 Jahren dort stattgehabten Aktionen wird mancher Wink für etwa zu gleichen Zwecken zu unternehmende Reisen gegeben. Interessante Streiflichter fallen auf Land und Leute und die Denkungsart und Sitten der [illegible].

Mit Recht hebt Major [illegible] hervor, daß zu tieferem Verständniß, insonderheit aber für getreue Schilderung [illegible] Schlacht eingehende Terrainstudien an Ort und Stelle nothwendig sind. A.

Militärische und [illegible] Wünsche von Otto v. Monteton. Berlin, 1895. R. Felix. [illegible] S. Preis 5 Mark.

Selten habe [illegible] Buch in die Hand genommen, das mich, gleich dem vorstehenden, vom [illegible] zu Ende fesselte, selten aber auch eine Schrift gelesen, die sich über [illegible] militärischen und politischen Dinge in so geistreicher und [illegible] Weise ausläßt. Der Herr Verfasser behandelt, um einen Begriff [illegible] der Gegenstände zu geben, u. a. neben zweijähriger Dienstzeit [illegible], Aluminium-Pontons, Schießübung zu Pferde, Distanzritte und [illegible] auch den polnischen Rekruten und die Manöver- und Kriegs[illegible] ein Kapitel sich mit den afrikanischen Kolonien beschäftigt, sind andere [illegible] und der zersetzenden Herrschaft des Kapitalismus gewidmet.

[illegible] es dem Heere, gelte es der Politik, ist v. Monteton orientirt und [illegible] Feld in genialer Weise mit Ernst und Schwere hier, um an anderem [illegible] Sarkasmus zu geißeln.

Daß [illegible], gleichviel ob Soldat oder nicht, sich der Herzensergüsse Montetons [illegible] wird, davon bin ich überzeugt. Möchte dem Buche eine günstige Fahrt [illegible]!

[illegible] Kriegsfuhrwerke. Von Georg Kaiser, K. u. K. Regierungs[illegible] und Professor am höheren Artilleriekurse. Mit 42 Textfiguren [illegible] Figurentafeln. Wien, 1895. In Kommission bei Seidel [illegible]. 8. 144 S. Preis 3 Fl. 30 Kr.

[illegible] Train, was das Fuhrwesen uns an? Diese Aeußerung hört man [illegible] militärischen Kreisen als Zeugniß dafür, daß viele Offiziere einem [illegible] Moment der Kriegführung noch nicht die Aufmerksamkeit schenken, welche [illegible] Train und Kolonnen kann keine Armee entbehren. Die Artillerie und [illegible] ohnmächtig, sobald die Munition verschossen und nicht ersetzt [illegible] Gewässer, wo Brücken nicht vorhanden oder zerstört worden, zu [illegible] der Brückentrain nicht zu entbehren. Bei forcirten Märschen aber

in ausgesogenem Land muß auf die Proviant- und Fuhrpark-Kolonnen zurückgegriffen werden u. s. w.

Wenn diese Behauptungen wahr sind, und sie sind es, dann ist die Wichtigkeit der Kriegsfahrzeuge dargethan.

Wir begrüßen oben bezeichnete Schrift freudig und hoffen, daß ihr auch in der deutschen Armee die Aufmerksamkeit geschenkt wird, welche sie verdient.

Die Ausstattung derselben mit zahlreichen Zeichnungen lassen den Preis als einen niedrigen erscheinen. 12.

Zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bei der großen Menge der eingehenden Bücher kann die Redaktion eine Verpflichtung zur Besprechung jedes einzelnen nicht übernehmen. Es werden jedoch von nun an regelmäßig monatlich die eingegangenen neuen Erscheinungen der Militärliteratur an dieser Stelle aufgeführt werden und eine Besprechung der bedeutenderen Werke in möglichst kurzer Zeit je nach dem zur Verfügung stehenden Raume erfolgen.

Zum Victoria Nyanza. Eine Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise von C. Waldemar Werther, Premierlieutenant im Feldartillerie-Regiment Nr. 15. Mit vielen Textillustrationen und Skizzen. Zweite Auflage. Berlin, Herrmann Paetel. Broschirt 6 M.; elegant in Kaliko gebunden 7,50 M.

Der Volkskrieg an der Loire. Die entscheidenden Tage von Orléans im Herbst 1870. Dargestellt von Fritz Hoenig. 2 Theile. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn.

Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten? Von H. Kunz, Major a. D. Berlin 1896. R. Eisenschmidt.

Ideen einer Heeres-Reorganisation. Entworfen von G. v. S. Leipzig 1896. Moritz Ruhl.

Der Beresina-Uebergang des Kaisers Napoleon unter besonderer Berücksichtigung der Theilnahme der Badischen Truppen. Ein Vortrag, gehalten in der Garnison Freiburg von v. Lindau, Major im Generalstabe der 29. Division. Mit 3 Beilagen, enthaltend 7 Kartenskizzen, 1 Schlachtplan und 1 Ordre de bataille nebst Stärkeberechnung. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn.

Kurzer strategischer Ueberblick über den Krieg 1870/71. Von Moser, Hauptmann und Kompagniechef im Grenadier-Regiment Königin Olga (I. Württembergisches) Nr. 119. Zweite Auflage. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn.

Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht. Herausgegeben, gezeichnet, mit kurzem Text versehen von Richard Knötel. Band VII. Heft 1 u. 2. Rathenow 1896. Max Babenzien.

Handbuch der Uniformenkunde. Von Richard Knötel. Mit über 1000 Einzelabbildungen auf 100 Tafeln, gezeichnet vom Verfasser. Leipzig 1896 J. J. Weber.

Katechismus des deutschen Heerwesens. Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Moritz Exner, Oberstlieutenant z. D. und Vorstand des K. S. Kriegsarchivs. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig 1896. J. J. Weber.

Kriegsführung und Politik König Friedrich des Großen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges. Von Dr. Gustav Berthold Volz. Berlin 1896. Siegfried Cronbach.

Der Zug Suworoffs durch die Schweiz. 24. Herbst- bis 10. Weinmonat 1799. Mit zahlreichen Beilagen und Illustrationen nebst 10 Kriegskarten in besonderer Mappe. Von Rudolf v. Reiding-Biberegg, Oberstlieutenant im eidgen. Generalstab. Zürich 1896. Friedrich Schultheß.

Leitfaden für die Ausbildung der Unterführer und der Mannschaft zum Feuergefecht. Von Lambert, Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment Nr. 53 und Bossert, Hauptmann à la suite des Grenadier-Regiments König Karl (5. Württemberg.) Nr. 123. II. Theil. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1896. Zuckschwerdt & Co.

Die Kriegsartikel für den Dienstunterricht, erklärt und durch Beispiele erläutert von Paul v. Schmidt, Generalmajor z. D. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, 1895. Liebel's Verlag.

Die Erziehung der Einjährig-Freiwilligen aller Waffen zum Reserve-Offizier-Aspiranten. Grundlagen für das Bestehen der Prüfungen und für die Gesammt-Ausbildung der Reserve-Offiziere. Infanterie-Ausgabe. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und drei Tafeln. Von Hilken, Hauptmann z. D. und v. d. Mülbe, Hauptmann und Kompagniechef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2. Berlin, 1896. Liebel's Verlag.

Gesichtspunkte für die Lösung taktisch-strategischer Aufgaben, durchgeführt an den in den letzten Jahren bei den Aufnahmeprüfungen zur Kriegsakademie gestellten Prüfungsarbeiten. Von Meyer, Premierlieutenant im Kgl. Sächs. 9. Infanterie-Regiment Nr. 133. Berlin, 1896. Liebel's Verlag.

Eine Erinnerung an Solferino. Von J. Henry Dunant. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe nach der 3. Auflage des Originals bearbeitet. Auflage 5000 zu Gunsten des Bazars des Rothen Kreuzes in Bern. 26.—28. November 1895. Bern. F. Semminger.

Der Karlsruher Männerhilfsverein und sein Wirken während des Feldzuges 1870/71 mit Rückblick auf die ersten 25 Jahre seines Bestehens. Erinnerungsbilder, nach eigenen Erlebnissen und aktenmäßigen Aufzeichnungen dargestellt von Dr. Thomas Cathian, Architekt, Schriftführer des Vereins und ehemaliger Abtheilungsvorstand. Karlsruhe, 1896. J. J. Reiff.

Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Aus den hinter-

lassenen Papieren des Baron de la belle-Croix. Siebente Auflage. Jubiläumsausgabe. Leipzig, 1895. Zuckschwerdt u. Comp.

Die moderne Fechtkunst. Methodische Anleitung zum Unterrichte im Fleuret- und Säbelfechten nebst einem Anhange, enthaltend die wichtigsten Duellregeln. Von Gustav Ristow, k. und k. Hauptmann und Fechtlehrer. Mit 32 Figurentafeln. Prag, 1896. Josef Koch.

Die Anwendung der Photographie zu militärischen Zwecken. Bearbeitet von Kiesling, Premierlieutenant a. D. Mit 21 Figuren im Text. Halle a. S., 1896. Wilhelm Knapp.

Geist und Stoff im Kriege. Von C. v. B.—K. Erster Theil. Das achtzehnte Jahrhundert. Unter Benutzung handschriftlicher Quellen. Mit einer tabellarischen Uebersicht, einem Plane im Texte und sechs Skizzen als Beilagen. Wien und Leipzig, 1896. Wilhelm Braumüller.

Anhaltspunkte für den Ausbildungsgang der Rekruten der Infanterie in zwölf Wochenzetteln. Nach dem Exerzir-Reglement Abdruck 1889, der Schießvorschrift 1893, der Turnvorschrift 1895, der Bajonettirvorschrift 1889 und der Garnisondienstvorschrift 1888 für Offiziere und Unteroffiziere. Zusammengestellt von A. v. Brunn, Oberst und Kommandeur des 7. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 47. Vierte Auflage. Berlin, 1895. Liebel.

Ein Leibhusar im Kriege 1870/71. Erinnerungen aus großer Zeit. Von Dr. H. v. Nathusius-Neinstet, 2. Bibliothekar der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., früher Sekondelieutenant im 2. Leib-Husaren-Regiment Nr. 2. Braunschweig, 1896. Otto Salle.

La Flotte nécessaire. Les avantages stratégiques, tactiques et économiques. Par le contre-admiral F. E. Fournier. Paris et Nancy, 1896. Berger-Levrault & Co. 3 Frcs.

La Marine française au siècle prochain. Sa reorganisation, reformes nécessaires. Paris et Nancy, 1896. Berger-Levrault & Co. 4 Frcs.

Aide-Memoire de l'officier d'état major en campagne. Paris. Imprimerie nationale. 4 Frcs.

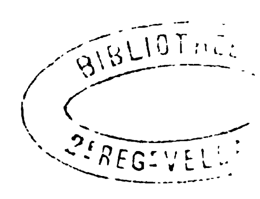
Stratégie et grande tactique d'après l'experience des dernières guerres. Par le général Pierron. Tome quatrième. Paris. Berger-Levrault & Co. 10 Frcs.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus I.



Die Monroe-Doctrin und die militärische Zukunft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Bei jeder Reibung sowie bei jeder zu kriegerischen Verwickelungen Anlaß gebenden Frontstellung der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas gegenüber dieser oder jener europäischen Seemacht, gelangt gewöhnlich in erster Linie die im Jahre 1823 offiziell proklamirte und seitdem oft erwähnte, aber vielfach mißverstandene und unrecht ausgebeutete Monroe-Doctrin zur Geltung.

Hat dieser nordamerikanische Staatsgrundsatz — den wir im wesentlichen, echten Wortlaute noch anführen werden — die schwerwiegendste Bedeutung nur nach außen hin aufzuweisen oder erlangt derselbe oft auch bei der Behandlung wichtigster innerer militärischer oder maritimer Organisationsfragen der Union für die leitenden höchsten Staatsmänner und Amtsstellen im Kapitole zu Washington Geltung als durchaus maßgebender Richtpunkt? Das ist eine Kernfrage, deren richtige Beantwortung vieles im Wesen des früheren und des heutigen nordamerikanischen Militarismus erklärt und auch zugleich einen genügenden Ausblick in die militärische Zukunft der Vereinigten Staaten ermöglicht.

Eigenthümlich und befremdend erscheint es, gegenwärtig von einem „Militarismus“ und gar von einer „militärischen Zukunft“ der nordamerikanischen Union zu reden. Wenn man aber obendrein dabei wagt, in durchaus sachgemäßer Weise das ganze „Sein oder Nichtsein?“ im Sinne des Prinzen Hamlet betreffs des Fortbestandes und weiterer Entwickelung des nordamerikanischen Militarismus innigst mit der Erhaltung und Wahrung der Monroe-Doctrin zu verknüpfen, läuft man Gefahr, die gröbsten Mißverständnisse zu erwecken, wenn man nicht die wunderlichen Wandlungen mit vorführt, welche diese Staats-Doctrin seit ihrer Entstehung (1823) im inneren wie im äußeren militärischen Verhalten der Union von Zeit zu Zeit herbeiführte.

In Europa erkannte wohl zuerst Friedrich der Große mit gewohntem Scharfblick die wahre Bedeutung der zu seiner Zeit entstehenden großen nordamerikanischen Freistaatenbildung, als er sich mit der Anerkennung der völligen Unabhängigkeit derselben beeilte und seinen Flügeladjutanten Friedrich Wilhelm von Steuben — starb im Jahre 1694 als nordamerikanischer General-

major und Generalinspektor zu Steubenville, Ohio — zum Uebertritt in den nordamerikanischen Kriegsdienst ermunterte.

Die Machtentwicklung, der wirthschaftliche Aufschwung sowie die territoriale Zunahme der Vereinigten Staaten begannen und vollzogen sich unter recht eigenartigen Bedingungen, die danach auch die gesammte Organisation des Wehrwesens dieser Staatenvereinigung erheblich und dauernd beeinflussen mußten.

Gegenwärtig bietet nun diese, zu einer gewaltigen Bevölkerungszahl sowie zu mächtiger Gebietsausdehnung und zu großem Reichthum gelangte Staatsmasse in militärischer und auch sogar in zeitgemäß maritimer Beziehung ein Gesammtbild, welches keinen Vergleich zu den in Europa quantitativ als durchaus erforderlich erachteten gleichartigen Einrichtungen und Vorkehrungen verträgt.

Wird dies im eigenen Interesse der nordamerikanischen Union so bleiben können? Wird die im Kapitole zu Washington residirende Bundesstaatleitung auch ferner im Bereiche der Heeres- sowie vor allen Dingen auch im Bereiche der Flottenorganisation den Forderungen der Zeit so fern bleiben dürfen wie bisher, ohne in diesen oder in jenen ziemlich naheliegenden Fällen tiefgehendste Schädigung der eigenen und vielleicht auch werthvollsten Interessen dabei direkt gewärtigen zu müssen?

Nach auswärts gerichtete Beziehungen können unerwartet in recht arge Verwickelung gerathen und dürften die dabei entstehenden Reibungen und Schwierigkeiten kaum auf befriedigende Lösung rechnen, wenn „Uncle Sam“ (Onkel Samuel, scherzhafte Umschreibung für „United States“) nicht rechtzeitig seine Rechtsansprüche und Forderungen mit entsprechenden Machtmitteln unterstützen, bezw. wirksam vertreten kann. Wie es in dieser Hinsicht, namentlich auf maritimem Gebiete, im Kriegswesen der Vereinigten Staaten für gegebene Fälle bestellt ist, zeigt schon jeder flüchtige Einblick oder gar erst ein Vergleich mit europäischen Seemächten.

Wird das so bleiben? Wird die von nordamerikanischen Universitätsdozenten auch neuerdings dringend empfohlene „Abschließung um jeden Preis“ sich ferner bei Erwägung wichtigster nationaler Heeres- und Flottenfragen zu Recht behaupten und die Beschlüsse des Bundessenates in Washington leitend beeinflussen können in den damit zusammenhängenden auswärtigen Angelegenheiten?

Was wurde bisher dabei erreicht oder auch eingebüßt?

Das Gleichniß vom „Herkules am Scheidewege“ drängt sich jedem Einsichsvollen unwillkürlich auf, der die jetzigen Machtmittel und Wehrverhältnisse der nordamerikanischen Union zu Wasser und zu Lande kennt und, die Entwürfe sowie Anregungen der leitenden Amtsstellen beachtend, gleichzeitig wahrnehmen muß, wie auch da mit der vielberufenen Monroe-Doctrin

im Lande pro et contra Stimmung gemacht wird nach Neigung und — Bedarf!

Ob die Zukunft Cuba's, die Aneignung Hawaii's, Venezuela's Grenzstreit mit Großbritannien oder auch die geplante Ausführung und danach beabsichtigte ausschließliche Beherrschung des wichtigen Nicaragua-Kanals in Betracht gelangt, immer wird der springende Punkt in der schnellen, ausreichenden und damit zugleich auch durchaus zeitgemäß gearteten Kriegsbereitschaft der Vereinigten Staaten zunächst bestehen. In entgegengesetzter Beziehung kann oder muß zuweilen der gegenwärtig in der nordamerikanischen Union wieder hoch angepriesene „Abschluß um jeden Preis“ den Vereinigten Staaten bei gänzlicher Verneinung der Monroe-Doctrin schädlicher werden, als dieses oder jenes kühne Wagniß im gegebenen Falle.

Ehe wir die gegen jede weitere militärische Organisation in Nord-Amerika gerade jetzt sich wieder kräftig regende Strömung kennzeichnen in der hauptsächlichsten Kundgebung, sei es gestattet, in knappen, aber deutlichen Umrissen zu zeigen, wie gerade Großbritannien unter Leitung seines berühmten Staatsmannes George Canning das Gedeihen der Monroe-Doctrin in Nord-Amerika begünstigte und damit eine Richtung dort hervorrief, die in der Folge dann häufig genug gegen jedes englische Vorgehen auf amerikanischem Boden oder in amerikanischen Gewässern sich kehrte.

Als vor einem Jahrhundert der aus Virginien stammende Oberst James Monroe — geboren im virginischen Bezirk Westmoreland 1759, gestorben 1831 in New York — in Paris als nordamerikanischer Botschafter wirkte, und, den französischen Forderungen gegenüber wenig Festigkeit zeigend, von George Washington im Jahre 1796 heimberufen wurde, ahnte er wohl kaum, daß er später ein grundlegendes militärisches Vermächtniß den Vereinigten Staaten hinterlassen würde, das noch nach Generationen einen Angelpunkt vielseitigster militärischer und staatsökonomischer Erwägungen im Kapitole der nordamerikanischen Bundesstadt Washington bilden mußte, sobald die Wahrung und Stärkung der militärischen und maritimen Wehrkraft dort zur entscheidenden Besprechung gelangte und Vorschläge gemacht wurden.

Es ist durchaus unrichtig, wenn man, wie dies gegenwärtig noch zumeist der Fall ist, annimmt, die Monroe-Doctrin habe für die Vereinigten Staaten nur nach außen hin, d. h. vorzugsweise gegenüber den in amerikanischen Gebieten etwa vorgehenden europäischen Seemächten von Fall zu Fall eine beachtenswerthe Bedeutung.

James Monroe, der im Jahre 1811 das arg verwahrloste nordamerikanische Kriegsministerium übernahm und die Wehrkraft der Union möglichst förderte und hob, bekundete im Jahre 1823 als Präsident der Vereinigten Staaten mit Aufstellung seiner viel erwähnten Doctrin eine tiefere Absicht, als wie sie mit einer von Zeit zu Zeit und von Fall zu

Fall hervortretenden Demonstration oder Manifestation für Augenblickserfolge angezeigt erscheinen konnte.

In Wirklichkeit steht auch jetzt wieder jede Anregung, die die Mehrung und Hebung der nordamerikanischen Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande betrifft, im engsten Zusammenhange mit der Monroe-Doctrin. Mehr denn je zuvor wird gegenwärtig in Nord-Amerika von den deutlich und ziemlich regsam hervortretenden Gegnern des Militarismus betont: „lieber den kriegerischen Nationen Europas in Süd- und in Zentral-Amerika freie Hand zu lassen und eine „allzu wörtliche“ Auslegung der Monroe-Doctrin zu vermeiden, als daß man sich der Vortheile begebe, welche durch die abgeschlossene, recte bis dahin abgerundete und zusammenhängende Lage der jetzigen Vereinigten Staaten in staatsökonomischer Hinsicht sich zur Geltung bringen bei größten Ersparungen im Heeres- und Flottenbudget!“ Innere staatswirthschaftliche Bedenklichkeit soll dabei vorherrschen.

Unter welchen Umständen entstand die Monroe-Doctrin, die in der vom 2. Dezember 1823 datirten Jahresbotschaft des Präsidenten James Monroe dem Kongreß der Vereinigten Staaten gegeben wurde, und was umfaßte sie eigentlich? Sowohl die Begleitumstände der Entstehung als auch die in der Folge oft recht verschiedenartig ausgefallene Werthbemessung und Wortlautauslegung genannter Jahresbotschaft geben uns interessanteste Erläuterungen.

Bekanntlich besaß das vordem zur See so übermächtige Spanien noch im Beginn unseres Jahrhunderts in Süd- und in West-Amerika große Küstenstriche und Provinzen. Als dann der erste Bonaparte das europäische Königreich Spanien mit der gleichzeitigen Absetzung des dort herrschenden Bourbonengeschlechts überwältigte, gab er den ersten Anstoß zu den Umwälzungen und Erschütterungen, welche danach in Süd-, Zentral- und West-Amerika entstanden und diese bis dahin von Spanien beherrschten amerikanischen Gebiete viel schwerer heimsuchten, als es jemals die ärgste Mißwirthschaft, Ausbeutungsgier und Eigenmächtigkeit der von der pyrenäischen Halbinsel gekommenen Statthalter und sonstigen Gewalthaber vermocht hätte.

Chili, Peru, Venezuela, Buenos-Ayres, Mexiko 2c. 2c. rissen sich von Spanien los und eine zwanzigjährige Periode grausamster und erbittertster Parteikämpfe bezeichnete zunächst die „Segnungen“ der verheerenden „Befreiungskämpfe“, in denen das Ränkespiel europäischer und namentlich britischer Diplomatie die hauptsächlichsten Wendungen beeinflußte und nicht selten sogar direkt dirigirte mit wechselnden Erfolgen.

Die Gegenstellung Großbritanniens gegenüber der auf dem europäischen Festlande herrschenden Heiligen Allianz der Kontinentalmächte Rußland, Preußen, Oesterreich 2c. 2c. fand unter dem leitenden britischen Staatsmanne George Canning (nach dessen eigenen schriftlichen Bekenntnissen!) eine

thatsächliche Bekräftigung in der Beeinflussung der spanisch-amerikanischen Wirren und in der dabei direkt hervorgerufenen nordamerikanischen Monroe-Doctrin. Recht eigenartige Gründe erwiesen sich da als maßgebend. Großbritannien trat unter George Canning als schlau „befürwortende“ Schutzmacht der „Unabhängigkeit“ und „Unverletzlichkeit“ Gesammt-Amerikas gegenüber Europa auf, um das Wiederemporgelangen der spanischen Seemacht und der spanischen Beherrschung amerikanischer Festlandsgebiete um jeden Preis zu verhindern.

Nach dem endgiltigen Sturze des ersten Bonaparte hatte die in Spanien wieder eingesetzte Bourbonendynastie dann noch versucht, mit Waffengewalt die auf dem amerikanischen Festlande zuvor beherrschten Gebiete wieder unter die alte Botmäßigkeit zu zwingen. Die revolutionären Wirren und Erschütterungen im eigenen Stammlande schwächten jedoch die überseeisch beabsichtigte Machtentfaltung derartig, daß in den spanisch-amerikanischen Landesgegenden trotz der überhand nehmenden Verwirrung der dortigen Aufstandsparteien die Wiederaufrichtung altspanischer Regierungsgewalt äußerst erschwert wurde und schließlich gänzlich versagte.

Zu Ende des Jahres 1822 traf der Kongreß zu Verona in den spanischen Angelegenheiten Vorkehrungen und Beschlüsse, die die Wiederaufrichtung spanischer Herrschaft und spanischer Machtentfaltung bezwecken sollten. Frankreich hatte zu dieser Zeit, Dezembermonat 1822, eine Armee von 60 000 Mann an der spanischen Grenze — angeblich wegen „Kordonerrichtung“ gegen das in Barcelona damals herrschende gelbe Fieber — aufgestellt. Nach eingehenden Berathungen der in Verona vertretenen europäischen Großmächte wurde Frankreich gegen den Willen Großbritanniens ermächtigt, zu Gunsten Königs Ferdinand VII. von Spanien in dessen Lande mit Waffengewalt vorzugehen und die inneren Wirren Spaniens zu unterdrücken. Anfangs April 1823 rückte der Herzog von Angoulême mit 83 000 Mann ohne jede Kriegserklärung in Spanien ein und seine Proklamation besagte nur: „daß die Franzosen als Freunde kämen, nur um Spanien von den Greueln der Anarchie zu befreien, nicht um Eroberungen zu machen!“

Mit der schnellen Wiedererrichtung altspanischer Regierungsgewalt glaubten die in Verona hauptsächlich maßgebend gewesenen europäischen Festlandsmächte auch recht bald eine Wiederbelebung der spanischen Seemacht hervorrufen zu können, um damit auch leichter dem maritimen Uebergewichte Großbritanniens in ausreichender Weise begegnen zu können. Daß das wiedererstarkende Spanien dabei zunächst auch die losgerissenen amerikanischen Gebiete wiedergewinnen müsse, galt als selbstverständlich und wurde ausdrücklich hervorgehoben.

Nur die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hatten es bis dahin gewagt, die kämpfenden Aufstandsparteien in den spanisch-amerikanischen

Festlandsgebieten und Küstengewässern offen und rückhaltslos als zur Kriegführung berechtigte Mächte anzuerkennen.

Jetzt, da die Franzosen als Bevollmächtigte der heiligen Allianz die spanischen Wirren beenden und damit zugleich auch die Wiedererrichtung der altspanischen Seemacht beschleunigen sollten, trat der britische Minister des Auswärtigen, der gewandte und energische George Canning mit dem in London weilenden nordamerikanischen Gesandten Rush in engste Verbindung. Canning wußte überzeugend darzulegen, daß die Wiederherstellung altspanischer Herrschaft in den Festlandsgebieten und Küstengegenden Süd-, Zentral- und West-Amerikas den gesammten nordamerikanischen Macht- und Handelsinteressen ebenso widerstreite, als den gleichartigen britischen Beziehungen in diesen Theilen Amerikas.

Nach der Ansicht des schlauen George Canning mußte eine äußerst entschiedene Stellungnahme und energische Abwehrerklärung der Vereinigten Staaten gegenüber Spanien und gegenüber dessen damals besonders hervortretende Schutzmächte bezw. Verbündete, bei den zu dieser Zeit zur See noch ziemlich schwachen Festlandsmächten Europas eine gewaltige oder auch geradezu unwiderstehliche Wirkung erzielen.

Die Heilige Allianz der Großmächte des europäischen Festlandes hatte die Angelegenheiten Spaniens auf amerikanischem Boden zur eigenen Sache erhoben und Rußland, doch eines der hervorragendsten Glieder der großen europäischen Staatengruppirung, stand mit der in Washington residirenden nordamerikanischen Bundesregierung gerade in Unterhandlungen wegen besserer Abgrenzung seines Alaskagebietes — 1787 von der russisch-amerikanischen „Jagd- und Fischfangs-Kompagnie“ besetzt worden und von der russischen Regierung im Jahre 1867 an die Vereinigten Staaten dann für 7 200 000 Dollars abgetreten —, als Präsident James Monroe mit der vom 2. Dezember 1823 datirten und an den Kongreß der Vereinigten Staaten gerichteten Jahresbotschaft hervortrat, welcher danach unter der Benennung: „Monroe-Doctrin“ so außerordentliche Bedeutung beigemessen wurde.

Im Wesentlichen wurde da Folgendes kundgegeben gegenüber europäischen Staatsbesitzansprüchen und Machterweiterungsbestrebungen in Amerika:

„In den Diskussionen, zu welchen diese Fragen Anlaß gegeben haben, und in den Anordnungen, welche daraus entstehen mögen, schien uns die richtige Gelegenheit gegeben, Folgendes als einen Grundsatz hinzustellen, der das Recht und die Interessen der Vereinigten Staaten betrifft, nämlich, daß auf Grund der freien und unabhängigen Stellung, welche die amerikanischen Kontinente errungen haben und aufrecht erhalten, sie fernerhin nicht mehr als Territorium für Kolonisation von irgend einer europäischen Macht betrachtet werden dürfen.“

Ferner: „In Angelegenheiten, welche die europäischen Mächte allein angehen, haben wir uns nie eingemischt und verträgt sich eine Einmischung nicht mit unserer Politik. Nur, wenn unsere Rechte angegriffen oder ernstlich bedroht sind, vergelten wir die Schädigung oder machen Anstalten zur Vertheidigung. Aber mit den Ereignissen auf dieser Hemisphäre sind wir nothwendiger Weise enger verknüpft und zwar aus Gründen, die allen unparteiischen Beobachtern sofort einleuchten müssen."

Deutlicher für diese gegen die europäischen Großmächte gerichtete Kundgebung und für weitere Fälle berechnet erscheinen folgende Sätze:

„Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesen Mächten und den Vereinigten Staaten machen es uns zur Pflicht zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System auf diese Hemisphäre auszubreiten, als gefahrdrohend für unsern Frieden und für unsere Sicherheit ansehen würden. Die bestehenden Kolonien oder Besitzungen europäischer Regierungen haben wir nicht behindert und werden wir nicht behindern. Aber im Verein mit den Regierungen, welche ihre Unabhängigkeit erklärt und aufrecht erhalten und deren Unabhängigkeit wir nach reiflicher Ueberlegung und gerechten Prinzipien anerkannt haben, können wir eine Einmischung zum Zwecke ihrer Unterjochung oder um ihre Geschicke in irgend welcher anderen Weise zu kontrolliren, in keinem anderen Lichte betrachten, als in dem der Erklärung unfreundlicher Gesinnung gegen die Vereinigten Staaten."

James Monroe hatte in der geheimen Kabinetsberathung zu Washington, die mit der Abfassung und endgiltigen Feststellung des Inhaltes dieser wichtigen Jahresbotschaft sich eingehendst beschäftigte, noch seinen ganzen Einfluß aufbieten müssen, daß wenigstens die schroffsten und abstoßenden Formen, die man hier angewendet wissen wollte, möglichst vermieden wurden.

Drei Hauptpunkte bilden die Grundlagen der nach Monroe benannten Doctrin.

1. Keine Gründung weiterer europäischer Kolonien auf dem amerikanischen Festlande.
2. Keine Einmischung der Vereinigten Staaten in die Verhältnisse bereits bestehender europäischer Kolonien in Amerika.
3. Keine Duldung der Einmischung europäischer Mächte in die Verhältnisse irgend einer amerikanischen Nation.

Letzterer Hauptpunkt wurde jedoch während der Gründung des freilich nur einige Jahre (1864 bis 1867) bestehenden und durch französische Kriegsmacht hervorgerufenen neu-mexikanischen Kaiserreichs von „Uncle Sam" ignorirt aus diversen naheliegenden Gründen. Und nicht bloß da, sondern auch schon vorher!

Was James Monroe in oben angeführter Botschaft der gesetzgebenden Versammlung der Vereinigten Staaten nicht blos zur Erreichung eines Augenblickserfolges, sondern auch in seiner Eigenschaft als erfahrener Leiter

des nordamerikanischen Kriegsdepartements zur sachgemäßen Beherzigung nahelegte, hatte schon zwei Jahre zuvor, ehe noch die europäischen Festlandsmächte auf dem Kongresse zu Verona weitreichende Beschlüsse faßten und für spanische Machtinteressen öffentlich Partei ergriffen, ein anderer Nord-Amerikaner gleichartig und ebenso deutlich vorgeführt.

Der mit den britischen Staatsmännern seit den in Gent 1814 stattgefundenen Friedensverhandlungen persönlich bekannt und befreundet gewordene Henry Clay (geboren 12. April 1777 in Hannover-County, Virginien, gestorben 29. Juni 1852 in Washington) eiferte schon im Sommer des Jahres 1821 in öffentlich gehaltenen Sensationsreden gegen die auf dem europäischen Festlande herrschende und den Vereinigten Staaten feindlich gesinnte Richtung der Heiligen Allianz. Die Angriffspläne derselben im Sinne des britischen Ministers George Canning schildernd, hob Clay die Nothwendigkeit hervor, daß alle amerikanischen Republiken ihre Freiheit und nationale Unabhängkeit gemeinsam vertheidigen mußten.

Clay wurde im nordamerikanischen Kongreß der unermüdliche Vorkämpfer für die Anerkennung der Unabhängigkeit der südamerikanischen Koloniegebiete und bewog endlich auch den Kongreß zu der bestimmten Erklärung: „daß jede Einmischung der europäischen Großmächte in die inneren Angelegenheiten Südamerikas als eine Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten betrachtet werden müsse.“ Wie dachten darüber erfahrene südamerikanische Staatsmänner?

Ueber die dann in Süd-Amerika eingetretene „beispiellose Glückseligkeit“ fällte der Befreier Simon Bolivar, genannt „die Seele der Freiheitsbestrebungen Süd-Amerikas“ — geboren 24. Juli 1783 zu Caracas, gestorben 10. Dezember 1830 zu San Pedro — folgendes kaltkritische Urtheil einen Monat vor seinem Tode und auf Grund Jahrzehnte hindurch gesammelter Erfahrungen:

Einen Brief vom 9. November 1830 an den General Flores von Ecuador richtend, gab Bolivar als militärisch geschulter Staatsmann in folgenden Sätzen ein Bekenntniß, welches die nordamerikanischen Repräsentanten James Monroe und Henry Clay mindestens verblüfft, den britischen Minister George Canning aber kaum überrascht haben würde.

Simon Bolivar, der heldenhaft und uneigennützig für die Befreiung Süd- und Zentral-Amerikas gekämpft und gewirkt, sowie dabei sein gesammtes Vermögen eingebüßt hatte, schrieb am 9. November 1830 wörtlich an den schon genannten General:

„Nahezu 20 Jahre bin ich im Besitze der Macht gewesen, habe aber daraus nur wenig endgültige Schlüsse gezogen. Hier sind sie.“

1. Süd-Amerika ist für uns nicht zu regieren.
2. Wer seine Dienste einer Revolution widmet, pflügt die See.
3. Das Einzige, was (Süd-)Amerika anzurathen, ist Auswanderung

4. Dieses Land wird unvermeidlich in die Hände eines zügellosen Pöbels fallen und so nach und nach die Beute kleiner Tyrannen aller Farben und Rassen werden.
5. Verheert durch alle möglichen Verbrechen und ruinirt durch unsere Wildheit, wie wir sind, werden es die Europäer nicht der Mühe werth halten, unser Land zu erobern.

Bolivar hatte im Jahre 1828 mit fast unbeschränkter Gewalt die Präsidentschaft der Republik Columbia so geführt, daß Peru ihm den Krieg erklärte, sein Geburtsstaat Venezuela sich von der kolumbischen Union lossagte und er selbst am 27. April 1828 seine Abdankung unterzeichnen mußte.

Spanien hatte bis zum Beginn des Jahres 1826 auf amerikanischem Festlandsgebiete sich zu behaupten versucht. Als am 19. Januar 1626 der befestigte Küstenplatz Callao in Peru nach dreizehnmonatlicher tapferer Vertheidigung wegen Aushungerung übergeben werden mußte, schwand die spanische Flagge nach dreihundertjähriger Herrschaft vom letzten spanischen Stützpunkte auf dem amerikanischen Festlande. Großbritannien hatte seine Absicht erreicht im vollsten Umfange.

Unter George Cannings Einfluß hatten die britischen Handelspolitiker die Aufständischen in den vormals von Spanien so scharf beherrschten südamerikanischen Festlandsgebieten reichlichst mit Geld, allerlei Kriegsmitteln &c. &c. unterstützt. Am 12. Dezember 1826, als der erwähnte Premierminister Großbritanniens wegen der Einmischung Frankreichs in die portugiesischen Wirren zu Gunsten Dom Miguels sich zu einer Erklärung gedrängt sah, konnte er unter dem Beifalle seiner Anhänger frei und offen äußern:

„Man behauptet, Großbritannien habe sich entehrt durch die französische Intervention von 1823 in den Augen Europas. Nein! Wenn Frankreich Spanien gewann, so war es **ohne Indien. Ich** habe die Neue Welt ins Leben gerufen und die Rechnung ausgeglichen!"

Das war ebenso deutlich für Amerika als auch für Europa gesprochen.

Für die britische, direkt gegen Spanien und ferner auch gegen die übrigen am Seehandel und Weltmeerverkehr interessirten Festlandsmächte Europas gerichtete Handels- und Seemachtspolitik bildete die in Nord-Amerika proklamirte Monroe-Doctrin im Jahre 1823 und in der nächstfolgenden Zeit einen maßgebenden Richtpunkt. George Canning hatte im britischen Sinne sowie für die Wahrung britischer Sonderinteressen mit seiner geschickt berechneten Beeinflussung der nordamerikanischen Staatsmänner vorläufig einen großen diplomatischen Erfolg gegenüber dem übrigen, den Wettbewerb über See versuchenden Europa errungen.

In der Folge mußte Old-England dann freilich bei verschiedenen Gelegenheiten erleben, daß Uncle Sam zwar einen breiten Rücken hat, daß

aber das alte Bibelwort: „Wer Wind säet, kann leicht Sturm ernten!“ sich auch da häufig recht kräftig bewährte.

Der nordamerikanische Bundessenator Charles Sumner geboren 6. Januar 1811 in Boston, gestorben 11. März 1874 in Washington verstieg sich dann gleich anderen hervorragenden Nord-Amerikanern zu der äußerst bezeichnenden Behauptung: „die ganze Monroe-Doctrin sei überhaupt englischen Ursprungs!“

Diese Aeußerung gewinnt an Bedeutung recht erheblich, wenn berücksichtigt wird, daß Charles Sumner im nordamerikanischen Bundessenate seit dem Jahre 1850 nicht blos als entschiedenster Gegner der Sklaverei auftrat, sondern auch in der interessanten Zeit von 1860 bis 1870 (die ja auch das Entstehen und Vergehen des von Frankreich hervorgerufen wordenen neumexikanischen Kaiserthums umfaßte) als Vorsitzender des Senatskomitees für die Auswärtigen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten im Kapitole zu Washington maßgebenden Einfluß besaß.

Und in Bezug auf diese eigenartige Sonderstellung Sumners in Beurtheilung der Monroe-Doctrin muß auch der Umstand Erwähnung finden, daß dieser Bundessenator der Richtung des Generals und Unionspräsidenten Ulysses Sidney Grant sich in entschiedenster Weise widersetzte.

Unstreitig ging Sumner in seiner absprechenden Beurtheilung der Monroe-Idee zu weit, denn der kriegserfahrene und einsichtsvolle Bundespräsident James Monroe fiel nicht so blindlings auf den Köder hinein, den der britische Premier George Canning durch den in London weilenden nordamerikanischen Gesandten Richard Rush so geschickt in Washington zur rechten Zeit anzubringen wußte.

James Monroe verhandelte im Herbste 1823 diese Angelegenheit erst recht gründlich mit seinen Vorgängern James Madison (geb. 1758, gest. 1836) und Thomas Jefferson (geb. 1743, gest. 1836), und fand bei Beiden größte Zustimmung.

Der einsichtsvolle und erfahrene Jefferson schrieb sogar ganz begeistert in dieser weitreichenden und äußerst verantwortungsvollen Sache wörtlich „Diese Frage ist die weitaus wichtigste, welche mir zur Begutachtung vorgelegt worden ist seit der Unabhängigkeitserklärung. Diese machte uns zur Nation, jene richtet unsern Kompaß und zeigt uns den Kurs, welchen wir steuern müssen durch den Ozean der Zeit.“

Hier sei noch bemerkt, daß Thomas Jefferson der Verfasser der am 4. Juli 1776 veröffentlicht wordenen Unabhängigkeitserklärung war.

Als James Monroe, gestützt auf die Zustimmung der bewährtesten nordamerikanischen Staatsmänner, darauf in seiner Eigenschaft als Präsident der Vereinigten Staaten dem Kabinete in Washington seine an den Kongreß gerichtete Botschaft zur Begutachtung vorlegte, wußte er eine

Klippe geschickt zu vermeiden, die der Brite George Canning in Berechnung gezogen hatte.

Der Staatssekretär John Quincy Adams — geboren 1767, dann 1794 als nordamerikanischer Gesandter im Haag und 1816 als solcher in St. Petersburg thätig, sowie ferner von 1825 bis 1828 Präsident der Vereinigten Staaten, starb am 23. Februar 1848 — bot Alles auf, um im Sinne George Cannings das Ganze noch erheblich zu verschärfen und in eine bedeutend schroffere Form zu bringen.

Adams, der in der Zeit von 1798 bis 1801 auch als Gesandter in Berlin geweilt und unter anderem Schlesien bereist und gründlich beschrieben hatte, war ein Kenner europäischer Zustände und Verhältnisse, und darf daher in Bezug auf sein Verhalten bei der Fassung und Veröffentlichung der Monroe-Doctrin keineswegs als ein heißblütiger, unerfahrener „Knownothing“ betrachtet werden.

Präsident Monroe traf im Maßhalten das Richtige, widerlegte und überwand des Staatssekretärs Adam Vorschläge und Zusätze, um damit zu erreichen, daß seine an den Kongreß gerichtete Botschaft zu einem Grundsatze nordamerikanischer Politik für die Dauer erhoben werden könne in dem Sinne, wie es Thomas Jefferson schwungvoll angedeutet hatte.

Die Monroe-Doctrin erfuhr eine weitere Festigung, als der schon genannte John Quincy Adams als Unionspräsident (1825 bis 1828) bei dem freilich fehlschlagenden und seinen staatsmännischen Ruf gefährdenden Panama-Kongresse nochmals dieselbe zur Richtung gebenden Grundlage für alle weitere nach außen gerichtete Politik der Vereinigten Staaten erhob.

Dann kamen aber auch Perioden, in denen die Monroe-Doctrin zu allerlei wüstem Unfug und schreckhaften Uebergriffen sowie Ausschreitungen den Vorwand bieten mußte. Die Sklavenhalter in den Südstaaten, die danach endlich von der Unionsregierung unter harten, aufreibenden Kämpfen mit Waffengewalt niedergeworfen werden mußten, benutzten den scharfe Seepolizei ausübenden europäischen Mächten gegenüber die Monroe-Doctrin zu den unsinnigsten Kriegsandrohungen. Abenteurer und Freibeuter verwegenster Art säumten nicht, den Sinn der Monroe-Doctrin arg zu verdrehen und richteten damit auch auf dem amerikanischen Festlande mitunter allerlei Unheil und Verwirrnng an. Die Monroe-Idee gewann dabei dann zuweilen eine ganz andere Bedeutung und bildete wiederholt den Kernpunkt ernstester Verwicklungen und Kriegsgefahren für die Vereinigten Staaten.

Unter dem elften Präsidenten der nordamerikanischen Union, James Knox Polk (Präsident vom März 1845 bis März 1849), schien die Monroe-Doctrin während den zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten entstandenen Kriegswirren wegen der Halbinsel Yucatan eine ganze Reihe weiterer Verwickelungen zu erzeugen. Der mexikanische Krieg verlief erfolgreich für die

Vereinigten Staaten, brachte denselben mit dem Frieden von Guadelupe-Hidalgo am 2. Februar 1848 die gänzliche Ueberlassung des Gebietes von Neu-Mexiko, die Abtretung Californiens gegen eine Baarzahlung von 15 Millionen Dollars und die Beseitigung aller mexikanischen Ansprüche auf Texas.

Seit dem Jahre 1842 schwebte zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten die Oregon-Frage. „Das Oregongebiet bis zum 54 40' nördlicher Breite oder Krieg!“ sowie „Ganz Oregon oder gar nichts!“ ertönte in der Union gegenüber den Briten. Zu dem damaligen, in der nördlichen und nordwestlichen Begrenzung sehr zweifelhaft erscheinenden Oregongebiete wurden noch die heutigen Staatsgebiete Idaho und Washington gerechnet. Alles schien sich hier auf einen hartnäckigen Kampf zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten vorzubereiten. Aber Old-England blieb zäh und fest, und Uncle Sam mußte trotz jahrelanger chauvinistischer Aufregung seine Forderung bedeutend herabstimmen und sich schließlich mit sehr wenig in dieser Richtung begnügen.

Präsident Polk, der durch seine Anordnungen den Krieg mit Mexiko veranlaßt und im Widerspruche mit der Verfassung der Vereinigten Staaten, die dieses Recht nur dem Kongresse einräumt, auch die betreffende Kriegserklärung gegen Mexiko auf eigene Verantwortung erlassen hatte, ließ Großbritannien gegenüber in den Oregongrenzansprüchen um mehr als fünf Breitengrade nach und unterzeichnete dann am 15. Juni 1846 ruhig den Vertrag, der die Vancouver Insel Großbritannien überließ und die Nordgrenze Oregons am 49. Grade nördlicher Breite festsetzte.

Denn Neu-Mexiko, das goldreiche Californien und Texas erschienen vorläufig bedeutend wichtiger, und der sich damals (Sommer 1846) erst entwickelnde mexikanische Krieg kostete voraussichtlich viel Geld.

Hier ein Bild von der bezeichnenden, durch den Krieg gegen Mexiko herbeigeführten Finanzlage der Vereinigten Staaten im letzten Amtsjahre des in seinem Privatcharakter durchaus tadellosen Präsidenten Polk.

Seit dem Jahre 1834 waren die Staatsschulden der nordamerikanischen Union völlig getilgt. Dann veranlaßte der seit dem Jahre 1835 entstandene siebenjährige Krieg gegen das Flüchtlingsvolk der Seminolen — Negerrasse und Florida-Volksstamm — zur kräftigen Fortsetzung die Aufnahme einer Anleihe von 12 Millionen Dollars. Die Staatsschulden bezifferten sich danach im Jahre 1845 auf 16 800 000 Dollars. Nun kam der Krieg gegen Mexiko, der über 40 Millionen Dollars kostete, außer der Bezahlung für die Ueberlassung Californiens — die, wie erwähnt, 15 Millionen Dollars an Mexiko betrug — und die Staatsschulden der Union erreichten dabei im Jahre 1848 einen Stand bis auf 65 840 450 Dollars.

Schließlich bedeutete dieser Schuldenstand aber wenig oder gar nichts

gegenüber dem enormen Machterfolge und unerwarteten Gewinn, den die Vereinigten Staaten nun einsacken konnten. Vom Jahre 1849 an wurden aus den Goldgebieten Californiens jährlich allein nach New-York Goldmassen im Werthe von 50 Millionen Dollars ausgeführt und es begann die Zeit, in der auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten übermächtige Finanzkräfte sich sammeln und das wirthschaftliche Treiben wie auch die staatliche Haltung der Vereinigten Staaten erheblich beeinflussen konnten nach außen wie nach innen. Ein eigentlicher nationaler Militarismus konnte dabei nicht entstehen.

Drängten Sklavenhalter und beutegierige Abenteurer auch in dieser oder in jener Richtung zu Kriegserklärungen und zu ausreichender Kampfbereitschaft auf Grund der Monroe-Doctrin bei möglichst verkehrter und einseitiger Auslegung derselben, so verlangten dagegen andere maßgebende Elemente in der Union, daß Friede um jeden Preis gehalten werde und jede militärisch geartete Regung oder Forderung, sowie Unkosten verursachende und zu neuen Unternehmungen reizende Vorkehrung unbedingt zu unterlassen sei im Interesse des Nationalwohlstandes.

Die unheilvollen Früchte dieser Gegenbestrebungen blieben nicht aus und riefen bei dem Mangel schnell und sogleich in ausreichender Weise zugreifender Zentral- und Exekutivgewalt bald die unheimlichsten und verderblichsten Folgen hervor. Die Unheil anrichtende einseitige Phrase von der „sorgfältigen Behütung des Nationalwohlstandes" verursachte in den Vereinigten Staaten mancherlei Unterlassung im nationalen Heer- und Marinewesen, die sich danach nicht selten und zumeist auch recht empfindlich zur Geltung brachte.

Unter dem 14. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, d. h. unter dem vom März 1853 bis März 1857 im Kapitol zu Washington an erster Stelle wirkenden Unionspräsidenten Franklin Pierce, wurde die Monroe-Doctrin ein förmlicher Spielball zwischen der kriegslüsternen Partei des Südens und der bundestreuen Partei im Norden. Da in Europa ein mehrjähriger Krieg (Krimfeldzug) die dortigen großen Seemächte in ganz anderer Richtung beanspruchte, glaubten die Chauvinisten der Südstaaten (die schon wiederholt mit gänzlicher Absonderung gedroht hatten) auf eigene Faust Ausschreitungen und wirkliche Angriffe gegen Antillengebiete und zentralamerikanische Staatswesen wagen zu können.

Ein tolles verwegenes Treiben begann und abenteuerlichste Freibeuterstreiche erfreuten sich vorübergehend der Protektion höchster Amtskreise und erster Finanzmänner.

Was damals, bei Jahre hindurch währender Verwilderung in schnödestem Mißbrauch der Monroe-Idee geleistet wurde, wollen wir auf Grund des besten historischen Materials vorführen.

Der Abenteurer und Freibeuter William Walker, der mit Wissen und

mit regem Beistande der im Bundeskabinete zu Washington maßgebenden Herren verschiedene Eroberungsunternehmungen in Unter-Californien und in zentralamerikanischen Gebieten versuchte, um unter falscher Auslegung der Monroe-Doctrin Unerhörtes zu zeigen, erscheint als kennzeichnende Persönlichkeit dieser Periode.

Als Walker nach seinem ersten Eroberungsversuche straffrei ausging, bereitete Präsident Franklin Pierce die im Oktober 1854 in Ostende stattfindende Cuba-Konferenz der hervorragendsten nordamerikanischen Gesandten in Europa vor, in der beschlossen wurde:

„Zunächst sei der friedliche Erwerb der Insel Cuba (Ankaufsprojekt wie 1846 bei 200 Millionen Dollars; im Jahre 1859 wieder angeregt worden) ins Auge zu fassen; im Falle des Widerspruches der spanischen Regierung sei dagegen die Eroberung der Insel anzustreben!" Dieser Diplomatenbeschluß verlief im Sande.

Dagegen veranlaßte man nun Reibungen auf den Sandwichinseln und in Süd-Amerika (Peru), die im Sonderinteresse der immer anspruchsvoller auftretenden Sklavenhalterpartei (sogenannte „Demokraten") ausgebeutet werden sollten in weitgehendster Weise, wenn — alles glückte im Sinne der damals vorherrschend einwirkenden Baumwollen-Millionäre.

Letztere konnten freilich darauf hinweisen, daß es bei der Unterwerfung und Ankaufung der Florida-Gebiete unter Präsident James Monroe auch nicht allzu fein hergegangen sei in staatsrechtlicher wie auch kriegsrechtlicher Beziehung. Obendrein mußten die finanziellen Machthaber in den Südstaaten, sowie deren interessenverwandte Parteigänger in den Handelszentren der nördlichen Unionsgebiete, wie Derartiges zu „begründen" sei.

Der Freibeuter William Walker bewies als „Obergeneral" dann durch Thaten, daß nur die gänzliche Verneinung aller staatlichen Rechtsbegriffe da imponire.

William Walker — geboren zu Nashville in Tennessee am 8. Mai 1824 — studirte zuerst Medizin, bereiste dann zu weiterer Ausbildung Europa, wurde nach seiner Heimkehr Advokat, gab diese Thätigkeit jedoch bald wieder auf und lebte dann als Redakteur in Neu-Orleans. Im Jahre 1850 begab sich Walker nach Californien, wo er als Advokat und Redakteur seinen Lebensunterhalt erwarb.

Bald entwarf er aber kühne Eroberungspläne und hoffte durch entscheidende Siege sich zu einer beachtenswerthen Machtstellung aufschwingen zu können.

Im Jahre 1853 organisirte er eine Unternehmung zur Eroberung des mexikanischen Staates Sonora, ließ sich dann auch bald zum Präsidenten von Unter-Californien und Sonora ausrufen, mußte aber im März 1854 wegen Mangel an Lebensmitteln sich in San Diego (südliches Hafenstädtchen Californiens an der gleichnamigen Bai) den Behörden der Vereinigten

Staaten ergeben. Wegen Bruch der Neutralitätsgesetze angeklagt und vor Gericht gestellt, wurde er im Monat Mai 1854 freigesprochen.

Damals hatte der Bürgerkrieg in der zentralamerikanischen Republik Nicaragua einen außerordentlich heftigen Charakter angenommen. Zwei hervorragende Rhederfirmen New-Yorks glaubten diese Sachlage gründlich ausbeuten und dort die Herrschaft an sich reißen zu können, wo auch Großbritannien wegen des bekannten wichtigen Kanalprojektes gewisse Aneignungsgelüste bekundete. Diese Firmen, Vanderbilt und White, waren da schon direkt thätig.

Die eine New-Yorker Rhederfirma, an deren Spitze der reiche einflußvolle Cornelius Vanderbilt stand — geboren 27. Mai 1794 bei New York, gestorben 4. Januar 1877 und nicht zu verwechseln mit seinem noch reicheren Sohne William Vanderbilt, der am 8. Dezember 1885 starb —, veranlaßte die liberale Partei des Staates Nicaragua, den William Walker als Helfer herbeizurufen.

Der Genannte kam, landete am 11. Juni 1855 in Realejo, wurde anfangs nach Costa Rica verjagt und nahm dann am 15. Oktober (1855) das Städtchen Granada am nordwestlichen Gestade des Nicaragua-Sees ein, worauf er mit seinem Gegner, dem „General" Corral, einen Vertrag abschloß, dessen Wortlaut festsetzte: Corral solle der Präsident des Staates Nicaragua, William Walker dagegen dessen „Obergeneral" sein. Beide „Ehrenmänner" lauerten nur darauf, einander zu überlisten mit Wortbruch und Gewalt.

Der weitere Verlauf des Ganzen gestaltete sich echt „süd-" oder auch etwas mehr „zentralamerikanisch" und bekräftigt daher auch in gewissem Grade die Ansicht des Exdiktators und Befreiers Bolivar von der eigenartigen Zersetzung der leitenden Kreise Süd- und Zentral-Amerikas.

Kaum hatte nämlich der „Obergeneral" William Walker im Frühling des Jahres 1856 genügende Verstärkung seiner Banden durch Zuzug von militärisch kaum recht qualizifirbaren Elementen erhalten, so ließ er auch ungesäumt den überlisteten Präsident-General Corral erschießen. Daß dann William Walker unter dem Drucke seiner bewaffneten Macht seine Erwählung zum Präsidenten von Nicaragua im Juni 1856 durchsetzte, war bei der Lage der dortigen Verhältnisse selbstverständlich.

Die Rhederfirmen Vanderbilt und White in New York jubilirten aber nicht lange über diesen „smarten" Erfolg. Im Gegentheil, sie mußten nur zu bald wahrnehmen, daß sie den Bock zum Gärtner eingesetzt hatten und in ihren biederen Erwartungen arg und schnöd geprellt wurden von dem Emporkömmling, der nur durch ihre reich bemessen gewesene Baarunterstützung und eifrige Verwendung sich in Nicaragua hatte einnisten können.

Corral war in Nicaragua eine volksthümliche und beliebte Persönlichkeit

gewesen. Sein Tod erbitterte die Bevölkerung gegen den zur Herrschaft gelangten „Amerikaner (!)“ und gegen dessen „amerikanischen (!)“ Anhang.

Aber der Präsident-„Obergeneral“ William Walker erhielt weiteren neuen Zuzug, besiegte 1856 die Republik Costa Rica und stand damit auf dem Höhepunkt seiner Erfolge. Nun kam die Kehrseite mit wunderlichen Wendungen.

Die Finanzmänner Vanderbilt und White von New York hatten mit dem Staate Nicaragua seit Jahren den Vertrag für Anlage und Betrieb des großen Kanals abgeschlossen, welcher dem Seeverkehre so außerordentliche Erleichterung bringen sollte, zum direkten Vortheile sowie unter hervorragendster Betheiligung der Vereinigten Staaten. Da die Kanalausführung vorläufig noch zu zeitraubend und zu kostspielig erschien, hatte man sich mit Anlegung und Benutzung einer Landroute oder Transitstraße quer durch das Nicaraguagebiet von San Juan del Norte (Greytown) nach San Juan del Sur begnügt.

Der steigende Verkehr zwischen Californien und den Oststaaten der Union, brachte auf dieser Route größten Gewinn, da die damaligen direkten Ueberlandwege durch die nördlichen Prärien und Felsengebirge wegen der streifenden Indianerhorden und mangelnden Verkehrseinrichtungen ꝛc. ꝛc., noch viel zu unsicher erschienen.

Vanderbilt und Comp. machten äußerst glänzende Geschäfte, hatten aber seit dem Jahre 1855 Zwiste mit der Staatsleitung Nicaraguas wegen Meinungsverschiedenheiten beim Ausgleich der gegenseitigen Abrechnungen. Endlich glaubte man die friedliche Beilegung erreicht zu haben.

William Walker wußte da schnell abzuhelfen als Präsident und „Obergeneral“. Er hatte sowohl von New-York als auch von San Francisco her große Subventionen bezogen. Jetzt konfiszirte er das Eigenthum und die Konzession der Firma Vanderbilt und Comp., als schon ein friedlicher Ausgleich sich zeigte und verkaufte das gesammte Straßenprivilegium an eine Bankfirma in San Francisco.

Damit glaubte William Walker aber noch nicht genug geleistet zu haben. In militärdiplomatischer Beziehung erlaubte er sich nun weit Aergeres und trachtete danach, noch „nie Dagewesenes“ keck und dreist gegenüber den Vereinigten Staaten mit gründlichster Verneinung der ganzen Monroe-Doctrin zu wagen.

Er beabsichtigte jetzt, durch den mit ihm direkt in Verbindung getretenen cubanischen Flüchtling und Revolutionär Goicuria dem großbritannischen Kabinete vorzuschlagen: „bei der Errichtung eines mächtigen centralamerikanischen Staatenbundes mitzuwirken, da dieses das einzige Mittel sei, um dem weiteren Vordringen der Vereinigten Staaten gegen Südwesten eine ausreichende Schranke entgegenzustellen!“

Unter dem Beistande Großbritanniens sollte dann Goicura als geheimer Agent William Walkers auch andere Seehandel treibende Westmächte Europas (Frankreich, Belgien, die Niederlande 2c. 2c.) für die große Föderativstaatbildung Central-Amerikas zu interessiren versuchen.

Goicura fand heraus, daß in dem Zukunftsprogramme Walkers der Befreiung der Insel Cuba wenig oder vielmehr gar keine Beachtung gewidmet wurde, er gerieth daher mit demselben in Haber und Streit, und veröffentlichte nun in den ersten Zeitungen New-Yorks die Depeschen und Weisungen seines Auftraggebers, die natürlich ungeheures Aufsehen und größte Erbitterung in den Vereinigten Staaten erregten.

William Walker wäre jetzt unrettbar verloren gewesen, wenn nicht gerade seine Bemühungen für die Erhaltung der Sklaverei ihm immer noch einen bedeutenden Anhang in den leitenden und herrschenden Kreisen der nordamerikanischen Südstaaten gesichert hätten. Er bezeichnete die Sklaverei wörtlich: „als die edelste und trefflichste Zivilisationsform". Das im Staate Nicaragua im Jahre 1824 in Kraft getretene und zum Landesgesetz erhobene Verbot der Sklaverei wurde durch seinen Machtspruch gänzlich beseitigt und im Uebrigen war er bemüht, den Grundbesitz im Staate Nicaragua auf alle erdenkliche Weise den ihm von auswärts herzulaufenden Anhängern auszuliefern.

Den spanischen Ueberlieferungen im Lande widmete er nur Hohn und Spott. Mit grenzenlosester Verachtung sprach er, der hergelaufene Machthaber, der nie Militär gewesen, von den Kreolen, und bezeichnete Mittel-Amerika öffentlich als einen „Düngerhaufen", der allenfalls zur Befruchtung durch englisch-amerikanische Elemente dienen könne. Der Rest altspanischen Nationalstolzes, der sich hier noch fortgepflanzt und erhalten hatte, kam in Wallung. Der alte Cornelius Vanderbilt war zudem unermüdlich bestrebt, den „Obergeneral" Walker zu stürzen, und der für die Präsidentenernennung März 1857 in den Vereinigten Staaten stattfindende Wahlkampf nahm die Gönner und Freunde Walkers in den Südstaaten der Union so in Anspruch, daß der Präsident-„Obergeneral" von Nicaragua darüber ziemlich in Nichtbeachtung gerieth, soweit es finanzielle und „moralische" Unterstützung betraf.

Am 1. Mai 1857 verabschiedete sich Walker von seiner „Armee" in einer Proklamation, die besagte: „daß diese Armee trotz aller vorgekommenen Feigheit, Unfähigkeit und Verrätherei Einzelner und Vieler, ein nicht auszulöschendes Blatt amerikanischer Geschichte geschrieben habe!"

Nun begann erst die rechte Romantik in der Laufbahn dieses Abenteurers. Mit seinen „Offizieren" hatte er noch am gleichen Tage (1. Mai 1857) kapituliren und sich dem Commodore Davis von der Vereinigten-Staaten Kriegsschaluppe „Santa-Mary" ergeben müssen, worauf Walker den Behörden in New-Orleans zur Untersuchung und weiteren Amtshandlung überwiesen wurde.

New-Orleans war aber kaum der geeignete Platz für sichere Verwahrung Walkers und richtige Verhandlung der verwickelten Angelegenheit. Schon bei der Ankunft am 27. Mai 1857 in New-Orleans wurde der „Expräsident-Obergeneral“ von zehntausend „Auserlesenen“ lärmend und mit großer Begeisterung begrüßt.

Am 11. November 1857 [illegible] William Walker aus New-Orleans, um mit einer frischgesammelten [illegible] „Auserlesener“ schon am 25. November 1857 bei Puenta Arenas auf dem Gebiete von Nicaragua wieder kampfbereit zu landen.

Damit durchkreuzte [illegible] Abenteurer in ärgster Weise den gerade jetzt (November 1857) [illegible] neuen Vertrag der Vereinigten Staaten mit Nicaragua, [illegible] für den nordamerikanischen Verkehr äußerst wichtigen Durch[illegible]. [illegible] Vertrag bestimmte: „daß die beiden Seehäfen an den [illegible] Überlandstrecke durchaus neutral sein und Freihäfen [illegible] geöffnet sein sollten. Ferner hatten die Vereinigten Staaten [illegible] Recht erlangt, ihre Post mit eigenen Fahrzeugen zu [illegible] der Union wurde aber gleichzeitig die unbehinderte [illegible] Erwerbung von Grundbesitz gestattet.

[illegible] wollte der wieder angelangte „Präsident“ und [illegible] Heeres von Nicaragua“ seine Ansprüche gründen.

[illegible] Dampfboote und überwältigte ein kleines Fort [illegible] aber keinen Zulauf oder sonstige Unterstützung. [illegible] sehr kritisch und William Walker mußte [illegible] Ergebung an den Vereinigten-Staaten-Vertreter, [illegible] in Sicherheit zu bringen. Das ging [illegible] hatten.

[illegible] wörtlich an Walker: „Indem Sie Puenta [illegible] Chef des Heeres von Nicaragua titulirten, können [illegible], die gesetzwidrige Abenteurer sind, mit Ihren [illegible] täuschen. Sie und Ihre Leute verletzen durch [illegible] eingenommen haben, die Gesetze Amerikas und [illegible] indem Sie ein Volk bekriegen, mit dem wir in Frieden [illegible] Menschlichkeit, der politischen und der bürgerlichen [illegible] der Ehre sowohl wie der Integrität der Ver[illegible] befehle ich Ihnen und Ihren Genossen, unverzüglich [illegible] sich auf die Schiffe zu begeben, die ich Ihnen [illegible]

[illegible] der hier als Militär und als ein an selbständige [illegible] Seemann ehrlich und anständig vorging, ahnte [illegible] dem Abenteurer und landesverräthe[illegible] Recht geben und große Ehre erweisen würde. Paul-

ding würde sonst wohl mit scharfem Verfahren einen sehr kurzen Prozeß in dieser Sache gemacht und dem Freibeuter ein schnelles Ende bereitet haben.

Paulding hatte am 8. Dezember 1857 William Walker mit seiner noch 132 Mann zählenden Bande in Empfang genommen und dann die ganze Gesellschaft als gemeingefährliche Gefangene schleunigst auf dem Seewege nach New-York gesandt, wo beim Eintreffen am 28. Dezember (1857) Walker sogleich wieder ehrenvoll und begeistert begrüßt, sowie achtungsvollst nach Washington zur weiteren Amtsbehandlung geleitet wurde.

James Buchanan, geboren 22. April 1791 in Stony-Batter (Pennsylvanien), seines Zeichens ein „studirter Jurist", waltete seit März 1857 als Präsident der Vereinigten Staaten im Kapitole zu Washington auf eine Weise, die dem anlangenden William Walker nur äußerst günstig erscheinen mußte.

Buchanan, der dienstfertige Förderer der Sklavenhalterinteressen, der als Bevollmächtigter seiner Zeit auch eigentlich verschuldet hatte, daß Großbritannien in der Oregongrenzfrage die Vancouver-Insel behalten durfte und die Vereinigten Staaten auf dem Festlande über fünf Breitengrade in ihren Besitzansprüchen gegenüber den Engländern zurückweichen mußten, beeilte sich jetzt, den „ehrenwerthen" William Walker in Freiheit setzen zu lassen, da dieser nicht von zuständigen gerichtlichen Behörden festgenommen worden sei. Dem Commodore Paulding wurde der scharfe Tadel des Präsidenten für die gegen Walker begangene Uebereilung kundgegeben.

William Walker durchreiste nun als Vorkämpfer für die Erhaltung der Sklaverei die Südstaaten der Union, feierte auf Rednertribünen „glänzende Triumphe" und wurde zum unbändigen Verdrusse des alten Krösus Cornelius Vanderbilt, der ihm eigentlich nur in New-York jetzt wieder Abbruch und Mißerfolg bereiten konnte, weit und breit als „großer Flibustier" gefeiert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Schlettstadt und Neu-Breisach durch Landwehr und Reserve-Truppen.*)

Nach den Kriegstagebüchern der Truppentheile und Kommandobehörden.

(Schluß.)

Der 13. Oktober galt kleineren Unternehmungen nach den verschiedensten Richtungen, hauptsächlich um Bekanntmachungen zu veröffentlichen und Waffen abzufordern. Zu diesem Zwecke rückte je eine Kompagnie nach Ruffach, nach Ober- und Nieder-Enzen, nach Gundelsheim; jeder derselben waren einige Ulanen beigegeben. Ueberall fanden sich Waffen in ziemlich erheblicher Zahl, meist waren es gute Tabatièregewehre, die bei Beginn und im Laufe des Krieges besonders von dem republikanischen Landvogt von Kolmar vertheilt worden waren. Da die nach Ruffach entsandte Kompagnie außerdem in Erfahrung gebracht hatte, daß in der Gegend von Sulz am Osthange des Gebirges mehrere Freischaarenbanden umherstreifen sollten, so beschloß der Kommandeur des Detachements folgenden Tags auf Gebweiler vorzustoßen und dann Sulz zu säubern. — Eine Kompagnie und eine Schwadron blieben in Meienheim zurück, mit sechs Kompagnien, einer Schwadron und den beiden Geschützen wurde der Marsch über Merxheim und Issenheim angetreten. Eine Kompagnie der Vorhut ging bei ersterem Ort auf das nördliche Ufer der Lausch um später die nordöstlichen Ausgänge von Gebweiler schnell zu gewinnen, die Hauptkolonne drang durch Issenheim und auf der südlich des genannten Baches führenden Straße vor. Um 9 Uhr gelangte das Detachement bis zu dem vor Gebweiler sich hinziehenden Eisenbahndamm. Die Stadt und die südlich gelegenen bewaldeten, mit Weingärten bedeckten Höhen zeigten sich vom Feinde besetzt. Fürs erste blieb daher der in der Vorhut marschirende Artilleriezug halten, die Infanterie nahm das beginnende Gefecht sofort auf, schwenkte links auf den Bahndamm zu ein und besetzte denselben. Wenige Schüsse genügten, um eine rückgängige Bewegung der Franktireurs zu erzeugen; im Galopp gingen daher die Geschütze über den Damm und beschossen die Fliehenden. Zwar fielen Gewehrkugeln ziemlich stark in die Geschütze, ohne aber außer einem leicht Verwundeten, Schaden anzurichten. Der Gegner warf sich nun in größerer Zahl auf den sich nach Sulz hinziehenden Gebirgsrücken und eilte diesem Orte zu, während der Theil, welcher Gebweiler besetzt gehalten, den Versuch machte, in Trupps von 60—70 Köpfen, an mehreren Stellen ebenfalls nach jener Richtung durchzubrechen. Da dies nicht mehr gelang, zogen sich

*) Siehe April-Heft 1896 der „Neuen Milit. Blätter".

die Blousenmänner in die Fabrikgebäude der Stadt und setzten von dort den Kampf fort, wurden aber auch hier mit Leichtigkeit bald vertrieben. Gebweiler mußte 10,000 Fr. zahlen und die Steuer- wie Postkasse wurden mit Beschlag belegt. Drei Kompagnien wandten sich hiernächst geraden Weges, die drei anderen mit den Geschützen und der Schwadron über Issenheim nach Sulz. Hier war indeß nichts mehr vom Feinde sichtbar und so erfolgte die Rückkehr nach Meienheim.

Während des Abbruchs der Neuenburger Brücke war auf Befehl der Division eine Kompagnie auf Wagen nach Balbersheim befördert worden, um diesen Ort zu weiterer Sicherung der Arbeit zu besetzen und eine Kompagnie, ein Zug Ulanen, rückten nach Kolmar. Der übrige Theil des Detachements hatte Ruhe, Kavallerie patrouillirte aber nach allen Seiten. Am 17. kehrte die Kompagnie aus Balbersheim zurück und das gesammte Detachement rückte alsdann während der Belagerung Schlettstadt's nach Kolmar ab. Trotz der unaufhörlichen Anstrengungen war der Gesundheitszustand bei den Mannschaften ein außerordentlich günstiger. Nur etwa 6 Mann von jedem der beiden Bataillone befanden sich im Lazareth. Mit der Ankunft in Kolmar wurde die Nachricht eingebracht, daß sich in und bei Münster stärkere Abtheilungen Mobilgarden mit Geschützen festgesetzt hätten. Noch in der Nacht brach daher das Detachement unter Zurücklassung zweier Kompagnien und einer Schwadron nach der bezeichneten Stelle auf. Das Unternehmen verlief jedoch ohne jeden Erfolg. Tags zuvor war der Gegner abgezogen. Dennoch mehrten sich täglich die Gerüchte über Ansammlung größerer Streitkräfte in den Vogesen, denen näher zu treten sich der Kommandeur des Beobachtungspostens in Anbetracht seiner Bestimmung nicht entziehen konnte. Bei Durchstreifung der über Markirch, Plainfaing und Gérardmer führenden Gebirgspässe fand man indeß die Wege wohl verschiedentlich durch Hindernisse aller Art gesperrt, an mehreren Stellen anscheinend erst kürzlich verlassene Lager, nirgends aber den Feind oder Widerstand. Mit besonderer Anstrengung war der nach Gérardmer am weitesten ausgreifende Erforschungszug verknüpft, ein Weg von 54 km, der bei starker Steigung und strömendem Regen auf ganz schmaler Straße zurückzulegen war. Erst gegen 8 Uhr Abends vermochte man das Ziel zu erreichen. Selbst auf der Höhe des Passes fanden sich die umfassendsten Vertheidigungsanstalten, auch drei Minen und just 48 Stunden zuvor war diese Stelle erst von den Mobilgarden verlassen worden. Bei Schneefall, der in den tiefer gelegenen Landstrichen als starkes Regenwetter auftrat, wurde am 24. auf dem Rückmarsch in Münster Unterkunft genommen, folgenden Tages Kolmar wieder erreicht. In Hallstadt wurde noch am 26. auf ein Requisitions-Kommando geschossen, auch das Erscheinen von Freischärlern in Ensisheim gemeldet. Wiederum zog der Detachementsführer mit einem Theil seiner Truppen noch in der Nacht ab um bei Tagesanbruch in Ensisheim einzutreffen, weil er nur dadurch hoffen

konnte den Feind zu erreichen, der, wahrscheinlich von Einwohnern benachrichtigt, bisher stets kurz vor ihm abgezogen war. Leider lagen die Verhältnisse auch dieses Mal so. Außer fortgesetzten Patrouillenritten wurde den nächsten Tag nichts weiter vorgenommen. Mit der eingetretenen Verstärkung schob sich das Detachement dann wieder südlich bis Ensisheim vor und fiel ihm nunmehr die Aufgabe zu, sich in den Besitz des Gebietes bis Mülhausen, Cernay, Gebweiler und Neuenburg zu erhalten, was durch weit ausholende Streifzüge vollkommen gelang. Hiermit endete im Wesentlichen seine Thätigkeit. Der vom Detachement geführte kleine Krieg zeichnete sich durch große Beweglichkeit und starke Märsche aus. Die schwachen Kolonnen kommen und verschwinden nach allen Richtungen, vielfach zur Nachtzeit, und dennoch glückt es nicht, den sehr gut unterrichteten Gegner zu überraschen. Wo er nur ahnt, daß deutsche Truppen im Anzuge, tritt er seinen Rückmarsch an und ist in den Bergen auch nicht zu finden. — Märsche von 4—5 Meilen bildeten die Durchschnittsleistung. Die Lieferungen wurden nach Verhältniß der Einwohnerzahl auf die im Umkreise von 1½ Meilen liegenden Ortschaften vertheilt. So lange die Ortsbehörden ihre Mitwirkung nicht versagten, erwies sich dieses Verfahren durchaus praktisch, die Ausschreibungen gingen dann meist pünktlich ein und man bekam bessere Lebensmittel, da sich die Lasten des Kreises einigermaßen gleichmäßig vertheilten. Schon vom 31. Oktober ab wurde das Detachement in seiner bisherigen Zusammensetzung aufgelöst, da ein Theil desselben sich der gegen Belfort angeordneten Vorbewegung anschloß. Es minderte sich demnach auf sechs Kompagnien und eine Schwadron, und hatte nunmehr die Verbindung zwischen den vor Breisach befindlichen Truppen und der auf Belfort abrückenden 1. Reservedivision zu erhalten, besonders in westlicher Richtung nach dem Gebirge aufzuklären, um dort die Franktireurbanden völlig zu beseitigen, von denen zwei Züge der 12. Kompagnie, 25. Regiments bei Gelegenheit einer Wagenrequisition in Sulz noch jüngst wieder angegriffen worden waren. Die Zahl der Gegner war doch so beträchtlich, daß beide Züge sich in das am Markt belegene Schulhaus zurückziehen und sich auf die Vertheidigung desselben beschränken mußten. Als auf das heftige Schießen der 3. Zug der Kompagnie herbeieilte, zog der Gegner schleunigst ab. — Sulz mußte 15000 Fr. Kriegssteuer entrichten.

Bei Neu-Breisach waren die Verhältnisse in der Zwischenzeit im großen Ganzen ziemlich unverändert geblieben. Seit dem Erscheinen der preußischen Truppen am 7. Oktober hatten diese eine derartige Aufstellung genommen, daß 4 Bataillone und zwar Lötzen, Danzig, Goldap, Marienburg mit der 2. und 4. Eskadron 1. Reserve-Ulanen-Regiments, der 1. und 2. schweren Batterie im Allgemeinen die Nord- und Westseite der Einschließung bildeten, die Bataillone Tilsit, Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, die 1. und 3. leichte Batterie, die 1. und 3. Eskadron Ulanen vor der Südfront der Festung

lagen. Die Ortschaften Kuenheim, Widensolen, Appenweier, Höttenschlag, Dessenheim und Heiteren bezeichneten im allgemeinen die Linie der Aufnahmestellungen, der Südrand des Nieder-, der Ostsaum des Kastenwaldes, die Orte Weckolsheim und Obersaasheim die Vorpostenlinie. Die einzelnen Abschnitte waren zur Beobachtung des feindwärts liegenden Geländes, sowie in Rücksicht auf die bestmöglichste gegenseitige Unterstützung, wie folgt besetzt:

1. Abschnitt: Vom Rhein bis an den Rhein-Rhonekanal: Eine Kompagnie, ein Zug Ulanen.

2. Abschnitt: Von da bis an den Widensolen Wassergraben: Drei Kompagnien mit drei Feldwachen.

   Als Rückhalt für Abschnitt 1 und 2 in Widensolen: Ein Bataillon, eine Batterie, in Urschenheim eine Eskadron.

3. Abschnitt: Vom Widensolen-Kanal bis zur südöstlichen Ecke des Kastenwaldes: Ein Bataillon auf Vorposten mit zwei Feldwachen nördlich, zwei südlich der Andolsheimer Straße, hinter je zwei Feldwachen eine Kompagnie geschlossen, als unmittelbare Unterstützung, eine halbe Kompagnie bis Wolfganzen vorgeschoben.

   Der Rückhalt, ein Bataillon nach Abzug einer halben Kompagnie, welche zur Deckung des Gepäcks in Appenweier diente, stand halbwegs Appenweier Wolfganzen, 400 Schritt südlich der Straße in Holzbaracken untergebracht, eine Eskadron in Appenweier.

4. Abschnitt: Vom Kastenwalde bis an den Rhein-Rhonekanal: Eine Kompagnie auf Vorposten in Weckolsheim, mit einer Kompagnie als Rückhalt in Dessenheim. Eine Kompagnie und Batterie in Höttenschlag, eine Kompagnie an der zweiten Schleuse unterhalb Dessenheim sicherte die Verbindung mit dem

5. Abschnitt, der vom Kanal bis an den Rhein reichte. Hier standen auf Vorposten ein Bataillon in Obersaasheim, mit einem Unteroffizierposten am Rhein, einer Feldwache östlich, einer westlich der Straße nach Heiteren.

   Das Gros dieses Abschnittes, zwei Bataillone, zwei Schwadronen, zwei Batterien, hatte in Heiteren Unterkunft.

Der Vorpostendienst in Abschnitt 1 und 2 wurde bei Tage durch Kavallerie versehen.

Mit Abgabe der Bataillone Tilsit, Wehlau und der 3. leichten Batterie zu Mitte Oktober nach Schlettstadt, war diese Aufstellung derart eingeschränkt worden, daß nur die Nord- und Westseite der Festung eingeschlossen blieb, die Südfront dagegen beobachtet wurde. Trotzdem beschränkte sich die Besatzung des Platzes nur auf vereinzelte Ausfälle. Der erste derselben fand am 15. Oktober statt, nachdem wenige Tage zuvor die Stellung in Weckolsheim durch eine kleine feindliche Abtheilung beunruhigt und der Vaubankanal

stark mit Granaten beworfen worden war. In den Frühstunden gegen 4 Uhr brachen die Franzosen aufs Neue gegen den genannten Ort, dieses Mal aber mit 1500 Mann, gleichzeitig aber auch in der ungefähren Stärkeziffer von 1000 Köpfen gegen Wolfganzen vor. In dem zuerst angegriffenen Weckolsheim, stand eine Kompagnie des Bataillons Gumbinnen. Der Nebel lag so dicht über der Landschaft, daß eine Sicht auf weiter als 20 Schritt kaum möglich war. Hierdurch begünstigt, näherte sich der Feind bis auf geringe Entfernung und drang mit einer Kolonne auf dem rechten Ufer des Baubankanals gegen den Südausgang von Weckolsheim vor, während eine zweite den Ort westlich umfaßte, eine dritte, zurückgehaltene Kolonne in gerader Richtung auf der großen Straße vorging. Die linke, französische Abtheilung stand sehr bald an der Kanalbrücke. Mehrfache Angriffe derselben wurden zwar von den Wehrleuten zurückgeschlagen, ebenso die fast gleichzeitig erfolgenden ersten Anläufe auf die Nordfront des Dorfes; als aber auch die westliche Umfassung fühlbar wurde, der Feind hier einzelne Gehöfte gewann, mußten schließlich die braven Ostpreußen der großen Uebermacht weichen. Der einen Zug starken Besatzung des südlichen Dorfabschnittes gelang es, nach Dessenheim auszuweichen, die anderen Theile der Kompagnie, welche nördlicher kämpften, zogen sich in der Richtung auf Höttenschlag ab, nahmen aber schon 500 Schritt außerhalb des Dorfes von neuem Aufstellung. Diese Ereignisse hatten etwa 1½ Stunden beansprucht, während welcher die von Höttenschlag und Dessenheim heraneilenden Unterstützungen eintrafen. Diese letzteren waren, sobald gegen 5 Uhr das Gewehrfeuer eine größere Ausdehnung zu nehmen begann, unter die Waffen getreten. Als der Kommandeur des Bataillons Gumbinnen auf dem Gefechtsfelde anlangte, fand er Weckolsheim bereits ganz in den Händen des Gegners, der Deich des Baubankanals und die Eindämmung des Rhein-Rhonegrabens bis Schleuse 1 von demselben besetzt und den aus dem Südabschnitt verdrängten Zug in einer Kiesgrube an der Straße aufgestellt. Mit dem Eintreffen der Dessenheimer Kompagnie ließ er aber sofort kräftig in das Dorf vorstoßen, gleichzeitig griffen auch die Höttenschlager Truppen von links her ein. Diesem Ungestüm hielt der Feind nicht Stand, eiligst wich er nach der Festung zurück. Um 7 Uhr waren die alten Stellungen wieder eingenommen. Da sich auch Bewohner Weckolsheims am Kampf betheiligt hatten, als sich dieser in seinem ersten Stadium zu Gunsten der Franzosen gestaltete, so wurden nunmehr sämmtliche Männer des Ortes festgenommen und dem Oberkommando übergeben. — Bei ihrem Angriff auf die in Wolfganzen stehende halbe Kompagnie des Bataillons Lötzen gewannen die Franzosen ebenfalls zwar sofort, begünstigst von dem dichten Frühnebel, den Ort, als aber eine Kompagnie dieses Bataillons längs des Südrandes, eine andere gegen die Nordseite des Dorfes, eine dritte unmittelbar zur Unterstützung der geworfenen Abtheilung vorstieß, räumte der Gegner seine Stellung wieder,

ohne sich in ein erntes Gefecht einzulassen. Beide Zusammenstöße waren unter mäßigen Verlusten auf beiden Seiten verlaufen. Die hiernach eintretende verhältnißmäßige Ruhe benutzte der Belagerer, an der Ostgrenze des Kastenwaldes zwischen dem Widensolen-Kanal und Höttenschlag, drei Artilleriestellungen vorzubereiten, so daß sich hier mit dem 18. auch Artillerie den Vorposten einreihte. Je ein Zug besetzte die Stände und blieb allemal vier Stunden in Gefechtsbereitschaft aufgeschirrt, bis die Ablösung erfolgte. Diesem Umstande war es demnach mit zu verdanken, daß ein weiteres am 22. versuchtes Vorbrechen der Festungsbesatzung sehr bald zum Stillstand kam. In der dritten Nachmittagsstunde nämlich verließen, anfangs kleinere Gruppen, dann stärkere Kolonnen der Franzosen das Kolmarer Thor und zogen sich längs des Widensolen-Kanals in nordwestlicher Richtung. Vorauf ritt ein Kavallerietrupp von etwa 20 Chasseurs im Trabe; auf 3000 Schritt Entfernung vom Gehölz begann sich die Infanterie zum Angriff zu entwickeln. — Sofort besetzten zwei Kompagnien des Bataillons Lötzen auch den Südrand des Niederwaldes, während die in dem mittleren Stande befindlichen zwei Geschütze, die inzwischen näher gekommenen Reiter unter Feuer nahmen. Schon beim ersten Schuß machten diese Kehrt und gingen in starker Gangart zurück, die dritte Granate schlug in die Fliehenden ein, mehrere stürzten, die anderen stoben auseinander und machten sich eiligst aus dem Staube. Auch die Infanteriekolonnen verschwanden bald danach wieder hinter den schützenden Wällen des Platzes, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Gegen diese insbesondere hatten sich die Geschütze der nördlichen Stellung gewandt. Schnell den Kanal überschreitend, fanden sie zwischen zwei etwa 150 Schritt östlich liegenden Waldstücken günstige Stellung mit Schußfeld. Gleich der zweite Granatwurf traf mitten in die Massen und richtete große Verwirrung an. Nun aber nahm sich die Festung der schwer bedrängten Ihren an, massenhaft ergossen sich ihre mächtigen Geschosse über den ganzen Waldrand bis tief in den Abend hinein, aber eine Lehre schien sich der Gegner doch geholt zu haben, denn fortan wagte er nicht mehr in größerer Zahl das Vorland zu betreten.

Mit dem Eintreffen der Verstärkungen und mit Hülfe der in den letzten Tagen des Monats gleichfalls folgenden schweren Artillerie konnte nunmehr die förmliche Belagerung beginnen. Diese mußte in jeder Hinsicht mit größeren Schwierigkeiten verknüpft erscheinen, als die vor Schlettstadt. Vermöge seiner mit durchweg gemauerten Wallböschungen versehenen Werke an und für sich in höherem Grade vertheidigungsfähig, mit einer viel stärkeren, vollständig durch Wallgewölbe zu schützenden Besatzung ausgerüstet, hatte Neu-Breisach ferner eine nicht zu unterschätzende Hülfe in der Mitwirkung des Forts Mortier, welches nordöstlich der Festung, etwa 2500 Schritt entfernt, ganz nahe dem Rheinufer belegen, zu selbständiger Vertheidigung eingerichtet, die entsprechenden Fronten vor der Annäherung des Belagerers

schützte. Das rund um die Festung vollkommen ebene und sehr steinige Gelände bot keine für den Angriff zu benutzende Deckung und wurde überdies vom Beginn der Belagerung ab während der Nächte durch den hellsten Mondschein so klar beleuchtet, daß die geringste Bewegung von seiten der Festung auf weite Entfernung hin beobachtet werden konnte. Mußte es hiernach gerathen erscheinen mit Aushebung der Annäherungsgräben bis zum Eintritt einer dunkleren Nacht zurückzuhalten, so wurde dennoch kein Augenblick verloren, um den Angriff durch Batterien auf wirksamer Schußweite einzuleiten.

Zur Ueberführung des Artillerieparkes nach Widensolen dienten 500 aufgebotene Vorspannwagen, die von den Bataillonen Thorn und Graudenz geleitet wurden. Die Umschließung der Festung wurde nun eine in drei bestimmt abgegrenzten Abschnitten geregelte, dadurch, daß die Bataillone Tilsit und Wehlau mit einer Batterie und Schwadron die Sicherung des südlichen Gebietes übernahmen, in welchem sie sich nordwärts bis Algolsheim ausdehnten, westlich bis an den Rhein-Rhonekanal reichten. In den rückwärtigen Orten Heiteren und Obersaasheim wurde Unterkunft genommen. — Die Bataillone Graudenz und Thorn vereinigten sich mit Insterburg, Gumbinnen, einer Batterie und einer halben Schwadron zwischen dem Rhein-Rhone- und Widensolen-Kanal zur westlichen Umzingelung. Zwei Bataillone lagen im Barackenlager des Kastenwaldes, die beiden anderen, die Artillerie und Kavallerie, vertheilten sich gleichmäßig auf Dessenheim und Hettenschlag. Das Nord-Detachement erstreckte sich bis an den Biesheimer Rhein. Es bestand aus den Bataillonen Danzig, Marienburg, Lötzen, Goldap, zwei Batterien und einer halben Schwadron. Kunheim und Widensolen waren mit je zwei Bataillonen und einer Batterie belegt, die Reiter in Urschenheim untergebracht. Später wurde für diesen Abschnitt noch das 2. Bataillon Regiments Nr. 25 zur Verstärkung herangezogen.

Man schritt nun auch sogleich zur Anfertigung von Strauchwerk, Herstellung guter Verbindungen und Vervollständigung der Uebergänge über die Kunstflüsse. Zu letzterem Zweck wurden die vor dem Platz vereinigten vier Pionier-Kompagnien — zwei preußische, eine bayerische, eine badische — verwendet, von denen aber wohl nur eine, die 2. Festungs-Kompagnie des preußischen VII. Armeekorps, ganz feldmäßig ausgerüstet war, dadurch, daß sie bei Bewältigung des Brandes in Schlettstadt aus der entzündeten Kaserne ein französisches Fahrzeug hervorgezogen, mit vorgefundenen Utensilien als Schanzzeugwagen eingerichtet und sich von der Stadtbehörde Geschirr für drei Zweigespanne hatte liefern lassen. Schon bei Ermittelung der in Betracht kommenden Brückenstellen wurden die Pioniere von der Festung lebhaft beschossen und auch der Wiederaufbau der französischerseits zerstörten Pfahljochbrücke über den Rhein-Rhônekanal auf der Widensolen-Biesheimer Straße begann unter dem heftigsten Granatfeuer, welches schließlich dazu nöthigte,

die Tagesarbeit einzustellen und erst nach Einbruch der Dunkelheit zu beenden. In der Nacht vom 30. zum 31. wurden alsdann noch auf 2000 und 4000 Schritt Entfernung von Breisach mit vorbereitetem Bedarf zwei Brücken über den Baubankanal hergestellt; unterdeß waren auch sämmtliche, in vorderster Linie belegenen Oertlichkeiten zur Vertheidigung eingerichtet worden und die Posten alle eingegraben.

Für den eigentlichen Angriff hatte der Divisionskommandeur den von Wasserläufen nicht umgebenen Theil der Nordfront zwischen dem Widensolen- und Rhein-Rhonekanal ausersehen. Ungünstig hierfür war allerdings die Lage des Forts Mortier, welches anzulegende Laufgräben und Batterien seitlich zu bestreichen vermochte, indeß man hoffte das Außenwerk noch vor Beginn der Annäherungsarbeiten durch Geschützaufstellungen bei dem deutschen Alt-Breisach, zum Schweigen zu bringen. Zum Schluß der hiernach erforderlich werdenden und bereits in die Wege geleiteten Arbeiten wurden von den Einschließungstruppen auch schon am 31., 2 Offiziere mit 100 Mann dorthin entsandt und vor der Festung zum Abend dieses Tages die Postenkette des nördlichen und westlichen Abschnittes so weit vorgeschoben, daß die Feldwachen auf eine Linie zu stehen kamen, welche von der alten Schanze (zwischen Biesheim und Mortier) ausgehend, über den Schnittpunkt der Wege Breisach — alte Schanze und Wolfganzen—Mortier verlief, sich dann 150 Schritt südlich letzterer Straße über den Rhein-Rhonekanal wandte und von da im Bogen bis 1000 Schritt östlich Wolfganzen und 400 Schritt nördlich Weckolsheim ging. Hinter dieser Linie begannen dann 800 Arbeiter einen von Norden auf das Angriffsfeld führenden Erdgang und stellten denselben bis 3 Uhr früh fertig. Eine Störung trat nicht ein, zumal diese Stelle auch am Tage von der Festung aus kaum zu bemerken war. Ebenso baute die 1. leichte Batterie westlich Biesheim, dicht an dem Wege der zur Verbindung mit Widensolen führt, ungefähr in der Mitte zwischen dem Dorfe und dem Rhein-Rhonekanal einen Geschützstand und besetzte diesen fortan mit einem Zuge. Auch auf der anderen Seite des Rheins war die Arbeit so rüstig fortgeschritten, daß bereits am 1. November Abends drei von badischen Festungsartilleristen aus Rastatt erbaute Batterien den hohen Uferrand nördlich Alt-Breisach's krönten. In der Nacht zum 2. folgte dann die Errichtung und Ausrüstung dreier, durch Schützengräben untereinander verbundener und mit Flügelanlehnung versehener Belagerungsbatterien, die eine 200 Schritt westlich Biesheim, 250 Schritt von dem nach der Festung führenden Ausgang des Dorfes, so daß sie in der Front durch Weingärten gedeckt, gegen Mortier durch Gehöfte des Ortes geschützt war, die beiden anderen bei Wolfganzen. Mit Rücksicht auf das Gelände, mußten bei diesen die Batterieniederlagen 14—1500 Schritt hinter die Baustelle verlegt werden.

Der Anmarsch zur Arbeit erfolgte mit anbrechender Finsterniß, der Himmel war bedeckt, die Dunkelheit jedoch nicht so tief, daß sie für den Bau

störend wirkte. So günstig demnach die Witterungsverhältnisse, so schwierig erwies sich die Bearbeitung des Bodens, der unter einer dünnen Ackerkrume eine feste Geröllschicht mit kalkigem zementartigen Bindemittel ergab, die nur mit der Hacke in kleinen Stücken losgeschlagen werden konnte. Die dicken Kiesel, auf welche man bei 1½ Fuß Tiefe stieß, erschwerten außerdem das Eintreiben von Pfählen ungemein, bei noch größerer Tiefe machten sie es fast zur Unmöglichkeit. Trotzdem förderte unermüdlicher Fleiß die Arbeit so, daß sich alle drei Stände früh 4 Uhr in vollkommen ausgerüstetem und schußfertigen Zustande befanden. Beim Abstecken des Erdbodens hatte man den äußeren Umfang des Brustwehrkörpers mit einem weißen Bande, die Mittellinie der Bettungen durch Pfähle bezeichnet, was sich für die Nacht-arbeit als empfehlenswerthe Methode erwies. Dies thätige Wirken war anscheinend vom Feinde nicht bemerkt worden und ganz ungestört von statten gegangen. Pioniere, Infanterie- und Artilleriemannschaften wetteiferten in Bewältigung der Schwierigkeiten; einen Theil der ersteren mußte man freilich entbehren, da die Schiffsbrücke nördlich Burkheim durch Hochwasser zerstört und die 2. Festungs-Kompagnie VII. Armeekorps nach dort entsandt war, um zur Verbindung mit dem Badenlande sofort eine fliegende Brücke herzustellen, sowie Fähren bei Saspach und Weisweil für den Gebrauch von Truppen und Fuhrwerk einzurichten. Der Kommandeur dieser Abtheilung fand bei seiner Ankunft am 2. November recht schwierige Verhältnisse vor. Der Versuch, zunächst mittelst Fähre nach Saspach überzusetzen, mußte aufgegeben werden, da die Straße nach der Fährstelle vom Hochwasser durchbrochen und überfluthet war. Das fortwährend steigende Wasser überströmte auch schon den Straßendamm, der von der ursprünglichen Brückenstelle durch die linksseitigen Altwasser führte, so daß dadurch ein Wehr entstand, welches die Wirkung hatte, daß unterhalb starke Auskehlung stattfand, die sich bis an den Deich auf dem die Straße nach Markolsheim lief, ausdehnte. Die Kompagnie arbeitete bis zum Abend daran den Durchbruch des Deiches zu verhindern, was aber bei dem andauernden Wachsen des Rheinstroms nicht gelang, der eintretende Durchbruch hatte indeß keine vollständige Ueberfluthung des außerhalb des Deiches belegenen Geländes zur Folge, da dieses größtentheils über dem Hochwasserspiegel lag. Gegen Mittag gelang es auf einem Fischernachen mit einigen Mann nach der jenseitigen Brückenstelle überzusetzen. Dort fanden sich einige Prahmen vor, welche mit den Resten des bereits bespülten Pontonierdepots beladen und nach Sponeck mitgenommen wurden. Der kurze Weg dorthin durch den alten Rheinarm erforderte bei der starken Strömung, der inzwischen eingebrochenen Nacht und der Unbekanntschaft mit der Oertlichkeit zwei Stunden Zeit. Auch hier zeigte sich der Straßendamm, der nach der Brückenstelle führte, überfluthet und die Bildung eines starken Wehrs. Von der Schiffsbrücke waren Theile mehrere tausend Schritte unterhalb Sponeck sichtbar. Sich dieser zu bemächtigen, setzte die Kompagnie

daher anderen Tages nach Ichtingen über, hob die gesunkenen Stücke und brachte diese mit den noch über dem Wasser befindlichen Pontons aufwärts, so daß sie bis zum 10. ihre Aufgabe erfüllt hatte.

Nach dieser kurzen Abschweifung vor Neu-Breisach zurückkehrend, sehen wir am 2. November mit beginnendem Tageslicht sämmtliche in Stellung gebrachten Batterien dies- und jenseits des Rheins ihr Feuer auf die Festung eröffnen. Neben Wolfganzen standen vier kurze preußische und vier französische 15 cm-Kanonen, bei Biesheim vier kurze 15 cm-Kanonen, auf dem rechten Flußufer vier 30 cm-Mörser, vier 15 cm- und vier 12 cm-Kanonen. Zur Sicherung waren Biesheim und Wolfganzen stark mit Infanterie besetzt. Der Feind schien offenbar überrascht, es dauerte geraume Zeit, bis er die Schüsse des Belagerers, dann aber auch um so nachdrücklicher und heftiger erwiderte. Augenscheinlich hatte er inzwischen die Artillerie seiner angegriffenen Front verstärkt. Die ungünstige Beleuchtung bereitete dem Einschießen der Deutschen einige Schwierigkeiten, dennoch gelang es bald, die richtige Höhenrichtung zu gewinnen. Es währte nicht lange, so entstanden in der Nähe der Straßburger und Kolmarer Thore mehrere Feuersbrünste. Das letztere war anfänglich durch eine vorliegende Mühle verdeckt, die erst zerstört werden mußte, um zu einer guten Wirkung zu gelangen. Gegen Mittag wurde in einer der Wolfganzener Batterien die Mündung einer Kanone von einer feindlichen Granate getroffen, die vermuthlich von vorn durch das Rohr in den Geschoßraum eingedrungen war, so daß sich das Geschütz entlud. Sonst platzten die zahlreichen Geschosse der Festung meist hinter den deutschen Stellungen, nur ab und zu wurden auch die Brustwehren getroffen und vereinzelt Artilleristen verwundet. Der heißblütige Franzmann schoß entschieden zu übereilt.

Die Batterien von Alt-Breisach erzielten ihrer größeren Entfernung und des die Beobachtung doppelt erschwerenden trüben Wetters wegen nur geringe Wirkung.

Die Schützengräben bei den Nord-Batterien sollten noch erweitert und ausgebessert werden. Dies Beginnen der Aufmerksamkeit des Gegners zu verschleiern, gingen im Abenddunkel zwei Kompagnien des Landwehr-Bataillons Goldap gegen das Straßburger Thor vor, drängten die französischen Posten zurück und gelangten bis auf die Feldlehne.

Ueber Nacht unterhielten beide Theile ein nur mäßiges Feuer, während welches die entstandenen Schäden ausgebessert wurden und die badischen Pioniere unterhalb des Ueberganges der Straße Höttenschlag—Dessenheim eine Laufbrücke über den Vauban-Kanal legten, die beim Kugelfang über den Widensolengraben bereits bestehende Kolonnenbrücke verstärkten und näher an Widensolen heran eine solche neu hinzufügten. Deutscherseits kamen hauptsächlich Brandgranaten zur Anwendung, wodurch die Feuersäulen in der Stadt schon jetzt wesentlich vermehrt wurden.

Folgenden Tages nahm die Beschießung ihren lebhaften Fortgang, insbesondere wirkte nun auch die in der Nacht zuvor auf dem Schloßberge bei Alt=Breisach mit sechs 9 cm= und zwei 12 cm=Kanonen eingerichtete Geschützstellung. Sie richtete in Gemeinschaft mit den drei Uferbatterien hauptsächlich und erfolgreich ihr Feuer auf das Außenwerk Mortier. In den ersten Nachmittagstunden flammte es dort auch auf und die Geschütze des Forts begannen fast gänzlich zu verstummen. Diesen Augenblick glaubte der Kommandeur des Bataillons Goldap zu einem Handstreich ausnutzen zu können. Mit einer Kompagnie seines und einer halben des Bataillons Marienburg eilte er längs des Biesheimer Rheines vor, erreichte die flache Abdachung der äußersten Brustwehr und schlug das Gitterthor ein, ohne einen Schuß erhalten zu haben. Da indeß die Zugbrücke über den Hauptgraben aufgezogen, dieser mit Wasser reichlich ausgefüllt, daher ohne Vorbereitungen nicht zu überschreiten war und nunmehr aus den Schießscharten und vom Wall herunter lebhaftes Gewehr= und Kartätschenfeuer erfolgte, mußte der Rückzug angetreten werden.

Mit einbrechender Dunkelheit und über Nacht ließ die Lebhaftigkeit des gegenseitigen Kampfes wiederum nach, die deutschen Brandgranaten versagten ihre Wirkung aber nicht.

Da aus Meldungen hervorging, daß sich Nachts kleinere feindliche Trupps außerhalb der Festung aufhielten, so wurde vom Belagerungskommando angeordnet, starke Streifabtheilungen bis zum gedeckten Wege vorzutreiben und Alles in den Platz zu werfen. Eine Kompagnie des Bataillons Wehlau dringt dementsprechend zwar in der Nacht vom 3. zum 4. bis dicht an die Feldbrustwehr, wird dort aber von den Vormauern mit dem heftigsten Gewehrfeuer empfangen. Nur südlich der Festung, im Brunnenhäuschen am Vauban=Kanal wird eine feindliche Abtheilung vorgefunden und von einem Vizefeldwebel mit 30 Wehrleuten des Bataillons Gumbinnen überrumpelt. Jenes Haus lag ungefähr 300 Schritte vor dem abhängigen Boden der Festung auf dem Westufer des Wasserganges. Es war von Schanzpfählen umschlossen, vertheidigungsmäßig eingerichtet und barg 1 Sergeanten, 1 Korporal, 18 Mann Besatzung. Geräuschlos näherten sich die Preußen, in Sicht des an der Eingangspforte stehenden Postens sprang der führende Feldwebel kühn und entschlossen heran, entwaffnete den Franzosen mit kräftiger Hand und drängte sich mit seinen ihm schnell gefolgten Mannschaften geschwind in den innern Hofraum. Aufmerksam geworden, machte die Besatzung nun den Versuch, mit dem Bajonett aus dem Hause vorzubrechen, woran sie indeß durch schleuniges Zuschlagen der Hausthür gehindert wurde. Jetzt begann der Gegner zu feuern, infolge der Drohung jedoch, daß er auf diese Weise jeder Schonung verlustig gehe, verstummte sein Schießen und er gab die Absicht kund, sich zu unterwerfen. Dennoch versuchte der französische Sergeant mit der Hälfte seiner Mannschaft durch einen zweiten kleineren Ausgang zu entkommen. Hier liefen sie aber gerade einem

Zuge des Bataillons Insterburg in die Hände, der, am Ostufer des Kanals gegen die Festung vorgehend, in demselben Augenblick an dem Häuschen vorüberkam. Es entstand ein kurzes Feuergefecht, da sich die Franzosen der Gefangennahme mit den Waffen widersetzten; zwei derselben fielen, der Sergeant und ein Mann wurden verwundet, sechs Mann entliefen unter dem Schutz des herrschenden Nebels. — Diese anhaltenden Dunstniederschläge gaben überhaupt Veranlassung, von nun an die Vorpostenkette über Nacht immer bis 400 Schritt an den Platz heranzuschieben, der Patrouillengang erreichte dann stets die Feldlehne; mit der Frühdämmerung zog sich Alles wieder auf 1000 Schritt Entfernung zurück. Bei beiden Bewegungen, die sich durch das Rauschen des dürren Laubes der niedergelegten Weinreben und gefällten Bäume verriethen, wurde von den Franzosen dann regelmäßig das lebhafteste Gewehr-, Wallbüchsen- und Artilleriefeuer auf das umliegende Gelände unterhalten, ohne indeß wesentlichen Schaden anzurichten.

Obwohl alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte für jetzt weder mit Eröffnung der Laufgräben noch mit dem Bau weiterer Angriffs-Batterien vorgegangen werden. Der über Nacht wieder eintretende klare Mondschein ließ über 1000 Schritt hinaus Alles deutlich erkennen; um so heftiger entbrannte jedes Mal das Tagesfeuer, dessen Erfolge sich deutscherseits zusehends mehrten. Zu den bereits verursachten Bränden in der Stadt traten immer neue hinzu. Am Nachmittag des 4. gelang es in Bollwerk 2 einen Munitionsbehälter in die Luft zu sprengen, vor dem Mittelwall 1 und 2 ebenfalls ein Feuer zu entfachen und den hinter der Reiterkaserne gelegenen Stadttheil völlig in Brand zu legen. Auch die Treffer in Bollwerk 3 bewirkten, daß das von dort feuernde Geschütz mehrere Stunden schwieg. Besonders heftig fiel das Festungsfeuer auf die rechte Flügel-Batterie bei Wolfganzen nieder. Die dort eintretenden Verluste waren dem günstigen Einschießen eines Geschützes aus Bollwerk 2 zuzuschreiben. Aber auch die Biesheimer Stückbettung blieb von Treffern nicht verschont und sei hierbei der Bereitwilligkeit des dortigen Ortspfarrers dankbar gedacht, mit welcher er einem in jenem Stande gefallenen Gefreiten einen Platz auf dem Kirchhofe gewährte und die Bestattung nach dem Ritus der katholischen Kirche persönlich veranlaßte, trotzdem gerade zu dieser Stunde die Festung ein besonders heftiges Feuer unterhielt und die Granaten kaum 100 Schritt von der Begräbnißstelle entfernt einschlugen. Gegen Abend wandten sich die schweren Geschütze des Platzes mit ziemlicher Heftigkeit auch gegen das Dorf Wolfganzen, so daß dort ein Gehöft in Flammen aufging, dann trat wieder verhältnißmäßige Ruhe ein und es wiederholte sich während der nächsten Tage in ziemlicher Regelmäßigkeit das bereits geschilderte Bild des gegenseitigen Ringens, bis allgemach zunächst die Geschützthätigkeit des Forts Mortier zu erlahmen begann und erkennen ließ, daß sein Widerstand gebrochen sei. Schon am 5. gelangten zwei Offiziere und zwei Mann der bayerischen Festungs-Genie-

Kompagnie bis an die Schanze, ohne von der Besatzung irgendwie behindert zu werden. Der eine der Pioniere überschritt die herabgelassene Zugbrücke, fand indeß das Eingangsthor verschlossen. Zur gewaltsamen Oeffnung desselben wurden nun schleunigst Sprengstücke angefertigt, um damit die Ausfallsthore der Nordseite zu zertrümmern, ferner große Körbe geflochten und Sturmbrücken aus Leitern mit überzulegenden zwei Bretter breiten Tafeln hergestellt; bevor es jedoch zur Ausführung des beabsichtigten Sturmes kam, trat der Kommandant des Werkes, das schließlich nur noch aus einem Geschütz gefeuert hatte, am 6. Abends in Uebergabeverhandlungen ein. Da der Kommandant nur dann zur Ergebung schreiten wollte, wenn die Besatzung noch in der Nacht kriegsgefangen abgeführt werde, so wurde die Uebergabe des Werkes für den 7. früh 4 Uhr vereinbart. Zu der festgesetzten Stunde besetzten drei Kompagnien des Bataillons Goldap die für den Fortgang der Belagerung so wichtige Schanze, ebenso Truppen des Süd-Detachements das weiter südlich gelegene Dorf Volgelsheim, schoben ihre Postenkette bis 800 Schritt an den Platz heran, damit auch dessen Ostfront sperrend, während Pioniere unverzüglich daran gingen, an der Straße Neu—Alt-Breisach beim Zollhause eine Nothlaufbrücke zu schlagen. Die badischen Batterien des rechten Flußufers stellten gleichzeitig ihre Thätigkeit ein.

5 Offiziere, 220 Franzosen, fast ausschließlich Linientruppen von guter Haltung wurden über Argenheim nach Rastatt abgeführt. Das Fort bot in allen seinen Theilen das Bild der ärgsten Verwüstung; von sämmtlichen Gebäuden waren nur die Wallgewölbe unversehrt geblieben, von den sieben vorhandenen Geschützen nur ein einziges noch in brauchbarem Zustande.

Inzwischen hatten die Batterien der linken Flußseite ihr Feuer ununterbrochen auf die Festung unterhalten und den angefachten Brand zu beträchtlicher Ausdehnung gebracht. Am 6. schoß der Gegner nur früh Morgens und Vormittags in längeren Pausen, den Nachmittag schwieg er gänzlich, nur die Vorposten blieben beständig unter dem Gewehr- und Wallbüchsenfeuer, das aus dem sichern Schutz der Vormauern auf sie niederfiel. Den folgenden Tag und die Nacht darauf war die gegenseitige Kanonade dafür um so lebhafter. Vornehmlich Bollwerk 3 zeigte sich hierbei besonders thätig, wohl um den Eindruck hervorzurufen, daß seine Widerstandskraft, wenn auch kurze Zeit vorher durch deutsche Geschosse lahm gelegt, nur um so frischer wieder aufgelebt sei. Auch nach der Mitte von Biesheim feuerte heute die Festung, ihre Gesammtthätigkeit blieb indeß der Wirkung nach ohne sonderlichen Belang und bot mehr das Bild der Verzweiflung als das der zuversichtlich hoffenden Kraft. Das gänzliche Erschlaffen des Widerstandes schien nur noch eine Frage der nächsten Zeit zu sein. Um demnach schneller zum Ziel zu gelangen, vermehrten die Deutschen in der Nacht zum 8. die Stückzahl ihrer Geschütze durch die Anlage noch je einer Batterie seitwärts der bereits bestehenden Stände. Nur dem Neubau bei Biesheim gewährte die

Geländegestaltung den Vortheil, daß er hinter einer schmalen, gegen Einsicht schützenden Weinpflanzung lag, so daß die feindliche Artillerie ersichtlich bis zum letzten Augenblick über die genaue Stellung dieser Batterie zweifelhaft war, da auch die gezogenen Granaten sehr unregelmäßig vor, hinter und zu beiden Seiten einschlugen ohne Schaden anzurichten. Mit französischen 27 cm-Mörsern ausgerüstet, verstärkten die neuen Batterien beim Frühroth des Tages das Belagerungsfeuer. Die sehr mangelhaften französischen Lafetten, deren Riegel insbesondere morsch und zersprungen, auch nicht für das bezeichnete Kaliber, vielmehr für 32 cm-Mörser eingerichtet waren, hielten sich während ihres dreitägigen starken Gebrauchs trotz abgesprungener Armbolzen leidlich.

Wiewohl die Festung bei Tag und Nacht sich zu vermehrter Thätigkeit aufraffte, nun auch wiederum Weckolsheim und die von Dessenheim dahin führende Straße, vorzugsweise die Feldwache östlich des Ortes mit Shrapnels beschoß, ebenso das Außenwerk Mortier wiederholt mit Granatwürfen bedachte, erlahmte ihre Widerstandskraft in den nächsten Tagen dennoch zusehends. Am 10. Vormittags schoß sie nur noch planlos in das umliegende Gelände, dann wurde ihr Feuer schwächer und erstarb gegen Mittag ganz. Auf der Süd- und Ost-, später auch auf den andern Fronten erfolgten sehr starke und zahlreiche Explosionen, welche auf ein absichtliches Vernichten des Schießbedarfs hinzudeuten schienen. In der Stadt hörte man lautes und vielstimmiges Rufen, große Unruhe wurde bemerkbar, zwischen 12 und 1 Uhr Mittags fallen noch im Ganzen sechs Schüsse aus einem einzelnen Geschütz, anscheinend aus Vorschanze 1, dann zeigt sich gegen 2 Uhr die weiße Fahne auf dem Thurm der Hauptkirche, von lauten Hurrahs der deutschen Postenkette und Feldwachen begrüßt und Abends 6 Uhr werden zu Biesheim mit dem dorthin gekommenen Kommandanten die Uebergabeverhandlungen abgeschlossen. Die Garnison wird kriegsgefangen, nur die seßhaften Nationalgarden blieben, wie in Schlettstadt, von der Gefangenschaft ausgeschlossen.

Der getroffenen Vereinbarung gemäß übernahm am 11. in der 9. Vormittagstunde je eine preußische Kompagnie die Thorwachen. Nur das Baseler Thor war noch so erhalten, daß es gangbar blieb. Durch dieses verläßt eine Stunde darauf die französische Besatzung in anerkennenswerther Ordnung unter Führung ihres Kommandanten die Festung und legt vor den beiderseits der Straße nach Heiteren aufgestellten Belagerungstruppen ihre Waffen nieder. 100 Offiziere und 5000 Mann, darunter ein Fünftel Linientruppen, wurden unter Bedeckung der Bataillone Wehlau und Gumbinnen sowie zweier Schwadronen des 1. Reserve-Ulanen-Regiments in zwei Kolonnen über Alt-Breisach, bezw. die Brücke bei Argenheim nach Riegel abgeführt, von dort, nur noch vom Bataillon Gumbinnen geleitet, nach Rastatt, Dresden und Rendsburg. Die erbeuteten 60 Pferde brachte gleichzeitig eine Ulanen-Schwadron ins Depot nach Kolmar. Dann hielt der Divisions-Kommandeur an der

Spitze der Truppen seinen feierlichen Einzug in den eroberten Platz, dessen Besetzung einstweilen das Landwehr-Bataillon Lötzen, zwei Kompagnien des Infanterie-Regiments Nr. 25 sowie drei Festungs-Artillerie- und zwei Pionier-Kompagnien übernahmen.

Die Gesammtbeute des Siegers bestand aus 108 Geschützen, 6000 Gewehren und beträchtlichen Vorräthen an Munition und Lebensmitteln, von welch' letzteren den durch die stark beschädigte Stadt in Noth gerathenen Einwohnern nach Bedarf verabfolgt wurde. Viele Straßen zeigten sich derart zerstört, daß nur noch die Umfassungsmauern der Häuser stehen geblieben waren, daher der größte Theil der Bewohnerschaft schon während der letzten Tage der Beschießung in den Wallgewölben Aufnahme gefunden hatte. Dieser Umstand mag denn auch auf den Entschluß zur Uebergabe wesentlich eingewirkt haben und schließlich durch die erfolgte Tödtung des Artillerie-kommandanten gefördert worden sein. Die Festungswerke befanden sich in fast unversehrtem Zustande und nur eine geringe Anzahl von Geschützen gefechtsunfähig.

Auch hier wie vor Schlettstadt ist es der Artillerie vergönnt gewesen, dem Feinde ihre Ueberlegenheit zu beweisen und in kurzer Zeit große Erfolge zu erringen. v. Baczko, General z. D.

Die türkische Armee in russischer Beurtheilung.*)

(Schluß.)

Daß die türkische Kavallerie keine Ausbildung in dem Nehmen verschiedenartig gestalteter Hindernisse erhält, läßt sich füglich daraus erklären, daß es dort zu Lande fast gar keine Hindernisse in der Höhenausdehnung, wie Zäune, steinerne Mauern 2c., giebt; auf jeden Fall ist dies aber ein Beweis dafür, daß man nichts für die Entwickelung eines kavalleristischen Geistes thut. An das Durschreiten von Furthen und wohl auch an das Schwimmen ist die Kavallerie gewöhnt, wenn auch keine speziellen Uebungen darin stattfinden.

Die Artillerie.

Bezüglich der Feldartillerie bleibt zu bemerken, daß das Material derselben im Ganzen in Ordnung ist. Ihre Schwäche bildet indessen die unzu-

*) Siehe April-Heft der „Neuen Milit. Blätter".

reichende Bespannung im Frieden. Praktische Uebungen im Schießen finden statt, es heißt indessen und ist auch aus den Tabellen von Besichtigungs-schießen einiger Regimenter ersichtlich, daß die Uebungen nicht in größerem Maßstabe und nicht genügend systematisch angelegt durchgeführt werden. Einen ganz wesentlichen Nachtheil für die Ausbildung der Artillerie muß man darin erkennen, daß ihr keine Gelegenheit zu Uebungen mit der Infanterie oder in Detachements aus allen drei Waffen gegeben wird.

Die Uebungen während des Sommers.

Die Infanterie nützt die günstige Jahreszeit nicht so aus, wie dies anderwärts zu geschehen pflegt. Wohl sieht man bei Städten und anderen Quartierorten Zeltlager der Infanterie während einiger Sommermonate aufgeschlagen, aber es finden weder Feldbienstübungen, noch Gefechtsschießen oder Uebungen mit anderen Waffen statt. Sehr ungünstig wirkt die zerstreute Unterbringung der Truppen auf dem Lande — sogar zugsweise — auf die Ausbildung ein. Unter dem Vorwande, die christliche Bevölkerung vor Plünderung durch die Kurden u. s. w. schützen zu müssen, in Wahrheit aber aus ökonomischer Berechnung, hat man diese Unterbringung der Truppen gewählt, denn die Bevölkerung muß sie während dieser Zeit unterhalten.

Die Kavallerie befindet sich, wenn sie nicht in den Grenzländern verwendet wird, während der Sommermonate in derselben Weise wie die Infanterie verstreut im Lande. Die wahren Ursachen dieser Verhältnisse sind wie dort ökonomischer Natur, denn hier kommt noch die Verpflegung der Pferde in Frage; die Kavallerie findet auch zur Eintreibung der Steuern von der Bevölkerung Verwendung.

Taktische Uebungen existiren nicht; die Kavallerie-Regimenter werden höchstens einmal vereinigt, wenn die Eskadrons in gemeinschaftlichen Kasernen verquartiert sind. Die höheren Kommandeure existiren nur dem Namen nach.

Bei der Artillerie finden keine taktischen Uebungen der Batterien und noch viel weniger der Tabors und Regimenter statt.

Manöver

in unserm Sinne existiren nicht. Auf diese Weise haben die Führer, von den untersten Stellen angefangen bis in die höchsten, nicht die geringste Uebung in der Verwendung ihrer Abtheilungen im Felde. Ganz besonders hieraus erklärt sich die geringe Fähigkeit derselben zur Ausführung von aktiven Unternehmungen, vornehmlich in größerem Maßstabe. Das Material, die Masse der Soldaten, ist nicht daran Schuld. Im Gegentheil, der türkische Soldat ist ausdauernd, anspruchslos, pflichtgetreu, ihm fehlt nur die nöthige Ausbildung und die Führung durch fähige und ausgebildete Vorgesetzte.

Die Uebungen der Reservisten

finden innerhalb des Zeitraumes von 4—6 Jahren ein Mal statt. Die Einberufung geschieht durch telegraphischen Befehl. Die Reservisten werden an Sammelorten vereinigt, wohin sie durch Zapthié (Gensdarmen) und Soldaten geführt werden. Dort werden sie eingekleidet. Jeder Einberufene erhält monatlich 20 Piaster Löhnung; ihre Verpflegung ist eine gute, um 10 Uhr Vormittags erhalten sie Pilav (Reis) und ein Fleischgericht, um 6 Uhr Abends Suppe und wieder Fleisch. Sie werden entweder in Kasernen oder in Bürgerquartieren untergebracht. Die Waffen werden nur während der Uebungen getragen.

Die Uebungen des Redifs erfolgen bei den Kadres durch Offiziere und Unteroffiziere; ihre Dauer erhöht sich täglich von $1^1/_2$ bis auf 5 Stunden allmählig; sie beschränken sich auf Einzelübungen und solche in kleineren Abtheilungen und sind rein reglementarische, keine felddienstlichen.

Aus dem über die Armee Gesagten kann man nicht schwer über die Beschaffenheit dieser Ausbildungskadres sich einen Schluß ziehen. Diese Verhältnisse äußern sich schon in Bezug auf die Ausbildung des besten Theiles der Reserve, das sind diejenigen Mannschaften, welche am längsten in der aktiven Armee gedient haben. Der türkische Soldat, welcher in den Ichtiat eintritt, bringt Nichts mit, was sich auf Einzelausbildung im Felddienst oder auf Uebungen in größeren Abtheilungen bezieht. Ebenso ist es mit seinem Schießen bestellt. Wenn schon der beste Theil des Reservisten-Kontingentes, das sind die sechsjährig gedienten Mannschaften, derartig beschaffen ist, so ist es mit den übrigen Mannschaften, welche in den Redif kommen, noch viel schlechter. Was nun die Ausbildungskadres selbst betrifft, so ist ihre Lage im Falle einer Mobilmachung geradezu eine unhaltbare; diese Offiziere bekommen überhaupt vorher gar keine Truppe zu sehen, denn der Etat der Rediftabors beschränkt sich auf einige Mannschaften.

Für die Masse der Reservisten ist es unbedingt nöthig, daß regelmäßig alljährlich wiederkehrende, fest bestimmte und ausgedehnt angelegte Uebungen abgehalten werden; statt dessen findet das Gegentheil statt. Die finanziellen Verhältnisse machen sich hier ganz entscheidend geltend. Die Ausbildung der 6—9 Monate im stehenden Heere gedient habenden Reservisten kann durch die ganz unregelmäßig stattfindenden Einziehungen zu Uebungen nicht gefördert werden. Von gar keiner ernsthaften Bedeutung sind die allwöchentlich vorgeschriebenen Uebungen der Mannschaften des Redifs, welche überhaupt nicht im stehenden Heere gedient haben.

Der russische Kritiker zieht aus den in Vorstehendem auszugsweise mitgetheilten Beobachtungen einige Schlüsse, die er seinen Landsleuten zur Beachtung empfiehlt.

Die russische Armee hat im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts mehrere siegreiche Feldzüge gegen die türkische geführt. Kleine russische Detachements haben starke türkische Abtheilungen geschlagen, aber ebenso oft sind russischer Seits begangene schwere Fehler nicht geahndet worden. Unter dem Eindruck der eben erwähnten Erfolge hat sich nicht nur allein in der Armee, sondern auch im Volke eine nicht zu rechtfertigende Unterschätzung der türkischen Verhältnisse herausgebildet. Diese hat den Verlauf des ersten Theiles des Feldzuges 1877/78 mit seinen Enttäuschungen zur Folge gehabt. Es hat sich ferner die Ueberzeugung verbreitet, daß die türkischen Truppen nur in der Vertheidigung hinter Befestigungen brauchbar seien. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig und erklärt sich aus der geringen Fachkenntniß der Offiziere, sowie dem Mangel an Uebung in Verwendung gemischter Detachements aller drei Waffen; aber wenn die türkischen Truppen in bestimmter Richtung einmal angesetzt sind, dann verstehen sie anzugreifen, das zeigen die furchtbaren Angriffe Suleiman Paschas auf den Schipkapaß. Die Thatsache, daß im letzten Feldzuge sich die türkischen Abtheilungen beim Zusammentreffen mit russischen, meist auf die Defensive beschränkten, darf durchaus nicht zu dem Schlusse verleiten, daß das Element des Türken die Defensive sei. Man war eben nicht manövrirfähig. Auf keinen Fall überschätze man in Rußland aus diesen im Feldzuge 1877/78 errungenen Siegen die Eigenschaften der eignen Truppen und deren Führer. Verschiedene Mißerfolge russischer Seits sind lediglich auf Fehler in der Führung zurückzuführen. Ganz besonders fällt die Unthätigkeit der Kavalleriemassen auf russischer Seite ins Auge, wenn man sich die bei der türkischen Reiterei herrschenden Verhältnisse vergegenwärtigt. 100.

Das königl. rumänische Offizierkorps nach offiziellen Daten.*)

(Schluß)

Subaltern-Offiziere.

Hat sich die Zahl der Kapitäns erfreulicherweise vermehrt, so ist dagegen die der Locotenenti von 692 auf 682 gesunken, während sich die der Sub-Locotenenti von 365 auf 460, also um 95 Köpfe, gehoben hat.

Von den 1142 Subaltern-Offizieren der Linie sind 112 außerhalb der Truppe bei Schulen 2c. in Verwendung und zwar 55 von der Infanterie,

*) Siehe April-Heft der „Neuen Milit. Blätter".

45 der Kavallerie, 9 der Artillerie und 2 vom Genie. In dieser Ziffer der Abkommandirten sind aber auch die Komptabili (24 der Kavallerie, 3 der Artillerie) mit eingerechnet, so daß 1030 für den eigentlichen Truppendienst verbleiben. Es sind dies 90,19 % der Gesammtzahl.

Bei der Infanterie fehlt es bei 552 Frontoffizieren — trotzdem sich die Gesammtziffer der Subaltern-Offiziere der Waffe von 488 auf 607 gehoben hat — doch noch ungemein, um einen genügenden Stand an Dienstthuern jeder Truppe zu sichern. Dazu würde gehören, daß bei jeder Kompagnie mindestens 2 Lieutenants vorhanden wären und noch 4 andere für den Adjutantendienst, zusammen 28. Statt dessen finden wir

2 Regimenter mit	19
2 „ „	18
3 „ „	17
7 „ „	16
9 „ „	15
6 „ „	14
4 „ „	13
1 Regiment „	12,

während die 4 Jäger-Bataillone je 8 Lieutenants in der Front haben. Durchschnittlich sind für 24 Infanterie-Regimenter 15 und für 10 Regimenter je 16 Front-Subaltern-Offiziere vorhanden. Jedenfalls könnte die Vertheilung auf die einzelnen Regimenter, analog wie bei den Jägern, eine gleichmäßigere sein und zwar bei 24 Regimentern je 15 und bei 10 je 16 Lieutenants.

Vertheilt man die im Frontdienst befindlichen 552 Lieutenants auf alle 106 Infanterie- und Jäger-Bataillone gleichmäßig, so entfallen auf die Mehrzahl — 84 Bataillone — nur je 5, auf 22 Bataillone je 6 Offiziere. Von allen 424 Kompagnien müssen sich alsdann 298 mit je einem Offizier begnügen. Kommen aber von den Front-Offizieren noch 106 als Bataillons- und 34 als Regiments-Adjutanten in Abzug, so wächst jene Zahl auf 438 an, so daß für 14 Kompagnien überhaupt kein Lieutenant disponibel bliebe. Hieraus erhellt deutlich der Mangel an jüngeren Offizieren bei der Infanterie.

Bei der Kavallerie hat sich die Zahl der Subaltern-Offiziere von 245 auf 269 gehoben. Zum Frontdienst sind von letzteren 224 disponibel. Bei den 6 Rosiori-Regimentern findet man eine ziemlich gleichmäßige Vertheilung: je 2 Regimenter mit je 17, 16 und 15 Lieutenants.

Bei den Kalaraschen hat nicht nur das schwächere 9. Regiment, sondern auch das 5. Regiment einen Minimalstand von 8 Lieutenants. Es folgen: 2. Regiment mit 9, 3., 6. und 10. Regiment mit je 10, 11. und 4. Regiment mit 11 bezw. 12, schließlich 7. und 8. Regiment mit je 20 Lieutenants. Bei gleichmäßiger Vertheilung könnten 7 Regimenter mit je 12, und 4 mit je 11 Offizieren bedacht werden. Im vorigen Jahre war die

Vertheilung eine ungleich gleichmäßigere, kein Regiment zählte weniger als 10 Lieutenants. Da beim 7. und 8. Regiment z. Z. 3 Eskadronen mehr permanent sind als bei den übrigen (Nr. 9 ausgenommen), so läßt sich hieraus die starke Zutheilung von Lieutenants wohl erklären und rechtfertigen.

Bei der Artillerie sind im neuesten Anuar 211 Lieutenants verzeichnet, gegen 173 im Vorjahre. Im Frontdienst stehen 202, davon 146 bei der Feld-, 56 bei der Festungsartillerie. Die 20 Kompagnien der letzteren sind also genügend versorgt, nur 4 Kompagnien haben sich, wenn Adjutanten nicht in Betracht kommen, mit je 2 Offizieren zu begnügen.

Von den 146 Front-Subaltern-Offizieren der Feld-Artillerie hätten durchschnittlich 11 bis 12 auf jedes Regiment zu entfallen. 3 Regimenter (9.—11.) haben in der That je 11, 2 Regimenter (1. u. 12.) je 12 Lieutenants, 3 Regimenter (3., 4. und 7.) je 13 und das 8. Regiment 14 Lieutenants. Zum 2. Regiment, das einzige mit 6 Batterien, gehören sogar 16, zu 2 Regimentern (5. u. 6.) dagegen nur je 10 Lieutenants. Von den 61 Batterien können, selbst wenn man 12 Regiments-Adjutanten in Anrechnung bringt, 12 Batterien — die 8 Reitenden in erster Linie — mit je 3; 49 mit je 2 Lieutenants besetzt werden.

Beim Geniekorps, Gesammtzahl gegenwärtig 56, früher 52, befinden sich 53 Lieutenants im Frontdienst, eine Zahl die gestattet, von 28 Kompagnien 25 mit je 2 Offizieren zu versehen. Sind jedoch 8 Adjutantenstellen zu besetzen, so haben sich 17 Kompagnien mit je einem Lieutenant zu begnügen.

Reserve-Offiziere.

Die Zahl der Generale und Stabsoffiziere (42) ist dieselbe geblieben. Bei den Generalen (10) und Oberstlieutenants (18) zählt man 2 bezw. 1 mehr, bei den Obersten (5) und Majors (7) 2 bezw. 1 weniger. Der Artillerie gehören nur 2 an, dem Genie keiner. Die Generale sind auf die 4 Korps vertheilt.

An Kapitäns sind 64 vorhanden, 5 mehr als im Vorjahre. Dieselben vertheilen sich auf die vier Waffengattungen mit den Ziffern 29, 18, 16 und 1. Für jedes der 17 Kavallerie- und 14 Artillerie-Regimenter ist demnach mindestens 1 Kapitän der Reserve vorhanden, dagegen nicht auch für jedes der 34 Infanterie-Regimenter.

Bei den 4 Jäger-Bataillonen ist weder ein Kapitän noch ein Stabsoffizier eingetheilt, bei den Infanterie-Regimentern ist die Vertheilung immerhin ziemlich gleichmäßig, wenn auch 3 Regimenter (12., 24., 33) keinen Kapitän oder Stabsoffizier in der Reserve haben und 1 Regiment (21.) 2 Kapitäns und 1 Stabsoffizier. Bei 14 Regimentern steht 1 Kapitän und 1 Stabsoffizier in Reserve, bei 2 Regimentern nur 1 Stabsoffizier, bei 10 Regimentern nur ein Kapitän.

Bei der Kavallerie haben 2 Regimenter 2 Kapitäns und 1 Stabsoffizier, 1 Regiment nur 1 Stabsoffizier, 6 Regimenter nur 1 Kapitän, die übrigen 8 Regimenter je ein Kapitän und 1 Stabsoffizier in Reserve.

Bei der Feld-Artillerie haben 1 Regiment 2 Kapitäns und 1 Stabsoffizier, 3 andere Regimenter 2 Kapitäns, 1 Regiment 1 Stabsoffizier und 1 Kapitän, die übrigen 7 Regimenter je 1 Kapitän in Reserve.

Bei der Festungs-Artillerie findet sich überhaupt nur 1 Lieutenant in der Reserve.

Beim Genie befindet sich beim 2. Regiment 1 Kapitän in Reserve.

Die Vertheilung der Subaltern-Offziere ist eine lobenswerth möglichst gleichmäßige.

Bei 288 Lieutenants der Infanterie und Jäger entfallen auf 76 Bataillone je 3, auf 30 Bataillone je 2 Lieutenants.

Nimmt man für die Rosiori-Regimenter einen Stand von 4 Eskadronen an — was übrigens dem Kriegs-Ausrüstungsstande entspricht — so können bei 50 dort eingetheilten Lieutenants jeder Eskadron 2 Lieutenants, 2 Eskadronen deren 3 zugewiesen werden.

Die Zahl der für 54 Kalaraschen-Eskadronen verbleibenden 88 Offiziere würde dagegen nur gestatten 34 Eskadronen je 2 Lieutenants, anderen 20 nur je 1 Lieutenant zu überweisen.

Die 130 Reserve-Lieutenants der Feld-Artillerie gestatten, daß der Mehrzahl der Batterien (53) 2 Reserve-Offiziere, 8 Batterien deren 3 zugetheilt werden können.

Die ganze Festungs-Artillerie muß sich mit ihrem einzigen Reserve-Lieutenant behelfen.

Von den 28 Genie-Kompagnien haben bis auf eine alle auf die Verstärkung durch 2 Reserve-Lieutenants zu rechnen.

Wenn für den Kriegsfall die Bildung eines V. (Reserve-) Korps, das wohl zur Besetzung der Fortifikationen am Sereth wie der Zentral-Festung Bukarest bestimmt ist, thatsächlich beabsichtigt wird, so würden bei einer normalen Stärke von 24 Bataillonen und 15 Batterien die Reserve-Offiziere der Infanterie und Artillerie zur Stellenbesetzung — werden aktive Offiziere herangezogen, so rückt dafür ein Reserve-Offizier bei einem der Linien-Regimenter ein — wie folgt ausreichen:

Die 96 Kompagnien können mit 78 Premier- und 18 Sekondelieutenants als Führer besetzt und außerdem mit 192 Sekondelieutenants, 2 für jede Kompagnie, dotirt werden. Die 29 Kapitäns sind ausreichend, als Bataillonsführer zu fungiren und die 17 Stabs-Offiziere, um jedem der 8 neuerrichteten Regimenter einen Kommandeur und einen Ajutor zu geben. Für die 4 Brigaden sind in den 5 Brigade-Generalen Kommandeure vorhanden. Zur Besetzung von 15 Batterien sind 16 Kapitäns, 30 Premierlieutenants und 30 Sekondelieutenants gewiß genügend. 70 Sekondelieute-

nants bleiben übrig für Abjutantenstellen und zur Abgabe an die bestehenden 61 Batterien der Operationsarmee, so daß dort für jede Batterie mindestens 3 Subaltern-Offiziere disponibel sind. Uebernimmt von den 4 Generalen der Artillerie in Reserve der älteste den Posten als Artillerie-Kommandeur beim Korps, die drei anderen dagegen die Führung der Regimenter, so bleibt für die 2 Oberstlieutenants die Stellung als Ajutor reservirt, während die dann noch vakante Ajutorstelle durch den als Batteriechef überzähligen ältesten der 16 Kapitäns besetzt wird. Den 2 Divisions-Generalen und dem ältesten der 5 Brigade-Generale von der Infanterie fällt die Führung des Korps und der beiden Divisionen zu.

Zur Formirung der höheren Stäbe würden der Zahl nach von Reserve-Offizieren die 11 Stabs-Offiziere nebst 1 General der Kavallerie vollauf genügen. Andererseits stehen hierfür viele der z. Z. außerhalb der Truppe verwendeten höheren Offiziere zur Verfügung.

Von der Aufstellung neuer Kavallerie-Regimenter zum Dienst beim Reserve-Korps dürfte Abstand genommen werden, zumal die Mobilisirung der Kalaraschen-Regimenter bei doppelt so viel beurlaubten als permanenten Eskadronen an sich ein schweres Stück ist. Wenn die 167 Reserve-Offiziere der Kavallerie der Zahl nach wohl ausreichen, wären noch einige neue Regimenter mit Führern zu versorgen, so wird der Mehrzahl der ersteren doch das Loos blühen, beim Train, als Ordonnanz-Offiziere ꝛc. verwendet zu werden. Um bei den 6 Rosiori-Regimentern je 1 Ersatz-Eskadron aufzustellen, beim 9. Regiment eine 5. Eskadron und bei allen Regimentern den Stand an Subaltern-Offizieren auf 17 — je 4 pro Eskadron — dazu 1 Regiments-Adjutant zu bringen, ist ein Stand von 85 Kapitäns von 357 Lieutenants erforderlich. Die Front-Offiziere des Aktivstandes zusammen mit den Reserve-Offizieren sind noch mit zusammen 91 Kapitäns und 362 Lieutenants für solche reichliche Dotirung ausreichend. Für Abkommandirung zum Train würden alsdann allerdings nur 10 Offiziere übrig bleiben.

Wird neben der Rosiori-Division noch eine Kalaraschen-Division, diese ebenfalls à 2 Brigaden à 3 Regimenter (vom II. und III. Korps Bukarest bezw. Galatz) ins Feld gestellt, so verbleibt für jedes der 5 Korps 1 Kalaraschen-Regiment (für das V. Korps wohl das 9.).

Bei solcher Verwendung der Kavallerie hat die Artillerie mindestens 4 Reitende Batterien an die Kavallerie-Divisionen abzugeben. Diese Batterien sind durch Neuformationen zu ersetzen. Sollen ferner die 4 Korps der Operations-Armee mit je 96 Geschützen ins Feld rücken, so ist bei 11 von jedem der 12 alten Regimenter eine Batterie neu zu errichten, außerdem aber wenigstens bei diesen Regimentern je 1 Ersatz-Batterie aufzustellen. Dies ergiebt einen neuerlichen Zuwachs von 4 + 11 + 12 Batterien. Zusammen mit 15 Batterien des Reserve-Korps = 42 Batterien. Zur Besetzung von 61 + 42 = 103 Batterien stellt sich allerdings das ver-

hältnißmäßig zahlreiche Offizier-Korps der Feld-Artillerie als nicht mehr recht genügend heraus. Zu den 84 aktiven Front- und den 16 Reserve-Kapitäns müssen 3 der z. Z. abkommandirten (31) Kapitäns zugezogen werden. Mit 146 Front- und 130 Reserve-Lieutenants können nur mehr 76 Batterien mit je 3 Subaltern-Offizieren besetzt werden, so daß sich die 15 Batterien des Reserve-Korps wie auch die 12 Ersatz-Batterien mit je 2 Lieutenants begnügen müssen, von 15 Lieutenants als Regiments-Adjutanten ist dabei ganz abgesehen. Uebrigens treten im Kriegsfall die Schüler des ältesten Jahrgangs der Artillerieschule sofort als Offiziere in die Armee, was einen Zuwachs von ca. 30 Lieutenants ergiebt. Mit diesen ist es möglich, 103 Batterien mit je 3 Lieutenants zu versehen.

Wollte man bei der Infanterie neben 24 Bataillonen für ein V. Korps noch außerdem die 34 Rekruten-Depots bei den Regimentern in Bataillone umwandeln, so würde es dazu schlechterdings an Offizieren fehlen. Für die 96 neuen Kompagnien sind gerade 2 Reserve-Lieutenants pro Kompagnie vorhanden, um den gleichen Stand bei allen 424 alten Kompagnien zu erreichen, müssen nicht weniger als 128 Kriegsschüler als Lieutenants eingestellt werden. Doch beträgt das jährliche Kontingent nicht mehr als die Hälfte jener. Es muß also gleichzeitig auf 2 Jahrgänge zurückgegriffen werden. Es müßten demnach sogleich 2 Jahrgänge herangezogen werden.

Beschränkt man sich jedoch auf die Errichtung von 18 Bataillonen für das V. Korps, dem in diesem Falle die beiden Dobrutscha-Regimenter Nr. 33 und 34 als Kern zuzutheilen sind, so erübrigt man an Reserve-Offizieren 6 Kapitäns (Bataillonsführer) und 72 Lieutenants (24 Kompagnieführer, 48 Kompagnie-Offiziere). Zusammen mit den 34 Chefs der Rekruten-Depots verfügt man über 112 Offiziere. Damit wäre es möglich, für jede der 8 Divisionen, an dem Sitz derselben, ein Depot-Bataillon mit je 13 Offizieren (1 Kommandant, 4 Kompagnieführer, 8 Kompagnie-Offiziere) und für die 2 Regimenter der Dobrutscha-Divisionen ein Halb-Bataillon zu bilden.

Die Heranziehung eines Theiles der z. Z. abkommandirten oder in Disponibilität stehenden Offiziere mußte in diesem summarischen Kalkül unberücksichtigt bleiben, zumal noch andere im Kriegsfall neu zu kreirende Posten außerhalb des Truppenverbandes zu decken und allenthalben unvermeidliche Lücken zu füllen sind.

Will man neben 16 neuen Bataillonen für jedes Regiment ein eigenes volles Ersatz-Bataillon aufstellen, so bliebe, um die Offizierscadres auf 13 per Bataillon auszufüllen, nichts anderes übrig, als über 300 Unteroffiziere zu Lieutenants zu befördern. Von den 1877 beförderten Infanterie-Unteroffizieren zählt man noch 33 unter den aktiven Kapitäns und 2 unter den Majors im Dienst.

Begnügt man sich mit 8½ Depot-Bataillonen neben 18 neuen Bataillonen, so ist das Material an Offizieren für diese Neuformationen immer-

hin, wenn auch knapp, vorhanden. Mit Genietruppen kann neben den 4 bestehenden Korps auch noch das Reservekorps mit je 4 Kompagnien ausgestattet werden. Es verbleiben alsdann immer noch 8 Kompagnien für den Dienst in den Befestigungen. Letztere Kompagnien zu verdoppeln gestattet die große Zahl der Reserveoffiziere, und auch dann noch kann jede der 36 Kompagnien mit 3 Lieutenants versehen werden.

Sanitätskorps.

Die Anzahl der aktiven Militärärzte ist eine noch beschränktere als im Vorjahre (74 gegen 79).

In dem II. Theil des Anuarul, der eigentlichen Rang- und Anciennetätsliste findet sich bei 38 Aerzten aller Grade die Verwendung als Chefarzt bei den Korps und Divisionen, bei den Hauptspitälern ꝛc., auch 2 bei der Flottille angeführt und nur bei 36 die Zutheilung zu einem bestimmten Regiment oder Jäger-Bataillon. Da die Armee an selbständigen Truppentheilen 67 Regimenter und 4 Jäger-Bataillone zählt, so entbehren nach dieser Liste nicht weniger als 32 Regimenter und 3 Jäger-Bataillone eines der Truppe speziell zugetheilten Arztes.

Bei den 12 Feld- und 2 Festungsartillerie-Regimentern und den beiden Genie-Regimentern sind eingetheilt 16 Regimentsärzte I. Klasse. Bei 22 Infanterie- und 2 Reserve-Regimentern sowie bei 1 Jäger-Bataillon sind eingetheilt 24 Regimentsärzte I. Klasse und 1 Bataillonsarzt. Bei den Kalaraschen-Regimentern — kein Arzt.

In den Regimentslisten werden dagegen bei 25 Infanterie-Regimentern, bei 3 Jäger-Bataillonen und bei 4 Rosiori-Regimentern Aerzte aufgeführt, ebenso beim 2., 6., 8. Feld-, 2. Festungs-Artillerie- und bei dem 1. und 2. Genie-Regiment noch je ein zweiter Arzt (beim 2. Festungsartillerie-Regiment deren 2) des Beurlaubtenstandes aufgeführt, so daß nach diesem Ausweis direkt bei den Truppentheilen nicht 36, sondern 55 Aerzte in Thätigkeit sind, ferner noch 2 Aerzte des Beurlaubtenstandes. Es handelt sich hier wohl um Doppelfunktionen.

Bei den 6 Rosiori-Regimentern sind 8, bei den 11 Kalaraschen-Regimentern 7, bei den 12 Feldartillerie-Regimentern sind 16 Veterinärärzte — zusammen 31 von 38 — eingetheilt. Der Anciennetätsliste zufolge gehören nur 24 bestimmten Truppentheilen an. Es würde zu weit führen, auf diesen Widerspruch näher einzugehen.

Reserveärzte sind 322 vorhanden — 9 mehr als im Vorjahr. Davon sind 137 Regimentsärzte II. Klasse.

Bringt man von der Gesammtzahl der im Kriegsfall zur Verfügung stehenden Militärärzte (396) alle die in Generals- und Stabsoffizierrang (90) stehenden in ihrer Eigenschaft als Inspektoren, Korps-, Divisions- und Hauptspitals-Chefärzte in Abzug, so verbleiben 306 zur Ver-

wendung als eigentliche Truppenärzte. Läßt man alle Neuformationen außer Acht, so genügt jene Zahl gerade nur zu folgender Vertheilung: je 2 Aerzte für jedes der 106 Infanterie-Bataillone, jedes der (12) Feld-Artillerie-Regimenter, für je 4 Kompagnien der Festungs-Artillerie (20) und des Genie (28 Kompagnien) und 3 Aerzte für jedes der (17) Kavallerie-Regimenter — zusammen 305.

An Veterinär-Aerzten der Reserve zählt man 79 — 5 mehr als im Vorjahre. Im Verein mit den 31 aktiven Veterinärs, welche bei den Truppen eingetheilt sind, können jedem der Kavallerie- und Feld-Artillerie-Regimenter je 3 Veterinärärzte beigegeben werden.

An Militär-Apothekern ist jedenfalls kein Mangel: 56 des Aktivstandes und 151 der Reserve.

Auf Intendantur- und Administrations-Offiziere, Guardi, Artillerie und das Genie nochmals zurückzukommen, erscheint überflüssig.

Das Offizier-Korps der Flottille zählt 63 aktive Offiziere und 4 in Reserve; gegen 54 bezw. 3 im Vorjahr ein merklicher Zuwachs. An Ingenieuren und Mechanikern sind 12 aktive und 2 in Reserve vorhanden, gegen 11 bezw. 2 im Vorjahre.

Betrachtung über die höheren Kommandostellen der Kavallerie in Deutschland und in Frankreich.

Unter diesem Titel brachte die „Revue de cavalerie“ in ihrem Februar-Hefte nachstehende Auslassungen, welche uns wohl nicht weniger interessiren dürften als die Franzosen, um so mehr als der Vergleich der beiderseitigen Verhältnisse sehr zu Gunsten Deutschlands ausfällt.

Nach den in der Broschüre: „Eintheilung und Standorte des Deutschen Heeres und der Kaiserlichen Marine vom 1. Oktober 1895“ enthaltenen Angaben zählt die deutsche Kavallerie 93 Regimenter, in 46 Brigaden formirt.

Zum gleichen Zeitpunkt zählt die französische Kavallerie 89 Regimenter, in 43 Brigaden formirt.

Die Grade und das Alter der Führer dieser Einheiten zu vergleichen, ist der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung.

In Deutschland sind von 46 Brigaden nur 17 von Generalmajoren kommandirt; 29 werden von Obersten kommandirt.

In Frankreich haben die 43 Brigaden Generale (généraux de brigade) als Kommandeure.

Dieser Umstand erklärt sich zwar durch die in der Organisation des Generalstabes beider Armeen und in jener der Verbände bestehenden Verschiedenheiten, ferner durch das Zahlenverhältniß der einzelnen Grade. Immerhin ist es wichtig sich vor Augen zu halten, daß die deutsche Regierung dadurch, daß sie zwei Drittel der Brigadekommandos Obersten überträgt, diesen Grad hebt und die Vortheile vermehrt, auf welche die Offiziere die ihn innehaben Anspruch machen können, weil ja den Inhabern der Stellen die Einkünfte der letzteren zufallen.

Jedoch hat die deutsche Regierung durch die Uebertragung von Brigadekommandos an Obersten vor Allem versucht, die Kommandostellen von solchen Truppenkörpern zu verjüngen, welche an der Spitze Offiziere im Vollbesitze ihrer physischen Kräfte haben müssen.

Wenn alle anderen Faktoren auf beiden Seiten die gleichen sind, so haben jene Truppen den Vortheil für sich von jungen Offizieren geführt zu werden. Ein Brigadekommando wird nicht, wie manchmal in Frankreich, Obersten übertragen, die sicher sind, kurz darauf zum General befördert zu werden, Offizieren die hierzu qualifizirt, nur mit Bedauern ihr Regiment verlassen um interimistisch eine Brigade zu führen, ohne die Vortheile, welche der Generalscharge anhaften, zu genießen; es wird Obersten übertragen, denen die ein Brigadekommando begleitenden Vortheile trotzdem nicht gestatten zu vergessen, daß sie sich erst noch bewähren müssen, nicht allein um die nächst höhere Charge zu erhalten, sondern selbst um die ihnen anvertraute Stelle zu behalten.

Die Chargen der Brigadeommandeure sind also in den beiden Kavallerien verschieden und diese Verschiedenheit ist nicht ohne Folgen.

Auch das Alter derselben ist verschieden. In Deutschland vertheilt sich das Alter der 17 Generalmajore und Brigadekommandeure wie folgt:

3 sind 56 Jahre alt
6 „ 55 „ „
1 ist 54 „ „
2 sind 53 „ „
2 „ 52 „ „
1 ist 50 „ „
1 „ 48 „ „ (Prinz Reuß)
1 „ 43 „ „ (Erbgroßherzog v. Oldenburg.)

Das mittlere Alter ist 53 Jahre und wenn man die beiden jüngsten Generale mit Rücksicht auf ihre vielleicht ausnahmsweis rasche Laufbahn außer Betracht läßt, ist es 54 Jahre.

Bei den 29 Obersten und Brigadekommandeuren ist die Altersvertheilung folgende:

6 sind 55 Jahre alt
5 „ 54 „ „
5 „ 53 „ „
3 „ 52 „ „
2 „ 51 „ „
3 „ 50 „ „
5 „ 49 „ „

Das mittlere Alter ist 52 Jahre.

Im Ganzen stellt sich die Altersvertheilung der 46 Brigadekommandeure wie folgt:

3 sind 56 Jahre alt (Generale)
12 „ 55 „ „ (Generale od. Obersten)
6 „ 54 „ „ „ „ „
7 „ 53 „ „ „ „ „
5 „ 52 „ „ „ „ „
2 „ 51 „ „ (Obersten)
5 „ 49 „ „ „
1 ist 48 „ „ (General, Prinz Reuß)
1 „ 43 „ „ („ Erbgroßherzog v. Oldenburg.)

Das mittlere Alter ist nicht ganz 53 Jahre unter Nichteinrechnung der beiden vorhin benannten Fälle.

In Frankreich vertheilt sich das Alter der 43 Generale, welche Kavallerie-Brigaden kommandiren, folgendermaßen:

5 sind 61 Jahre alt
8 „ 60 „ „
9 „ 59 „ „
6 „ 58 „ „
7 „ 57 „ „
3 „ 56 „ „
3 „ 55 „ „
3 „ 54 „ „
1 ist 53 „ „
2 sind 52 „ „
1 ist 51 „ „

Das mittlere Alter ist mehr als 57 Jahre.

Es ist also, selbst unter Hinweglassung zweier Ausnahmefälle, in Deutschland das mittlere Alter der Generalmajore, die Kavalleriebrigaden kommandiren, 53 Jahre, das der Obersten und Brigadekommandeure 52 Jahre; das mittlere Alter der Brigadekommandeure ohne Ausscheidung in Chargen erreicht die Zahl 53 nicht; dagegen ist das mittlere Alter der französischen Brigadekommandeure mehr als 57 Jahre. Dieser Unterschied von 4 Jahren macht sich fühlbar, wenn man den Lebensabschnitt, in welchem er einwirkt,

berücksichtigt; denn zwischen 50 und 60 Jahren fallen einzelne Jahre schwer in's Gewicht.

Die Verjüngung, welche Deutschland erzielt, indem es Obersten Brigadekommandos giebt, ist etwas mehr als ein Jahr; aber es ist nicht allein die Verjüngung an sich, die erreicht wird, Thätigkeit und Eifer wird bei den Brigadekommandeuren angeregt, die so ermuntert werden, die Charge anzustreben, deren Funktion sie einstweilen nur ausüben.

Im Uebrigen ist es gar nicht nöthig, das mittlere Alter ins Auge zu fassen; nicht dem „Mittel" begegnet man im Leben und nicht Kavallerieführer von „mittlerem Alter" hat man als Gegner zu bekämpfen. Mit anderen Worten: Aus Vorstehendem ergiebt sich:

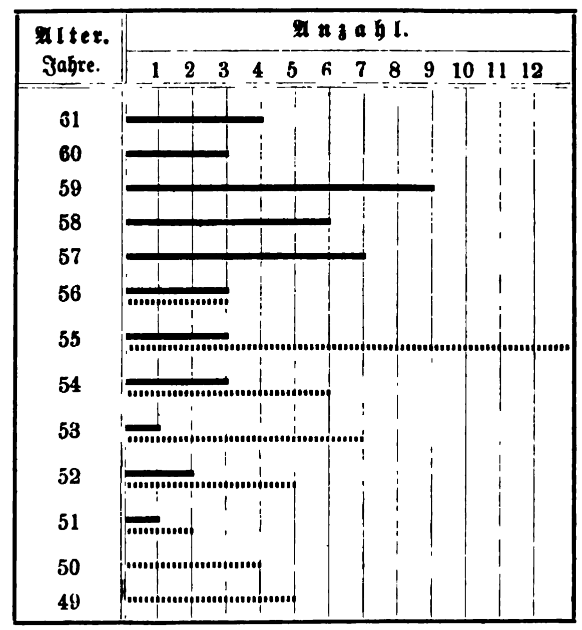
daß keine deutsche Kavallerie-Brigade an ihrer Spitze einen Offizier hat, der älter als 56 Jahre wäre, und daß nur 3 dieses Alter erreicht haben;

daß in Frankreich von 43 Kavallerie-Brigaden 30 von Generalen über 56 Jahre kommandirt werden;

daß in Frankreich der jüngste Brigadekommandeur 51 Jahre ist, während in Deutschland 11 derselben 51 oder weniger Jahre zählen, die früher angeführten besonderen Fälle immer außer Betracht gelassen;

daß in Frankreich das Alter der Brigadekommandeure zwischen 61 oder 51 Jahren schwankt, und so einen Unterschied von 11 Jahren darstellt, während letzterer in Deutschland 8 Jahre nicht übersteigt.

Die Anzahl der Brigaden ist annähernd die gleiche, 43 gegen 44 (46—2). Folgende Tabelle stellt die vorhergehenden Behauptungen graphisch dar:



▬ Anzahl der französischen Brigadekommandeure.

⋯⋯ Anzahl der deutschen Brigadekommandeure.

In Deutschland werden von 93 Regimentern nur 18 von Obersten kommandirt, 63 von Oberstlieutenants und 12 von Majoren.

In Frankreich treffen auf 89 Regimenter 87 Obersten und 2 Oberstlieutenants als Kommandeure.

Deutschland vertheilt also das Amt eines Regimentskommandeurs der Kavallerie auf drei verschiedene Chargen. Die Obersten, erst kürzlich hierzu befördert, aber seit längerer oder kürzerer Zeit schon die Funktion ausübend, erwarten sich in Bälde ein Regimentskommando. Alle Oberstlieutenants führen das frische, thatkräftige Leben eines Regimentskommandeurs, statt sich in den Schatten stellen zu müssen, wie dies die Oberstlieutenants der französischen Kavallerie oft in einem Alter zu thun gezwungen sind, in dem körperliche und geistige Trägheit einzutreten droht; letztere dürfen sich in dieser Schattenrolle keinen Augenblick vergessen, selbst auf die Gefahr hin ihre persönlichen Eigenschaften und ihren Charakter herabzudrücken. Die deutschen Oberstlieutenants genießen die beträchtlichen Bezüge eines Regimentskommandeurs. Von der Majorscharge an genießen dieses frische Leben mit seinen Vortheilen mehrere, da ja selbst Majore zu der schönen Thätigkeit als Regimentskommandeure berufen werden, glücklicher als die französischen chefs d'escadron, deren Ehrgeiz, wenn sie schon drei Jahre Stabsoffizier sind, in der Richtung des gewöhnlichen inneren Wachendienstes oder als Vorstände der Menagekommission verschwendet wird.

Die Wichtigkeit der einzelnen Chargen ist also durch die deutscherseits eingeführten Anordnungen in außerordentlichem Maße gewachsen. Die mit der Stellung als Regimentskommandeur erreichten Vortheile werden früher erreicht, ein Umstand, der die Laufbahn besonders angenehm macht. Aber vor Allem pulsirt in den drei höheren Chargen ein Leben, das geeignet ist die Fähigkeiten zu erhalten, den Geist zu befriedigen, den Ehrgeiz anzuregen, das Gefühl der Verantwortlichkeit zu entwickeln, den Charakter zu bilden. Gleichzeitig verjüngt diese Maßregel das Kommando.

Das Alter der deutschen Regimentskommandeure vertheilt sich wie folgt:

Bei den 18 Obersten:

1 ist 54 Jahre alt
5 sind 53 " "
1 ist 52 " "
1 " 51 " "
3 sind 50 " "
4 " 49 " "
1 ist 48 " "
1 " 47 " "
1 " 46 " "

Bei den 63 Oberstlieutenants:

9 sind 51 Jahre alt

5 sind 50 Jahre alt
22 „ 49 „ „
11 „ 48 „ „
4 „ 47 „ „
2 „ 46 „ „
8 „ 45 „ „
1 ist 39 „ „
1 „ 33 „ „ (K. Prinz v. Bayern.)

Bei den 12 Majoren:

4 sind 49 Jahre alt
1 ist 47 „ „
5 sind 45 „ „
1 ist 44 „ „
1 „ 43 „ „

Im Ganzen bei 93 Regimentskommandeuren:

1 ist 54 Jahre alt (Oberst.)
5 sind 53 „ „ „
1 ist 52 „ „ „
10 sind 51 „ „ (Obersten oder Oberstlieutenants.)
8 „ 50 „ „ „ „ „
30 „ 49 „ „ (Obersten, Oberstlieutenants oder Majore.)
12 „ 48 „ „ „ „ „ „
6 „ 47 „ „ „ „ „ „
3 „ 46 „ „ „ „ „ „
13 „ 45 „ „ (Oberstlieutenants oder Majore.)
1 ist 44 „ „ (Major.)
1 „ 43 „ „ „
1 „ 39 „ „ (Oberstlieutenant.)
1 „ 33 „ „ (Oberstlieutenant Prinz v. Bayern.)

Das mittlere Alter der Regimentskommandeure ergiebt 50 Jahre für die Obersten, weniger als 48 Jahre für die Oberstlieutenants, unter Nichteinrechnung des Prinzen von Bayern, 46 Jahre für die Majors. Die Oberstlieutenants kommandiren von den 93 Regimentern 63.

Im Ganzen ist das mittlere Alter der Regimentskommandeure in Deutschland 48 Jahre 4 Monate.

In Frankreich vertheilt sich das Alter der 89 Regimentskommandeure, welche wir in Rücksicht auf die geringe Zahl von Oberstlieutenants unter denselben alle als Obersten ansehen wollen, folgendermaßen:

2 sind 59 Jahre alt
1 ist 58 „ „
8 sind 57 „ „
8 „ 56 „ „

6	sind	55	Jahre	alt
13	„	54	„	„
7	„	53	„	„
8	„	52	„	„
10	„	51	„	„
9	„	50	„	„
5	„	49	„	„
6	„	48	„	„
2	„	47	„	„
2	„	46	„	„
2	„	44	„	„

Es resultirt hieraus ein Alter von 52 Jahren 5 Monaten im Mittel, welches um mehr als 4 Jahre das der deutschen Regimentskommandeure übersteigt.

Aber auch hier braucht man durchaus nicht gerade nur die mittleren Zahlen zu vergleichen; es folgt aus dem Gesagten ohnedies schon:

daß kein deutsches Kavallerie-Regiment an seiner Spitze einen Kommandeur hat, der älter als 54 Jahre ist, daß nur einer 54 Jahre alt ist, daß nur 6 derselben 53 oder 52 Jahre zählen;

daß in Frankreich bei 89 Kommandeuren 25 Regimenter von Offizieren über 54 Jahre kommandirt werden, daß 13 derselben 54 Jahre, 15 derselben 53 oder 52 Jahre zählen;

daß also in Deutschland nur 7 Kommandeure von 93 ein Alter von 52 und mehr Jahren haben, in Frankreich dagegen 53 von 89:

daß 67 deutsche und 11 französische Kommandeure weniger als 50 Jahre zählen;

daß in Deutschland die 3 jüngsten Kommandeure 44, 43 bezw. 39 Jahre zählen und in Frankreich die beiden jüngsten 44 Jahre; da aber diese letzteren Obersten sind, so folgt daraus, daß in Frankreich während einer 25jährigen Friedenszeit die nämliche Charge von einem Offizier mit 60 Jahren oder von einem solchen mit 44 Jahren bekleidet werden kann. Dieser Unterschied von 16 Jahren ist größer als der, den man in Deutschland zwischen dem ältesten und jüngsten Regimentskommandeur errechnet, obwohl dort diese Stellung einem Oberst, Oberstlieutenant oder Major übertragen sein kann.

Schließlich folgt noch, daß in Deutschland die Avancementsvertheilung methodisch zu sein scheint, da 50 von 92 Kommandeuren 50, 49 und 48 Jahre zählen.

Da die Anzahl der in Bezug auf ihr Alter bei einem Vergleich in Betracht kommenden Kommandeure bei den beiderseitigen Kavallerien fast die gleiche ist, 89 gegenüber 92 (93—1), werden durch folgende Tabelle die vorigen Feststellungen graphisch dargestellt.

Vergleichende Alters-Tabelle der Regimentskommandeure.

Alter. Jahre.
39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59

Anzahl.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30

▬ Anzahl der französischen Kommandeure.
⋯⋯ Anzahl der deutschen Kommandeure.

Die im Oktober 1895 bestehenden Unterschiede erreichten also bei Weitem nicht jene, welche sich ergeben würden, wenn die beiderseitigen Armeen sich auf dem Kriegsfuße befänden. —

Von den Kavallerie-Divisionen ist in Deutschland eine einzige, die der

Garde, bereits im Frieden formirt. Sie wird von einem Generallieutenant kommandirt.

An der Spitze der Waffe stehen drei Inspekteure; der eine ist General der Kavallerie, der zweite Generallieutenant, der dritte, Inspekteur der bayerischen Kavallerie, ist Generalmajor.

Bei der Organisation der obersten Kommandostellen der deutschen Kavallerie würden die beiden preußischen Inspekteure und der Kommandeur der Garde-Division zweifellos Kavalleriekorps-Kommandos erhalten. Diese Generale sind 60, 59 und 57 Jahre alt.

Die Kommando über die voraussichtlich zu errichtenden 15 Kavallerie-Divisionen würden zweifellos übertragen werden dem bayerischen Kavallerie-Inspekteur und 14 Generalmajoren, welche gegenwärtig Brigaden führen. Nähme man die ältesten, so hätten die Divisionen Führer im Alter von 56 bis 52 Jahren.

Infolgedessen blieben höchstens noch 3 Generalmajors an der Spitze von Brigaden und 14 Obersten und Regimentskommandeure würden Brigadekommandeure. Höchstens 4 Obersten blieben noch Regimentskommandeure und die Zahl der Majore an der Spitze von Regimentern stiege von 12 auf 26.

Im Großen und Ganzen wären die höheren Kommandos in der deutschen Kavallerie wahrscheinlich folgendermaßen gesichert:

Mindestens 3 Kavalleriekorps-Kommandeure: 1 General der Kavallerie, 2 Generallieutenants mit 60, 59 und 57 Jahren;

15 Divisionskommandeure, Generalmajore im Alter von 56 bis 52 Jahren;

46 Brigadekommandeure: höchstens 3 Generalmajore und 43 Obersten im Alter von 58 bis 48 Jahren;

93 Regimentskommandeure: höchstens 4 Obersten, 63 Oberstlieutenants, 26 Majore (mindestens) im Alter von 51 bis 42 oder 41 Jahren.

In Frankreich sind 7 Kavallerie-Divisionen formirt, und die bestehenden an Divisionsgenerale übertragenen Generalinspektionen sichern die Kommandos der aufzustellenden Divisionen. Die Mobilmachung würde also fast keine Veränderungen in den Kommandostellen verursachen mit Ausnahme ganz weniger Offiziere.

Man kann vermuthen, daß die oberen Kommandostellen der französischen Kavallerie thatsächlich in folgender Weise besetzt sein werden:

3 Kommandeure von Korps: 3 aus der Waffe hervorgegangene Kommandeure, von denen 2 im Alter von 64, einer im Alter von 61 Jahren stehen;

14 Divisionskommandeure: 14 Divisionsgenerale (in der Annahme, daß Divisionsgenerale diese Kommandos erhalten) im Alter von 64, 63, 62, 61, 58 und 56 Jahren;

43 Brigadekommandeure: fast alle Brigadegenerale zwischen 61 und 51 Jahren;

89 Regimentskommandeure: fast alle Obersten von 59 bis zu 44 Jahren.

Da die Frage der ständigen Errichtung von Kavallerie-Divisionen seit einiger Zeit in Deutschland lebhaft erörtert wird, kann sich das oben Angeführte vielleicht in kurzer Zeit realisiren. —

Die vorstehende Abhandlung nun hat nur den Zweck, Vergleiche anzustellen und zieht daraus keine Schlüsse; sie überläßt es jedem Einzelnen, sich diese selbst zu entnehmen. Noch weniger will sie eigentliche Vorschläge für die Verjüngung bringen; es ist diese letztere übrigens eine Frage, die bis heute nur selten über den Rahmen müßiger Besprechungen hinausgebracht wurde.

Indessen kann man sich der Bemerkung nicht verschließen, daß die gegenwärtige Lage eine direkte Folge der vollständigen und fast konstant bethätigten Mißachtung des „Gesetzes für die Beförderungen“ ist, welches man stets bemängelt hat, noch bemängelt, und das man ändern will, ohne es jemals befolgt zu haben; sie ist ferner eine Folge der vollständigen Verkennung des Geistes, in welchem das „Gesetz über die Verabschiedungen“ entworfen und angenommen wurde, und in welchem es folgerichtig auch angewendet werden sollte.

Ein weiterer Grund ist die vollständige Vergessenheit, in welche die bei der Ausarbeitung der Gendarmerie-Organisation maßgebend gewesenen Grundsätze gerathen sind. Schließlich ist noch der schwere und seit 23 Jahren wiederholt gemachte Fehler anzuführen, daß man bei jeder Vermehrung der Zahl der Kavallerie-Regimenter darauf bestand, eine entsprechende Vermehrung der höheren Verbände zu verlangen und auch zu erreichen.

Soweit die im Uebrigen vortrefflich redigirte „Revue de cavalerie“. Ohne auf die Einzelheiten der dort enthaltenen Ausführungen näher einzugehen, zeigen uns die sicherlich nicht unbegründeten Klagen, daß wir in Deutschland das bessere Theil erwählt haben. Hoffentlich wird es auch so bleiben. Jedenfalls kann es uns vorläufig eine angenehme Beruhigung sein, in diesem Punkte wie in so manchem anderen, der Gegenstand nur schlecht verhehlten Neides für unsere westlichen Nachbarn zu sein. Denn darüber besteht kein Zweifel, daß bei einer beabsichtigten Verjüngung in den Führerstellen einer Armee die Kavallerie in erster Linie zu berücksichtigen ist.

Selbstverständlich entziehen sich die in vorstehender Abhandlung seitens des Verfassers geäußerten Vermuthungen über die im Mobilmachungsfalle deutscherseits aufzustellenden Kavallerie-Truppenkörper der näheren Besprechung.

200.

Ueber Druckschäden bei Armeepferden.*)

(Fortsetzung.)

Wenn im koupirten Gelände behufs Entlastung des Pferdes häufig abgesessen wird, desgleichen zum Feuergefecht zu Fuß, so wird der Sattel schließlich nach der Seite verlagert und liegt falsch, namentlich wenn das Nachsatteln unterlassen worden ist. Sind die Reiter etliche Mal auf- und abgesessen, so liegen eine größere Anzahl Sättel schief nach links; da die beiden Stege leicht nach außen und abwärts neigen, so kann man beobachten, wie der linke Steg sich noch schräger stellt und weniger trägt, während der flacher aufliegende rechte Steg mehr belastet wird und in stärkerem Maße auf die betreffende Stelle drückt. Möglicherweise werden zudem Reiter, welche durch einen scharfen Ritt stark ermüdet sind, mehr nach rechts neigen, um ihr angestrengt arbeitendes Herz zu erleichtern. Beim sogenannten „Englischreiten" geht eine alte Vorschrift dahin, daß man von Zeit zu Zeit wechseln soll; meistens wird auf dem linken Diagonalfußpaar geritten, so daß das Absitzen in dem Moment erfolgt, wo der rechte Hinterschenkel gestreckt wird; dadurch wird die Lende rechterseits stärker gepreßt; sowohl aus diesem Grunde, als auch um die Arbeit der beiden Diagonalfußpaare auszugleichen, empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit abzuwechseln. Andererseits hat das sogenannte „Reiten nach deutscher Art" den Nachtheil, daß die Pferde, besonders harte Traber, leicht gedrückt werden. Der Reiter sitzt heftiger ab, ermüdet wegen der Erschütterung bald und verliert den korrekten Sitz.

Bei Artilleriepferden ist der Widerrist namentlich der Sitz von Druckschäden und zwar links; der Grund dürfte darin liegen, daß unsere Artilleriepferde häufig überbaut sind, der Sattel leicht nach vorn rutscht und der ungeübte Führer nach vorn gebeugt reitet, um die Erschütterungen thunlichst zu vermindern. Zudem wird das Pferd beim Abreiten gewöhnlich sehr stark gegurtet, namentlich in der vorderen Gurtstrippe, vermeintlich, um das Rutschen des Sattels zu verhindern. Dieses starke Gurten wird aber nicht sofort ausgeglichen, das linke Kissen demnach stärker angedrückt. Zudem wissen wir, daß Widerristdrücke links besonders bei Deichselpferden auftreten; vielleicht liegt die Ursache darin, daß der Reiter, um Deichselschläge zu vermeiden, das rechte Bein auswärts trägt, stärker im rechten Steigbügel steht und der Sattel so nach rechts verzogen wird, daß das linke Kissen stärker

*) Siehe April-Heft der „Neuen Milit. Blätter".

aufliegt. Die Führung der Pferde à la Daumont bedingt schon von selbst eine Verschiebung des Gewichts und des Sattels nach rechts.

Wenn gutgebaute und wohlgenährte Pferde Druckschäden acquiriren, so wird die Entstehung oft auf Nachlässigkeit des Reiters, resp. mangelhafte Disziplin, unpassendes Geschirr, schlechte Packung zurückzuführen sein. Die Bekämpfung bez. Abhaltung einer ganzen Reihe von Ursachen ist Aufgabe der militärischen Disziplin.

Die Gefahr der Entstehung von Druckschäden steht im geraden Verhältniß zur Größe der Arbeit der Kriegspferde; namentlich kommt die Art und Weise, wie die Arbeit geleistet wird, in Betracht.

Je geregelter die Gangart in einer Kolonne, je mehr auf korrekten Sitz des Mannes, auf richtige Führung des Pferdes gehalten wird, um so seltener werden die Druckschäden sein. Ist die Gangart an der Spitze zu rasch, so kommen die mittelmäßigen und schlechten Pferde nicht nach oder nur schwer, die Kolonne fällt auseinander, die Abstände werden zu groß, namentlich an der Queue, die Pferde werden zu größerer Schnelligkeit angetrieben, um die Distanz einzuhalten und prallen im nächsten Moment auf, um das Spiel bald von Neuem zu beginnen. Bei einer derartigen ungeregelten Gangart sind Störungen in der Vertheilung der Last und übermäßige Belastung einzelner Stellen sehr häufig. Aehnlich verhält es sich bei forcirten Märschen Ebenso ist ein zu langsames Marschtempo nachtheilig, die Pferde bleiben zu lange belastet, die Reiter ermüden und verlieren den korrekten Sitz, das Gleichgewicht der Belastung wird gestört. Kolonnen, die sich zu langsam bewegen, weisen oft ebenso viele Drückschäden auf als nach einem Eilmarsch. Daß Bewegungen im koupirten Gelände oder auf schlechten, bodenlosen Straßen die Entstehung von Druckschäden begünstigen, ist nahe liegend; die Gangart wird unregelmäßig, einzelne Abtheilungen müssen bergauf und bergab traben um die Distanz einzuhalten. Manchmal entsteht ein Druck dadurch, daß das Pferd sich in ungünstigen Verhältnissen befindet, so z. B. wenn es auf Vorposten resp. bei einem Rückzug Tag und Nacht gesattelt oder eingespannt bleiben muß und sich keine Gelegenheit bietet, nachzusehen, ob Sattel und Packung in Ordnung sind und normal liegen.

Nicht passendes Geschirr- und Sattelzeug ist eine häufige Ursache von Druckschäden. Der Sattel ist in Folge des harten und festen Materials, aus welchem er verfertigt wird, ein sehr dauerhaftes Ausrüstungsstück; so lange er gut paßt, ist er für den Kriegsgebrauch durchaus geeignet. Es ist dabei ganz nebensächlich, ob das Gestell ganz aus Holz, oder aus Holz und Eisen besteht, wie das letztere gegenwärtig der Fall ist. Das Material ist in allen Fällen starr, unbiegsam; es gewinnt dadurch auf der einen Seite an Dauerhaftigkeit; allein in Folge dessen besitzt der Sattel auch den wesentlichen Nachtheil, daß er sich gar nicht an die so veränderliche Gestalt des Rückens anpassen kann. Dafür soll er von vorn herein so ausgewählt werden, daß

Vorder- und Hintertheil den Rücken des Pferdes überbrücken, die Seitentheile (Stege oder Kissen) mit dem innern Rand etwas stärker auf den Rückenmuskel aufliegen und die Beweglichkeit der Rückenwirbelsäule nicht gestört wird. Die Sattelkammer soll mithin überall eine genügende Höhe und Weite besitzen (breiter Widerrist — weite Kammer; hoher, scharfer Widerrist — enge Kammer mit starker Kissenfüllung; überbautes Pferd — vorn stark gefülltes Kissen oder Polsterkeile); in der Mittellinie liegt die Haut direkt auf die Enden der Dornfortsätze; findet hier ein Druck statt, so wird die Störung des Kreislaufes sehr bald zur Mortifikation des Gewebes und zur Bildung eines Brandschorfes führen. Durch eine zu enge Kammer wird der Widerrist gleichsam eingeklemmt; es entstehen Druckschäden, deren Heilung oft sehr lange Zeit erfordert; ist die Kissenfüllung mangelhaft, die Kammer mithin zu weit, so liegt das Gewölbe des Vorderzwiesels auf die Kante des Widerristes auf; ausgedehnte Mortifikation der Haut und der subkutanen Gewebsschichten ist die Folge. Im Allgemeinen sei die Sattelkammer eher zu hoch als zu weit. Jeder Sattel muß in Bezug auf Länge, Breite und Form dem Rücken des Pferdes angepaßt sein; ein zu kurzer, zu schmaler, zu breiter Sattel wird das Pferd voraussichtlich immer verletzen. Desgleichen muß der Grad der Wölbung des Steges der Form des Rückens entsprechen.

Alles das erklärt zur Genüge, warum schwere Widerristdrücke bei Artilleriepferden häufiger vorkommen, als in der Kavallerie. Das Anpassen der Sättel geschieht häufig nicht mit der nöthigen Sorgfalt, es wird ungefähr ausgeführt. Daß die Kissen gehörig und gleichmäßig ausgefüllt sein sollen, weich und ohne Knollen, ist selbstredend.

Viele Druckschäden rühren davon her, daß mangelhaft und nachlässig gesattelt worden ist. Wird vor Tagesanbruch oder nach einem Allarm abgeritten, so sind ungleich mehr Verletzungen zu gewärtigen, desgleichen wenn die Truppe in weiten Kantonnementen untergebracht wird (mangelhafte oder fehlende Beleuchtung der Räume, schlechte Versorgung der Sättel und Geschirre, spätes Aufstehen der Mannschaft, schwierige Beaufsichtiguug seitens der Vorgesetzten ꝛc.) Schlechtes Auflegen der Sattel- oder Stalldecke, mangelhaftes Heraufziehen in die Kammer, Faltenbildung, Verunreinigung der gegen den Körper gekehrten Fläche mit Sand, kleinen Steinen und dergleichen sind hier ebenfalls zu erwähnen. Ist der Sattelgurt lose, so bildet die Decke gegen den Widerrist leicht Falten. Die Satteldecke aus Filz wird durch anhaltenden Gebrauch hart und steif; der Stoß wird ungenügend gebrochen oder die Haut wund gerieben. Der scharfrandige Saum der Offiziersdecke, verfangene Riemen (Schwebriemen des Säbels) werden mitunter auf der Lende Verletzungen hervorrufen.

Die Art der Befestigung der Packung, die Vertheilung der Last auf dem Sattel sowie die Lage des Sattels auf dem Rücken sind sodann Momente, denen bezüglich der Entstehung von Druckschäden eine große Bedeutung

zukommt. Der Druck kann unmöglich gleichmäßig sein, wenn die Packung schlecht vertheilt oder mangelhaft befestigt ist; Beschädigungen der übermäßig belasteten Regionen sind sicher zu gewärtigen. Ist der Gurt lose, wie dies namentlich vorkommt bei Pferden, welche beim Satteln die Rippen in höchster Inspirationsstellung fixiren (sich blähen) oder den Rücken wölben, so rutscht der Sattel bald hin und her, besonders in raschen Gangarten, so daß das Gleichgewicht der Belastung gestört ist. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Verletzungen der Mittellinie des Rückens häufig sind, wenn der Stallgurt stark angezogen wird, resp. Steigbügel und dergleichen angebracht werden, ohne die Kante des Rückens durch Unterlegen von Kissen resp. Strohwischen beidseitig neben der Mittellinie zu entlasten.

Daß schlechte Reiter, sowie solche, die habituell schief sitzen, oder die durch lange Märsche ermüdet sind und den korrekten Sitz verlieren, desgleichen auch betrunkene Reiter ihre Pferde häufig verletzen, wurde bereits angeführt. Zu erwähnen sind noch ungleich lange Bügel, anhaltendes Galoppiren unter großem Gewicht, plötzliches Pariren in raschen Gangarten, Aufgeregtheit des Pferdes (Stuten), heterogener Pferdebestand, schlechte Witterung (Regen, große Hitze) ꝛc.

Verletzungen durch den Gurt betreffen die Seitenwand der Brust oder die sogenannte Gurtenlage. Sie sind namentlich zu gewärtigen, wenn der untere Rand der Pausche umgebogen ist, resp. die Sattelbecke zu kurz, der Rand derselben hart, der Gurt selbst zu kurz, so daß das kurze Gurtstück zu tief liegt; wird das Pferd zu stark gegurtet, so ist die Zirkulation gehemmt, es bilden sich Oedeme in der Umgebung des Randes oder die Haut wird gefaltet und wundgerieben. Daß überbaute Pferde, sowie solche mit Heubauch ganz besonders dazu disponirt sind, ist allbekannt. Verletzungen durch die Gurtschnallen kommen besonders bei dickleibigen Pferden vor. Bekannt ist auch das häufigere Auftreten der Gurtdrücke linkerseits.

Die anderweitigen Verletzungen durch das Geschirr, so am Kamm, Genick, Nasenrücken, Backen, Laden, Kinnkettengrube, Bug, Schultern, Schwanzwurzel, Hinterbacke ꝛc., sind so einfach, daß eine eingehende Besprechung ihrer Aetiologie füglich unterbleiben kann.

Sind bisher die Ursachen der Druckschäden besprochen worden, so handelt es sich nunmehr um eine Charakteristik der Verletzungen, welche den Gegenstand dieses Vortrages bilden. Das Wort Druckschaden deutet schon an, daß die Verletzung ziemlich langsam entsteht als Folge eines längere Zeit wirkenden, einseitigen Druckes. Der Schaden ist verschieden in Bezug auf Größe und Ausdehnung, je nach der Stärke des Drucks, der Dauer der Einwirkung, je nach der Richtung, in welcher der Druck stattgefunden hat, je nach der Gestalt des drückenden Gegenstandes und dem Widerstandsgrad der gedrückten Region, je nachdem der Druck zugleich reibend war, ꝛc. Die Bezeichnung der Größe oder der Ausdehnung des Schadens ist meistens sub-

Garde, bereits im Frieden formirt. Sie wird von einem Generallieutenant kommandirt.

An der Spitze der Waffe stehen drei Inspekteure; der eine ist General der Kavallerie, der zweite Generallieutenant, der dritte, Inspekteur der bayerischen Kavallerie, ist Generalmajor.

Bei der Organisation der obersten Kommandostellen der deutschen Kavallerie würden die beiden preußischen Inspekteure und der Kommandeur der Garde-Division zweifellos Kavalleriekorps-Kommandos erhalten. Diese Generale sind 60, 59 und 57 Jahre alt.

Die Kommando über die voraussichtlich zu errichtenden 15 Kavallerie-Divisionen würden zweifellos übertragen werden dem bayerischen Kavallerie-Inspekteur und 14 Generalmajoren, welche gegenwärtig Brigaden führen. Nähme man die ältesten, so hätten die Divisionen Führer im Alter von 56 bis 52 Jahren.

Infolgedessen blieben höchstens noch 3 Generalmajors an der Spitze von Brigaden und 14 Obersten und Regimentskommandeure würden Brigadekommandeure. Höchstens 4 Obersten blieben noch Regimentskommandeure und die Zahl der Majore an der Spitze von Regimentern stiege von 12 auf 26.

Im Großen und Ganzen wären die höheren Kommandos in der deutschen Kavallerie wahrscheinlich folgendermaßen gesichert:

Mindestens 3 Kavalleriekorps-Kommandeure: 1 General der Kavallerie, 2 Generallieutenants mit 60, 59 und 57 Jahren;

15 Divisionskommandeure, Generalmajore im Alter von 56 bis 52 Jahren;

46 Brigadekommandeure: höchstens 3 Generalmajore und 43 Obersten im Alter von 58 bis 48 Jahren;

93 Regimentskommandeure: höchstens 4 Obersten, 63 Oberstlieutenants, 26 Majore (mindestens) im Alter von 51 bis 42 oder 41 Jahren.

In Frankreich sind 7 Kavallerie-Divisionen formirt, und die bestehenden an Divisionsgenerale übertragenen Generalinspektionen sichern die Kommandos der aufzustellenden Divisionen. Die Mobilmachung würde also fast keine Veränderungen in den Kommandostellen verursachen mit Ausnahme ganz weniger Offiziere.

Man kann vermuthen, daß die oberen Kommandostellen der französischen Kavallerie thatsächlich in folgender Weise besetzt sein werden:

3 Kommandeure von Korps: 3 aus der Waffe hervorgegangene Kommandeure, von denen 2 im Alter von 64, einer im Alter von 61 Jahren stehen;

14 Divisionskommandeure: 14 Divisionsgenerale (in der Annahme, daß Divisionsgenerale diese Kommandos erhalten) im Alter von 64, 63, 62, 61, 58 und 56 Jahren;

43 Brigadekommandeure: fast alle Brigadegenerale zwischen 61 und 51 Jahren;

89 Regimentskommandeure: fast alle Obersten von 59 bis zu 44 Jahren.

Da die Frage der ständigen Errichtung von Kavallerie-Divisionen seit einiger Zeit in Deutschland lebhaft erörtert wird, kann sich das oben Angeführte vielleicht in kurzer Zeit realisiren. —

Die vorstehende Abhandlung nun hat nur den Zweck, Vergleiche anzustellen und zieht daraus keine Schlüsse; sie überläßt es jedem Einzelnen, sich diese selbst zu entnehmen. Noch weniger will sie eigentliche Vorschläge für die Verjüngung bringen; es ist diese letztere übrigens eine Frage, die bis heute nur selten über den Rahmen müßiger Besprechungen hinausgebracht wurde.

Indessen kann man sich der Bemerkung nicht verschließen, daß die gegenwärtige Lage eine direkte Folge der vollständigen und fast konstant bethätigten Mißachtung des „Gesetzes für die Beförderungen" ist, welches man stets bemängelt hat, noch bemängelt, und das man ändern will, ohne es jemals befolgt zu haben; sie ist ferner eine Folge der vollständigen Verkennung des Geistes, in welchem das „Gesetz über die Verabschiedungen" entworfen und angenommen wurde, und in welchem es folgerichtig auch angewendet werden sollte.

Ein weiterer Grund ist die vollständige Vergessenheit, in welche die bei der Ausarbeitung der Gendarmerie-Organisation maßgebend gewesenen Grundsätze gerathen sind. Schließlich ist noch der schwere und seit 23 Jahren wiederholt gemachte Fehler anzuführen, daß man bei jeder Vermehrung der Zahl der Kavallerie-Regimenter darauf bestand, eine entsprechende Vermehrung der höheren Verbände zu verlangen und auch zu erreichen.

Soweit die im Uebrigen vortrefflich redigirte „Revue de cavalerie". Ohne auf die Einzelheiten der dort enthaltenen Ausführungen näher einzugehen, zeigen uns die sicherlich nicht unbegründeten Klagen, daß wir in Deutschland das bessere Theil erwählt haben. Hoffentlich wird es auch so bleiben. Jedenfalls kann es uns vorläufig eine angenehme Beruhigung sein, in diesem Punkte wie in so manchem anderen, der Gegenstand nur schlecht verhehlten Neides für unsere westlichen Nachbarn zu sein. Denn darüber besteht kein Zweifel, daß bei einer beabsichtigten Verjüngung in den Führerstellen einer Armee die Kavallerie in erster Linie zu berücksichtigen ist.

Selbstverständlich entziehen sich die in vorstehender Abhandlung seitens des Verfassers geäußerten Vermuthungen über die im Mobilmachungsfalle deutscherseits aufzustellenden Kavallerie-Truppenkörper der näheren Besprechung.

200.

---

sogar zertrümmert; der anhaltende Druck erzeugt zugleich eine mehr oder weniger vollständige Blutleere, während die Umgebung überfluthet wird; es kommt zur Bildung einer kollateralen Hyperämie, Oedem resp. zum Erguß von Blut oder Serum in die entstandene Höhle oder in den bereits vorhandenen Sack. Mitunter ist die Anschwellung bei der Abnahme des Sattels gering; sie erfolgt aber bald; nach einer halben Stunde hat sie oft schon eine bedeutende Ausdehnung erlangt. Daher stammt unzweifelhaft die oft gehörte irrige Ansicht, zur Vermeidung von Druckschäden sei es angezeigt, die Sättel nicht unmittelbar nach dem Einrücken, sondern erst nach einer geraumen Zeit (1/2 Stunde) abzunehmen; zumal müsse unter allen Umständen sofort wieder gesattelt und fest gegurtet werden, wenn beim Absatteln eine Anschwellung zum Vorschein gekommen sei. Ich werde später noch ausführlicher auf diesen Punkt zurückkommen.

Der starke Druck, welcher die Gewebszerstörung verursacht hat, verhindert zugleich, daß Blut- oder Serummassen sich in die Gewebslücke ergießen können; sobald dieser äußere Druck durch Abnahme des Sattels oder Geschirres aufhört, so schießt das Blut mit Vehemenz in die blutleeren Gefäßbezirke; Stauung, Stocken des Kreislaufes, Bluterguß in die Umgebung, seröse Infiltration der benachbarten Theile sind die Folgen. Der durch diese vielgestaltige Ausschwitzung erzeugte innere Druck hebt sogar den Kreislauf völlig auf; die betroffenen Gewebe verlieren ihre Lebensfähigkeit, die Zellen sterben ab, die Haut wird trocken, hart, pergamentähnlich: Brand. Ist die Haut verletzt, unganz, so können Mikroorganismen zu den gesetzten Exsudaten gelangen und den Eiterungsprozeß einleiten.

Je nach dem Grad der Einwirkung und je nach dem Stadium der Entzündung wird die Quetschgeschwulst Verschiedenheiten darbieten. Die Haut ist entweder scheinbar intakt oder in Mitleidenschaft gezogen (Schürfung); die Anschwellung ist anfänglich gleichmäßig derb und gespannt oder an einer Stelle bereits fluktuirend (blutig-seröse Ergüsse in Druckhöhlen). Ob die Geschwulst sich rasch ausbildet oder langsam entsteht, hängt weniger vom Grad der Entzündung ab, resp. von der Heftigkeit der Einwirkung, als vielmehr von der anatomischen Qualität der getroffenen Gewebe. Nackenband und Knochen sind fester gefügt, ihr Blutgehalt ist ein geringer; die Entzündungsgeschwulst wird sich daher hier langsam zur vollen Höhe entwickeln und ist auch mehr der Durchtränkung der umliegenden Schichten zuzuschreiben. Bildet sich dagegen die Geschwulst rasch, ist sogar nach kurzer Zeit (1 bis 2 Tagen) Fluktuation wahrzunehmen, so ist der prognostisch wichtige Schluß berechtigt, daß die Verletzung mehr die Muskulatur getroffen hat und daher weniger gravirend ist.

Die Gefährlichkeit der Quetschung wird somit wesentlich durch die Qualität der getroffenen Gewebe bedingt; die Größe der Geschwulst ist von weit geringerer Bedeutung als ihre Lage; je näher der Kante des Rückens, oder

je höher an den Seitenflächen des Widerristes hinauf die Schwellung sich ausbildet, um so schwerer ist die Erkrankung. In allen Fällen ist das Unterhautzellgewebe mit erkrankt; die Haut hat ihre Verschiebbarkeit total eingebüßt und sitzt fest; das Pferd ist vom fernern Gebrauch unbedingt auszuschließen.

Die Eiterung ist ein häufiger Ausgang der Quetschungen, namentlich am Widerrist; dadurch entsteht eine hochernste Komplikation, indem die subkutanen Fascien, sowie das Nackenband (kappenförmiger Theil) und sogar die Dornfortsätze nicht selten mitergriffen werden und nekrotisiren. Sobald sie in die Abszeßhöhle ragen und vom Eiter umspült sind, so sterben sie ab; die nekrotischen Stücke verursachen ihrerseits wieder Eiterung, und so bildet sich, sagt Möller, jener Circulus vitiosus, den wir herkömmlich als „Widerristfistel" bezeichnen. In prognostischer Beziehung ist hier der Grundsatz maßgebend, daß, je größer die Geschwulst und je stärker die Eiterung, um so tiefer der Prozeß gegriffen hat, und um so gefährlicher der Zustand ist.

Wichtig für die Beurtheilung der Quetschgeschwulst ist sodann die Schmerzhaftigkeit. Erfahrungsgemäß ist dieselbe bei Erkrankungen der fibrösen Theile (Nackenband) und der Knochen geradezu enorm, so daß die Thiere schon bei Annäherung der Hand zittern, ausweichen, ja sogar in die Knie fallen; der Schmerz ist dagegen weit geringer, wenn bloß die Muskelmassen ergriffen sind.

Eine häufige Begleiterscheinung des Druckschadens ist ferner das Anschwellen der Lymphgefäße. Dasselbe kann in den verschiedenen Stadien der Erkrankung sich einstellen, so mitunter ganz im Beginn derselben, wo von Eiter noch keine Rede sein kann und in der Folge Resolution eintritt resp. ein einfacher Abceß sich entwickelt oder diese Anschwellung der Lymphbahnen tritt erst ein, wenn in den nekrotisirten Gewebstheilen der eitrige Zerfall beginnt. Diese meist außerordentlich schmerzhaften Stränge gestatten aber keinen direkten Rückschluß auf die Qualität der erkrankten Gewebe und liefern demnach keine besonders sichern Anhaltspunkte für die Voraussage des Verlaufes. Wenn die Lymphgefäße mit erkranken, so dürfen wir daraus nur schließen, daß die gesetzten Entzündungsprodukte eine besonders scharfe, deletäre Beschaffenheit angenommen haben, wie dies namentlich dann eintritt, wenn die bereits vorhandene Laesion durch wiederholtes Auflegen des Sattels oder Geschirres, also durch weitere Verwendung des kranken Pferdes, heftig gereizt wird. Immer aber zieht diese Komplikation die sofortige Außerdienststellung des Pferdes nach sich. —

Vorbauen ist besser als heilen. Dieser erste Grundsatz der Hygieine behält auch bezüglich des uns beschäftigenden Gegenstandes seine volle Gültigkeit. Einerseits handelt es sich darum, das Pferd abzuhärten, seine natürliche Anlage zur Erkrankung thunlichst zu vermindern, den Kräftefonds so viel

..s möglich intakt zu bewahren, andererseits alle die vorhin geschilderten Ursachen von Verletzungen der Sattellage abzuhalten.

Die erste vorbauende Maßregel besteht unzweifelhaft in der Erhaltung des Kräftezustandes der Armeepferde, daher in der Erhöhung der Haferration während der Manöver und im aktiven Dienst, um die Abmagerung zu verhüten. Die Kriegstüchtigkeit der Pferde ist unter anderm intim gebunden an einen bestimmten Ernährungszustand (weder mager noch zu fett), da sonst Sattel- und Geschirrdrücke ungleich häufiger sich einstellen; die tägliche Haferration muß der Arbeitsleistung entsprechen. Indessen hat die Verdauungskraft auch eine Grenze; das Pferd kann nur ein gewisses Maximum Futtermittel aufnehmen und verdauen. Die höchste Leistung sollte daher nie über das Maximum des Stoffersatzes durch die Nahrung hinausgehen; die best kombinirte Ration wird die durch einen übertriebenen Gebrauch verursachten Ausgaben des Organismus niemals ersetzen. Mehr als das Doppelte der gewöhnlichen Ration können die Pferde nach übereinstimmenden Angaben und Beobachtungen nicht aufnehmen.

Neben dem Gehalt kommt auch das Volumen der Ration in Betracht. Wie schon vorhin angeführt, muß das Darmrohr eine gewisse Weite besitzen, damit die Absonderung der Verdauungssäfte und die Aufsaugung normal vor sich gehen können. Das Rauhfutter erfüllt, wenn wir von seinem Werth als Nahrungsmittel absehen, eine doppelte Aufgabe: es hält den Verdauungsschlauch offen und weit und erhöht zugleich den Verdauungskoeffizienten der konzentrirt verabreichten Nährstoffe. Die Zusammensetzung der Ration muß daher den physiologischen Bedingungen der Verdauung entsprechen. Wird die Hafermenge beim nicht gewöhnten Pferd einseitig erhöht, so wird das Gleichgewicht gestört, die Körner werden nicht vollständig verdaut oder das Pferd sucht auf jede Art und Weise das mangelnde Quantum Rohfaser der Ration zu ergänzen; daher stammt zum großen Theil, beiläufig bemerkt, die im Beginn unserer Kurse und Uebungen so häufige Erscheinung, daß die Pferde das Streustroh ganz verzehren. Bei Pferden, welche in Folge der Ueberanstrengung im ungewohnten Dienst am Ende der ersten Dienstwoche den Appetit verlieren und das Futter versagen, ist die Verabreichung von „Mash“ zu empfehlen (Gemenge von Heuhäcksel, Hafer, Kleien, Leinsamenmehl unter Zusatz von Kochsalz). Um die Pferde möglichst in passendem Ernährungszustand zu erhalten, wird man überhaupt, und ganz besonders bei ungünstigem Wetter, Biwaks vermeiden und Kantonnemente beziehen.

Ein großer Nachtheil der Milizarmee liegt in der Nichtgewöhnung der Pferde an den Dienst. Das Kriegspferd erlangt seine volle Leistungsfähigkeit nur durch methodische Dressur und progressive Einübung des Körpers. Durch das Trainiren erhält der Organismus nicht nur die Fähigkeit, überhaupt mehr zu leisten, mehr Kraft zu produziren, oder die vorhandene Kraft erfolgreicher anzuwenden, sondern es wird dieser Effekt auch mit einem

relativ geringeren Verbrauch an Nährstoffen erzielt. Das Kriegspferd sollte immer im Zustand der sogenannten Kondition gehalten werden. Die Rasse hat ebenfalls einen Einfluß; man kann wenigstens häufig die Beobachtung machen, daß gemeine Pferde den Anstrengungen und Entbehrungen des Dienstes eher erliegen als solche, welche „Blut" haben (Delamotte).*).

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Frankreich.

Von den vier Vorlagen, die der Kriegsminister am 8. Februar auf den Tisch der Deputirtenkammer niederlegte und die sich auf die Organisation der Kolonialarmee, das Rengagement der Unteroffiziere, die Zivilversorgungen der rengagirten Unteroffiziere und die vorzeitige Pensionirung von Offizieren beziehen, ist bis jetzt von der Volksvertretung noch nicht allzuviel erledigt worden.

Zwar hat der Gesetzentwurf, der durch Aufbesserung der Lage der Unteroffiziere und die Gewährung weitergehender Reizmittel zum Rengagement der drohenden neuen Unteroffizierfrage (es sind z. Z. über 8000 Manquements vorhanden) entgegenwirken soll, die Billigung der Kommission mit denjenigen Zusätzen gefunden, die den Wünschen einsichtiger Sachverständiger entsprachen. Nach den Beschlüssen der Kommission sollen folgende Verbesserungen der jetzigen Lage eintreten: Die Jahresgratifikation wird wieder auf 200 Frcs. erhöht, nachdem sie vor drei Jahren, um das Budget nicht zu sehr zu belasten, auf die Hälfte herabgesetzt worden war. Die gleichfalls seit drei Jahren aufgehobenen Stellungen der Adjudants bei den Bataillonsstäben der Infanterie, von Alters her eine der von den Unteroffizieren am

*) Ueber den Einfluß der Uebung auf den Stoffwechsel hat kürzlich Herr Professor Dr. Kronecker in Bern Untersuchungen angestellt, welche sich mit den allbekannten Ergebnissen des Training des Pferdes ziemlich decken. Diese Untersuchungen haben ergeben, daß nach 14tägiger Uebung (Besteigen des Münsterthurmes in Bern vom Aarespiegel aus, Höhe 100 m) die Kohlensäureproduktion eines Mannes während 20 Minuten von 39,939 bis 41,024 g auf 32,063 g zurückging, die Uebung demnach innert 14 Tagen den Stoffwechsel um volle 25 % herabgesetzt hat.

(Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte, 1888, S. 630.)

meisten erstrebten Stellungen, wird wieder eingeführt, die Zahl der Militärmedaillen für die aktiven Militärpersonen auf 200 erhöht und schließlich sollen die vorher noch nicht rengagirt gewesenen Unteroffiziere ermächtigt sein, ein Rengagement zunächst nur auf ein Jahr abzuschließen unter gleichzeitiger Berechtigung auf ein Handgeld (mise d'entretien) von 120 Frcs. und der gesetzmäßigen Löhnungszulage (haute paye); dagegen sollen sie auf die Rengagementsprämie (prime de rengagement) keinen Anspruch haben.*)

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Unteroffiziersgesetz in dieser Form auch die Genehmigung der Kammer finden und eine Besserung in dem augenblicklichen Mangel an rengagirten Unteroffizieren bewirken wird.

Freilich werden daneben auch noch Stimmen laut, die, um eine wirkliche Lösung der Unteroffizierfrage zu erreichen, außerdem für dringend erforderlich erachten: größere persönliche Freiheit der Unteroffiziere, Erleichterungen im Dienst für die Rengagirten, bessere Unterbringung in den Kasernen, verbunden mit besserer Verpflegung, Abschaffung der Zwitterstellung der Korporale, anständigere Behandlung der Unteroffiziere von Seiten ihrer Vorgesetzten, namentlich der Feldwebel und Adjudants, und endlich Abschaffung der Disziplinarstrafgewalt für die letzten beiden Chargen, die dieselbe vielfach nur zu Quälereien („vexations“) der Unteroffiziere (Sergeanten) benutzen und mißbräuchlich anwenden. Gerade die so oft unbillig über sie verhängten Strafen seien ein Hauptgrund zur Unzufriedenheit der Unteroffiziere mit ihrer augenblicklichen Lage. Immer mehr weist man dabei auch hier wieder, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, auf die deutschen Verhältnisse hin und Stimmen werden sogar laut, daß endlich einmal mit dem ganzen veralteten Prinzip der französischen Disziplinarstrafgewalt der unteren Chargen überhaupt aufgeräumt werden müsse, um dieselbe nach deutschem Vorbilde ausschließlich den höheren Vorgesetzten, vom Kapitän anfangend, vorzubehalten.

Der Gesetzesvorschlag, der den Unteroffizieren künftighin die ihnen durch das Gesetz vom 28. März 1889 versprochene Anstellung im Zivildienst nach fünfzehnjähriger Dienstzeit auch wirklich sichern will (in den letzten Jahren warteten immer einige Hundert Anwärter vergebens darauf), will dies durch eine Vermehrung der für sie zu reservirenden Stellen, durch die Festhaltung

*) Danach stellen sich die Zulagen für die rengagirten Unteroffiziere jetzt folgendermaßen: a) Jahresgratifikation 200 Frcs.; b) Handgeld für 1 Jahr 120, für 2 Jahre 240, für 3 Jahre 360, für 4 Jahre 480, für 5 Jahre 600 Frcs.; bei Erneuerung nach fünfjährigem Rengagement treten für 1 bis 5 Jahre die Sätze von je 100, 200, 300, 400 und 500 Frcs. ein; c) die Rengagementsprämie, zahlbar beim Ausscheiden, oder auch, auf Wunsch, ratenweise am Schluß jeden Jahres, beträgt für 2 Jahre 600 Frcs., für 3 Jahre 900 Frcs., für 4 Jahre 1200 Frcs. und für 5 Jahre 1500 Frcs.; für ein Rengagement über 10 Jahre wird weder Handgeld noch Prämie bezahlt; d) die Löhnungszulagen, die sich für die ersten 5 Jahre auf 9 Frcs., für die folgenden 5 Jahre auf 15 und von da an auf 21 Frcs. monatlich belaufen.

des Prinzips der Einberufung nach einer bestimmten Tour und die Beibehaltung der Unteroffiziere im Dienst bis zum Zeitpunkt ihrer Einberufung erreichen. Auch dieser Gesetzesvorschlag, der bisher noch nicht zur Berathung gekommen ist, hat die größte Wahrscheinlichkeit, die Genehmigung der Kammer zu erhalten, da sich über die Nothwendigkeit, die Unteroffizierfrage aus der Welt zu schaffen, wohl alle Parteien, mit Ausnahme der Sozialisten, klar sind. Denn auch die Radikalen sind bekanntlich in Frankreich — im bemerkenswerthen Gegensatz zu unseren Linksliberalen — durchaus Vertheidiger des stehenden Heeres und nur die Sozialisten und Anarchisten treten dort für das reine Milizheer ein, das bei uns schon von gewissen linksstehenden bürgerlichen Parteien als das Ideal der Wehrorganisation einer Nation gepriesen wird!

Günstige Aussichten auf eine Annahme, wenngleich mit weit geringerer Majorität, dürfte auch der Gesetzentwurf haben, der den Kriegsminister ermächtigen soll, Mitglieder der Generalität, die bisher durch das Cadresgesetz vom 3. März 1875 dagegen geschützt war, die körperlich nicht mehr die volle Felddienstfähigkeit besitzen oder nach Ansicht der höheren Stellen nicht Genügendes leisten, nach dreißigjähriger Dienstzeit noch vor der Altersgrenze in den pensionsfähigen Ruhestand (retraite d'office) zu versetzen. Durch diese Maßregel, die übrigens mit gesetzlichen Kautelen umgeben sein soll, um Mißbrauch und Ungerechtigkeit nach Möglichkeit zu verhindern, soll gleichzeitig mit einer weitgehenden Anwendung der der Regierung schon bisher gesetzlich gestatteten Berechtigung zur Dispositionsstellung der anderen Offizierchargen nach dreißigjähriger Dienstzeit sowohl eine Hebung der Schlagfertigkeit der Armee als namentlich eine Verjüngung ihres Offizierkorps um wenigstens zwei Jahre bewirkt werden.

Ungünstiger als mit diesen Projekten des Herrn Cavaignac steht es mit dem vierten, seinem Lieblingskinde, nämlich dem Entwurf hinsichtlich einer Neuorganisation der Kolonialarmee. Kurz gesagt, will der Kriegsminister die letztere ganz selbständig machen, zugleich dem Kriegsministerium (statt, wie bisher, dem Marineministerium) unterstellen und durch das dafür größtentheils frei werdende XIX. Korps (Algerien und Tunesien) eine Verstärkung der Armee im Mutterlande um ein neues Armeekorps von rund 19000 Mann bewirken. Die sich nach dem Projekt nur aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Trains zusammensetzende Kolonialarmee soll aus drei verschiedenen Theilen bestehen: den Eingeborenen, den Disziplinartruppen und der Fremdenlegion, sowie drittens aus freiwillig für diese Armee rengagirten Franzosen.

Dieser Gesetzentwurf steht zur Zeit im Brennpunkt des militärischen Interesses und der Kampf für und wider seine einzelnen Theile ist in der Kommission, sowie in der Presse und im Publikum äußerst lebhaft. Soviel geht übrigens schon aus den bisherigen Kommissionsverhandlungen hervor,

daß das Projekt in der Fassung Cavaignacs nicht die Majorität finden dürfte, obwohl der Minister noch in letzter Stunde eine Umänderung jenes ersten Entwurfes vorlegte. Man ist in weiteren Kreisen des Landes wohl nicht mit Unrecht besorgt, daß eine so formirte Kolonialarmee für den großen und hervorragend wichtigen französischen Besitz an der Mittelmeerküste im Fall gefährlicher politischer Komplikationen nicht ausreichen würde, sowohl die Ruhe im Innern zu sichern als auch etwaige Angriffe eines äußeren Feindes abzuweisen. Und dies wird um so mehr bezweifelt, als noch ein Theil der Kolonialarmee in Südfrankreich untergebracht werden soll, obwohl der Kriegsminister den schnellen Transport dieser Kräfte nach den afrikanischen Besitzungen gewährleisten will.

Als weitere bemerkenswerthe Vorschläge aus der Kammer selbst heraus wäre noch zu erwähnen: der Antrag Jules Roche's, der für diejenigen Franzosen, die sich vor dem neunzehnten Lebensjahre eine feste Stellung im Auslande erworben haben, eine nur einjährige Dienstzeit bei der Fahne festsetzen will, falls sie bis zum dreiunddreißigsten Jahre im Auslande verweilen; hierdurch soll den bisherigen zahlreichen Fahnenentziehungen solcher Militärpflichtigen der Boden genommen werden. Der Antrag fand die Billigung der Kommission.

Ferner der Antrag des Abgeordneten Boudenoot, des augenblicklichen Berichterstatters für die Budgetkommission, der die Vereinigung der Artillerie und des Genies erstrebt. Hierdurch soll eine wesentliche finanzielle Ersparniß sowie eine praktischere Leitung und Verwendung der beiden zum Angriff wie zur Vertheidigung fester Plätze bestimmten Waffengattungen erreicht und zugleich der angeblich beständigen Rivalität zwischen diesen beiden Schwesterwaffen ein Ende gemacht werden. Obwohl dieser Antrag den Intentionen des Kriegsministers entspricht, der früher als einfacher Deputirter selbst dafür eingetreten ist, so dürfte dieser gewissermaßen eine völlige Trennung zwischen den eigentlichen Feld- und den technischen Truppen bezweckenden Vorschlag auf keine Gegenliebe bei der Kammermehrheit zu rechnen haben.

Schließlich wäre noch als der wichtigste der Antrag des Grafen von Trevenau zu nennen, der mit sechsundsechszig Unterschriften bedeckt, unter denen sich die angesehensten Namen befinden, Ende März auf den Tisch des Hauses niedergelegt wurde. Auf diesen, der zur Zeit seiner einschneidenden politischen und militärischen Bedeutung wegen alle Gemüther bewegt, müssen wir etwas näher eingehen.

Den rechtsstehenden Parteien war die ständige Unsicherheit, die an der Spitze der Armee zu finden ist, der Mangel nothwendiger Stetigkeit im Oberkommando, das fortwährende Umhertappen und die unaufhörlichen Schwankungen hinsichtlich der leitenden Ideen und Gesichtspunkte, die eine Folge des beständigen Wechsels der Kriegsminister sind, seit lange ein Dorn im Auge. Die hierdurch erregte, selbst bis in die linke Seite des Hauses

eingedrungene Unzufriedenheit wurde durch die Berufung des radikalen und noch dazu bürgerlichen Kriegsministers weiter erhöht. Immer wieder wies man auf die eherne Ruhe hin, die in der Organisation, Leitung und Verwaltung der deutschen Armee herrsche und die gegebenen Falls — ein Fall, von dem man jenseits der Vogesen gern spricht, ohne ihn näher zu erörtern — derselben wieder ein Uebergewicht über die französische Armee gewähren könnte.

Der Armee in ihrer Spitze und dadurch auch in allen ihren Theilen endlich eine größere Stetigkeit zu verleihen, ist nun der Zweck des erwähnten Antrages, der sich mit der Organisation des Oberkommandos (haut commandement) beschäftigt.

Danach soll künftighin nicht mehr der ewig wechselnde Parteiminister das Haupt der Armee sein, sondern ein erfahrener Berufssoldat, der sie auch im Kriegsfall zu führen hat und im Frieden den Titel eines Generalinspekteurs der Armee, im Kriege den eines „Generalissimus" trägt. Derselbe ist auf Grund einer vom obersten Kriegsrath (conseil supérieur de la guerre) aufzustellenden und vom Kriegsminister dem Ministerrath vorzulegenden Vorschlagsliste durch den letzteren zu bestimmen. Unter ihm stehen im Frieden vier „Armeeinspekteure," die im Kriegsfall zu Armeekommandeuren würden. Der Generalinspekteur ordnet alles für den Dienst der Armee, soweit sich derselbe auf ihre kriegerische Verwendung bezieht, Erforderliche an, er inspizirt die Militärschulen, erläßt die Manöverbestimmungen, trifft alle die Mobilisirung betreffenden Anordnungen und leitet die Arbeiten des Generalstabes.

Unter ihm fungirt als sein ständiger Gehülfe ein auf seinen Antrag unter den Divisionsgeneralen ausgewählter Chef des Generalstabes der Armee. Ebenso soll jedem der vier Armeeinspekteure bereits im Frieden ein im Kriegsfall verbleibender Generalstab von mehreren Offizieren zugetheilt werden.

Außerdem wird für den Kriegsminister ein besonderer „Generalsekretär" geschaffen, dem unter der Oberaufsicht des ersteren die eigentliche Leitung aller Angelegenheiten der Armeeverwaltung zufällt. Dadurch soll auch auf diesem Gebiet eine größere Ruhe und Sachkenntniß geschaffen und zugleich die eigentliche Verwaltung von dem Kriegsminister unabhängiger gemacht werden.

Im allgemeinen würde durch Annahme dieses Antrages der französische Kriegsminister etwa in die Stellung seines englischen Kollegen gerückt werden. Wie dieser, hätte er die Armee, als ihr vor dem Lande verantwortlicher Chef, in der Kammer zu vertreten, ihre Bedürfnisse zu verlangen, ihre Interessen zu vertheidigen und die Angriffe gegen sie abzuwehren. Im eigentlichen Sinne aber stände die französische Armee alsdann, wie die englische, unter dem direkten Einfluß ihres wirklichen Befehlshabers, des Generalinspekteurs.

Der genannte Antrag will außerdem noch, daß der bisherige aus zehn Mitgliedern (einschließlich des Kriegsministers) bestehende oberste Kriegsrath noch durch eine bestimmte Anzahl erfahrener inaktiver Generale aus dem cadre de réserve verstärkt würde und daß diese so umgestaltete fachmännische Körperschaft alsdann bei allen sich auf die Landesvertheidigung beziehenden Angelegenheiten vorher vom Kriegsminister angehört werden müsse. Auch dies bedeutet naturgemäß eine weitere Verminderung des direkten Einflusses des parlamentarischen Kriegsministers auf die Armee.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser Antrag in allen radikalen Kreisen einen Sturm der Mißbilligung und des Spottes erregt hat. Wittert man doch in demselben den ersten energischen Vorstoß, der das jetzige radikale, halb schon im sozialistischen Fahrwasser schwimmende Staatsschiff einem Säbelregiment überantworten will. Daß der Antrag bei der jetzigen Zusammensetzung der Kammer Aussicht auf Verwirklichung hat, ist natürlich nicht anzunehmen, wohl aber ist er von symptomatischer Bedeutung dafür, daß weitere Kreise mit dem gefährlichen Weg, den die jetzige Regierung verfolgt, und der Auslieferung der Armee, des letzten Hortes zur Aufrechterhaltung von Staat und Gesellschaft, an den Radikalismus und Sozialismus nicht einverstanden ist.

Inzwischen hat Herr Cavaignac als Mensch und Politiker nicht wenig von den Angriffen zu leiden, die fast von allen Seiten gegen ihn erfolgen. Aber als Minister muß man — und nicht blos in Frankreich — ein (sit venia verbo) dickes Fell haben und darf sich durch kleine Aeußerungen über Mangel an Geist, Arbeitsamkeit und Leistungsfähigkeit nicht abschrecken lassen. Angenehm kann es freilich Herrn Cavaignac auf keinen Fall sein, sich z. B. von einem, sogar seiner eigenen Partei nahestehenden Militärblatt sagen zu lassen, daß er in Folge seiner „prétentions“, die bei allen klarsehenden Leuten schon Bedenken erregten, an dem eben erwähnten Gesetzentwurf selbst schuld sei, oder das liebenswürdige Urtheil des Generals de Villenoisy in Empfang zu nehmen, daß in dem „Avenir Militaire“ folgendermaßen lautet: „Schon die Logik erfordert, daß alle diese (militärischen) Fragen .... durch eine Versammlung von Militärs geprüft und beleuchtet werden und nicht von Zivilministern, deren Unfähigkeit nur noch ihrer Selbstüberschätzung (présomption) gleichkommt, und die zwar glücklicher Weise nur vorübergehende Erscheinungen sind, aber doch nicht vorübergehen, ohne viel Unheil angerichtet und zahlreiche Zerstörungen (ruines) bewirkt zu haben.“

Die angebliche „Anmaßung“, die dem Kriegsminister sogar von seinen Freunden vorgeworfen wird, besteht, beiläufig bemerkt, in ihren Augen hauptsächlich darin, daß er sich geweigert hat, der Kommission mitzutheilen, welches Gutachten der Oberkriegsrath über seine Lieblingsidee, die Kolonialarmee, gefällt habe, indem er dies für eine innere Dienstangelegenheit seines Ressorts

erklärte (dasselbe war also wahrscheinlich seinem Projekt nicht günstig) und daß er noch vor Bewilligung dieses Gesetzes bereits auf dem Dienstwege eine Verlegung von vier Zouaven-Bataillonen nach Südfrankreich angeordnet hat. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich Herr Cavaignac in beiden Fällen im Recht befand, aber dem leicht verletzbaren Eigenwillen eines mißtrauischen Radikalismus genügt dies bereits, um von einem „Konflikt" und „Ungesetzmäßigkeit" zu reden.

Unter diesen Umständen und zugleich aus Rücksicht auf den bekanntlich zur Zeit bestehenden, ernsten Konflikt zwischen Regierung und Senat, dürfte es dem Kriegsminister nicht leicht gemacht werden, seine Madagaskarkredite durchzubringen. Diese belaufen sich auf insgesammt 14 648 000 Fr. für ausschließlich militärische Zwecke, worunter sich 2 600 000 für die Kosten des im Mai und Juni erfolgenden Rücktransportes des Expeditionskorps befinden, den die Messageries Maritimes kontraktlich übernommen haben. Die Kosten der Madagaskar-Unternehmung erreichen dadurch bis ultimo d. J. eine Gesammthöhe von 93 800 000 Fr., und es kostete dem Lande durchschnittlich jeder Mann pro Monat: in der ersten Periode von sechs Monaten (14 000 Kombattanten) 500 Fr., in der folgenden Periode, nach Beendigung der Operationen (1. 12. 95 bis 30. 4. 96.), 263 Fr. und wird kosten in den mit dem 1. 5. 96. bis ultimo 1896 berechneten Zeitraum (7170 Mann) 210 Fr. Aus der weiteren Begründung der Forderung erwähnen wir noch, das 300 000 Fr. für die Anlage einer Telegraphenleitung von Majunga nach Tananariva und 105 000 Fr. zu Herstellungsarbeiten für eine Karte bestimmt sind, sowie daß die auf der Insel verbleibenden Truppen nicht über das ganze Gebiet vertheilt, sondern in einigen wenigen Garnisonen zusammengehalten werden sollen, wo schleunigst Kasernenbauten für sie aufgeführt werden.

Die Vertheilung dieser Besatzungstruppen wird folgende sein:

In Tananariva: 2 Bataillone Marine-Infanterie, 6 Kompagnien algierischer Tirailleure, 1 Bataillon und 2 Kompagnien Malgaschen, ferner Artillerie und andere Spezialtruppen, zusammen 4000 Mann.

In Diego Suarez: 1 Kompagnie Marine-Infanterie, 1 Kompagnie Haussa-Tirailleure, 1 Bataillon Malgaschen und die Disziplinar-Kompagnien.

In Tamatave: 1 Kompagnie Marine-Infanterie, 1 Kompagnie Haussa-Tirailleure, 1 Malgaschen-Kompagnie.

In Majunga: 1 Kompagnie Marine-Infanterie, 1 Malgaschen-Kompagnie, 1 Kompagnie Haussa-Tirailleure.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß in Frankreich der ganz verständige Wunsch laut geworden ist, die Disziplinar-Kompagnien in ausgedehnter Weise auch zur Kultivirung der Insel zu verwenden.

Da wir gerade bei Zahlen-Zusammenstellungen angekommen sind, möge sich hier gleich ein kurzer Ueberblick über den Kriegshaushalt pro 1896/97

anschließen, der soeben der Budgetkommission vom Kriegsminister übergeben wurde und u. a. folgende Angaben enthält:

Die ordentlichen Ausgaben für das Heer im Heimathlande belaufen sich auf rund 539, die außerordentlichen auf rund 28 Millionen Franks. Die Ausgaben insgesammt betragen 591 457 151 Fr.

Für die Kolonialarmee betragen die Ausgaben insgesammt 100 977 656 Fr., von denen etwa die Hälfte auf die Reserve der Kolonialarmee geht.

Das Budget der Armee des Mutterlandes ist um fast 25 Millionen Franks gegen das Vorjahr vermehrt worden, hauptsächlich in Folge des (nach Annahme des Kolonialarmeegesetzes) neu zu errichtenden Armeekorps, die finanziellen Folgen des neuen Rangagementsgesetzes für die Unteroffiziere, Ansetzung 1 Million für Bewaffnung, einer gleichen Summe für Arbeiterpensionen u. a. m. Demnach ist die Gesammtsumme der Budgets des Krieges, der Marine und der Kolonieen um fast 16 Millionen geringer als die des Vorjahres (rund 962 gegen 978), was immerhin als ein Erfolg des Ministeriums Bourgeois anzusehen ist.

Der Stand der französischen Armee ist pro 1897 im Heereshaushalt folgendermaßen angenommen:

Armee im Heimathland	26 670	Offiziere,	508 269	Mann,	115 938	Pferde.
Gendarmerie	706	„	23 879	„	11 546	„
Reserve und Gendarmerie der Kolonialarmee .	2 495	„	50 922	„	13 521	„
Kolonialarmee	1 338	„	44 767	„	2 323	„
In Summa	31 209	Offiziere,	627 837	Mann,	143 328	Pferde.

Daß es überhaupt vorkommen kann, daß, wie die vorher auf gut Glück herausgegriffenen zwei Beispiele zeigen, in militärischen Blättern, die in der Armee, mehr noch als bei uns, von Hand zu Hand gehen, und vor Allem von Offizieren bedient werden, das Oberhaupt der Armee und noch dazu in so beleidigender Form angegriffen werden kann, wirft ein bezeichnendes Schlaglicht ebensowohl auf den Charakter der französischen militärischen Presse überhaupt wie auf das allgemeine Subordinationsgefühl, von dem die ganze Armee erfüllt ist. Fortwährend kann man übrigens davon auch sonst neuen und überraschenden Proben begegnen. Was höheren Ortes und vor Allem von der höchsten Stelle aus, dem Kriegsminister, angeordnet wird, unterliegt meist einer unglaublich scharfen Kritik. Wird ein höherer Befehlshaber zur Disposition gestellt, so wird der Fall gewöhnlich unter der Behauptung einer dadurch an den Tag gelegten Willkür einseitig besprochen (vgl. u. a. „Avenir Militaire" vom 20. März v. J.), erläßt der Kriegsminister ein Dekret, in dem daran erinnert wird, daß das Duzen in der Armee verboten ist, flugs wird behauptet, daß das von Alters her Gottlob in der französischen Armee, im Gegensatz zu anderen, als Ausdruck einer herzlichen Familiarität

zwischen Vorgesetzten und Untergebenen so üblich wäre — kurz, es mag geschehen, was da wolle, immer werden die vorgesetzten Stellen angegriffen und ihre Maßnahmen in ungehöriger Form getadelt. Und dabei tragen durchaus nicht alle diese Blätter einen ausgesprochenen radikalen Charakter; aber ein solches Verfahren war von jeher dort üblich und ist echt französisch, vor Allem republikanisch. Kommen schlimme Uebertretungen, ja selbst Gewaltthätigkeiten von Untergebenen vor, so pflegen solche dagegen milde angesehen, wenn nicht gar entschuldigt zu werden. Haben doch da kürzlich sechs betrunkene Husaren in Nancy die schwersten Exzesse verübt, erst zwei Zivilisten mit blanker Waffe angegriffen, dann sogar einer Polizeipatrouille, die sie arretiren wollte, thätlichen Widerstand entgegengesetzt und den Beamten theilweise schwere Verwundungen zugefügt, — man denke nur, was ein derartiger Vorfall in Deutschland für eine Sensation erregt haben würde, wie ein großer Theil unserer Presse in der Breittretung dieses Vorfalles einen willkommenen Stoff zur erneuten Klage über den „Militarismus" gesehen hätte u. s. w.! Am Ende wäre selbst der Reichstag damit Stunden lang in Bewegung gesetzt worden. Und was geschah in Frankreich? Nun, von den uns vorliegenden Blättern, hat nur ein einziges eine sieben Zeilen lange Notiz darüber gebracht, die mit der kurzen Versicherung schließt, „die Militärbehörde hat eine Untersuchung darüber eröffnet".

Daß der Sinn für wahre Disziplin und selbstverständliche Unterordnung unter gegebene Bestimmungen in der Armee und selbst in dem Offizierkorps verhältnißmäßig schwach entwickelt ist, davon bietet unter anderem auch ein in jüngster Zeit nicht blos in der militärischen, sondern auch in der politischen Presse viel besprochener Vorfall, die sogenannte Affaire der Villa Goilla, ein weiteres Beispiel.

Eine reiche Dame, Madame Furtado-Heine, — welcher Abstammung, wird nicht gesagt — hatte vor Kurzem, bewegt durch die großen Strapazen des Expeditionskorps Madagaskar, dem Kriegsministerium eine prachtvolle Villa in Nizza als Erholungsort für rekonvaleszente Offiziere zugleich mit einer Jahresrente von 60 000 Fr., zum Zweck einer ausreichenden Verpflegung u. s. w., zum Geschenk gemacht. Annahme, Uebernahme, alles fand in feierlicher Weise statt und alle Blätter flossen von Lob über die großherzige Spenderin über. Aber statt der fünfzig Offiziere, die in diesem köstlichen Sanatorium Aufnahme finden sollten, haben Alles in Allem bisher nur vierundzwanzig von diesem Geschenk Gebrauch gemacht. Weshalb? Nicht etwa wegen gewisser anderer Bedenken, sondern allein deshalb, weil die persönliche Freiheit der Insassen dieses Buen Retiro angeblich zu sehr beschränkt würde. Unter anderem war ihnen von Seiten der mit der Verwaltung des Sanatoriums beauftragten Lazarethdirektion zu Nizza eine Höchstzeit zum morgendlichen Aufstehen festgesetzt und zugleich bestimmt worden, daß alle dort aufgenommenen Offiziere bis zu einer bestimmten Nachtstunde

zurückgekehrt sein müßten, falls sie nicht Urlaub eingeholt hätten, und einiges minder wesentliche mehr. Dies aber paßte den Offizieren, für die jene wohlthätige Einrichtung getroffen war, nicht, mit einem Wort: die Armee strikte, keiner wollte sich mehr melden. Dafür daß in einer solchen Heilanstalt eine gewisse und außergewöhnliche Ordnung aufrechterhalten werden muß, schon zu Gunsten etwaiger schwerer Leidenden, hatte man kein Verständniß. Man veröffentlichte lauter Klagen in öffentlichen Blättern, unter dem Deckmantel der Anonymität, die Presse nahm sich des Vorfalls wieder in der einseitigen Form einer Verurtheilung der dekretirenden Behörde sofort an, klagte über die unberechtigte Beschränkung persönlicher Freiheit u. dgl. und — das Ende vom Liede war, daß der Kriegsminister in Folge dessen klein beigab, die Leitung des Sanatoriums der Medizinaldirektion entzog und unter entsprechenden, verschiedene Beschränkungen aufhebenden Bestimmungen, dem Generalkommando des 15. Korps überwies, bei dem man ein weiterreichendes Verständniß für die berechtigte „gaieté et liberté" der Herren Lieutenants erwartete.

Zwar nur eine kleine Episode, aber doch symptomatisch: nur kein Zwang, nur keine Disziplin! Das scheint, wie gesagt, heut zu Tage immer noch vielfach die Parole in weiten Kreisen der französischen Armee zu sein.

In dasselbe Kapitel fallen viele der recht unpassenden Sympathiebezeugungen für die „russischen Brüder", von denen an dieser Stelle schon wiederholt die Rede war und die sich so zahlreich wiederholen, daß selbst die französischen Blätter gar nicht mehr überall von ihnen Notiz nehmen können. Freilich finden dieselben vielfach ebenso regen Wiederhall im fernen Osten und zwar in mehr oder minder geschmackvoller Form. Als bezeichnend dafür sei nur ein Beispiel aus jüngster Zeit erwähnt.

Schenkte da kürzlich der russische General Progojef der Stadt Paris ein sehr altes und werthvolles, im vorigen Sommer bei den Ausgrabungen im Kaukasus gefundenes römisches Schwert, für das er eine sehr schöne Scheide aus Juchtenleder mit einer Widmung anbringen ließ, die u. a. folgende charakteristischen Worte enthielt:

> „O Frankreich, Du Land der großen Helden, Schriftsteller und Freiheitskämpfer, Dir widme ich dies den Eingeweiden des Kaukasus, des von russischem Blut so reichlich getränkten Landes, entrissene Schwert! Ich, ein Sohn aus dem Herzen Rußlands, bringe Dir dies Schwert als Friedenspfand dar. Aber wenn die Stunde des Krieges schlagen wird, so sollst Du dies Schwert aus der Scheide ziehn und mit seiner Klinge erbarmungslos Deine Feinde vertilgen."

Daß diese verständnißvollen Worte auch volles Verständniß fanden, braucht nicht besonders versichert zu werden. —

Kleine Mittheilungen.

Die Aufgaben zur Aufnahmeprüfung für die französische Kriegsakademie (école supérieure de guerre) im Jahre 1896
lauteten folgendermaßen:

1. Tag, den 27. Januar, von 11 Uhr V. bis 4 Uhr A.

Aufgabe in der Taktik: Westkräfte haben im Vormarsch aus der Gegend von Orleans auf Troyes mit ihren Vortruppen am 31. Januar die Yonne zwischen Sens und Monterau erreicht.

Ein Ostkorps, das südlich von Dommarlin Stellung genommen hat, beobachtet Paris und läßt die Umgegend durch größere Requisitionskommandos absuchen.

Am 1. Februar hat der Oberst X. des Westkorps, Kommandeur eines Seitendetachements, das sich seit dem Abend vorher in Fontainebleau befindet, folgenden telegraphischen Befehl erhalten:

„Eine feindliche, auf 1800 Gewehre, 200 Pferde und 6 Kanonen geschätzte Kolonne, die einen Zug von 200 leeren Wagen begleitet, hat sich in diesem Augenblick von Chaumos auf Molau in Bewegung gesetzt.

Oberst X. bricht sofort nach letzterem Orte auf, hat die Kolonne zu verfolgen und zu versuchen, sich in den Besitz des inzwischen wahrscheinlich beladenen Transportes zu setzen. Sein Detachement darf jedoch unter keinen Umständen bis Meaux vorgehen; es kann den Rückweg über Coulommiers, Esternay nehmen.“

Nach Empfang dieses Befehles marschirte das Westdetachement des Oberst X. auf Molau, traf jedoch die feindliche Kolonne nicht an und machte sich an ihre Verfolgung. Sie wurde alsdann in einer Stellung am rechten Yères-Ufer in der Nähe von Chaumos erreicht.

Ein Gefecht entspann sich, aber die Nacht brach herein, bevor sich das Westdetachement in den Besitz der Flußübergänge setzen konnte. Am folgenden Morgen brach der Gegner bereits um 3 Uhr heimlich in der Richtung auf Cracy auf. Das Westdetachement nahm seine Verfolgung von 5 Uhr früh auf.

Um 10 Uhr V. erkannte Oberst X., daß der Gegner nach Ueberschreitung des Grand-Morin vermittelst der Brücke bei Cracy diesen Ort sowie die benachbarten Lokalitäten besetzt hielt.

Einige auf der Straße verlassene Wagen zeugten von der äußersten Ermüdung der Bespannung.

Um 10½ Uhr wird dem Oberst X. gemeldet, daß der feindliche Transport nördlich in der Nähe von Bouleurs parkirt. Der Oberst X. beschließt, sich in dessen Besitz zu setzen.

Ergänzende Mittheilungen.

Das Westdetachement unter dem Befehl des Oberst X. besteht aus 3 Bataillonen, 2 fahrenden Batterien und 2 Eskadrons.

Die Ostkolonne hat am Abend des 1. Februar bei Chaumos 2 Bataillone, 1 Batterie und 1 Eskadron. Man vermuthet jedoch, daß die unmittelbare Bewachung des Transportes außerdem noch aus 2 Kompagnieen und 1 Eskadron besteht

Während der Nacht vom 1. zum 2. Februar hatte das Süddetachement seine Kräfte folgendermaßen vertheilt: 1 Bataillon und die Artillerie bei der Ferme La Grange, 3 Kompagnieen in Mauravert, 1 Kompagnie im Schloß von Beauvoir, 1 Bataillon in Verneuil, den größten Theil der Kavallerie östlich des Dorfes Arcis, das vom Feinde besetzt ist. Die Brücken des Grand-Morin sind alle unzerstört befunden. Das Wetter ist trocken; die Wege befinden sich in tadellosem Zustand.

Verlangt:

1. Befehl des Oberst X., um 4 Uhr Morgens ausgegeben, für den Marsch am 2. September.

2. Begründung desselben.

3. Auseinandersetzung der Gefechtsidee des Oberst X. nach der Ankunft der Nachrichten, die ihm mittheilen, daß der Gegner eine Aufstellung auf dem rechten Ufer des Grand Morin in Cracy und Umgegend zum Schutz seines bei Bouleurs parkirenden Transports genommen hat.

Karten: Blatt S.-O. der Karte von Meaux und Blatt N.-O. der Karte von Provins im Maßstab 1:80000. —

Was dem deutschen Leser beim Betrachten dieser Aufgabe sofort in die Augen fällt, ist die ungeheure Weitschweifigkeit der an und für sich doch so einfachen Aufgabe. Welche Fülle unnützer Angaben, Wiederholungen ganzer Gedanken, sowie einzelner Worte und Bezeichnungen!

Am 2. Tage, 28. Januar, von 8 Uhr V. bis 11 Uhr V.

Aufgabe aus dem Verwaltungsdienst.

Dienst des Verpflegungsoffiziers (officier d'approvisionnement) (laut Instruktion vom 12. 4. 89.) Es ist seine Rolle und sein Nutzen im Kriege eingehend zu schildern, seine Mitwirkung bei der Ausübung des Verpflegungsdienstes und seine Beziehungen zum Unterintendanten.

Regimentstrain: sein Nutzen und seine Vertheilung.

Oertliche Thätigkeit: Ankäufe, Requisitionen, Thätigkeitszonen, Ergänzung des Regimentstrains auf Grund örtlicher Ausnutzung, weitere Ergänzung durch die Verwaltungstrains. (Die Darstellung hat sich auf die allgemeine Thätigkeit zu beschränken, ohne in die Einzelheiten des Rechnungswesens einzutreten.

Von 1 Uhr N. bis 5 Uhr N.

Aufgabe aus der Kriegsgeschichte.

Es sind die wesentlichen Operationen der Preußischen 1866 gegen Sachsen und

Oesterreich in Bewegung gesetzten Armeen bis zum Ausgang der Schlacht von Königgrätz anseinder zu setzen.

Am 3. Tage, 29. Januar, von 8 Uhr V. bis 12 Uhr Mittags. Ausführung eines Krokis.

Von 2 Uhr N. bis 4 Uhr N.

Uebersetzung aus dem Deutschen in das Französische

Indem wir von der Wiedergabe deses Textes Abstand nehmen, sei nur erwähnt, daß derselbe einem deutschen kriegsgeschichtlichen Werke entnommen ist und die Operationen des Generals v. Schmidt nach der Schlacht bei La Mans zum Gegenstand hat.

— An eine Besprechung des bekannten Werkes des russischen Generallieutenants Woide: „Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870" knüpft die „Schlesische Zeitung" nachstehende beachtenswerthe Betrachtung über die heutige Militär-Literatur:

... Diese interessante Darlegung bietet zwar an sich nichts neues, sie ist aber doppelt eindrucksvoll und beachtenswerth, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie vom Auslande kommt und noch dazu aus russischer Feder stammt. Es wird hier die Thatsache bestätigt, daß das preußisch-deutsche Heer seine beispiellosen Erfolge der Macht der Wissenschaft, einer in langer Friedenszeit betriebenen geistigen Arbeit verdankte, welche die Intelligenz und den Charakter der Führer gestählt hatte. Der Träger oder das Instrument dieser Arbeit war die Militärliteratur, die, mit dem unsterblichen Werke Clausewitz' „Vom Kriege" beginnend, vornehmlich durch die Offiziere des preußischen Generalstabes, die Griesheim, Höpfner, Olloch, Fransecky, Kirchbach, Blumenthal, vor allem durch den großen Moltke selbst gefördert wurde und an der, wenn auch nicht als Schriftsteller für die Oeffentlichkeit, selbst Prinz Friedrich Karl seinen Antheil hatte. Auf diese geistigen und praktischen Führer des Heeres paßte recht eigentlich das Wort vom „Schulmeister von Königgrätz", das zumeist eine viel zu breite und allgemeine Auslegung gefunden hat. Wie der russische General Woide es ausgesprochen, bildeten die unerschöpflich lehrreichen napoleonischen Feldzüge und die späteren Kriege den Hauptgegenstand der Studien; das klassische Buch Moltke's über den italienischen Krieg von 1859 zeigt die Meisterschaft der Kritik selbst über zeitgenössische Kriegsereignisse. Die Schriftsteller hatten sich bei ihrer ernsten geschichtlich-kritischen Arbeit eine geistige Freiheit errungen, die sie befähigte, auch vor dem Feinde, in der Aufregung des Kampfes und bei voller persönlicher Verantwortung groß zu handeln und selbständig aufzutreten. Ueberall war der Erfolg auf ihrer Seite.

Nach den großen Kriegen von 1866 und 1870/71 änderte sich der Gegenstand der Studien. Gleichzeitig kam ein ganz neues Geschlecht von Militärschriftstellern auf. Die persönliche Kriegserfahrung, das Großartige des Selbstgeschauten drängte Vielen die Feder in die Hand. Eine Fülle von Berichten über den Krieg und über einzelne Episoden desselben kam zuerst zum Vorschein. Daran reihten sich ebenso unzählige Studien über Taktik, neue Waffen und deren Verwendung, Be-

festigungskunst u. s. w. Waren doch alle Kriegswissenschaften durch die großartigen Zahlenverhältnisse des französischen Krieges, durch die neuen Feuerwaffen, durch die Ausnützung der Eisenbahnen und so manche andere Faktoren neu belebt oder gänzlich umgewälzt worden. Diese Riesenwoge der Militärliteratur, an der eigentlich die ganze Armee schreibend und lesend auf das innigste betheiligt war, verlief sich mit Ende der 80er Jahre. Das Exerzirreglement für die Infanterie vom 1. September 1888 und die Felddienstordnung bezeichnen im großen Ganzen das Ende dieser Hochfluth.

Von da ab beginnt wieder eine neue Epoche, die sich durch tiefe Ebbe und äußerste Stille in der Armee charakterisirt. Das taktische Gebiet, das in den 80er Jahren einen überaus lebhaften Kampfplatz der Meinungen dargeboten hatte, ist so gut wie ganz verlassen. Die Kriegsgeschichte floh, so weit sie amtlich betrieben wurde (kriegsgeschichtliche Abtheilung des Generalstabes) in das Zeitalter Friedrichs des Großen zurück und verlor dadurch alles Interesse für die militärische Lesewelt. Die moderne Kriegsgeschichte aber betrat ein neues Gebiet. Sie hörte auf zu berichten und wurde taktisch-kritisch, da das ergiebig erschlossene Quellenmaterial für diese anziehende geistige Arbeit reichen Stoff lieferte. Auf diesem Gebiet darf der Name des Hauptmann Hoenig als typisch hervorgehoben werden. Mit dieser neuen Richtung aber zeigte sich gleichzeitig eine höchst auffallende Erscheinung. Die Militärliteratur zog sich aus den Reihen der Armee zurück, die Schriftsteller von Ruf sind nicht mehr aktive Offiziere, sondern sämmtlich Offiziere außer Dienst. Es bedarf nur der Namen von Verdy, von Scherff, von Boguslawsky, von Lettow-Vorbeck, Kardinal von Widdern, Kunz, Hoenig, Witte, Wille, Cleinow, Jähns. Zu dieser Wendung der Dinge haben wohl einerseits das Verbot von Veröffentlichungen ohne Erlaubniß des direkten Vergesetzten, andererseits das abfällige Urtheil über jede kritische Studie Seitens der Vorgesetzten zusammengewirkt. Das wissenschaftliche Streben sucht man äußerlich zu fördern, die Aeußerung selbständiger Gedanken und Ansichten aber ist nicht gestattet oder mindestens nicht beliebt. Infolgedessen sind die literarischen Stimmen in der Armee verstummt.

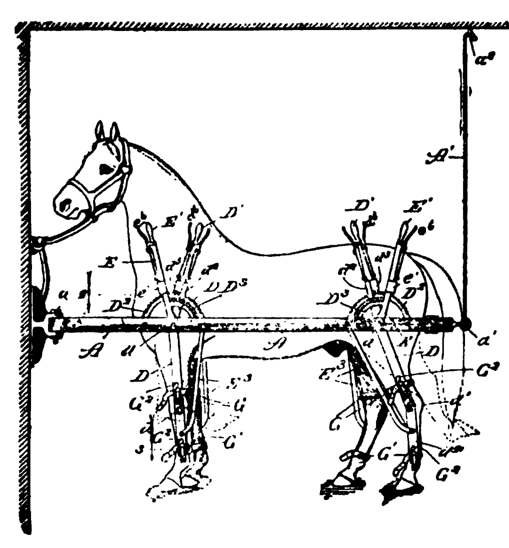
Man wird vielleicht einwenden, daß dies kein Bedenken hat, so lange den wissensdurstigen Offizieren so ausgezeichneter Lehrstoff geboten wird, wie ihn die Werke von Scherff, Lettow, Kunz und Hoenig aufweisen. Dieser Einwand ist aber hinfällig, denn es ist ein großer Unterschied, ob die Offiziere die militärische Literatur nur genießen, oder ob sie an derselben selbstthätig mitarbeiten. Dies letztere nur kann auf die Dauer fruchtbringend für das Heer sein, wie es beispielsweise mit dem Infanterie-Reglement von 1888 geschehen ist, das die Armee thatsächlich durch ihre eigene geistige Arbeit geschaffen hat.

Wie die Dinge jetzt liegen, verliert die Armee allmählich den besten Theil ihrer Stärke, die Waffe des Geistes, diejenige Waffe, die das deutsche Heer groß gemacht hat und der es seine Siege verdankt. Es bedarf durchaus der Anregung, die literarische Thätigkeit muß geweckt und nicht unterdrückt werden. Aeußere Mittel sind allerdings kaum hierbei anzuwenden; es wäre denn, daß geistig bedeu-

tende und wissenschaftlich begabte Offiziere aus der Masse hervorgezogen und ausgezeichnet werden. Man sollte sich auch nicht vor dem sogenannten „gelehrten Offizier", dem Theoretiker oder dem Spezialisten in einem bestimmten Fache, scheuen. Die Armee ist groß genug, um auch solche Elemente zu tragen, und sie finden ihre Verwendung als Lehrer oder an einzelnen bestimmten Amtsstellen und Bureaus. Bildung ist Macht, sie muß auf jede Weise gepflegt und es darf auch nicht der Schein erweckt werden, als wenn das Heer nach dieser Richtung auf eine abschüssige Bahn geriethe.

In den Nachbarheeren, in Frankreich, Oesterreich, Rußland, wird eifrig und mit großem Erfolge wissenschaftlich gearbeitet. Aktive Generale betheiligen sich dort überall an den militär-literarischen Veröffentlichungen. Die Namen Kuropatkin und Woide sind großartige Beispiele dafür, daß allerfreieste Kritik mit hoher militärischer Stellung Hand in Hand gehen kann. Sollte das in Deutschland nicht auch wieder angängig sein?

— Haltvorrichtung für Hufthiere beim Beschlagen. Unter den vielen bekannten Vorrichtungen, welche dazu dienen sollen, Hufthiere beim Beschlagen in ruhiger Stellung zu halten, dürfte die in beigegebener Abbildung dargestellte Einrichtung als geradezu unübertrefflich hervorgehoben werden, da sie den Hufschmied nicht allein gegen jede Gefahr durch Hufschläge und sonstige Bewegungen des Thieres sichert, sondern auch die Beugung und Haltung des zu beschlagenden Gliedes in der für die Arbeit geeignetsten Lage sichert, so daß dem Hufschmied beide Hände zur Arbeit frei bleiben und Gehülfen selbst bei den widerspenstigsten, schwersten Thieren nicht nothwendig werden. — Zwei Bäume A sind gelenkig an der Wand durch Konsolen a befestigt, zwischen welche das Pferd eingebracht wird, worauf hinten ein Quersteg vorgelegt wird, während vorn vor der Brust, innen an den Bäumen Anschläge vorgesehen sind, so daß das Thier eine Vor- oder Rückwärtsbewegung nicht machen kann. Nahe den Schulter- und Hüftgelenken sind in den Punkten d die Hebel E und D, je um denselben Punkt drehbar, befestigt; der Hebel D bildet eine ziemlich flache Eisenschiene, die unterhalb der Bäume A sich bis zum Kniegelenk fortsetzt, wo in d' eine Schiene G^2 gelenkig angeschlossen ist, deren unteres Ende durch die Schiene E^3 mit dem horizontal verlaufenden Schenkel des Winkelhebels E verbunden ist. Diese beiden Schenkel sind durch einen Zahnsektor D^3 verbunden, wäh-



rend eben ein solcher D² am Baume A, mit d als Mitte, fest angebracht ist. Eine am Hebel E befindliche Sperrklinke e greift in den Zahnsektor D², wogegen Hebel D zwei solcher Sperrklinken hat, die in D² und D³ greifen. Faßt man daher den Hebel E an, löst seine Sperrklinke e aus den Zähnen von D², ebenso d² aus D³ und bewegt ihn nach unten, so wird die Zugstange E¹ gehoben, ebenso das daran befestigte, um d¹ drehbare Stück G², an welchem der Unterschenkel angeschnallt ist; man kann also auf diese Weise dem Unterschenkel jede beliebige Stellung geben, wie beim Vorderbein punktirt angegeben, und das Glied darin beliebig lange frei erhalten, indem man die Klinke e in die entsprechende Lücke des Zahnsegments D² einfallen läßt. Um das ganze Bein zu heben, wie beim Hinterbein punktirt angegeben, klinkt man die Klinken e und d³ aus und bewegt die Hebelgriffe E¹ und D¹; alsdann bleibt der Winkelhebel¹E mit Bezug auf D gekuppelt und die Schienen D G² werden als starres Ganze zusammen gehoben. — Wie man sieht, bietet die Einrichtung eine absolute Sicherheit und gestattet ein sehr bequemes Arbeiten; auch ist dieselbe verhältnißmäßig so einfach, daß sie nicht theuer in der Anfertigung werden wird. Wie uns das Internationale Patent-Bureau von Carl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6, mittheilt, wurde die vom Amerikaner J. H. Jessen erfundene Neuerung in Amerika sehr beifällig aufgenommen und verdient ihrer Zweckmäßigkeit wegen auch die Beachtung unserer Fachkreise.

— Das russische Marine-Ministerium hat nunmehr Versuche mit gewünschtem Erfolg beendigt, die dahin gingen, Torpedoboote auf dem Landweg mittelst Eisenbahn von Petersburg nach dem Schwarzen Meere zu transportiren; die zu dem Zwecke konstruirten Rädergestelle genügen nunmehr allen Anforderungen bestens und sollen demnächst sieben solcher Boote die Reise nach Sebastopol antreten.

— Das größte Trockendock dürfte binnen Kurzem der Hafen von Newyork aufweisen, welches daselbst zur Zeit in Ausführung begriffen ist. Dasselbe wird aus Eisen und Holz konstruirt werden und aus sieben Abtheilungen bestehen, die beliebig mit einander verbunden und von einander getrennt werden können. Jede Abtheilung soll 22 m lang werden, 40 m Spantenlänge und eine innere Weite von 30 m erhalten; die innere, mittlere Tiefe des Schwimmbodens wird 4 m, die ganze Länge des Docks gegen 154 m betragen. Die Kosten des Docks sind auf 1 200 000 Mark veranschlagt, der Bau wird neun Monate in Anspruch nehmen. Die bis jetzt vorhandenen Docks sind für die größten Schiffe nicht ausreichend, außerdem haben dieselben den Preis für Benutzung in letzter Zeit beträchtlich erhöht, wogegen die das neue Dock bauenden Unternehmer bedeutend niedrigere Sätze erheben wollen. Die Zentrifugalpumpen zum Heben des Docks werden elektrischen Antrieb erhalten.

— Ein Panzergeschoß, welches neulich Hugo Borchardt in Berlin patentirt erhielt, besteht aus zwei Theilen, nämlich einem granatenförmigen Körper, in dessen achsiale Bohrung ein massiver zylindrischer, vorn spitzer Bolzen lose eingeschoben ist. Schlägt das Geschoß gegen einen Panzer, so löst sich der Kern von

dem Mantel und kommt nunmehr nur die lebendige Kraft des ersteren zum Durchschlagen des Panzers zur Geltung.

Internationales Patent-Bureau von Fr. Reichelt, Berlin NW.

— Ein Idealgeschütz für den Zukunftskrieg, das in seiner Leistungsfähigkeit noch das Maxim-Geschütz übertrifft, hat der amerikanische Ingenieur Browning erfunden. Diese neue Kleinfeuermaschine, halb Gewehr und halb Kanone, ist unter dem Namen „Colts Automatic Gun" bei der Vereinigten Staaten-Armee bereits eingeführt und folgendermaßen konstruirt: Auf einem dreibeinigen Gestell ruht das Rohr, dessen automatische Ladung mittelst Patronenbänder geschieht. Nach einmaliger Hebeldrehung mit der Hand wird diese Kriegswaffe durch die Ausdehnung der Pulvergase in fortwährender Thätigkeit erhalten, ohne dadurch die Wirkung der Explosivkörper bei der Kugelschleuderung zu beeinträchtigen. Der Hahn wird einfach wie bei einer Pistole gespannt und das Geschütz feuert unaufhörlich weiter. Es ist zum Gebrauch für Infanterie und Kavallerie eingerichtet, kann auf leichten Lafetten montirt, im Festungsdienst oder auf Schiffen verwendet werden. Es paßt sich jede Art Flintengeschosse an, wiegt nicht über 4 Pfund und kann bis zu 400 Schuß in der Minute abgeben.

Neuerungen an Fahrrädern

— Elektrische Beleuchtung für Fahrräder. In einem eleganten kleinen Gehäuse befindet sich staubdicht eingeschlossen eine kleine Wechselstrom-Dynamo, welche ihren Antrieb vermittelst Schnur von einem mit einem Friktionsrädchen, welches vom Radreifen angetrieben wird, direkt gekuppelten Schnurrädchen erhält. Durch diese Zwischenübertragung, welche federnd am Dynamogehäuse befestigt ist, wird es möglich, unbeschadet der gleichfalls federnden Befestigung des Gehäuses an der Lenkstangenhülse, selbst bei starken Stößen, die das Rad erleidet, ein sicheres Funktioniren des Apparates zu erzielen. Die Dynamo speist eine kleine zweikerzige Glühlampe, welche vorn am Gehäuse derart in einem doppelten parabolischen Reflektor eingeschlossen ist, daß das gesammte Licht des Lämpchens im Brennpunkte des äußeren Reflektors konzentrirt wird, welches es in einem mächtigen Strahle nach vorn wirft und so eine außerordentlich gute Beleuchtung der Fahrstraße bis auf ziemliche Entfernung bewirkt.

— Die Transmissionskette ist bekanntlich sehr dem Staub ausgesetzt und hat dies die Erschwerung des Ganges und die Abnutzung der Zahnräder zur Folge. Es wurde nur schon versucht, diesen Uebelstand dadurch zu beseitigen, daß man die sämmtlichen Transmissionsorgane mit einem geschlossenen Kasten umgab. Die meisten Radfahrer sehen aber von dieser Einrichtung ab, weil sie etwas umständlich ist und findet man dieselbe meist nur bei Damenfahrrädern. Nun haben die französischen Erfinder Polleys u. Reagan die Aufgabe in einfachster Weise gelöst. Die Neuerung besteht darin, daß eine oder zwei der Transmissionskette entgegengesetzt laufende Bürsten dieselbe von Staub und Schmutz befreien. Diese Bürsten werden von der Treibradwelle in Bewegung gesetzt und erlaubt diese Ein-

richtung, die Transmissionskette stets ganz rein zu halten, wodurch der Effekt der Maschine erhöht und die Abnutzung der Räder und Kette verringert wird.

— Einen neuen Radreifen für Fahrräder, der nicht wie bisher üblich aus Gummi, sondern aus Stahl mit federnden Stahleinlagen besteht, hat der Lehrer Schubert in Ossa bei Geithain erfunden. Der Reifen soll alle Vortheile des Pneumatikreifens besitzen, dagegen aber unverletzlich sein. Dieser Reifen ist verhältnißmäßig sehr billig und außerdem noch fast reparaturfrei. Die elastischen Federeinlagen liegen zwischen Felgenkranz und Laufreifen. Wie derselbe sich in der Praxis bewähren und ob derselbe in den Radfahrerkreisen Anklang und Aufnahme finden wird, muß die kommende Saison zeigen.

— Ein selbstthätig sich füllender Pneumatikreifen. In diesen Reifen, dessen Einrichtung für J. Danischevski in Paris geschützt ist, sind mehrere durch Schläuche verbundene Gruppen von Luftkissen angeordnet. Dieses Luftkissen wird beim Berühren des Bodens abwechselnd zusammengedrückt und wird durch die blasebalgähnliche Wirkung die Füllung des Reifens bewerkstelligt, dessen einzelne durch die Luftkissen getrennten Abtheilungen wieder durch Kanäle unter einander verbunden sind.

Patent- und technisches Bureau von Richard Lüders in Görlitz.

Literatur.

Das englische Heer einschließlich der Kolonialtruppen in seiner heutigen Gestaltung. Von le Juge, Hauptmann à la suite des Kadettenkorps, Militärlehrer bei der Hauptkadettenanstalt. Gr. 8°. VIII. 141 Seiten. Leipzig 1896. Zuckschwerdt & Co. Preis Mk. 4.—

Hauptmann le Juge hat in diesem vortrefflichen Werke, in welchem der kompendiöse Stoff meisterhaft verarbeitet worden ist, ein nach allen Richtungen hin anschauliches und fesselndes Bild des englischen Heeres und seiner Einrichtungen, das sich auf die Dienstvorschriften und die eingehend benutzten militärischen Zeitschriften stützt, gegeben. Was dem Buche außer seiner Genauigkeit und Uebersichtlichkeit noch einen ganz besonderen Werth verleiht ist, daß es nirgends Parteilichkeit durchleuchten läßt. Der Herr Verfasser rechnet mit den Eigenthümlichkeiten des Systems, er erkennt gern und ohne Hehl an, was anzuerkennen ist und bespricht die Schwächen der Organisation in vornehmer, maßvoller, nie verletzender Art. —

Das Buch giebt zuerst eine Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung des englischen Heeres, geht dann zur Organisation der stehenden Truppenmacht im Allgemeinen über, führt uns hierauf zu derjenigen der einzelnen Bestandtheile und giebt eine Nachweisung der Stärkeziffern. Die folgenden Abschnitte handeln von der Ergänzung, Mobilmachung, Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung, sie lassen uns einen interessanten Einblick thun in das innere Leben im Heere, in den Gang der jährlichen Ausbildung der einzelnen Waffen, sie besprechen die Schießvorschrift der Infanterie, die Exerzierreglements der drei Hauptwaffen, das Militärerziehungs- und Bildungswesen, die technischen Anstalten, die Uebungslager, sowie die größeren Herbstübungen. Am Schluß finden wir eine knapp gehaltene, klare Schilderung des indischen Heeres und der Kolonialtruppen.

Die verdienstvolle Arbeit des Herrn Verfassers ist als zweifelsohne bestes Hilfsmittel Jedem zu empfehlen, welcher einen klaren Begriff der von den Einrichtungen anderer Staaten so weit abweichenden militärischen Organisation machen will, und wird dem Soldaten besonders eine Fülle reicher Anregung sein.

La Défense des E'tats et la Fortification à la fin du XIX siècle. Par le général Brialmont. Un volume grand in 8°. Avec atlas in folio. Prix: 40 Francs. Bruxelles. E. Guyot 1895.

Die ungeheuren Fortschritte, welche die Technik auf dem Gebiete des Geschützwesens zu verzeichnen hat, mußte eine Revolution in der Fortifikation zur Folge

haben. Daß die permamente Befestigung gezwungen wurde, in Berücksichtigung erhöhter Waffenwirkung die alten Grundsätze in den Formen wie im Material über Bord zu werfen, ist klar, unklar aber war es, zu welchen Mitteln man greifen mußte, um den hohen Forderungen der Neuzeit zu genügen.

Als Resultat tiefgründiger Studien, die einen Zeitraum von 40 Jahren umfassen, erschien vorliegendes Werk des großen Ingenieurs, des Generals Brialmont. Dasselbe schichtet sich in zwei Abschnitte in „Vertheidigung der Staaten" und „Befestigung".

Die Einleitung des ersten Abschnittes bildet eine auf die Ansichten hervorragender Generale und Strategen gestützte Betrachtung über die heutige Kriegführung und über das System der Vertheidigung der Staaten. Das Dawider und das Dafür erhält in Bezug auf Depotplätze, Kriegshäfen u. s. w. wie auf fortifikatorische Deckung vorgeschobener Provinzen das Wort, um endlich der Verurtheilung der durch den Fall von Metz mit Unrecht verponten verschanzten Lager entgegenzutreten. Nunmehr ergeht sich Brialmont über die befestigten Territorien, und indem er auf die Kriegsgeschichte der lombardischen und bulgarischen Vierecke und die Befestigungsgruppen des nördlichen Frankreich hinweist, giebt er wohl die Möglichkeit der Einschließung befestigter Lager zu, bestreitet dagegen eine solche der befestigten Territorien.

Der zweite Abschnitt, „Fortifikation" überschrieben, gilt der eigentlichen Befestigung und stützt sich auf die durch Angriff und Vertheidigung fester Plätze gegebenen Nothwendigkeiten in der Bestückung und Metallurgie. Verfasser glaubt, daß der alte Satz, in dem Belagerungskriege stünde dem Angreifer die Ueberlegenheit zur Seite, nur für Plätze von geringem Umfang Gültigkeit beanspruchen könne, während bei sachgemäß errichteten befestigten Lagern die Ueberlegenheit der Vertheidigung innewohne. Provisorisch verschanzte Lager aber, wie jenes bei Plewna, verwirft er deshalb, weil die Vortheile der Vertheidigung nur durch zeitig getroffene Anordnungen zur Erhöhung der eigenen und Abschwächung feindlicher Wirkung zu erreichen seien. „Avec la nouvelle poudre tout mouvement est un danger et l'immobilité une force" meint u. a. Brialmont. Seine Ansicht gipfelt darin, daß der Gürtel um den festen Platz aus Panzerforts zu bilden sei, d. h. aus Forts, welche durch Bau und Bestückung, also aufgespeicherte aktive Kraft, nicht nur für den Nah-, sondern auch für den Fernkampf geeignet seien. Weder vom taktischen noch vom artilleristischen Standpunkte vermag man gegen diese, verkleinertes Ziel bietende und zum äußersten Widerstand geeignete Forts einen Einwand zu erheben. Den Preis der Errichtung solcher Forts anbetreffend, bezieht sich Brialmont auf eine Berechnung des rühmlichst bekannten — wir nennen nur sein klassisches Werk über die Belagerung von Straßburg — preußischen Ingenieurs Reinhold Wagner, nach dieser sind sie sogar billiger als solche ohne Panzer.

Die Namen Antwerpen, Lüttich, Namur, Bukarest u. s. w. belehren, daß der Verfasser neben dem Theoretiker auch ein praktischer Ingenieur ist.

Als eine besonders werthvolle und das Studium des Werkes erleichternde

Beigabe begrüßen wir den beigefügten Atlas; er führt im Grundriß und Profil uns die Ideen Brialmonts sichtlich vor Augen.

Die Kämpfe Ungarns mit den Osmanen bis zur Schlacht von Mohács. 1526. Von Kupelwieser. K. u. K. Feldmarschallieutenant a. D. Mit 12 Karten und Plänen. Wien 1895. W. Braumüller. 8°. 253 Seiten. Preis 6 Mark.

Feldmarschallieutenant Kugelwieser schenkt uns durch den bewährten Verlag von W. Braumüller in vorliegender Schrift eine seltene und zugleich interessante Gabe. Selten, weil der gelehrte Verfasser uns in eine frühere Zeitperiode und auf noch wenig bebautes Feld versetzt, interessant aber einmal wegen des behandelten Gegenstandes selbst und dann weil die Schauplätze der kriegerischen und in ihren Resultaten folgenschweren Begegnungen auf Territorien sich abspielten, wo vielleicht in nicht ferner Zeit über Europas Geschicke von neuem die eisernen Würfel fallen werden. In den weiten Landschaften der unteren Donau und des Balkans, dies ist ein anderes Moment von Bedeutung, treten, theilweise wenigstens, orientalische Völker auf die Schaubühne, die den alten Glauben und die alten Sitten treu bewahrt haben, so daß die Charaktereigenthümlichkeiten dieser konservativen Völker noch dieselben sind, wie zu der Zeit, in welcher der Verfasser lebenswahr und lebenswarm uns ihre Kraftleistungen schildert. Dem blödesten Auge offenbart das Buch die noch heute gültige Thatsache, daß nichts im Orient eine größere Rolle spielt, als die Persönlichkeit des Handelnden.

Die in der Schrift dargestellten Kämpfe umfassen nahezu zwei Jahrhunderte. Die Befähigung des Verfassers, auf große Distanzen zu sehen, dem Charakter der Zeiten, den führenden Männern und dem Geiste, insbesondere dem kriegerischen der handelnden Völker gerecht zu werden, verleihen dem Buche Stimmung und Farbe. Welche Machtmenschen in ihm auftreten, künden Namen wie: Bajesid I, König Sigismund, Murad I, Johann Hunyadi, König Wladislaw, Murad II, Mathias Corvinus u. s. w.; Oertlichkeiten, an denen das Kreuz mit dem Halbmond rang, sind Nikopoli, Belgrad, Semendria, Varna, das Amselfeld u. a.

Bei dieser Besprechung haben wir uns Zwang auferlegt, kurz zu sein, um zu dem Studium des wohl ausgestatteten Buches, das genaues Kartenmaterial begleitet, anzureizen, nicht aber die Lectüre desselben zu ersetzen. W.

„Kriegsfahrten der 77er." Gedichte von H. Böing, jetzt praktischem Arzt in Berlin. Verlag von R. Skrzeczek, Berlin, Alt-Moabit 125.

betitelt sich ein Heftchen, das die Erlebnisse des 2. hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 77 während des Feldzuges 1870/71 schildert. Die Gedichte begleiten das Regiment von der Grenze über Spichern nach Metz, von da, nach Beendigung der Zernirung, über die Festungen Thionville, Montmédy, Mezières nach Charleville und endlich auf mühevollen Märschen über das Plateau von Langres nach

Pontarlier. Tiefer patriotischer Sinn, schlichtes Gottvertrauen, begeisterte Liebe zur Fahne, aber auch Selbstgefühl und Freimuth charakterisiren die theils ernsten, theils humoristischen Dichtungen, die als lebendige Stimmungsbilder des bei Offizieren und Mannschaften herrschenden Geistes vielleicht auch einigen kulturgeschichtlichen Werth beanspruchen können. — Die Verse sind fließend und rein, die Sprache schlicht und einfach, zuweilen auch soldatisch derb; einzelne Gedichte sind von großer Schönheit und Kraft, manche zur Deklamation geeignet. — Wir empfehlen das Heftchen, dessen einfachere Ausgabe partienweise bezogen nur 25 Pf. kostet, namentlich allen patriotischen Vereinen und den Schulen auf's Dringendste. Die bessere Ausgabe kostet 75 Pf.

Geschichte der Großherzoglich Hessischen Fahnen und Standarten. Im Allerhöchsten Auftrage bearbeitet von Fritz Beck, Oberst und Kommandeur des Großherzoglich hessischen Gendarmeriekorps. Mit 17 farbigen Tafeln der hessischen Fahnen und Standarten. Berlin 1895. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Großherzog Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein hatte im Frühjahr 1891 die Abfassung einer Geschichte der hessischen Fahnen befohlen.

Verfasser hat mit großem Fleiße und Ausführlichkeit dieser Aufgabe sich unterzogen und indem er den gegebenen Stoff in zwei Abschnitten

a) von der ältesten Zeit, die ersten zuverlässigen Nachrichten über Fahnen rühren aus dem Jahre 1635 her, bis 1814, und

b) von 1814 bis zur neuesten Zeit

bearbeitet, giebt er alles auf die Fahnen Bezügliche mit von der detaillirten Rechnung über die Anfertigung derselben, bis auf das zur feierlichen Uebergabe einer jeden durchgeführte Programm, die dabei gehaltenen Reden, ein namentliches Verzeichniß der Fahnenträger während der Kriege seit 1806, endlich 17 farbige in großem Maßstabe ausgeführte Bildertafeln der Fahnen und Standarten mit Vorbemerkungen zu denselben. Es steht zu erwarten, daß dieses Werk gewiß nicht nur bei den hessischen Regimentern sich Freunde erwerben wird, sondern bei allen die für die Geschichte dieses dem Soldaten heiligen Schlachtenzeichens im Allgemeinen Interesse hegen.

Moltkes Militärische Korrespondenz. Dritter Theil: Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erste Abtheilung: Der Krieg bis zur Schlacht von Sedan. Mit 1 Uebersichtskarte, 3 Textskizzen und 1 Handzeichnung. Berlin. E S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandl. Preis geh. 6 Mark.

Die Abtheilung des Großen Generalstabes für Kriegsgeschichte hat die Arbeiten zur Herausgabe von Moltkes Militärischen Werken dermaßen gefördert, daß

unmittelbar nach der Veröffentlichung der auf den Krieg von 1866 bezüglichen Korrespondenz auch schon die den Krieg von 1870/71 betreffende zu erscheinen beginnt; es wird soeben die erste Abtheilung, den Krieg bis zur Schlacht von Sedan umfassend, ausgegeben. So erhalten wir Einsicht in die gesammte, den großen Kriegen König Wilhelms gewidmete Arbeit des Feldmarschalls; ein Rückblick auf die Kriege 1864 und 1866 bezeugt den strengen Zusammenhang, die Einheitlichkeit, den immer gleichen Zielpunkt und die immer gleiche Energie der Gedanken des großen Strategen; aber zugleich auch die unermüdliche Vorsorge, die seine Pflichtstrenge ihm auferlegte, von Jahr zu Jahr im Hinblick auf die drohende Kriegsgefahr zu üben. Noch vor Ablauf des österreichischen Feldzuges war, für den Fall, daß Napoleon III. uns den Sieg streitig machen wollte, sein gegen Frankreich gewandter Kriegsplan ausgearbeitet. In diesem Bande gehen die Denkschriften Moltkes „über den Krieg Frankreichs gegen Deutschland" sogar bis in den Herbst 1857 zurück! Nicht weniger als 18 solcher Ausarbeitungen des Chefs des Generalstabes werden aus den Jahren vor 1870 hier mitgetheilt. Wie häuft sich die Arbeit, die Verantwortlichkeit und die Aufopferung des großen Strategen mit der Kriegserklärung — aber wie bewundernswürdig groß tritt auch seine Ruhe, seine Umsicht, seine Sicherheit in allen seinen Maßnahmen hervor. Man fühlt, daß das Heer, das Vaterland unter seinem Rathe wohl geborgen war, aber auch, was es seiner unermüdlichen Arbeit, seinem hohen Genie zu verdanken hat. Zwischen die Befehle und Uebersichten der Lage zerstreut, werden auch Briefe des Feldmarschalls, strategischen Inhalts, mitgetheilt, die uns Einblick in seine Stimmung bieten: wie ergreifend die großen Thaten der Armee auf ihn wirkten, wie vertrauend er auf den Gang der Ereignisse blickte, wie sich ein leiser Humor, sobald die Wucht der Arbeit und der Verantwortlichkeit ihn einmal aufathmen ließ, erleichternd hervorstahl. — Hiermit ist der vielseitige Werth dieser dankbar zu begrüßenden Veröffentlichung gekennzeichnet. Man erlebt noch einmal beim Durchlesen dieser Dienstschriften Moltkes die große Spannung jener Kriegszeit; man überblickt in seiner gewaltigen Gedankenarbeit die gesammten Kriegsvorbereitungen und die Kriegführung bis zur glorreichen Schlacht von Sedan und man wird vertraut mit Moltkes großem, verehrungswürdigen Charakter.

Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. Für Jedermann verständlich und von Jedermann ausführbar von Dr. med. L. Mehler und J. Heß. 26 Abbildungen. Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M. Preis gebunden 1 Mark.

Von dem bekannten vorzüglichen Werke von Mehler und Heß ist nun eine Volksausgabe erschienen, die sich ihrem Inhalt nach von der theureren Ausgabe nicht unterscheidet. — Das Büchlein giebt vortreffliche Anleitung zur ersten nothwendigsten Hilfeleistung bis zur Ankunft des Arztes. Die Anweisungen sind einfach, kurz und bestimmt, so daß Jedermann in der Lage ist, sie sofort auszuführen;

gute Zeichnungen erleichtern das Verständniß. Dem Ganzen ist eine kurze Beschreibung über den Bau des menschlichen Körpers und der Funktion seiner Organe vorausgeschickt, die das Verständniß für den Grund mancher Maßnahmen erhöhen. — Für Eltern, sowie einige Berufsklassen, wie Lehrer, Bauführer, Fabrikbeamte, Militär, Bahn- und Polizeibeamte und viele andere, die besonders leicht und häufig in die Lage kommen, werkthätige Hilfe leisten zu müssen, halten wir es geradezu für eine Pflicht, sich mit dem Inhalt dieses Werkchens vertraut zu machen. — Ein höchst empfehlenswerthes Büchlein!

Der polnische Aufstand im Jahre 1863, von seinem Beginn bis zum Zusammenbruch der Diktatur Langiewitsch. Nach dem russischen Werke von Geskel-Pusürewski: Die kriegerischen Ereignisse im Königreich Polen im Jahre 1863. Bearbeitet von Thilo von Trotha. Mit einer Uebersichtskarte und 21 Skizzen. Berlin 1895. R. Felix. Preis 7,50 Mark.

Der polnische Aufstand von 1863 konnte auf kein günstiges Resultat hoffen denn abgesehen von der Befehdung der Parteien unter sich, fehlte nicht nur jede, planmäßige Vorbereitung für die Erhebung in Bezug auf Bewaffnung der aufständischen Schaaren, ihre Ausrüstung u. s. w., sondern es war bei dem vorzeitigen Ausbruch von allem anderen eher die Rede als von einer einheitlichen, festen Leitung.

Von Trotha sagt in dem Vorwort, daß es eine falsche Ansicht wäre, nur aus mustergültigen militärischen Leistungen lernen zu können, und erachtet die aus den Fehlern Anderer gezogenen Lehren ebenfalls von Nutzen. Er hat Recht, und auch ich glaube, daß der hier meisterhaft geschilderte Guerillakrieg mit den auf polnischer wie auf russischer Seite gemachten Verstößen jedem denkenden Offizier Anregungen genug zu Theil werden läßt, um aus dem Studium des Buches Nutzen zu ziehen. 7.

Der Beresina-Uebergang des Kaisers Napoleon unter besonderer Berücksichtigung der Theilnahme der badischen Truppen. Ein Vortrag, gehalten in der Garnison Freiburg von v. Lindenau, Major. Mit drei Beilagen, enthaltend sieben Kartenskizzen, einen Schlachtplan und eine Ordre de bataille nebst Stärkeberechnung. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Preis 1,40 Mark.

Die fast allgemein verbreitete Ansicht, daß im Feldzuge von 1812 das Napoleonische Heer in erster Linie durch die eisige Winterkälte zu Grunde gerichtet und danach an der Beresina durch die russischen Waffen vollends vernichtet worden sei, sucht Major v. Lindenau in seinem Vortrage überzeugend zu widerlegen. Der Uebergang über die Beresina ist vielmehr die beste Waffenthat Napoleons auf dem Rückzuge von 1812. Ihr Gelingen verdankte er allerdings wesentlich der Tapferkeit deutscher Truppen, insbesondere der badischen unter ihrem jugendkräftigen Führer, dem Markgrafen Wilhelm. Wenn die französische Hauptarmee, welche zu Beginn

des Feldzuges 475 000 Mann zählte, innerhalb vier Monaten 320 900 Mann verloren hat, so sind die Ursachen dieses gewaltigen Verlustes in dem verhältnißmäßig zu schnellen Vormarsch, dem häufigen Biwakiren in empfindlich kalten Nächten, dem vollständigen Mangel an Sanitätsanstalten und dem höchst nachlässig organisirten Verpflegungswesen, nicht minder aber auch in dem schweren Mangel an Disziplin und Pflichttreue, in der schlaffen Handhabung des inneren Dienstes zu suchen. — Um so bewundernswerther erscheint inmitten des in der Auflösung begriffenen fremdländischen Heeres die feste Haltung der badischen Truppen. Sie fanden ihren höchsten Stolz darin, ihrem allverehrten Führer, dem Markgrafen Wilhelm, der rastlos für ihr Wohl bemüht war und alle Entbehrungen mit ihnen theilte, ihre Treue und Ergebenheit durch unerschütterliche Pflichterfüllung zu beweisen. Es ist das Verdienst des Verfassers, die ruhmvollen Thaten der tapferen badischen Truppen während jenes verhängnißvollen Feldzuges in durchaus sachlicher, auf dem Studium der besten Quellen beruhenden Darstellung gewürdigt zu haben.

De l'occupation des position dans la défensive. Par le chevalier A. de Selliers de Moranville, Capitaine-Commandant d'État-Major. Bruxelles. Spineux & Cie.

Vorliegende, von einem Plane und Skizzen begleitete Studie ergeht sich in geistreicher Weise über die Besetzung von Positionen durch Infanterie und Artillerie. Es ist interessant, in welcher Weise der Verfasser, das Werk des Obersten Charras über die Schlacht bei Belle-Alliance zu Grunde gelegt, seine Ansichten vertritt. D.

Grundriß der Befestigungslehre. Von W. Stavenhagen, Hauptmann. Mit einer Skizze in Steindruck. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Preis 4 Mark.

Wer sich über die wichtigsten Fragen des heutigen Befestigungswesens hat unterrichten wollen, wird vergebens nach einem Werke gesucht haben, in welchem dieselben anschaulich, gründlich und vollständig trotz möglichster Kürze behandelt sind. Um so dankenswerther ist die Aufgabe, die sich Hauptmann Stavenhagen gestellt hat. Der Grundriß will nicht dem erfahrenen Fachmann Neues bringen, auch nicht Stellung zu Streitfragen nehmen oder neue aufwerfen oder gar das Studium von Dienstvorschriften entbehrlich machen: er bezweckt lediglich Offizieren aller, vorzugsweise der nicht technischen Waffen unter steter Betonung der militärischen Gesichtspunkte eine rasche, gründliche und zuverlässige Uebersicht über die besonders in Deutschland zur Anerkennung gelangten Anschauungen hinsichtlich des Befestigungswesens zu geben und sie hierdurch wie durch Hinweis auf bedeutende Erscheinungen der Fachliteratur zu einem tieferen Verständniß des Wesens und der Bedeutung der Befestigungskunst sowie des Festungskrieges anzuregen und anzuleiten. Jeder Offizier, der sich in knapper Frist einen Ueberblick über die neuesten Lehren der Befestigungskunst verschaffen will, wird von dem Grundrisse vortheilhaft Gebrauch machen können.

Das Kriegswesen der Alten, mit besonderer Berücksichtigung der Strategie. Von Dr. Hugo Liers. Breslau 1895. W. Köbner. Preis 9 Mark.

Dieses vornehm ausgestattete Buch enthält folgende Kapitel. Die Streitmittel. — Marsch, Lager, Schlacht und Verpflegung. – Die Kriegführung. Der kriegerische Charakter der alten Völker. – Die Abschnitte zerfallen wieder in zahlreiche Unterabtheilungen und zwar dergestalt, daß an geeigneter Stelle alle dem gebührend Rechnung getragen wird, was irgendwie von Einfluß auf das Kriegswesen der Alten und seine Entwickelung gewesen ist.

Als das für mich interessanteste Kapitel muß ich das dritte — die Kriegführung – bezeichnen. In ihm ergeht sich der gewandte Verfasser, auf die Klassiker des Alterthums gestützt, in philosophische Betrachtungen über Zweck des Krieges und Vorbereitungen zu demselben, über Offensive, Defensive, Basis, die Schlacht u. s. w., bei welcher Gelegenheit er die Niederwerfungs-Ermattungs-Strategie, dann die Rückzugsdefensive, die Städtedefensive der Griechen und andere in dieses Gebiet einschlagende Momente in geistreicher Weise kennzeichnet.

Nächstdem erscheint die Behandlung des „kriegerischen Charakters der alten Völker" durch die Schärfe im Urtheil einmal und sodann aus dem anderen Grunde besonders bemerkenswerth, weil man bei den langlebigen Nationen noch heute theilweise die alten kriegerischen Tugenden und Fehler beobachten kann.

Da „Wissen Macht", möchte ich jedem Offizier Liers' „Kriegswesen der Alten" bestens empfehlen. R.

Von **Maurice Girod de l'Ain, capitaine d'artillerie,** erschien 1895 bei Berger-Levrault & Cie., libraires-éditeurs zu Paris und Nancy, unter dem Titel: **Grands Artilleurs** Drouot — Senarmont — Eblé, avec 4 portraits,

ein Werk, welches die ausführlichen Biographien der großen Artilleristen Drouot (1774—1847), Alexandre François von Senarmont (1732–1805), Alexandre Antoine von Senarmont (1769–1810), Eblé (1758–1812), im Anhange und Texte erläutert durch Briefe, Zeugnisse und Rapporte großer Zeitgenossen, im Originale, so daß eine spannendere, lebendigere Schreibweise kaum gedacht werden kann. Es sei versucht, aus dem reichen Material einige Hauptpunkte hervorzuheben.

Antoine Drouot war der Sohn eines armen Bäckers in Nancy, das dritte von zwölf Kindern. Es wird anschaulich beschrieben, in welcher Art der lernbegierige Knabe neben den Pflichten seines Standes den Studien oblag. Bei der Rothgluth des Backofens studirte er von 2 Uhr Morgens seinen Titus Livius oder Cäsar. Das Resultat solch eisernen Fleißes war, daß als 1793 er vor der Studien-Kommission, in welcher Laplace sich befand, für das Examen der Unterlieutenants stand, 20 Jahre später Laplace zum Kaiser sagen konnte: „Eines der schönsten Examina in meinem Leben hat Ihr Adjutant Drouot gemacht." 1. Juli 1793 Secondelieutenant, war Drouot seit 3. September 1813 Divisionsgeneral. Große Geschicklichkeit im Führen und Placiren von großen Artilleriemassen bewies er zu

erst im Feldzuge gegen Rußland, genial erdacht und ausgeführt war der Durchbruch der 16 000 Franzosen mit 50 Geschützen bei Hanau gegen den bayerischen General Wrede mit 60 000 Mann 60 Geschützen.

In der Schlacht bei Waterloo hatte er des aufgeweichten Terrains wegen mit Rücksicht auf die Bewegungen der Artillerie Napoleon veranlaßt, drei Stunden später, als dieser beabsichtigt, anzugreifen, um das Trocknerwerden abzuwarten. Blücher kam dadurch zur Zeit. Ein schwärmerischer Anhänger Napoleons, folgte er ihm in die erste Verbannung; durch die Regierung zum Kommandanten der Garde ernannt, war es ihm ein persönliches Opfer, Napoleon nach der zweiten Abdankung nicht wieder begleiten zu dürfen. Er glaubte sich aber ganz seinem Vaterlande hingeben zu müssen. Es stellt ein beredtes Zeugniß seiner Tadellosigkeit aus, daß als Proskribirter am 6. April 1816 vor ein Kriegsgericht gestellt, er freigesprochen wurde. Er zieht sich nun ins Privatleben zurück, in seine geliebte Vaterstadt, die er für alle Schätze der Welt niemals wieder verlassen wollte.

1823 bot ihm der König, damals Herzog von Orleans, den Gouverneurposten bei seinen Kindern an. Er refüsirte aus Bescheidenheit.

Wie ein Held ertrug er in den letzten Lebensjahren das Schicksal gänzlicher Erblindung. Durum sed levius fit patientâ war sein Wahrspruch.

Zum Schluß zwei Urtheile von Napoleon:

Il n'y avait pas, je crois, deux officiers dans le monde pareils à Murat pour la cavallerie et à Drouot pour l'artillerie. Science tactique audace et sang froids telles sont les qualités dont Drouot fit preuve sur tons les champs de bataille. Nul ne savait mieux que tui choisir les positions, déterminer l'objectif, diriger l'execution du feu.

Napoleon in die zweite Verbannung gehend:

Drouot reste en France; je vois que le ministre de la guerre veut le conserver à son pays. Je ne peux m'en plaindre, mais c'est une grande perte pour moi. C'est la tête la plus forte et te coeur le plus droit que j'aie rencontrés. Plein de charité et de religion, sa morale, sa probité et sa simplicité lui eussent fait honneur dans les beaux jours de la Republique romaine.

Diesem ausgezeichneten General konnte kein prägnanterer Nachruf werden, als die Grabrede des Departements-Präfekten:

„General, Sie waren heroisch als Soldat, Sie waren sublim als Bürger. Wir weinen um Sie, aber wir bedauern Sie nicht. Ihr Leben ist tadelfrei, Ihre Leiden endigen nun und Ihre Unsterblichkeit nimmt ihren Anfang."

Im Gegensatze zu dem aus dem Volke Hervorgegangenen folgen nun zwei aus einer altadeligen Militärfamilie stammende Männer.

α) Alexander François v. Senarmont (1732 bis 1805). 1747 Lieutenant, 1780 Chef de Brigade, geht er 1782, als die Holländer die Hilfe der Franzosen gegen die Engländer auf der Ostküste (Koromeedel) Indiens anriefen, als Kommandeur des Artillerie-Detachements mit. Am 13. Juni 1782 bleiben im letzten

Entscheidungsgefechte die Franzosen Sieger. Das Hauptverdienst fällt der Artillerie zu. Aus der interessanten Gefechtsleitung möchte ich nur folgende Stelle herausheben: Welche Mühen für die Artillerieoffiziere in diesem Lande und besonders an einem Gefechtstage. Man stelle sich vor:

80 Paar Ochsen auf ein 24 cm-Geschütz,
40 „ „ „ „ 12 cm-Geschütz,

der Rest nach Verhältniß; wenn ich es nicht gesehen hätte, ich würde es nicht haben glauben können, daß ein 12 cm-Geschütz ein Angespann vor sich hat, welches sechszig Klafter (toise) Terrain braucht. Senarmont bleibt als Kommandant von Trincomale auf Ceylon, bis er 1786 zurückkehrt mit fleckenloser Reputation aus einem Lande, wo Lally Tollendal ausrief: „La probité est ici à son zénith, je ne vois pas l'ombre d'un honnête homme."

Im Feldzug 1792 war Senarmont Chef der Artillerie der Rheinramee. Folgen einer Verwundung aus der Schlacht von Valmy zwangen ihn seinen Abschied zu nehmen, als man ihn 1793 zum Kommandeur der Artillerie in Italien machen wollte.

β) Alexander Antoine de Senarmont. Aus seinem thatenreichen Leben sei hervorgehoben, daß im Jahre 1800 als Generalstabschef der Artillerie der Reservearmee unter Marmont er jene von Männern gezogene Artilleriekolonne anführte, die nach dem Uebergang über den großen St. Bernard Nachts das durch ein Fort beherrschte Defilé von Bard passirte, nachdem die Straße mit Stroh und Dünger bedeckt, alle Geräusch verursachenden Theile der Fahrzeuge mit Heuseilen umwickelt waren.

Der Sieg von Marengo ist Frucht solch' heroischer Anstrengungen. Zum Regiments-Kommandeur ernannt, wird die von ihm geschaffene Organisation seines Regimentes ein Muster für alle übrigen.

In der Schlacht von Austerlitz hilft das unerschütterte Festhalten des ihm anvertrauten Postens von Santon den Sieg erringen.

Es folgt die Campagne in Preußen und Polen mit Jena, Golymin und Eylau. Zahlreich sind in dieser Zeit seine, man möchte sagen, Feldpostbriefe, die den zärtlichen Vater, Gatten, Bruder erkennen lassen und wie sehr er den Friedensschluß herbeisehnt. So schreibt er: Schlobitten, 7. 6. 1807. „Ich möchte wohl Euch so nahe sein, wie ich es jetzt den Werwölfen (loups garons) den Russen bin; was hilft es, daß sie grün gekleidet sind und sogar die Kanonen zart grün, alles das gleicht nicht der Hoffnung."

Der 14. Juni stempelte ihn zum Heros von Friedland, da er hier seine schon seit Langem aufgestellte Theorie „rapides Vereinigen der Batterien zu einer Massenwirkung auf dem entscheidenden Punkte des Angriffes oder der Vertheidigung" trotz Widerstrebens der Divisionsgenerale zum ersten Male ins Praktische übersetzte.

Vom 2. Oktober 1807 bis 1. Februar 1808 erhielt er Urlaub, für ihn eine kurze Periode des Glückes, das er zum letzten Male genießen sollte.

Er mußte mit dem I. Korps nach Spanien. Somo Sierra, Angriff von

Madrid, Schlachten von Uclès, Talavera, d'Almonacid, d'Ocana, Expedition nach Andalusien und endlich die Belagerung von Cadix, bei welcher eine feindliche Kanonenkugel den 41jährigen General tödtete, sind die Merksteine seiner jüngsten Ruhmesthaten.

Jean Baptiste Eblé. 1758—1812. Als Sohn eines aus dem Stande der Unteroffiziere hervorgegangenen Unterlieutenants, war er einer der officiers de fortune, der sich zuerst in den Feldzügen 1792 und 1793 auszeichnete. Man stellte ihm damals das Zeugniß aus, daß er zu der Sorte der bescheidenen unbescholtenen gewissenhaften Offiziere gehöre, welche Pflicht, Disziplin, Ehre zum Kultus erheben, immer ohne sich zu beklagen bereit sind, dem Dienste des Vaterlandes was sie an Kraft und Intelligenz besitzen, zu opfern, in dem Zeugniß eines befriedigten Gewissens eine beneidenswerthere Belohnung findend, als ein bisweilen blindes Glück sie bieten kann. Napoleon rechnete später auf St. Helena ihn zu der Kategorie von Artillerieoffizieren, die „purs comme de l'or" seien.

Besonders erwähnenswerth ist seine 1796 begonnene Reorganisation des Militärfuhrwesens, das er in Händen von Zivilunternehmern vorfand, dann seine segensreiche Thätigkeit als Gouverneur (1806) der Stadt Magdeburg. Dieselbe schickte 1820 seiner Wittwe das lebensgroße Porträt des Grafen Eblé mit der Widmung: Dieser verehrungswürdige, edle Bürgerfreund wird Magdeburgs Einwohnern in unauslöschlichem dankbaren Andenken bleiben.

1808 kehrte er als Generalinspekteur der Artillerie nach Frankreich zurück. 1810 hatte er den artilleristischen Oberbefehl unter Massena in Portugal.

Für den Feldzug nach Rußland erst zum obersten Artilleriechef bestimmt, bekam er schließlich die Pontontrains der großen Armee zu kommandiren.

In dieser Eigenschaft hatte er am 26. bis 29. November 1812 mit Hilfe der ihm gebliebenen 400 Pontonniere, die ihm schwärmerisch ergeben, unter unendlichen Schwierigkeiten über die Beresina zwei Bockbrücken gebaut, ausgebessert resp. zeitgerecht zerstört, und dadurch der Armee einen unschätzbaren Dienst geleistet. Man nannte ihn allgemein le héros de la Bérésina.

Dictionnaire Militaire. Encyclopédie des sciences militaires, rédigée par un comité d'officiers de toutes armes. 3—5e livraison. — Batterie-Commissaire. Librairie militaire Berger-Levrault & Cie. Paris et Nancy 1895. Preis der Lieferung 3 Frcs.

Wir hatten bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung auf dieses umfassend angelegte Werk aufmerksam gemacht und geben auch diesen Lieferungen gern das Zeugniß, daß hier mit erstaunlichem Fleiße in erschöpfender und gründlichster Weise eine Fülle von belehrendem Stoff zusammengetragen ist, die das Dictionnaire Militaire zu einem höchst schätzenswerthen und sicher auch vielbegehrten wissenschaftlichen Hülfsmittel macht. — Druck und Ausstattung sind, wie von der Verlagshandlung nicht anders zu erwarten, tadellos.

Zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bei der großen Menge der eingehenden Bücher kann die Redaktion eine Verpflichtung zur Besprechung jedes einzelnen nicht übernehmen. Es werden jedoch regelmäßig monatlich die eingegangenen neuen Erscheinungen der Militärliteratur an dieser Stelle aufgeführt werden und soll eine Besprechung der bedeutenderen Werke in möglichst kurzer Zeit je nach dem zur Verfügung stehenden Raume erfolgen.

Handbuch der Uniformkunde von Richard Knötel. Mit über 1000 Einzelabbildungen auf 100 Tafeln, gezeichnet vom Verfasser. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. — 1896.

Katechismus des deutschen Heerwesens. Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Moritz Exner, Oberstlieutenant z. D. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig. Verlag von J. J. Weber. — 1896.

Kriegsgeschichtliche Beispiele. Im Anschluß an den an den Königl. Kriegsschulen eingeführten Leitfaden der Taktik. Von Oskar v. Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Mit 54 Karten und Planskizzen. Berlin 1896. R. von Deckers Verlag.

Sicherts Armee-Eintheilung und Quartierliste des deutschen Reichsheeres und der Kaiserl. Marine für 1896. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Heinze, Premierlieutenant. Berlin. C. R. Dreyers Verlag.

Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums. Zum Schul- und Privatgebrauch verfaßt von Dr. Franz Fröhlich, Professor. Viertes Heft. 1. Cajus Marius. 2. Marcus Claudius Marcellus. — Zürich 1896. Verlag von J. Schultheß.

Handbuch für den Unteroffizier der Kavallerie. Zur Unterweisung und Selbstbelehrung auf Grund der Allerhöchsten Vorschriften von K. Freiherr v. Pechmann, Oberst und Kommandant der 3. Kavallerie-Brigade. — 3. Auflage. München. Theodor Ackermann, Königl. Hofbuchhandlung. 1896. Preis 0,60 Mark.

Ausbildung der Infanterie für das Gefecht und ein gefechtsmäßiges Schießen. Von J. Mantel, Major à la suite des Königl. Bayr. 5. Infanterie-Regiments. München 1896. Th. Ackermann, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 1 Mark.

Die Königl. Preußischen Armee-Märsche von Th. A. Kalkbrenner. Leipzig 1896. Breitkopf u. Härtel.

Aus dem Verlage der Liebel'schen Buchhandlung, Berlin:

Instruktion über Korporalschaftsführung für junge Unteroffiziere und Reserve-Unteroffizier-Aspiranten. Von Sasse, Major und Bataillons-Kommandeur.

Lösungen von Aufgaben auf dem Gebiet I. der Befestigungslehre, II. der Waffenlehre. Ein Hülfsmittel für die Vorbereitung zur Aufnahme-Prüfung für die Kriegsakademie von Reinelt, Sekondelieutenant. Preis à 1,50 Mk.

Die Aufnahmeprüfung für die Kriegsakademie. Ein Hülfsmittel zur Vorbereitung für die Kriegsakademie und für militärische Uebungsreisen. Zugleich eine Aufgaben-Sammlung für militärische Winterarbeiten von A. Kuhn, Major a. D. Preis: geh. 9 Mark, geb. 10 Mark.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1.

In Vergessenheit gerathene Militärtransport-Wege.

Von

Victor Kurs,

Major a. D., ehemaligem Schriftführer des Zentral-Vereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt.

Uns, den im Zeitalter eines überaus regen Verkehrs Lebenden, scheint ein Zustand, der Ueberlandreisen zu Wagen fast unmöglich machte und nur solche zu Fuß oder zu Pferde erlaubte, sehr, sehr fern in der Vergangenheit zu liegen. Vielen ist es wohl bekannt, daß zur Zeit der Frankenkaiser Ueberlandreisen noch in Sänften erfolgten, daß die Unsicherheit der Straßen so groß war, daß die zur Aufsicht über diese letzteren bestellten Beamten beeidigen mußten, weder selbst einen Straßenraub begehen, noch an einem solchen theilnehmen zu wollen. Manchem ist es wohl auch geläufig, daß noch viel später es an eigentlichen Landstraßen und Brücken — und nicht etwa nur in Deutschland — so ziemlich ganz fehlte. Im Ganzen aber setzt man doch den Beginn der Schaffung einer größeren Wegsamkeit und eines regeren Verkehrs in das Ende des 15 und den Beginn des 16. Jahrhunderts.

Mit nur sehr geringem Recht. Denn nur wenige einigermaßen brauchbare Handelsstraßen führten damals durch die Länder; so von Italien über die Alpen nach Süd- und Mittel-Deutschland und Oesterreich, vom Rhein nach Sachsen und von Sachsen und Brandenburg nach den Küstengegenden. Und auch diese wenigen Straßen waren nach heutigen Begriffen in elendestem Zustande. Noch immer mußten die Lasten von Saumrossen oder Maulthieren getragen oder in „rosbaren“ (einer Art Hängefuhrwerk, dessen Gestell von je zwei hinten und vorn schreitenden Pferden getragen wurde) befördert werden, und als Herzog Bogislaw X. von Pommern 1496 von Wien nach Rom reiste, nahm er 300 „wohlmontirte“, von Innsbruck jedoch 200 leichtere Pferde mit; noch 99 Jahre später reiste Graf Mansfeld für seine Person mit 60 Pferden, 12 beladenen Mauleseln und einer Sänfte von Brüssel nach Wien und brauchte dabei für die Strecke Frankfurt—Prag etwa 23 Tage.*) Frachtkarren und gar Frachtwagen gelangten erst weit später zu allgemeiner Anwendung.

Der Bau eigentlicher Kunststraßen begann erst im 18. Jahrhundert, in

---

*) Max Jähns. Roß und Reiter. Leipzig, Grunow. 1872.

Preußen 1789. Im Jahre 1816 hatte Preußen nicht mehr als 3156 km chaussirte Wege, davon in den jetzigen Provinzen Ost- und Westpreußen etwa 9. Westlich der Elbe sah es etwas besser aus, da namentlich unter Napoleonischer Herrschaft im Hannoverschen, Westfälischen und in den Rheinlanden Viel für den Chausseebau gethan worden war; aber die meist in schnurgerader Richtung führenden Straßen hatten unbequeme Steigungen, unzureichende Breite und ungenügende Abwässerungsvorrichtungen.

Bis in die Zeit der Napoleonischen Kriege hinein war demnach die Fortschaffung von Armeebedürfnissen auf Landwegen nur auf wenigen Routen in größerem Umfange möglich und auch auf diesen Routen war größerer Verkehr schwerer Armeefahrzeuge schwierig. Anhaltende Benutzung, wie sie beispielsweise für Munitionstransporte zu Belagerungszwecken nöthig ist, hätte ein Theil der damaligen „Chausseen" ohne Zweifel noch weniger vertragen, als 1870/71 beispielsweise die Chausseen in der Umgegend von Paris, auf deren einem, im Ganzen 88 km langen Zuge (Nanteuil—Villacoublay) übrigens für die Beförderung von nur 50 kg anderthalb Tagewerke eines einspännigen Karrens gerechnet werden mußten.

Die Beförderungswege für größere Lasten im Frieden und Krieg waren bis etwa in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein die Wasserstraßen. Freilich waren auch diese nicht gut, aber mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit einer einigermaßen rechtzeitigen Ankunft als über Land konnten die Waaren doch befördert werden. Stromabwärts bediente man sich vielfach der Flöße, stromaufwärts benutzte man Kähne, die — so klein und flach sie waren — doch immerhin verhältnißmäßig große Lasten zu tragen vermochten. Daß auf dem Wege von der Nordsee sowohl wie von der Ostsee nach den Oberläufen von Rhein, Ems, Weser, Elbe, Oder, Weichsel und von deren Nebenflüssen häufiges Umladen aus größeren in kleinere Fahrzeuge nothwendig war — z. B. bis zur Fahrt auf dem Main, dem Neckar, der Fulda, der Werra, der Saale, der mittleren Oder u. s. w. — erschien in der Zeit der Liege- und Stapelrechte, der Wasserzölle, der kaufmännischen und der Schiffergilden als kein empfindlicher Nachtheil. Flache Stellen überwand man in kleineren Wasserläufen durch provisorische Anstau-Vorrichtungen,*) oder man grub sich durch, wie dies auf der Oder noch vor 60 bis 70 Jahren Moltke beobachtet hat und in den Briefen aus der Türkei (Nr. 48 der Hirschfeldschen Ausgabe) erwähnt. Uebrigens hatten einige Flüsse, so die Saale, schon im 14. Jahrhundert permanente Stauvorrichtungen, wenn schon freilich keine Kammerschleusen, und selbst Kanalisirung von Flüssen und eigentliche Kanalbauten sind ziemlich früh vorgenommen worden. So ist der jetzt in den

*) Ueber derartige Anstauungen vgl. Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst, wo namentlich die höchst bemerkenswerthen Schiffsreisen auf kleineren französischen Flüssen und auf dem holländischen Flüßchen Berkel, dessen ganzes Thalbett auf einer Strecke angespannt wurde, beschrieben sind.

Elbe-Trave-Kanal „aufgehende" Stecknitz-Kanal, bestehend aus der 42,2 km langen kanalisirten Stecknitz, der 8,0 km langen gegrabenen Scheitelstrecke und der 42,3 km langen kanalisirten Delvenau (mit im Ganzen 17 Schleusen) schon 1390 bis 1398, der 5,9 km lange, theilweis ebenfalls gegrabene Kraffohl-Kanal zwischen der Nogat und dem Elbingflusse (mit einer Schleuse) 1495 hergestellt.

Wie sehr im Verkehrsleben noch um 1800 herum vor dem jetzt so ausgedehnten Frachtfuhrgewerbe das Schiffergewerbe prävalirte, wie z. B. selbst Postsachen häufig durch Schiffer befördert wurden, die dies dem berechtigten „Postamte anzuzeigen hatten", ist unter Anderem aus dem am 5. Februar 1794 publizirten Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten zu entnehmen.*)

Ja, nicht allein Waaren und Reisende, sowie im Kriege Proviant und Munition, sondern sogar Truppen wurden auf den Wasserstraßen befördert. Eine im vorigen Jahre erschienene Abhandlung**) bringt darüber interessante Einzelheiten. Wie Inn und Donau schon von den römischen Legionen und von den Heeren Karls des Großen als Truppen-Transportwege benutzt wurden, so ist das ganz regelmäßig in den Türkenkriegen geschehen. Nach bestimmten Regeln, die nach dem praktischen Gebrauch gebildet waren, wurden Flöße erbaut und zusammengestellt, auf denen die Truppen nebst Proviant und Munition abwärts befördert wurden. Nachts, wo die Steuerung und Fahrt der Flöße zu gefährlich gewesen wäre, wurde nicht „geschiffwerkt", die Truppen und Pferde wurden vielmehr von den Flößen „geländet" und diese an Land festgemacht. Eigene Schiffergilden, tüchtig und tapfer im Dienst, fuhren die Flöße. Die Rückmärsche der Truppen erfolgten meist zu Land. Waaren dagegen wurden auch stromaufwärts befördert; doch war die Reise langsam und kostspielig. So gehörten zur Bergfahrt von 4 mit zusammen etwa 5500 Ctr. Salz beladenen Fahrzeugen 40 Pferde und 54 Personen, und die Reise, die 1689 der Generalkriegskommissar von Hofmiller mit Familie und Gesinde von Preßburg nach Wasserburg, also Donau und Inn auf zusammen 560 km aufwärts, unternahm, kostete 576 fl., nach heutigem Geldwerth etwa 7000 Mk., und dauerte 24 Tage. Immerhin war das eine Reise von Courierzugsgeschwindigkeit und -Annehmlichkeit, wenn man sie mit der 32 Jahre später erfolgten, von Joh. Scherr beschriebenen Reise vergleicht, die ein wohlhabender Bürger mit Frau, Knecht und Magd in einen zweispännigen Planwägelchen von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen unternahm, nachdem er Tags zuvor „für glückliche Erledigung vorhabender Reise" hatte eine Messe lesen lassen. Diese Reise,

*) Vergleiche Conrad'sche Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, dritte Folge, Band X, Heft 5, Seite 649 u. f. f.

**) Der militärische Wassertransport in Kurbayern. Von K. Müller. Hauptmann à la suite des Kgl. Bayer. Ingenieur-Corps. Abgedruckt in Heft 4 der Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. München 1895. J. Lindauersche Buchhandlung.

41,3 km weit, dauerte 3 Tage, und dabei hatte „die Frau Eheliebste sich Backen und Nase an den Planreifen jämmerlich zerschunden", der Knecht sich die Hand verstaucht, die Magd „die rechte Achsel auseinandergebrochen", das eine Pferd war am linken Vorderfuße gelähmt, der Planwagen wegen Achsbruch unbrauchbar geworden; der glückliche Bürger selbst kam, von dem abgesehen, was ihm die Frau Eheliebste gesagt haben mag, glimpflich davon, denn er war nur wie alle Theilnehmer des Ausflugs „garstig beschmutzt und ganz erbärmlich zusammengeschüttelt" worden.

In den Kriegen Friedrichs des Großen spielten die Wasserstraßen eine große Rolle, wenn auch nicht für die Beförderung der Truppen selbst, so doch für die Herbeischaffung der Armee-Bedürfnisse.

Zu den Maßregeln, die den Zweiten Schlesischen Krieg einleiten sollten, gehörte die Wiederinstandsetzung des Finow-Kanals, der bis „Ende Juny oder Anfang July" 1744 fahrbar gemacht werden sollte, sowie die Verbesserung und der Ausbau anderer Wasserwege.*)

Was den Feldzug selbst anbetrifft, so wurde unter Anderem durch Königliche Instruktion für den Beginn des Feldzugs befohlen:

„1) Der General Major v. Bonin embarquiret sich zu Magdeburg auf der Elbe den 10. Augusti, und zwar mit Seinem Regiment und denen Grenadier-Compagnien von Printz Leopold, von Seinem Regiment, von Hertzberg und von Printz Ferdinand von Preußen, um die Schwere artillerie, die munitions und das Magazin,**) die Elbe herauf durch Sachsen nach Böhmen zu escortiren.

2) Er bricht den (?) augusti mit allen Schiffen von Magdeburg auf und gehet Biß Coswick, woselbst Er Biß den (?) augusti warthet.

3) Wann die Colonne, welche S. Königl. Maj. führen, alsdann in Sachsen einrücket, So setzet Er Seine Farth nach Böhmen zu gleicher Zeit weiter fort.

4) Die acht obbemeldete Grenadier-Comp., aus welchen zwey Grenadier-Bataillons formiret werden müssen, sollen in denen fordersten Schiffen zur avant-Guarde dienen, und Sein Regt. die arriere-Guarde machen, die artillerie und Zubehör nebst dem Magazin in der Mitte zwischen sich Behaltendt.

5) Gleich von Magdeburg aus muß Er Sein Corps mit allerley Lebens Mittel auf vier Wochen versehen.

6) Wenn er mit seinen Schiffen in der Gegendt von Wittenberg***) kömt, So mußt Er Sich Bey dem Commendanten daselbst melden laßen, und den freyen Durchzug zu Wasser, vermöge der von Sr. Röm. Kayserl. Maj. an des Königs von Pohlen Maj. ergangenen Requisitionalien (davon Er die Abschrift hiebey empfänget) verlangen, welche Ihn auf Keine Weyse abgeschlagen werden kann.

7) So oft er mit seinem Convoy Städte passiret, so sollen die Pursche allemahl in guter Ordnung rangiret, mit geschultertem Gewehr auf den Schiffen stehen.

) Vergleiche S. 22, 23*, 62, 63, 52* bis 54*, 92, 93, 152, 153, 190/1, 202 Theil I des 1895 bei Mittler herausgekommenen Werks: „Der Zweite Schlesische Krieg 1744—45; die weiteren Citate sind nicht durchweg ganz wörtliche, deswegen sind Anführungsstriche nur für die den Königlichen Ordres und Instruktionen entnommenen Sätze verwendet.

**) Dies enthielt den Mehlvorrath für das ganze Heer auf 3 Monate.

***) Chursächsisch.

Sobald als er auch nur an die Sächsische Grentze kommet, sollen die Bursche ihr Gewehr scharff laden.

9) Der General Major v. Bonin soll Sich sonsten alle Menschmögliche Mühe geben, um seine Farth zu beschleunigen, weswegen Er allemahl früh abfahren, auch, wann es angehet, die Nacht sogar zu Hülffe nehmen muß, weshalb Er nöthigenfals die Bursche mitrudern helffen lassen kann; in Summa, Er muß allen Fleiß und industrie anwenden, um Seine Farth Bestmöglichst zu prosequiren, damit Er je eher je Besser zu Leutmeritz ankomme.

11) Sobald er von Leutmeritz Meister ist*), So soll Er allen Vorrath von Canons, Munition de Guerre und Magazin ausladen und in Leutmeritz bringen lassen; die Munition muß Er alsdann insonderheit an solche sichere Orthe setzen und Bewahren lassen, allwo nichts vom Feuer zu besorgen ist. Alle in der Gegendt Befindliche Schiffe soll er bei Leutmeritz zusammen bringen und die Brücke über die Elbe, imfall solche entzwey wäre, wieder aufbauen, auch jentheit der Elbe eine Tete du Pont, nach Beykommenden Riß aufwerffen lassen . . . Die Grenad.-Compagn. von Printz Leopold aber, nebst seinem übrigen Corps, sollen sogleich nachdem mit dem Schweren Geschütz und der Munition (wozu der König rechter Handt, und der Printz Leopold linker Handt, ihnen die Pferde schaffen werden) aufbrechen und den nechsten Weg nach Praag maschiren, die Elbe rechter Handt lassendt."

Die 500 Kähne Bonins erreichten, nachdem inzwischen das feste Schloß Tetschen mit Hülfe von Scheinkanonen (aus Baumstämmen und Wagenrädern) in preußische Hände gerathen war, am 31. August und 1. September Leitmeritz, hatten also 387 km in etwa 22 Tagen (denn die Abfahrt von Magdeburg hatte, wie nachträglich mit Blei in der Instruktion befohlen, am 10. August stattgefunden) zurückgelegt.

Als auf dem Rückzuge des Königs die nach Budweis bestimmten Brotwagen der Reiterei infolge eines Mißverständnisses nur bis Moldauthein gefahren waren, ordnete der König (8. Oktober 1744) an, daß die Brote aus Budweis Moldau-abwärts auf Kähnen gefahren, dann auf die Wagen geladen und dem Heere nach Bechin nachgefahren werden sollten. Wirklich wurden 40000 Brote aus Budweis auf Kähnen bis Samost gefahren, wo sie Prinz Moritz von Anhalt erwartete. Der Prinz ließ die Geschütze und Tornister auf die Kähne bringen und diese mit 2 Offizieren und 60 fußkranken Grenadieren zur Bewachung der Böhmischen Schiffe besetzen, während des Prinzen beide Bataillone den Zug am rechten Ufer derartig begleiteten, daß sich die Schiffe stets im Bereiche des Gewehrfeuers befanden. Die Truppen mußten dabei über Felsen und auf schmalen Fußpfaden, meist zu Einem, marschieren. 5 Schleusen mußten durchfahren werden; dann gelangte der Prinz nach Hniewkowitz, 3 km oberhalb Moldauthein, und erfuhr dort, daß des Königs Nachhut diesen Ort bereits verlassen hatte. Er mußte nun den Angriff auf das fortificirte Hniewkowitz aufgeben und die Brote, damit

*) Leitmeritz sollte vom Prinzen Leopold von Anhalt schon besetzt sein. Der oben fortgelassene Punkt 10 der Instruktion galt für den Fall, daß Bonin vor dem Prinzen ankomme.

sie dem Feinde nicht in die Hände fielen, in die Moldau werfen lassen. Wenngleich also das Unternehmen mißglückte, so ist doch klar, daß bei dem ebenbeschriebenen Zustand des Weges eine Rettung der Brote ganz außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen hätte, wenn nicht die Schiffbarkeit der Moldau diese Möglichkeit geboten hätte.

Dagegen gelang es Oktober und November 1744 auf der Elbe von Tetschen aus das Magazin in Leitmeritz mit Mehl (700 Sack) zu versehen.

Auch Friedrichs Gegner, Prinz Karl von Lothringen, benutzte die Wasserstraßen. So folgten die abgebrochenen Moldau-Brücken, die von den Sachsen bei Zrubek benutzt waren, dem österreichisch-sächsischen Heere auf dem Flusse stromabwärts und sicherten so die Verbindung der beiden Moldau-Ufer. Auch für den Feldzug von 1745 zog Friedrich der Große die Wasserwege mit heran. Die in den Oderplätzen der Mark angehäuften Futtervorräthe aus Mecklenburg und Polen wurden*) im April, in großen Schiffszügen verladen, nach Glogau, Breslau und Brieg gesendet; ebenso erfolgten im November Zufuhren auf der Oder von Krossen nach Glogau und im August waren auf der Oder die Belagerungsgeschütze, Munition, Proviant und Fourage mit 70 Schiffen oderaufwärts zur Belagerung vor Cosel transportirt worden. Wie schwierig der Transport gerade von so schwerem Material auf den Landwegen gewesen sein würde, erhellt aus der gleichzeitigen Klage des Generals von Nassau, daß „es bisher am Vorspanne von der Artillerie gefehlet, auch solch schlimm Wetter eingefallen, daß man keine Canonen vielweniger Mortiers in die tieffen Wege fortbringen können . . . **)

Im Siebenjährigen Kriege war es bei Beginn des Feldzuges von 1756 Friedrichs des Großen erste Sorge, die Elbe als große Wasserstraße in die Hand zu bekommen,***) die er denn auch ebenso wie die anderen ihm zu Gebote stehenden Wasserstraßen mehrfach benutzt hat.

Daß Napoleon für seine Operationen in Deutschland sich ebenfalls die Mitwirkung der Wassertransporte sicherte, ist bekannt. Die Besetzung der festen Plätze an Weichsel, Oder, Elbe, Weser und Rhein gestattete ihm die Ausnutzung dieser großer Wasserstraßen und ihrer Verzweigungen für seine Kriegführung von 1807†) und von 1812/13 im Norden, wie früher diejenige der „Etappen-Orte“ am Rhein, Main und Donau für die Feldzüge in Süd-

---

*) Vergl. S. 127, Theil II des obengenannten Werkes.

**) Vergl. Theil III obengenannten Werkes S. 152 u. 117.

***) Vergl. Kriegführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges. Von Dr. Gustav Berthold Volz Berlin 1896. Cronbach.

†) Selbst Wein, Rum und Branntwein wurden, wenn sich Gelegenheit fand, zu Wasser transportirt. Vergl. die Notiz über Wegnahme eines derartigen Transportes auf S. 10 in „Friedrich Süren“. Berlin 1895. Mittler.

deutschland und Oesterreich. Auch für den Feldzug von 1806 hatte er sich den Main als Transportstraße von Mainz bis Würzburg*) nutzbar gemacht.

Die Rüstungen Preußens für seinen „Verbündeten" von 1808 bis 1813 geschahen ebenfalls unter Rücksichtnahme auf die Wasserverbindungen. So wurden**) in dem oberschlesischen Gleiwitz, das durch den Klodnitz-Kanal Verbindung mit der Oder hatte, vom 31. März 1809 bis zum selben Tage des folgenden Jahres 214 Geschütze neu gegossen und 20 vor dem Kriege von 1806/7 gegossene neu gebohrt, darunter 109 der 144 etatsmäßigen Feldgeschütze. Die Versammlung der westpreußischen Truppen in Pillau, wie sie Scharnhorst für einen Feldzug schon 1810 in Aussicht genommen hatte, sollte von Elbing aus über das Frische Haff erfolgen.***) Die beim Beginn des Feldzugs von 1813 zu bildenden Proviantmagazine sollten nach Scharnhorsts Vorschlägen in Landsberg und in Kalisch angelegt werden. „Jenes, auf den Wasserwegen der Weichsel, des Bromberger Kanals und der Warthe leicht zu füllen", sollte unter Benutzung der Oder die weiter vorwärts gelegenen Niederlagen in Lübben oder Spremberg, dieses die schlesischen Magazine versorgen.†)

Da ein großer Theil der Ausrüstungs- und Bekleidungsstücke der 1813 neu aufgestellten Truppen aus England kam und in den Ostseehäfen gelandet wurde, so war auch für diese Stücke bei dem Mangel an sonstigen guten Wegen der Transport auf den nach dem Innern führenden Wasserwegen der gerathenste. (Ein Theil der von England gelieferten Uniformen war nach englischem Muster gearbeitet; wie zu vermuthen steht, sind dafür von England aus für preußische Regimenter bestimmte Uniformen nach Spanien gegangen††). Der Umstand, daß Spandau und Küstrin während der Rüstungen noch in französischen Händen waren, übte freilich z. B. auf die Ausnutzung des sonst sehr brauchbaren Wasserstraßennetzes eine nachtheilige Wirkung aus. Doch konnte nach der am 25. April 1813 erfolgten Kapitulation Spandaus schon am 16. Mai mittelst 10 Kähnen, die in Potsdam zusammengebracht waren, die erste Evakuirung von Potsdamer Lazarethen erfolgen; am 21. Mai begann mittelst 17 Kähnen die zweite. Beide Transporte gingen nach Zehden an der Oder.†††) Die Stauwerke der Spree

*) Vergl. Seite 74, Band I des Werkes: Der Krieg von 1806 und 1807. Von v. Lettow-Vorbeck. Berlin 1891. Mittler u. Sohn.

**) Vergl. Seite 229, Theil II von Max Lehmanns „Scharnhorst". Leipzig 1887. Hirzel.

***) Ebenda Seite 310. Es sei nochmals daran erinnert, daß Ost- und Westpreußen 1816 erst 9 km Chausseen besaßen.

†) Ebenda S. 582.

††) Vergl. S. 39 der Geschichte des 3. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 16. Berlin 1880. Mittler.

†††) Vergl. Seite 13 der Schrift des Grafen Rittberg: Ein Beitrag zu 1813. Die Belagerung der Festung Spandau u. s. w. Graudenz 1891 Gaebel.

bei Spandau wurden im weiteren Laufe des Feldzugs beseitigt, weil die Berliner Mühlen die Armee mit Mehl versorgen mußten und also nicht still stehen dürften, und weil die Schifffahrt nicht eingestellt werden könne.*)

Zeigen so die Kriege der früheren Zeiten eine Benutzung der Wasserstraßen, wo es die Umstände nur gestatten, und zwar in eigenem wie in Feindes Lande, so hat der Ausbau des Chausseenetzes und der Bau der Eisenbahnen es zu Wege gebracht, daß man in den Kriegen von 1848/49, 1866 und 1870/71 — um nur diejenigen zu nennen, an denen deutsche Truppen betheiligt waren — die Wasserstraßen so gut wie gänzlich unbenutzt gelassen hat. Denn, von Anderem zu schweigen, selbst die Benutzung der großen Rheinschiffe für Krankentransportzwecke ist 1870/71 nicht ausgiebig erfolgt, und so sehr der Umstand, daß Ost-Frankeich ein für die Deutschen bis November 1870 benutzbares Wasserstraßennetz, das mit dem deutschen Verbindung hatte, besaß, und daß die wenigen französischen Eisenbahnen mit Transporten überlastet waren, zur Inbetriebnahme jenes Wasserstraßennetzes aufforderte, so wenig ist dies in Benutzung genommen. Insbesondere muß es, wie Oberstlt. Wagner in Nr. 5 der Deutschen Heereszeitung des Jahrgangs 1895 ausführt, Wunder nehmen, „warum nach dem Falle von Toul (23. September) und von Straßburg (28. September) nicht sofort der Rhein-Marne-Kanal in Betrieb genommen wurde, um die einzige damals für die Armee vor Paris zu Gebote stehende, aber nur bis Nanteuil benutzbare Eisenbahn zu entlasten, und nicht nur Lebensmittel, sondern namentlich auch das massenhafte Material des Artilleriebelagerungstrains bis an den Bereich der Kanonen von Paris heranzuschaffen, es also, statt bei Nanteuil, um zwei Märsche weiter vorwärts, etwa bei Lagny, auszuladen.“ Selbst der Umstand, daß man manchenorts Anfangs an eine Bezwingung von Paris ohne Belagerung gedacht hat, kann es nicht entschuldigen, daß der Rhein-Marne-Kanal nicht zur Heimschaffung von Verwundeten und Kranken und zur Heranfuhr von Proviant benutzt worden ist, solange das die Witterung noch gestattet hätte.

Die Franzosen haben ihrerseits sofort nach eingetretenem Waffenstillstand ihre Kanäle wieder in Benutzung genommen**) und mit dadurch ihre Eisenbahnen — allerdings unter Zuhülfenahme deutschen Betriebsmaterials — zu denjenigen Leistungen befähigt, die diese in der Zeit des Waffenstillstandes und während des Rücktransportes der deutschen Heeresmassen bewältigt haben.

---

*) Ebenda S 234/5.

**) Schreiber dieses erhielt z. B. schon Februar 1871 als Ingenieur-Offizier vom Platz in Péronne vom deutschen Oberkommando in Amiens den Befehl, den Wünschen und Arbeiten des französischen corps des ingénieurs des ponts et chaussées, welche sich auf Wiederinstandsetzung der durch Péronne führenden Schifffahrtsstraße bezogen, kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Jedenfalls wird man auf deutscher Seite gut thun, sich in einem künftigen Kriege der Vortheile nicht zu entschlagen, die das sehr ausgedehnte und vor Allem auch sehr leistungsfähige Netz der deutschen Binnenwasserstraßen gewähren kann.

Ueber dieses herrschte bis vor wenigen Jahren nur geringe Klarheit. Es existirte die vage Vorstellung, Frankreich, Belgien, Holland und England wären in Ausdehnung und Leistungsfähigkeit der Schifffahrtswege Deutschland weit überlegen; dieses hätte zwar einige gute natürliche Schifffahrtsstraßen, sei aber im Bau von künstlichen sehr zurückgeblieben. Die nur der Flößerei dienenden Gewässer waren so gut wie gar nicht im größeren Publikum bekannt. Dies hat sich betreffs der schiffbaren und der nur flößbaren Wasserstraßen erst seit dem Erscheinen folgender Werke geändert: „Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat", 1882; „Der Wasserbau an den öffentlichen Flüssen im Königreich Bayern" u. s. w., 1888; Band 31 der Statistik des Deutschen Reichs", Behandelnd das Ostseegebiet, 1891; „Hydrographische Karte des Königreichs Sachsen" nebst zugehörigen Tabellen, 1894. Ueber die schiffbaren Wasserstraßen des ganzen Deutschen Reichs, also auch des Nordsee- und Donau-Gebietes, erschien als erste und grundlegende Publikation der vortreffliche im Preußischen Arbeits-Ministerium bearbeitete „Führer auf den deutschen Wasserstraßen" von 1893. Allein in diesem letzteren Werk fehlte nicht nur ein Theil der schiffbaren Wasserstraßen namentlich in der Gegend zwischen Ems und Weser, sowie in der Gegend der unteren Elbe, sondern es fehlten auch, wie das ja dem ganzen Plane des Werks nach natürlich war, die nur flößbaren Gewässer. Immerhin ergab der „Führer" schon einen Besitz des Deutschen Reichs an schiffbaren Binnenwasserstraßen von etwa 13500 km einschließlich der Haff-, Außenfahrwasser-, Wattfahrwasser- und Außentief-Strecken.

Der Gesammtbesitz des Deutschen Reichs an schiffbaren und an nur flößbaren Wasserstraßen (einschließlich der im „Führer" nicht behandelten Gewässer) ist erst aus einer Zusammenstellung*) des Schreibers dieser Zeilen zu ersehen. Die Farben, welche die einzelnen Gewässer auf der zugehörigen Karte haben, lassen folgende Eigenschaften auf den ersten Blick erkennen:

a) benutzbar für Schiffe von über 400 Tonnen**) Tragfähigkeit
b) „ „ „ „ 300—400 „ „
c) „ „ „ „ 150—300 „ „
d) „ „ „ „ 100—150 „ „

---

*) Karte der flößbaren und der schiffbaren Wasserstraßen des deutschen Reichs im Maßstab von 1:1000000, 4 Blatt; nebst Tabellarischen Nachrichten über die flößbaren und die schiffbaren Wasserstraßen des deutschen Reichs, 188 Seiten Groß Folio. Berlin Dezember 1894. Siemenroth u. Worms. Im Ganzen und im Einzelnen (Tabellen und jedes Blatt Karte für sich) verkäuflich.

**) 1 Tonne = 1000 kg = 20 Zentner.

e) benutzbar für Schiffe von unter 100 Tonnen Tragfähigkeit
f) „ nur für Flöße
g) weder schiff- noch flößbar.

Außerdem sind die wichtigeren Wasserstraßen außerhalb der deutschen Reichsgrenze, soweit die Karten reichen, eingetragen, und ferner das gesammte deutsche Eisenbahnnetz; endlich ist für den größten Theil der Wasserstraßen das absolute und relative Gefälle und Zahl und Lage der Schleußen aus Tabellen und Karten zu entnehmen, so daß Ausdehnung und Leistungsfähigkeit des gesammten deutschen Wasserstraßennetzes übersehen werden kann.

Danach besaß das Deutsche Reich Ende 1894:

		km
1)	Wasserstraßen für Schiffe von über 400 Tonnen	3062,20
2)	„ „ „ „ 300—400 „	958,40
3)	„ „ „ „ 150—300 „	3582,93
4)	„ „ „ „ 100—150 „	2237,51
5)	„ „ „ „ unter 100 „	5098,33
6)	Zusammen schiffbare Wasserstraßen	14 939,37
7)	Noch zur Flößerei benutzte, nur flößbare Gewässer	5527,90
8)	Zusammen 6) und 7)	20 467,27
9)	Nicht mehr zur Flößerei benutzte und flößbare Gewässer	961,50
	Zusammen 8) und 9)	21 428,77*)

Die lediglich flößbaren Gewässer kommen indeß für militärische Transportzwecke nur in Betracht, soweit es sich um Bedarf an Holz handelt; denn zumeist kommen sie aus Gegenden, die nur Holz, nicht aber Lebens- und Futtermittel zu exportiren vermögen, oder aber, sie lassen den Transport an solchen auf Flößen nicht zu oder endlich drittens sie sind nach Herkunftsgegend und Richtung ihres Laufes für Kriegszwecke ohne Werth. Die Haff-, Außenfahrwasser-, Wattfahrwasser- und Außentiefstrecken dagegen können für Kriegsbenutzung sehr in Betracht kommen, zum Mindesten, so lange die betreffenden Küstenstrecken nicht von effektiver Blokade betroffen sind. Ebenso sind die der Landwirthschaft dienenden, für den Handel zu Friedenszeiten aber nicht sonderlich wichtigen Moorkanäle, wie sie westlich der Elbe in großer Zahl vorhanden sind, als bequeme innere Kommunikationslinien von Bedeutung, so z. B. (vergl. das nordwestliche Blatt der vorbezeichneten Karte) die Verbindungen zwischen Elbe, Weser,

*) Dem sei gegenübergestellt, daß das Deutsche Reich 1893/94 zwei- und mehrgleisige Bahnen besaß 14755,7 km, eingleisige 28744,4 km, zusammen 43500,1 km, also etwa doppelt so viel wie Wasserstraßen, und daß Frankreich 1894 gegen die obigen 14939 km schiffbare Wasserstraßen deren etwa 12797, davon aber nur 3654 für Schiffe über 150 Tonnen, besaß.

Jade und Ems, von denen überdies der Ems-Jade-Kanal für Schiffe von mehr als 100 Tonnen vergrößert wird, sobald der Kanal Dortmund-Emshäfen fertig ist und die westfälische Kohle auf diesem Wasserwege die Küsten erreichen kann, während die Oldenburgische Regierung auch ihren Hunte-Ems-Kanal erweitert und vertieft zu sehen wünscht.

Rechnet man die seit 1894 theils vollendeten, theils in den nächsten Jahren fertig zu stellenden Schifffahrtsstraßen den obigen Summen zu, also den Kaiser-Wilhelm,-*) den Dortmund-Emshäfen-Kanal, nebst Strecke Henrichenburg-Herne, den Elbe-Trave-Kanal, den Güstrow-Bützower- und Wismar-Schweriner Kanal, die Kanalisirung der Oberen und der Breslauer Oder, den Umbau der Schifffahrtsstraße Müritzsee-Elbe, und zieht dafür die durch den Umbau kassirten oder wegen Vergrößerung aus ihrer füheren Kategorie scheidenden Wasserstraßen ab, so ergäben sich bis etwa 1900:

			km
1) Wasserstraßen für Schiffe von über 400 Tonnen	3062,20 + 462,35 —	39,20	= 3485,35
2) „ „ „ „ 300—400 „	958,40 + 82,60		= 1041,00
3) „ „ „ „ 150—300 „	3582,93 + 274,60		= 3857,53
4) „ „ „ „ 100—150 „	2237,51 + 0,50 —	172,00	= 2410,01
5) „ „ „ „ unter 100 „	5098,33 — 445,69		= 4652,64
		zusammen	15 416,53

Es ist das ein Wasserstraßennetz von einer Leistungsfähigkeit wie auf einem gleichen Flächenraum es weder die Vereinigten Staaten von Nordamerika, noch Rußland, noch Großbritannien und Irland, noch endlich Frankreich besitzen; nur Holland und Belgien haben ein ähnlich leistungsfähiges und dabei dichteres Netz. Jene Ueberlegenheit wird besonders auffällig, wenn man erwägt, daß die eigentlichen Binnenschifffahrtswege für Schiffe von über 150 Tonnen in den andern Ländern**) viel weniger Länge besitzen als in Deutschland, wo deren etwa im Jahre 1900, wie obige Tabelle zeigt, rund 8384 km (und selbst, wenn man die Haffstraßen u. s. w. als Küstengewässer abzieht, immer noch 7188 km) vorhanden sein werden.

Dagegen wird die deutsche Binnenschifffahrtsflotte von der französischen dem Tonnengehalte nach übertroffen, obgleich bei dieser nicht wie bei der deutschen eine Anzahl von Küstenfahrern mit gezählt werden. Es hängt das zum Theil damit zusammen, daß die deutschen Schiffe — namentlich auf den größeren Strömen — raschere Reisen machen als die französischen und daher mehr Reisen machen können; einmal, weil in Deutschland die Schiffe für die Fortbewegung zweckmäßiger gebaut sind (denn viele von ihnen benutzen zeitweise die Segel, was in dem an schiff-

*) Der Kaiser-Wilhelm-Kanal dient bekanntlich nicht nur dem See-, sondern auch dem Binnen-Schiffsverkehr.

**) In Großbritannien und Irland haben die meisten Schiffe nur eine Größe von 40 Tonnen; schon 200-Tonnen-Schiffe sind sehr selten.

baren Binnenseen und an breiten Strömen ärmeren Frankreich weniger vorkommt), das andere Mal, weil in Frankreich die Dampfschifffahrt weniger ausgebildet ist, als in Deutschland.

Frankreich soll 1891 gezählt haben 237 Schleppdampfer, 74 Tauereidampfer, 113 Güterdampfer, 15 925 Segler, mit einer Gesammttragfähigkeit von **3 000 000** Tonnen.

Deutschland zählte nach den — gegenwärtig (Mai 1896) neuesten — reichsstatistischen Aufnahmen am 1. Januar 1892:

		Stückzahl	Tragfähigkeit in Tonnen à 1000 kg
I) Binnenfahrzeuge ohne nachgewiesene Tragfähigkeit		151	?
II) Kleinste, nicht in die Seeschiffsregister und auch nicht in die Binnenschiffsregister aufgenommene Küstenfahrer		98	1544
III) Binnenfahrzeuge und größere, nicht unter II) und auch nicht bei den Seeschiffen gezählte Küstenfahrer, und zwar			
1. Segler	Stückzahl		
a) unter 20 Tonnen	2813		
b) 20— 50 „ . .	4711		
c) 50—100 „ . . .	3412		
d) 100—150 „	6210		
e) 150—300 „ . .	2824		
f) über 300 „	1698		
zusammen zu III 1) . .		21 168	2 688 596
2. Güterdampfer			
a) unter 20 Tonnen . . .	1		
b) 20— 50 „ . .	14		
c) 50—100 „ .	23		
d) 100—150 „	45		
e) 150—300 „ .	39		
f) über 300 „ . .	18		
zusammen zu III 2) . . .		140	23 689
3. Schleppdampfer		635	
4. Tau- (Ketten-) Dampfer . . .		50	
zusammen zu I, II und III . . .		22 242	2 713 829

Zu bemerken bleibt, daß außerdem noch 677 Personendampfer gezählt waren, die sowohl für Transporte, namentlich von Kranken und Verwundeten, direkt benutzbar, als auch allenfalls zum Schleppdienst, wenigstens theilweise, verwendbar sein würden. Die Tragfähigkeit der Schiffe übrigens ist gerade seit Aufnahme jener Statistik in außerordentlicher Zunahme begriffen, indem

fast alle seitdem neu gebauten Schiffe größer wurden, als die in dem betreffenden Jahre ausrangirten es waren. Die größten Rheinschleppkähne fassen bereits 2000 Tonnen, das sind 100 Doppelwaggons à 200 Ctr., und unbedenklich wird angenommen werden können, daß gegenwärtig schon etwa 2200 Schiffe vorhanden sind, die über 300 Tonnen fassen.

Was nun die Benutzbarkeit der Binnenwasserstraßen für Kriegszwecke anbetrifft, so ist zunächst zuzugeben, daß erstens durch die in den Kanälen u. s. w. hier und da nothwendigen Reparaturen und Umbauten, sowie durch Einwirkung des Frostes, die Schifffahrt behindert wird. Allein beide Momente, namentlich das letztere, werden gemeinhin überschätzt. Selbst in Schweden sind die Kanäle im Durchschnitt nicht länger als 140 bis 170 Tage durch Eis geschlossen, bei uns aber ergiebt das Jahr z. B. in den Masurischen Seen noch 210 bis 280, im Bromberger Kanal 230 bis 260, in den Wasserstraßen zwischen der Oder und Elbe 260 bis 320, im Donaugebiet 240 bis 250, westlich der Elbe und am Rhein 280 bis 330 Schifffahrtstage.

Die Geschwindigkeit der in Kriegszeiten durch Dampfer zu schleppenden Schiffe — denn um andere Transportarten wird es sich nur ausnahmsweise handeln können, und auch der bei uns hoffentlich bald nach dem Beispiele Frankreichs einzuführende elektrische Schiffszug erlaubt keine größere Schnelligkeit — richtet sich der Hauptsache nach nur nach der Art der Fahrstraße. Hat diese kleines Profil, ist das Ausweichen nur auf einige Stellen beschränkt, sind zahlreiche Schleusen*) vorhanden, so kann nur mit geringer Geschwindigkeiten gefahren werden, ebenso, wenn es sich um Ueberwinden starker Stromgefälle nach stromaufwärts oder von stark gekrümmten Wasserstraßen mit schmaler Fahrrinne handelt. Die Schleusen halten besonders dann lange auf, wenn — wie gerade bei Kriegstransporten der Fall sein wird — mehr Schiffe zu einem Schleppzuge gehören, als auf ein Mal in der Schleusenkammer Platz finden.

Die reinen Fahrgeschwindigkeiten, wie sie auf freier Kanalstrecke gestattet sind, betragen in Holland auf den größten Kanälen 10 bis 15, auf den größern deutschen Kanälen 7,5 km die Stunde, auf kleineren nur 5. Durch die Schleusungen gehen aber die wirklichen Leistungen mitunter auf 1 bis 2 km pro Stunde und noch weniger herab. Auf kanalisirten Flüssen werden aufwärts gegen 3,6 bis 4,7 km, abwärts das doppelte wirklich geleistet, wieder einschließlich der Schleusungen. Auf freien Strömen aber werden, in der Thalfahrt wenigstens, ganz andere Geschwindigkeiten erzielt. Die großen Elbschlepper befördern 2250 bis 2500 Tonnen (gleich 225 bis 250 Doppelwaggons) von Magdeburg nach Dresden und 3000 bis 3250 Tonnen von

*) Auf die Geschwindigkeit, mit der die Schleuse gefüllt oder entleert werden kann, kommt es nicht so sehr an, wie auf die Möglichkeit raschen Ein- und Ausfahrens in die und aus der Schleusenkammer. Als Minimum für das Passiren einer Schleuse durch ein einzelnes Schiff werden 12, als gewöhnliches Zeitmaß 30 Minuten zu rechnen sein.

Hamburg nach Magdeburg, und zwar nach Abzug der Aufenthalte beim Laden und Löschen, in 78 bezw. 70 Stunden, das ist mit 3,4 bis 4,2 km Geschwindigkeit pro Stunde. Die großen Rheinschlepper befördern desgleichen gegen 4500 Tonnen von Rotterdam nach Mannheim — 566 km — in 102 Stunden, also mit einer Geschwindigkeit von 5,5 km pro Stunde. In der Thalfahrt aber legen die Elbschlepper 14,2 bis 14,9 km, die Rheinschlepper 17 bis 18,2 km (nach Abrechnung der Aufenthalte) in der Stunde zurück; sie fahren die vorbezeichneten Strecken nämlich in 19,21 und ungefähr 33 Stunden.

Hält man gegen solche Zahlen diejenige für die reine Fahrgeschwindigkeit eines Güterzuges, so klingen jene gering. Indessen in Wahrheit erfolgen die Transporte, die *Material* für die Truppen herbeischaffen, auch auf der Bahn bei Weitem nicht mit einer effektiven Geschwindigkeit, die mit der reinen auch nur einigermaßen in Beziehung zu bringen wäre.

Das Generalstabswerk über den Krieg von 1870/71, Theil II Bd. V Seite 1462, theilt z. B. mit, daß die Munitionskolonnen der zweiten Staffel des V. Armeekorps von Posen am 2. August abgefahren und vom 8. an beim Armeekorps eingetroffen seien. Dieses Armeekorps kann am 8. August nur etwa 1½ bis 2 Tagemärsche vom Ausschiffungspunkt der Kolonnen (Landau) entfernt gewesen sein; die Kolonnen dürften also erst am 6. August Landau erreicht und demnach zur Zurücklegung der in der Luftlinie 715 km betragenden Entfernung etwa 96 Stunden gebraucht haben, während von den Schleppzügen bei den weit stärkeren Krümmungen, die Elbe und Rhein auf den vorbezeichneten Strecken (gegen die Abweichungen der Eisenbahnverbindung Posen—Landau von der Luftlinie) machen, die 370 km betragende Luft-Entfernung Hamburg—Dresden stromauf in 148, stromab in 40, und die etwa 385 km betragende Luft-Entfernung Rotterdam—Mannheim stromauf in 102, stromab in 33 Stunden reiner Fahrzeit zurückgelegt wird.

Die Züge erleiden eben, namentlich bei dem mitunter allein möglichen eingeleisigen Betrieb, allerwärts Aufenthalte, worüber das Generalstabswerk, namentlich in dem vorbezeichneten Bande, so manchen belehrenden Aufschluß giebt; *effektive* Fahrgeschwindigkeit für Armeematerial wird sich häufig schwerlich höher als etwa 10 km pro Stunde stellen, wogegen man für Dampfschiffsschleppzüge, die sich theils auf größeren Kanälen und kanalisirten Flüssen, theils auf Strömen, und zwar auf einigen von diesen aufwärts, auf anderen abwärts bewegen, eine *effektive* Fahrgeschwindigkeit von etwa 5 km pro Stunde wird erzielen können.

Wenn sonach in dieser Hinsicht die Binnenwasserstraßen auch nur etwa die Hälfte von dem zu leisten vermögen, was die Eisenbahnen leisten können, so sind jene diesen in anderen Beziehungen überlegen. Der Transport mancher Materialien, namentlich des Munitionsbedarfs, ist ungefährlicher, der von Verwundeten und Kranken bequemer und den Patienten zuträglicher zu

Wasser als auf der Eisenbahn. Einige Kriegsbedürfnisse, wie Munition, Getreide u. s. w. wiegen so schwer, andere (wie Heu, Stroh, Langhölzer für Nothbrücken u. s. w.) nehmen so viel Raum weg, daß ihr Transport auf der Eisenbahn geradezu unpraktisch ist, während jeder der üblichen Frachtkähne, selbst derjenigen, die nur auf ganz kleinen Wasserläufen verkehren, seine Tragfähigkeit in Bezug auf Schwergut und seinen Raum in Bezug auf voluminöse Güter viel besser ausnutzen kann. Ist man auf Eisenbahnen (z. B. bei Bildung der Artillerie- und Ingenieur-Parks) zu der schwierigen Anlegung von provisorischen Bahnhöfen gezwungen, so lassen sich an Wasserstraßen, sofern nur Wege an sie heran führen, Abladestellen sehr leicht schaffen, indem die Schiffe meist mit eigenem Geschirr löschen können.

Daß eine genügende Anzahl von Schleppern (wie gesagt, nöthigenfalls unter Zuhülfenahme von Personendampfern) und Schleppkähnen aufzutreiben sein wird, ist nicht zu bezweifeln, da zu Kriegszeiten Bauthätigkeit sowie Handel und Wandel überhaupt eingeschränkt wird.

Nach Vorstehendem darf es als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß die Wassertransporte in zukünftigen Kriegen wieder eine wichtigere Rolle zu spielen vermöchten, als dies 1866 und 1870/71 der Fall war.

Freilich sind in Deutschland von 1870/71 bis 1893/94 Längen und Betriebsmittel der Eisenbahnen riesig gewachsen, und zwar die Längen von rund 22000 auf 43500 km, die Zahl der Lokomotiven von 5500 auf 15700, der Personenwagen von 10500 auf 29700, der Gepäck- und Güterwagen von 114000 auf 315000, im Ganzen betrachtet also die Längen auf das Doppelte, die Betriebsmittel auf das Dreifache. Allein einmal ist Elsaß-Lothringen seit 1871 hinzugekommen, zweitens ist die Zahl der gleich bei der Mobilmachung zu befördernden Truppen und Formationen ebenfalls ganz ungeheuer gestiegen, drittens ist eine ganze Anzahl der seit 1871 hinzugekommenen Bahnen nach Lage und Einrichtung für die Truppenbeförderung ziemlich werthlos. Viertens, und das schlägt ebenfalls zu Buch, wird das Deutsche Reich nicht sicherlich, aber doch immerhin möglicher Weise nach zwei Seiten hin mobil machen und aufmarschiren lassen müssen, und noch während des Aufmarsches können Aenderungen der ursprünglichen Dispositionen erforderlich werden, so daß vielleicht mehr Betriebsmittel, jedenfalls die zur Verwendung gelangenden auf längere Zeit, durch den Truppen-Beförderungsdienst ausschließlich absorbirt werden. Um so empfindlicher wird dann für den Friedensdienst der Eisenbahnen das längere Entbehren von zahlreichen Linien, Betriebsmitteln und Beamten werden.

Unter solchen Umständen liegt die Mitheranziehung der Binnenschifffahrt für Militärtransportzwecke, soweit sie an sich möglich und ersprießlich ist, im allseitigen Interesse.

Will man aber die Frage prüfen, welche unserer Binnenwasserstraßen in einem Zukunftskriege hauptsächlich von Nutzen sein können, so muß man

in eine Prüfung der verschiedenen politischen (und demnach Armee-Aufmarsch-) Möglichkeiten eintreten, die in öffentlichen Blättern nicht wohl erfolgen kann. Um nur eins anzudeuten: Von wesentlichem Einfluß auf die Verwendung der von den Küsten aus in das Innere führenden Wasserstraßen wird der Umstand sein, ob unsere Flotte nach Lage der Sache im Stande sein wird, eine effektive Blockade an dem und jenem Theil unserer Küsten abzuhalten, oder ob unsere Zufuhr von der See aus wesentlich auf Holland und Belgien, also auf den Rhein (und event. auf das Mittelmeer) angewiesen ist.

Einiges indessen läßt sich, ohne daß in die Prüfung jener Kombinationen eingetreten würde, ohne Weiteres aus der mehrgenannten Karte ersehen.

Zufuhren von der See aus können verhältnißmäßig tief nach dem Innern, und zwar fast allenthalben jetzt oder in naher Zukunft, auf dem Rhein, dem Kanal Emshäfen—Dortmund, der Weser, der Elbe, dem Trave-Elbe-Kanal, den geplanten Wasserstraßen von Wismar und Rostock aus, der Oder, der Weichsel, dem Elbingfluß, dem Pregel und der Memel und den zahlreichen Seitenverbindungen dieser Ströme, sowie den engmaschigen Wasserstraßennetzen in Mecklenburg, Vorpommern, der Mark und den Gegenden zwischen Elbe und der holländischen Grenze, unter Umständen auch auf der Donau, gelangen. Zufuhren von Oesterreich-Ungarn aus können jetzt auf der Elbe und Donau, nach Fertigstellung der geplanten Verbindungen Donau-Oder (von Floridsdorf durch Mähren nach Ratibor) und Donau-Elbe (von Korneuburg nach Budweis und dann Moldau-abwärts) auch unter Zuhülfenahme dieser beiden Wasserwege nach Deutschland kommen. Zufuhren von Frankreich und von Rußland dürfen als ausgeschlossen betrachtet werden.

Aus Deutschland über die französische Grenze führen der Moselkanal nach Nancy und die französischen Fortsetzungen des Rhein-Marne- und des Rhein-Rhone-Kanals.

Nach Rußland führen Memel-Njemen in's Innere, Pissek (durch Narew und Bug) zur Weichsel, die ihrerseits an der Südostspitze Schlesiens, bei der Mündung der schiffbaren deutschen Przemsa schiffbar ist, ferner die Weichsel selbst und die Warthe, die bis Kola hinauf schiffbar ist. Diese Wasserstraßen sind um so wichtiger, als der Feldbahnbau in Rußland mehr Schwierigkeiten als anderwärts bietet und als nach Rußland hinein nur folgende Bahnen führen: 1. Wirballen—Kowno—Wilna (von wo Theilung nach Dünaburg und Minsk), 2. Lyck—Bialystock (von wo Theilung nach Wilna, Baranowitsch, Brest Litowsk), 3. Soldau - Nowo-Georgijewsk—Warschau, 4. Thorn—Skiernewice (von wo Theilung nach Warschau und Koluszki—Lodz), 5. Myslowitz nach Szczakowice (von wo Theilung nach Koluszki und Bsin-Ostrowetz sowie Iwangorod).

Der Natur der Sache nach sind wichtiger als die nach außen führenden die Binnenwasserstraßen im Innern Deutschlands. Der gebirgigere Süden und die Mitte Deutschlands haben an größeren Wasserstraßen eigentlich nur

die Donau, den Main und den Donau-Main-Kanal. Alle drei sind nicht sonderlich leistungsfähig. Namentlich bedarf der Main der Fortsetzung der Kanalisirung aufwärts von Frankfurt und der Donau-Main-Kanal eines vollständigen Umbaues. Rhein mit Neckar, der hoffentlich bald von Metz nach unten hin kanalisirten Mosel, der Saar und dem lothringisch-elsässischen Wasserstraßennetz bilden sehr leistungsfähige Schifffahrtswege. Von den übrigen hauptsächlichsten Wasserstraßen östlich des Rheins ist oben schon die Rede gewesen. Es erübrigt hier nur noch Folgendes nachzuholen. Die Weser von Münden bis Minden wird hoffentlich ebenfalls in nicht zu ferner Zeit kanalisirt und dadurch auf den ihr gebührenden Rang gebracht werden. Hinterpommern, Pommerellen und Ostpreußen südlich des Pregels sind fast ganz ohne schiffbare Wasserstraßen und haben auch nur zwischen den Masurischen Seen und Allenburg Aussicht, solche zu erlangen. Sehr wünschenswerth, gerade auch für militärische Transporte, wäre es, wenn die Verbindung Küstrin—Nakel—Bromberg—Weichsel durch Regulirung der Warthe und Unteren Netze sowie zeitgemäße Vergrößerung des Bromberger Kanals durchweg und zu allen Zeiten für Schiffe von 800 Tonnen Tragfähigkeit benutzbar gemacht würde.

Was aber vor Allem fehlt, ist die Verbindung des Rheins durch das Ruhr- und das Dortmunder Kohlenrevier hindurch mit dem Kanal Dortmund—Emshäfen, durch diesen zur Weser (bei Minden) und der Elbe bei Magdeburg und Wolmirstedt. Dieser Kanal — der sogen. Rhein-Weser-Elbe-Kanal — läge unweit der Krupp'schen Etablissements, erhielte Anschlüsse nach den Industriestädten Osnabrück, Hannover-Linden, Peine und Braunschweig, und fände seine Fortsetzung nach der Ostgrenze des Deutschen Reichs mittelst der schon bestehenden Wasserstraßen Niegripp—Brandenburg —(Berlin—) Spandau—Hohensaathen—(Richtung Stettin und Richtung Oberschlesien)—Küstrin—Nakel—Bromberg—Brahemünde a. d. Weichsel.

Er brächte also die Mitte und den Osten und Norden Deutschlands, denen unter Umständen die Zufuhr zur See abgeschnitten sein kann, mit dem Rhein, dessen holländisches und belgisches Mündungsgebiet voraussichtlich offen sein wird, in Verbindung; er gestattete, vom rheinisch-westfälischen Berg- und Industrierevier aus den Transport der in den Industriezentren — auch für Kriegszwecke — so nothwendigen Rohmaterialien, Kohle und Eisen; er brächte die Krupp'schen Etablissements mit Spandau und anderen östlichen Plätzen, aber auch mit dem Rhein in eine Wasserverbindung, die gerade in Kriegszeiten, wo der Transport besonders schwerer Lasten auf Eisenbahnen gefährliche Betriebsstörungen veranlassen kann, von besonderem Werth wäre; er entlastete die Bahnen Wesel—Münster—Bremen—Hamburg, Düsseldorf—Hamm—Löhne—Hannover und Düsseldorf-Arnsberg—Magdeburg nebst zwischen gelegenen Linien. Diese Entlastung würde um so bedeutender sein, als der ganze Kanal verhältnißmäßig rasch — einschließlich der Schleusungen

mit etwa 7 km pro Stunde — zu durchfahren sein wird, weil er nur wenige Schleusen erhält, und als ein einziges Schlepp-Dampfschiff (vergl. die obigen Angaben über Rhein und Elbe) sicherlich ebensoviel zu befördern vermögen wird, wie jetzt auf dem Oder-Spree-Kanal, nämlich 2000 Tonnen oder etwa vier Eisenbahnzüge à 50 Güterwagen. Eine solche Entlastung käme wegen der Herstellung von Armeebedürfnissen — indirekt ebenfalls dem Heere zu Gute. Immerhin freilich wird die Frage noch eingehender Erwägungen bedürfen, ob aus den angeführten Gründen und anderen das Reich ein so unmittelbares Interesse an der Herstellung des „Mittellandkanales"*) hat, wie es etwa ein solches durch den ganz oder zum Theil auf seine Kosten ausgeführten Bau einer Anzahl von strategischen Eisenbahnen bethätigt hat.

Faßt man das bisher Entwickelte zusammen, so ergiebt sich Folgendes:

Ein unmittelbarer genereller Vergleich zwischen den für Kriegszwecke bestimmten Transportleistungen auf Eisenbahn und Wasserstraße ist nicht möglich, weil über die Leistungen der Nebenbahnen in dieser Beziehung Material nicht vorliegt, und weil die Wasserstraßen, für welche die entsprechenden Schlüsse an und für sich aus deren Friedensbetrieb leicht gezogen werden könnten, in ihrer Leistungsfähigkeit weit größere Unterschiede aufweisen, als etwa ein- und zweigeleisige Bahnen von einander haben.

Als Anhaltspunkte für einen solchen Vergleich ließen sich indeß etwa folgende betrachten:

Nimmt man eine Steigerung der Leistungen der deutschen eingeleisigen Bahnen (rund 29000 km) gegen den Krieg von 1870/71 (vergl. Seite 85 Band I Theil I des Generalstabswerks) dahin an, daß die Minderleistung der Nebenbahnen (rund 12000 km) durch jene ganz ausgeglichen wird, so können auf eingeleisiger Bahn in 24 Stunden befördert werden 12 Züge à 500 Tonnen auf etwa 200 km Luftentfernung; eine eingeleisige Bahn leistete also für Kriegszwecke in 24 Stunden 1200000 Tonnen-Kilometer.

Nimmt man für die zweigeleisige Bahn die Steigerung von 18 auf 24 Züge pro Tag an, so würde diese befördern können 24 Züge à 500 Tonnen auf etwa 220 km Luftentfernung; dies ergäbe 2640000 Tonnen-Kilometer pro Tag.

Ein Wasserweg für Schiffe von unter 150 Tonnen Tragfähigkeit, zusammengesetzt aus Kanalstrecken mit Schleusen, stromauf und stromab zu passirenden kleinen Flußläufen, größeren Strömen und Seen oder Haffs, könnte bei Einrichtung von Nachtdienst etwa befördern 16 Schleppzüge à 300 Tonnen auf etwa 60 km Luftentfernung; dies ergäbe 288000 Tonnen-Kilometer pro Tag.

Ein Wasserweg für Schiffe von über 150 Tonnen Tragfähigkeit, zusammengesetzt erstens aus modernen Kanälen mit verhältnißmäßig wenigen Schleusen, wie jetzt der (umzubauende) Oder-Spree- oder Dortmund-Emshäfen-

*) Während die im Wesentlichen zunächst der Industrie zu dienen bestimmte Strecke westlich des Dortmund—Emshäfen-Kanals häufig Dortmund—Rhein-Kanal genannt wird, bezeichnet man die Verbindung des Dortmund—Emshäfen-Kanals mit der Elbe als Mittellandkanal.

Kanal wird und der Mittelland-Kanal werden würde, zweitens auf einmal stromauf, das andere Mal stromab zu passirenden größeren Flüssen und Strömen, könnte, wiederum bei Einrichtung von Nachtdienst, etwa befördern 20 Schleppzüge à 2000 Tonnen auf etwa 120 km Luftentfernung; dies ergäbe 4 800 000 Tonnen-Kilometer pro Tag.

Natürlich kann man diese Durchschnittszahlen sofort invalidiren, wenn man einzelne Bahnen oder Wasserstraßen von ungewöhnlich großer oder außergewöhnlich geringer Leistungsfähigkeit herausgreift. Daß z. B. auf dem Rhein-Marne-Kanal oder dem Main-Donau-Kanal oder Weser-aufwärts die obigen Leistungen nicht erreicht werden, ist ebenso richtig, wie, daß sie andererseits bei sehr langen Strecken auf schleusenlosen Kanälen und auf abwärts zu passirenden Strömen überschritten werden. Maßgebend wird für die Beförderung immer die Kanalstrecke sein, weil ein Schleppzug erst eine Schleuse passirt haben muß, ehe der andere hinein kann. (Doch mag bemerkt werden, daß einzelne Schleusen oft von mehr als 100 Schiffen im Tage benutzt werden.)

Nimmt man obige Zahlen vorläufig als richtig an, so verhalten sich die Leistungen der eingeleisigen zu den zweigeleisigen Bahnen und zu den Schifffahrtsstraßen für Schiffe von unter und von über 150 Tonnen Tragfähigkeit wie 1200 : 2640 : 288 : 4800.

Rechnet man für die Bahnen mit etwas „Zukunftsmusik", also etwa für 1900

eingeleisige Bahnen	statt 28 744 km,	32 000 km
zweigeleisige „	„ 14 756 „	16 000 „
Wasserstraßen für Schiffe unter 150 Tonnen,	„ 7 062 „	7 100 „
„ „ „ über „ „	„ 8 384 „	8 400 „

und setzt man jene Verhältnißzahlen für die Leistungswerthe ein, so ergiebt sich ein Verkehrswerth für Militärzwecke

bei eingeleisigen Bahnen	von 32 000 · 1200	= 38 400 000
„ zweigeleisigen „	„ 16 000 · 2640	= 42 240 000
„ Wasserstraßen für Schiffe unter 150 Tonnen	„ 7 100 · 288	= 2 044 800
„ „ „ „ über „ „	„ 8 400 · 4800	= 40 320 000

Die vorstehende Betrachtung ist natürlich rein theoretischer Natur, und zudem ohne Rücksicht auf Eisverhältnisse aufgestellt. Während nach obigen Zahlen sich die Gesammtleistungen der Wasserstraßen zu denen der Eisenbahnen verhalten würden wie 42 : 81, verhalten sie sich (allerdings bei Einsetzung von Längenzahlen, die für die Wasserstraßen etwas ungünstiger sind) gegenwärtig in Friedenszeiten wie 70 : 232.

Immerhin zeigt Obiges, daß die Leistungsfähigkeit der Wasserstraßen für Kriegsmaterial-Transporte (sogar Kriegsgefangenen-, also Personen-Transporte zu Wasser sind durchaus nicht ausgeschlossen) nicht zu unterschätzen ist. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die „Schiffsräumte", die in Deutschland

für Kriegszwecke disponibel gemacht werden könnte, vergleichsweise noch größer sein würde, als der Laderaum der Bahnen. Dieser mag etwa 3 500 000 Tonnen (unter Einrechnung der 15-Tonnen Wagen) betragen, während die Binnenschifffahrt nach Obigem über 2 700 000 Tonnen verfügt.

Wie im Einzelnen, auf gewissen zusammengehörigen Wassergebieten und gleichzeitig nach den Rücksichten, die die Richtungen der Kriegsmaterial-Transporte erforderlich machen, die Verwendung von Binnenschiffen für Kriegszwecke vorzubereiten wäre, würde in gewissem Sinne eine Behandlung von Kriegsvorbereitungen sein, so daß es angemessen scheint, die Betrachtungen, die die Bedeutung der als Militärtransportwege in Vergessenheit gerathenen Wasserstraßen beleuchten sollten, hier abzubrechen.

Cuba 1895/96.

(Aus Anlaß der Kämpfe Spaniens mit den cubanischen Aufständigen.)*)

1. Spanien, Cuba und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Präsident Cleveland hat im Anfang April d. J. in korrekter Wahrung der ihm und seiner Regierung zustehenden verfassungsmäßigen Rechte den Majoritätsbeschlüssen der beiden nationalen Vertretungen, Senat und Kongreß, welche die Anerkennung der cubanischen Insurgenten als kriegführende Macht bezweckten, keine Folge gegeben und hiermit vorläufig den drohenden Konflikt mit Spanien glücklich umgangen. Die Gründe liegen allem Anschein nach keineswegs in der gebotenen Rücksichtnahme auf Spanien als auf einen befreundeten Staat, welcher durch die staatsrechtliche Gutheißung der cubanischen Insurgenten in seinen innersten Lebensinteressen auf das Schwerste geschädigt und offenbar zur Erhaltung seiner Würde und Existenz durch diesen Schritt zum Kriege gedrängt worden wäre. Vielmehr lassen die inneren Zustände der amerikanischen Großmacht, welche mindestens ebenso reich an wirthschaftlichen und politischen Gegensätzen wie

*) Da die spanische Regierung mit peinlicher Strenge alle Veröffentlichungen über die militärischen und politischen Vorgänge auf Cuba überwachen läßt, so beschränkt sich das Nachrichtenwesen auf die spärlichen, sehr vorsichtig abgefaßten amtlichen Berichte. Die Mittheilungen der großen amerikanischen Zeitungen sind vielfach tendenziös beeinflußt. In Folge der lückenhaften Quellen sind manche Einzelheiten der cubanischen Ereignisse nur in ungenügender Weise aufgeklärt.

jedes große europäische Staatswesen ist und deren Nationalvermögen durch die Schwankungen einer waghalsigen äußeren Politik ernstlich nothgelitten hat, den offenen Kampf mit einer europäischen Macht nicht als rathsam erscheinen. Dies hat sich bei den letzten Differenzen mit England in Betreff der venezuelanischen Grenzstreitigkeiten zur Genüge herausgestellt und trifft auch, wenngleich in geringerem Maße, für die schwebenden cubanischen Angelegenheiten zu. Die Abhängigkeit der nordamerikanischen Union von Europa hat sich hierbei als tiefgehender erwiesen, als man dort angenommen hatte. Die stolze Theorie der Monroedoktrin ist noch immer, wie schon die Bezeichnung andeutet, ein doktrinärer, rein abstrakter Begriff; ihre Uebertragung in die Wirklichkeit bedarf ganz anderer innerer und äußerer Mittel, als sie der Union gegenwärtig zur Verfügung stehen, so daß die praktische und erfolgreiche Durchführung dieser Doktrin wohl erst einer späten Zukunft angehören wird. Somit liegen, abgesehen von allem Anderen, die allgemeinen politischen Verhältnisse für einen aktiven Eingriff der Union in den Kampf auf Cuba keineswegs günstig. Dennoch ist die antispanische Bewegung in den Vereinigten Staaten, wie sie sich in der Haltung der Parlamente äußert, trotz des legalen Verfahrens der Unionsregierung für Spanien höchst bedenklich und zwingt dieses, ungeachtet aller friedlichen Versicherungen, zu umfassenden Vorbereitungen, um gegebenen Falles selbst einer ernsthaften kriegerischen Verwickelung in Amerika wenigstens annähernd gewachsen zu sein. Thatsächlich wird die ganze Union von Sympathien für die cubanischen Rebellen bewegt. Die Stammeszusammengehörigkeit der nordamerikanischen Südoststaaten (Alabama, Georgia, Florida) mit den cubanischen Mischlingen giebt die ersten Berührungspunkte, während der Handel der Union in der Aufhebung der spanischen Zölle auf Cuba ein sehr wesentliches Moment für die politische Einwirkung erblickt. Die großen amerikanischen Produktionsgesellschaften für Petroleumindustrie besitzen auf Cuba bedeutende Kohlen- und Eisenlager, ihnen könnte ein Umschwung der Dinge nur erwünscht sein und man hat vielleicht nicht ohne Berechtigung angenommen, daß die überaus reichen Geldmittel, welche den Insurgenten zur Verfügung stehen, im Wesentlichen ihre Quelle in den Kreisen der nordamerikanischen Großindustrie haben. An moralischer wie an materieller Unterstützung des Aufstandes fehlt es sonach Seitens der nichtoffiziellen Kreise der Union keineswegs. In allen Großstädten der Union — Centralsitz ist New-York — sind cubanische Junten in lebhafter Thätigkeit. Dieselben bestehen aus cubanischen Emigranten, die der revolutionären Regierung der Insel gewissermaßen als Vertreter in der Union dienen, dort Stimmung für die Rebellion machen und die Zufuhr der Unterstützungen nach Cuba mit Rath und That bewirken. Die Erfolge dieser Junten sind bis jetzt beachtenswerth. Trotz strenger Wachsamkeit der spanischen Kreuzer und Strandwachen landen fast allwöchentlich mehrere Flibustierschiffe mit Mannschaften, Waffen und Munition

an der cubanischen Küste, um dem Aufstand neue Kampfmittel zuzuführen und seine Widerstandsfähigkeit durch Gewährung von Aussichten auf weitere Unterstützungen zu beleben. Die spanische Flottille ist nach Zahl und Schnelligkeit noch immer bei Weitem nicht ausreichend um den ganzen mächtigen, durch zahlreiche Inseln, Riffe und Landzungen schwer übersichtlichen Küstensaum Cubas gegen jede Annäherung zuverlässig abzuschließen. Die nachfolgende Darstellung wird auf diese hier nur kurz angedeuteten Thatsachen näher einzugehen haben.

Die Resolution des Washingtoner Senats und die Gutheißung derselben durch den Kongreß hinsichtlich der Anerkennung der cubanischen Insurgenten als kriegführende Macht ist ein weiterer Schritt auf der Bahn des sogenannten „Großamerikanismus". Diese Politik findet ältere Fußstapfen vor. Die Revolution in Brasilien im November 1889 war ein großer Erfolg der Monroelehre, denn diese hat hier in ihren praktischen Folgen den brasilianischen Kaiserthron gestürzt. Wenn sich hierin der Einfluß der großen nordamerikanischen Republik deutlich geäußert hat, so ist das Nordamerikanerthum gerade an der Grenze seiner unmittelbaren Machtsphäre im Süden bisher verhältnißmäßig sehr langsam und räumlich in sehr eingeschränkter Weise vorgedrungen. Indessen braucht nach den Gründen dieser immerhin auffallenden Erscheinung nicht lange gesucht werden. Wie sich in Südamerika die Rassenmischung entwickelt, wie dort die Wirksamkeit der europäischen Kolonialmächte zur Geltung kommt, kann für absehbare Zeit den Politikern in Washington ziemlich gleichgültig sein, denn eine unmittelbare Herrschaft wird die Union dort vorläufig kaum auszuüben haben. Anders an der Grenze der Union selbst, an der Stelle, wo sich das anglo-amerikanische Element mit dem iberisch-amerikanischen unmittelbar berührt. Der Kampf der Vereinigten Staaten mit Mexiko um den Besitz von Texas in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts zeigte eine scheinbar unwiderstehliche erobernde Kraft des neuenglischen Staatenbundes. Trotzdem ist später die territoriale Entwickelung des letzteren nach dem Süden hin zum Stillstand gekommen. Der große innere Kampf der sechziger Jahre hat die äußere Kraftentfaltung der Union nach dieser Richtung hin sichtlich gemindert, doch waren die Vereinigten Staaten immer noch stark genug, um die Pläne Napoleons III., die Schaffung eines auf romanische Elemente gegründeten Staatswesens in Mexiko zu durchkreuzen. Freilich hat sich Mexiko, nachdem die für die Union drohende Gefahr beseitigt worden war, in unerwartet selbständiger Weise entwickelt, und Kenner dieses Landes behaupten, daß dasselbe ein gegen früher wesentlich gekräftigter Faktor geworden ist, der dem Einfluß seiner großen Nachbarrepublik recht fühlbaren Widerstand entgegensetzt. Trotz ihrer Zerrissenheit zeigen auch die fünf kleinen zentralamerikanischen Republiken noch immer nicht die geringste Neigung zur Aufgabe ihrer Selbständigkeit an die nordische Großmacht. Was ist unter diesen

Erwägnngen natürlicher, als daß jetzt in einflußreichen Kreisen Nordamerikas der spanische Besitz Cubas mit Mißgunst angesehen wird und daß die auf dieser Insel herrschenden Mißstände die Einmischung in verlockender Weise herausfordern? Hiermit würde der Großamerikanismus in leicht erklärlicher Weise von der Etappe südlich des Aequators in den nähergelegenen, greifbareren und deshalb aussichtsreicheren Wirkungskreis des westindischen Inselmeeres zurückkehren. Mit welchem Erfolg, kann nur die Zeit lehren. Diese Betrachtungen sind wohl auch in Madrid zur Geltung gelangt, wenigstens verhehlt man sich dort nicht, daß die Stimmung in der Union einem Eingreifen in die cubanischen Wirren durchaus geneigt ist.

Die Amtsdauer Clevelands läuft 1897 ab, — dies ist ein beachtenswerther Gesichtspunkt. Die Wahl eines neuen Präsidenten, welcher anderen, auch in der äußeren Politik maßgebenden Tendenzen dient, ist ebenso wohl möglich, wie das Schlagwort der Aktionspolitik gegen Spanien in der bevorstehenden Wahlagitation. Mit diesen Faktoren muß Spanien ernstlich rechnen. Als im Sommer 1895 Martinez Campos den Oberbefehl auf Cuba übernahm, wurde in ganz Spanien die Wahl dieses Oberbefehlshabers mit hoffnungsfroher, patriotischer Begeisterung begrüßt. Man erwartete von diesem bewährten Führer die schnelle und gründliche Beendigung des Aufstandes und glaubte mit Sicherheit, den letzteren in der einzigen für kriegerische Operationen auf Cuba möglichen Jahreszeit (Oktober bis April) niederwerfen zu können. War dann die Ruhe auf Cuba wiederhergestellt und das spanische Ansehen durch sichtbare Erfolge gekräftigt, so hielt man sich für berechtigt, den amerikanischen Anmaßungen das Gewicht der vollzogenen Thatsache entgegenzusetzen und hoffte hiermit auch einer feindlich gesinnten künftigen Unionsregierung den Anlaß zu jeglicher Einmischung zu entziehen.

Alle diese Aussichten haben sich nicht verwirklicht. Im Lauf der angegegebenen Feldzugsperiode ist so gut wie Nichts erreicht worden, Campos ist abberufen, der Aufstand erhebt sein Haupt drohender als zuvor, der Nachfolger im spanischen Oberbefehl sieht sich einer schweren Aufgabe gegenüber. Immer neue Kräfte des erschöpften Mutterlandes werden aufgeboten, aber das Ende des Kampfes ist nicht abzusehen. Die Gefahr, daß die Union aus ihrer Mäßigung heraustreten wird, wächst naturgemäß mit der Befürchtung, daß die gegenwärtig auf Cuba herrschenden trostlosen Zustände permanent werden.

Es sollen hier nicht die Eventualitäten und die beiderseitigen Chancen eines amerikanisch-spanischen Krieges des Näheren erörtert werden. Angedeutet sei nur, daß die Union über eine stärkere Panzerflotte als Spanien verfügt und diese bei den unerschöpflichen Hilfsquellen des Staates binnen Kurzem ganz bedeutend verstärken kann. Ist schon unter diesem Gesichtspunkt die Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten über das erschöpfte Spanien

nicht ernstlich zweifelhaft, so wird die aktive Einmischung der nordamerikanischen Republik in die cubanischen Dinge, ja schon die bloße rechtliche Anerkennung der Rebellen auf Cuba personelle und materielle Kräfte entfalten, welchen Spanien selbst bei der größten Hingebung und Aufopferung unmöglich gewachsen sein kann.

Der Weg der spanischen Kriegführung und Politik ist sonach, wie der unparteiische Beobachter erkennen wird, vorgeschrieben: entweder baldige Unterdrückung des Aufstandes oder Abfindung mit demselben auf dem Wege eines gütlichen Vergleiches, soweit es die Würde der spanischen Krone und Nation nur irgendwie zuläßt.*)

2. Vorgeschichte des Aufstandes.

Es kann die Aufgabe dieser Blätter lediglich sein, die politische Seite der cubanischen Angelegenheiten nur soweit zu berühren, als ihre Kenntniß zum Verständniß der militärischen Vorgänge unbedingt erforderlich ist.

Cuba, die vielgerühmte „Perle der Antillen“ ist die letzte große Kolonie Spaniens, der Rest eines entschwundenen stolzen Weltreiches. Die schonungslose Anwendung der brutalen Gewalt im Verein mit einer kulturfeindlichen Priesterherrschaft haben den schnellen Untergang der spanischen Kolonialmacht verschuldet, so daß die kurze Blüthe des Reiches Karl V. und Philipp II. schon seit drei Jahrhunderten für Spanien zur Legende geworden ist. Spanien konnte zwar Länder zusammenraffen, allein es vermochte seine weltgeschichtliche Aufgabe, die ihm in der Erschließung Amerikas zugefallen ist, nicht zu lösen. Es verstand zwar zu erobern, aber das Eroberte weder zu erhalten noch nutzbringend auszubauen; es hat uralte Kulturen frevelnd zerschlagen, aber auf den Trümmern Dauerhaftes nicht geschaffen. So ging für Spanien das ganze Festland Amerikas verloren, nur Cuba und Puertorico von den amerikanischen Besitzungen blieben erhalten.

Spanien kennt — dies wird in den liberalen, aber noch regierungsfreundlichen Kreisen der Madrider Cortes oft betont — seinen unglücklichen Kolonien gegenüber nur Rechte, keine Pflichten. Was England seinen kanadischen, australischen und südafrikanischen Territorien in kluger Mäßigung längst zugestanden hat — Selbstregierung und Berücksichtigung aller lokalen Interessen — glaubt Spanien hinsichtlich Cubas zurückhalten zu müssen. Die Behandlung der spanischen Kolonien steht, wenngleich äußerlich gemildert,

*) Charakteristisch für die augenblicklichen Beziehungen der Union zu Spanien erscheint die Note des amerikanischen Staatssekretärs des Aeußeren Olney, welche am 8 April 1896 dem spanischen Vertreter in Washington zugegangen ist. Hierin regt die Unionsregierung in freundschaftlich gehaltenem Tone Reformen für Cuba an und stellt, falls die von der spanischen Regierung zugestandenen Reformen als genügend betrachtet werden sollten, amerikanische Unterstützung zur Beruhigung der Cubaner in Aussicht. Der Vorschlag ist von rein theoretischem Werth.

im Prinzip wesentlich auf keinem anderen Standpunkt als auf demjenigen Philipps II., der an die finsteren Zeiten des Mittelalters gemahnt.

Als Spanien auf dem Festland von Süd- und Mittelamerika seine Besitzungen eingebüßt hatte, wurde Cuba der Hauptstapelplatz des amerikanischen Sklavenhandels unter spanischer Flagge. Die Insel hatte, nachdem durch die blutigen Wirren auf dem benachbarten Haïti anläßlich der französischen Revolution viele wohlhabende Emigranten zur Ansiedelung auf Cuba veranlaßt worden waren, durch das Emporblühen des Plantagenbaues an Reichthum ungemein gewonnen, aber mit der Zunahme von Handel und Verkehr erhob sich das Streben nach Selbständigkeit, welches der cubanischen Mischrasse in hohem Grade eigen ist und der neuesten Geschichte der Insel das Gepräge verleiht. Daneben entstand in der Sklavenfrage ein höchst gefährliches Element, denn auch die mehr und mehr anschwellende Sklavenmenge forderte Freiheit. Mehrere große Sklavenaufstände wurden blutig niedergeschlagen, ohne daß hiermit die Gegensätze gelöst werden konnten. Die Negerbevölkerung, welche erst 1880 von der Sklaverei befreit wurde, lieferte bei allen Kämpfen zwischen Kreolen und Spaniern die wirksamste Hülfe für erstere. Die Unzufriedenheit der Kreolen, welche über ihre Ausschließung von der Theilnahme an der Verwaltung, über schweren Steuerdruck, über Vernachlässigung der materiellen Interessen der Insel durch Spanien Klage führten, wurde für Spanien gefährlich, als Ende der vierziger Jahre die Absichten der Union auf eine Erwerbung Cubas unverkennbar hervortraten. Zweimal machte die große nordamerikanische Republik Spanien Kaufangebote*) und unterstützte, als Spanien diese kränkende Zumuthung abgewiesen hatte, mit allen Mitteln das Streben der unruhigen Elemente Cubas nach Befreiung von der spanischen Herrschaft. Der Energie des spanischen Generalkapitäns de la Concha gelang es, 1851 und 1855 gefährliche Aufstände verhältnißmäßig schnell zu bewältigen; allein man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß ohne den großen amerikanischen Bürgerkrieg (1861 bis 1865) Spanien schon längst nicht mehr über Cuba gebieten würde. Jener gewaltige Kampf schwächte die äußere Aktionskraft der Union in dem Maße, daß eine Betheiligung an den cubanischen Wirren erst nach geraumer Zeit und auch dann nur in beschränkter Weise wieder hervortreten konnte. Die spanische Mißregierung, die der Insel jede zeitgemäße Reform eigensinnig vorenthielt, entfachte 1868 einen allgemeinen Aufstand, welcher sich über die ganze Insel verbreitete und bereits damals den Fortbestand der spanischen Herrschaft ernstlich gefährdete. Doch war die Unterstützung der Insurgenten von außen her keine wirksame, innere Zwistigkeiten lähmten ihre Kraft und

*) Damals wurden 100 Millionen Dollars von cubanischen Großplantagenbesitzern und nordamerikanischen Unternehmern zur Verfügung gestellt. Dies spricht deutlich dafür, daß nur Geld und Handelsvortheile die cubanische Politik der nordamerikanischen Parlamente beherrschen; ein Gesichtspunkt, welcher noch heute unverändert besteht.

Spanien fand immer noch bei den gemäßigten Elementen hinreichenden Rückhalt. Der Kampf wurde mit ausgesuchter Grausamkeit und wilder Leidenschaft geführt, so daß die Insel wirthschaftlich an den Rand des Untergangs kam. Erst als Spanien, nachdem im Mutterland der Karlistenkrieg glücklich zu Ende geführt worden war, 100 000 Mann aufgeboten hatte, gelang es dem maßvollen Martinez Campos, durch vermittelnde Haltung und Versprechungen den Aufstand zu dämpfen. Doch trat die Ruhe 1878 mehr als Folge der beiderseitigen äußersten Erschöpfung wie als Frucht der spanischen Siege ein. Der zehnjährige Krieg hatte Spanien ebenso wie Cuba auf das Schwerste geschädigt. Allein der alte Konflikt war nicht gelöst. Die Versprechungen, die Campos den Aufständigen gegeben hatte, wurden nicht oder nur ungenügend erfüllt. Die Aufhebung der Sklaverei, welche, wie erwähnt, 1880 erfolgte, trug dazu bei, den Grundbesitz, namentlich den für Cuba so wichtigen Plantagenbau zu erschüttern, da keinerlei Entschädigung der bisherigen Sklavenhalter eintrat.

Spanien hielt am Satz „Cuba für die Spanier“ fest und fuhr fort, die Insel durch Steuerdruck und willkürliche Verwaltungsmaßregeln von Neuem zum Widerstand zu reizen. Die Befürchtung eines allgemeinen Aufstandes bestand seit Jahren. Man hat den jetzigen Ausbruch — so berichteten vorzugsweise die amtlichen spanischen Organe — auf die allgemeine wirthschaftliche Nothlage der Insel zurückführen wollen, namentlich auf das Sinken der Preise für Rohzucker und den Niedergang der cubanischen Ausfuhr wegen der hohen nordamerikanischen Eingangszölle. Wenn man aber erwägt, daß gerade diejenigen Klassen, welche durch die genannten Krisen am Meisten getroffen werden, den wohlsituirten Kreisen angehören, und daß sich die Insurgenten durchaus nicht aus diesen Elementen zusammensetzen, so gelangt man zum Schluß, daß der Niedergang des cubanischen Wohlstandes lediglich ein Ergebniß der dumpfen, gedrückten Stimmung ist, welche als Vorbote des jetzigen Aufstandes seit Langem auf Handel und Wandel in Cuba lastet.

Die Forderung der cubanischen Kreolen geht ursprünglich auf Selbstverwaltung, auf Schaffung einer eigenen Regierung unter spanischem Gouverneur, Einrichtung einer Volksvertretung, Verwendung der Einnahmen zum Besten der Insel, Minderung der Zölle, Befreiung des Handels von drückenden Beschränkungen, Bildung eigener cubanischer Truppen, kurz auf Autonomie unter spanischer Hoheit. Diese Forderungen, welche vorwiegend von den Handelsfirmen der Städte und vom Großgrundbesitz erhoben werden, erscheinen für Spanien recht wohl annehmbar, wenn man bedenkt, daß eine Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten schließlich den Verlust der Insel überhaupt nach sich ziehen kann. Allein Spanien hat sich, nachdem in den Cortes zu Madrid lange und erregt über die cubanische Politik gestritten worden war, zur unbeugsamen Festhaltung an seiner Tradition entschlossen,

d. h. auf bedingungsloser Niederwerfung des Aufstandes, mit dessen Häuptern man nicht verhandeln wollte. War die Empörung gedämpft, so folgerte man, so konnte man immer noch der Insel aus Großmuth Reformen zubilligen oder aber letztere auf eine passende Gelegenheit verschieben. Sich Zugeständnisse mit den Waffen abtrotzen zu lassen, erschien Spaniens unwürdig. Da man schon mehrere Empörungen niedergeschlagen hatte, so glaubte man auch dieser, vielleicht mit etwas mehr Kraftaufwand, Herr werden zu können. Diese selbstsüchtige Politik hat sich, wie bereits jetzt feststeht, schwer gestraft: Spanien ist zu ganz unverhältnißmäßiger Entfaltung von Streit- und Geldmitteln gezwungen worden, ohne vorläufig ein Ende des Kampfes absehen zu können.

Die zahllosen schlechten Elemente der bunt gemischten cubanischen Bevölkerung, unterstützt durch reichlichen Zuzug von Abenteurern vom amerikanischen Festlande, haben einen wilden Rassenkampf entflammt. Die gemäßigte Partei der Autonomisten besteht nur noch bedeutungs- und wirkungslos unter dem Schutz spanischer Waffen. Ueber den Bereich der letzteren hinaus herrschen die sogenannten Separatisten oder Radikalen, deren einfache Forderung lautet: „Cuba nur für die Cubaner, fort mit der spanischen Herrschaft in jeder Form!" Ob die spätere Schaffung einer eigenen cubanischen Republik, ob der Anschluß an den föderativen Staatenbund der Union oder Mexikos geplant wird, ist mit Sicherheit nicht bekannt. Eines aber steht zweifellos fest, daß der jetzige Aufstand weit gefährlicher als alle seine Vorgänger ist. Dies beruht in den begleitenden Umständen. Die wirthschaftlichen Zustände der Insel sind derartig zerrüttet, daß nicht nur die Insurgenten, sondern auch der ruhige Theil der Bevölkerung nichts mehr zu verlieren haben. Von der spanischen Regierung, selbst wenn sie Sieger bleiben sollte, erwartet man keine Verbesserung, so daß man sich naturgemäß der Revolution zuwendet, von welcher man wenigstens einen Umschwung der unerträglich gewordenen Zustände erhofft. Daß in der Union stärkere Sympathien für den Aufstand als jemals walten, ist bekannt und trägt naturgemäß zur Belebung der aufständigen Bewegung bei.

Mit Cuba steht und fällt das Ansehen Spaniens als größere Macht. Was nach dem Verlust Cubas noch an Kolonien bleiben wird, ist bedeutungslos und kann nicht hindern, daß Spanien zu einem Staate unteren Ranges herabsinkt. Abgesehen vom Verlust des spanischen Nationalvermögens, welches sich an das Preisgeben Cubas knüpfen wird, ist die moralische Rückwirkung zu würdigen. Das empfindliche Nationalgefühl des spanischen Volkes, welches sich erst während der letzten Wochen in brausendem Ungestüm anläßlich der antispanischen Verhandlungen in der Union geäußert hat, könnte eine Katastrophe wie den Verlust Cubas nicht ohne schwere Erschütterung des eigenen Staats- und Volkslebens ertragen. Im Mutterlande bestehen eine Reihe schroffer Gegensätze, die karlistischen Elemente im Norden und die radikalen Strö-

mungen in allen Theilen des Landes, welche nur auf einen Anlaß harren, um von Neuem loszubrechen. Der Sturz der jetzigen Monarchie wäre die mindeste, eine Kette heftiger Umsturzbewegungen die wahrscheinliche Folge einer etwaigen endgültigen Niederlage der spanischen Waffen auf Cuba.

Aus diesen Erwägungen ergiebt sich die Nothwendigkeit, daß Spanien, nachdem es die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt hat, zu äußerster Kraftentfaltung unabweisbar gezwungen ist.

3. Der Verlauf der Kämpfe vom Februar 1895 bis April 1896.

Zunächst ist ein kurzer Ueberblick der beiderseitigen Streitkräfte geboten. Die Aufständigen setzen sich hinsichtlich der Führer aus Elementen zusammen, welche zum größeren Theil aus verarmten, herabgekommenen Grundbesitzern, zum kleineren Theil aus gewohnheitsmäßigen Abenteurern hervorgegangen sind. Die cubanischen Mischlinge*) sind ein intelligenter, leicht zur Leidenschaft entzündbarer Menschenschlag, feurig, zu Extremen geneigt. Dieser Charakter spiegelt sich deutlich in der Führung der gegenwärtigen Bewegung wieder. An Schlauheit und kalter Berechnung fehlt es derselben ebenso wenig wie an rücksichtsloser Energie und schonungsloser Grausamkeit, wenn es die beabsichtigten Zwecke erfordern. Wie die Dinge jetzt stehen, seitdem der Aufruhr seit länger als Jahresfrist zerstörend durch die ganze Insel tobt, ist der spanischen Heeresleitung die Möglichkeit entzogen, mit der Führung der Rebellion im Guten zu verhandeln, denn an der Spitze der letzteren stehen Leute, welche Nichts zu verlieren haben und im allgemeinen Umsturz nur gewinnen können. Gerade hierin liegt die Schwierigkeit der spanischen Situation, die gemäßigten Elemente haben jeglichen Einfluß verloren und bieten den Spaniern keine zuverlässige Stütze, noch weniger das Mittel zu Verhandlungen mit der extremen Richtung. So ist seit Sommer 1895 eine förmliche provisorische Regierung der „Republik Cuba" entstanden, die im jeweiligen Hauptquartier der Insurgenten ihren Sitz hat und im Allgemeinen bis jetzt nicht ohne Geschick die Kriegführung — wenn man die Raub- und Streifzüge der Banden so nennen will — geleitet hat. Diese Zentralregierung unterhält vornehmlich die Beziehungen zu den revolutionären Junten in den Vereinigten Staaten, sorgt für Zufuhr an Streitkräften, Waffen und Geld und hat sich immerhin in ganz Cuba, soweit die Waffen der Spanier nicht reichen, ziemlich einheitliche und widerspruchslose Geltung zu verschaffen gewußt. Maximo Gomez gilt als Haupt der ganzen Bewegung, unter ihm stehen die Führer der größeren Gruppen, theils die Wahl durch die Banden, theils der persönliche Einfluß und das Gewicht der

*) Bevölkerung Cubas 1887 (letzte amtliche Berechnung) 1 631 000 Köpfe. Hiervon 65 % Weiße, 32 % Neger, 3 % Chinesen. Die Weißen sind vorzugsweise Mischlinge. Die amerikanische Urbevölkerung ist, erlegen dem harten Druck der spanischen Eroberer, längst völlig ausgerottet.

erzielten Erfolge haben Männer wie die Brüder Antonio und José Maceo zu Führern bedeutender Massen emporgehoben.

Sehr unsicher sind die Nachrichten über die Stärke der Aufständischen, da es sich bei ihnen nicht um reguläre Truppen, sondern um die wechselnden Aufgebote der von den Streifschaaren durchzogenen und beherrschten Gebiete handelt, deren Bevölkerung den berufsmäßigen Insurgenten entweder freiwillig sich anschließt oder aber — was meistens der Fall ist — durch Schrecken gezwungen, ihnen vorübergehend Vorschub leistet. Gerade dieser Umstand, verbunden mit der Schnelligkeit der Bewegungen des Aufstandes und seiner oft blitzartigen Verbreitung über das Land, stellt die spanische Heeresleitung vor eine schwere Aufgabe. Nach nordamerikanischen Quellen wurde Anfang April 1896 die Zahl der bewaffneten und organisirten Insurgenten auf rund 45,000 Mann angegeben, während spanische Angaben vom Dezember 1895*) die Stärke auf nur 27,000 Mann, wovon 10,000 berittene, schätzen. Diese Berechnung ist entschieden zu niedrig. Der jetzige spanische Generalgouverneur hält eine Macht von 140,000 bis 150,000 Mann für erforderlich, um den Aufstand in zwei Jahren zu unterdrücken. Aus diesem bedeutenden Aufgebot geht schon allein hervor, daß man an maßgebender Stelle die Kräfte der Insurrektion nicht unterschätzt. Mexikanische Zeitungen, welche bisher ziemlich zuverlässige Nachrichten über die Vorgänge auf Cuba gebracht haben, sprachen von 20 Infanterie- und 15 Kavallerie-Regimentern der Insurgenten, erstere zu 2000, letztere zu 500 Mann. Dies würde eine Stärke von 47,000 ergeben. Hierzu treten, wie schon angedeutet, unberechenbare Zahlen von versteckten Anhängern, welche bei passenden Gelegenheiten sich zum Kampf erheben, um nach Mißerfolgen sich zu zerstreuen und zu friedlicher Arbeit zurückzukehren. Fast in allen Ortschaften, namentlich in den von den spanischen Truppen dauernd besetzten größeren Küstenplätzen haben die Aufständischen durch Spione genaue Verbindungen. Das meisterhaft angelegte Spionenwesen ist deshalb von der spanischen Heeresleitung sehr gefürchtet. Jede Unternehmung und Bewegung kommt rechtzeitig und sicher zur Kenntniß der Insurgenten, so daß diese in der Lage sind, ihre Maßnahmen danach einzurichten. Gerade hierin liegt ein wesentlicher Vortheil für die Aufständischen, während die Regierungstruppen nur ungenau über die Lage unterrichtet sind und manche Niederlage sich hierdurch zugezogen haben. Trotz der unerbittlichen Strenge, mit welcher General Weyler die ergriffenen Spione erschießen läßt und ganze Ortschaften, deren Bewohner sich des Verraths schuldig machen, durch schwere Kontributionen und Niederbrennen straft, ist es bisher noch nicht gelungen, dem verderblichen Spionenwesen Einhalt zu thun.

Spanische Berichte nennen die Banden der Insurgenten „Raubgesindel“,

*) Nach dem „Correo militar“ (Madrid).

„zuchtlose, mordbrennerische Schaaren" u. s. w. Im Grunde genommen sind diese Bezeichnungen durchaus zutreffend, allein die militärische Leistungsfähigkeit dieser Banden ist unter den eigenthümlichen Verhältnissen des cubanischen Kriegsschauplatzes doch so bedeutend, daß die Schaaren der Aufständigen den Spaniern recht gefährliche Gegner sind. Die Mehrzahl derselben sind Neger, wilde, kampflustige Gesellen; dazu kommt die unterste Schicht der verarmten Mischlinge, meist verlorene Existenzen, zu verzweifeltem Kampf vorzüglich geeignet. An Zufluß von Abenteurern aller Rassen und Nationen fehlt es in den Reihen der Aufständigen nicht. Die Führer sind zu überwiegendem Theil die alten kampferprobten Offiziere der Insurgententruppen des letzten großen Aufstandes. Die meisten haben an den Kämpfen auf Haiti, in Venezuela und an den fortgesetzten kriegerischen Wirren in den kleinen mittelamerikanischen Republiken thätigen Antheil genommen und sind durchaus befähigt, über die fanatischen, bunten Schaaren der sogenannten cubanischen Freiheitskämpfer eine Führerrolle auszuüben.

Dank der fortgesetzten Waffeneinfuhr aus der Union verfügen die Aufständigen über hinreichende Schußwaffen neuer Art, meist Remingtongewehre und Winchesterkarabiner. Daneben ist bei ihnen die gefürchtete „Macheta" als blanke Waffe im Gebrauch. Dieses Instrument, ein haarscharf geschliffenes säbelartiges Hackmesser wird von den Negern und Kreolen Mittelamerikas zur Plantagenarbeit wie zum Kampf gebraucht und mit tödtlicher Sicherheit gehandhabt. „Aus dem Dickicht der Plantagen," sagt ein spanischer Bericht, „schlägt der überraschten Marschkolonne kurzes Schnellfeuer entgegen. Die Truppe, welche nicht blitzschnell zur Erwiderung des Feuers sich formiren kann, schwebt in der Gefahr, sofort von allen Seiten angefallen zu werden. Im Handgemenge aber sind die „Macheteros" der Aufständigen dem einzelnen spanischen Soldaten an Körperkraft und an Gewandtheit weit überlegen."

Die besondere Stärke der Insurgenten liegt in ihrer vortrefflichen Reiterei. Das Pferdematerial der Sawannen, des östlichen Cubas, ist von hervorragender Schnelligkeit und unverwüstlicher Ausdauer. Von Kindheit an mit dem Pferde vertraut, sind die Bewohner jener weiten Grassteppen ausgezeichnete Reiter, welche die Macheta und die Bambusrohrlanze ebenso geschickt zu gebrauchen wissen, wie den Karabiner. Die erstaunliche Schnelligkeit dieser Reiterschaaren, welche unvermuthet erscheinen, wo man sie am wenigsten vermuthet, und ebenso schnell vor dem Auftreten größerer spanischer Truppen wieder verschwinden, ist ein wesentliches Element in der Taktik der Insurgenten. Die spanischen Streitkräfte sind erst in der letzten Zeit an Kavallerie hinreichend verstärkt worden, allein letztere ist mangelhaft beritten und den leicht beweglichen Reiterschaaren der Cubaner in keiner Hinsicht gewachsen.

Geschütze sind nur in geringer Anzahl bei den Aufständigen vorhanden, der Bestand beschränkt sich auf wenige Mitrailleusen, sowie auf einige Schnellfeuer- und Revolverkanonen moderner Konstruktion. Doch sollen die cuba-

nischen Agitatoren in der Union, welche bekanntlich über beträchtliche Geldmittel verfügen, umfangreiche Bestellungen an Geschützen gemacht haben. Es wird nunmehr darauf ankommen, dieselben in nordamerikanischen Häfen ungestört zu verfrachten und durch die Linie der spanischen Kanonenboote hindurch auf Cuba zu landen.

Wir wenden uns der Besprechung der spanischen Streitkräfte zu. Obwohl alle Anzeichen seit Jahren für den Ausbruch ernster Unruhen auf Cuba sprechen, wurde die spanische Regierung politisch und militärisch durch die Ereignisse vollkommen überrascht. Die Befestigungsanlagen der Küstenplätze waren in schlechtem Zustand, die strategischen Straßen und selbst die Eisenbahnlinien, welche man 1876 aus militärischen Gründen*) gebaut hatte, zerfallen. Das durch den Geldmangel bedingte Sparsamkeitssystem hatte zur Folge gehabt, daß im Februar 1895, zur Zeit der ersten Unruhen, statt der etatsmäßigen 18000 Mann nur 11000 auf der Insel zerstreut standen, eine für jede militärische Kraftäußerung völlig ungenügende Zahl. Als nächste Verstärkung konnten zwar einige Bataillone vom nahen Puertorico herangezogen werden, allein noch ehe das Mutterland Hülfe zu senden vermochte, breitete sich der Aufstand mit großer Schnelligkeit aus, so daß umfassende Maßregeln seitens der spanischen Regierung ergriffen werden mußten. Der Marschall Martinez Campos, Spaniens bester General, der vielgerühmte Bezwinger Cubas im letzten Aufstande (1878), übernahm das Kommando und verfügte, nachdem die von ihm geforderten Truppen auf Cuba eingetroffen waren, am 15. Dezember 1895 über:

80 Bataillone Linien-Infanterie,
3 Bataillone Marine-Infanterie,
26 Schwadronen,
2 technische Bataillone,
6 Gebirgs-Batterien zu 4 Geschützen,
2 Bataillone Festungsartillerie,
4000 Gensdarmen,

im Ganzen 80000 Mann, wovon 61000 Kombattanten.

Durch Nachschübe im Januar und Februar 1896 erhöhte sich die Stärke am 15. März auf:

105 Bataillone,
42 Schwadronen,
10 Gebirgsbatterien,

d. h. auf 91000 Mann, wovon etwa 70000 Kombattanten, da der Ab-

*) Insbesondere die militärische Querbahn (Ferro carril militar de la Trocha) in der Provinz Puerto Principe von der Nord- zur Südküste.

gang an Kranken, wie die spätere Darstellung zeigen wird, ein ungewöhnlich großer ist.

Mitte April wurde durch die Ergänzungstransporte die Kopfzahl der spanischen Truppen auf 113 000 Mann und die kampffähige auf nahe an 100 000 Mann gebracht. Im Mai folgte ein volles Armeekorps von

24 Bataillonen,
12 Schwadronen,
6 Batterien

in der Gesammtstärke von 24,000 Mann und 24 Geschützen. Außerdem war, in Anbetracht der überlegenen Kavallerie der Insurgenten, die Entsendung einer selbständigen Kavalleriedivision von 30 Schwadronen in Aussicht genommen. Alles in Allem würde General Weyler im Juni über 145 000 Mann verfügen,*) wovon allerdings der unausgesetzt sehr hohe Krankenstand in Abzug zu bringen ist.

Wenn man bedenkt, daß Spanien im Mutterland einen Friedensstand von 80,000 Mann unterhält und in Wirklichkeit mit Rücksicht auf die zahlreichen Vakanzen höchstens rund 70,000 Mann dauernd unter den Fahnen hat, so wird man einsehen, welches ungeheure Aufgebot an Kraft der cubanische Aufstand von Spanien fordert. Die ganze Armee, deren Kriegsstärke auf 200,000 Mann planmäßig bemessen wird, ist mobilisirt, bedeutende Neuformationen haben stattgefunden, im Mutterlande sind, wenn die nächsten Verstärkungen abgegangen sein werden, nur noch schwache Stämme verfügbar, gerade noch soviel, um etwaigen äußersten Eventualitäten gewachsen zu sein. Das Land ist schon aufs höchste erschöpft. Das starke und stolze Nationalgefühl hat bisher über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen. Die Leute sind willig zu den Fahnen geeilt, die Truppen unter begeisterten Sympathiekundgebungen der Bevölkerung aus den Häfen ausgelaufen, an patriotischen Ausbrüchen hat es nicht gefehlt. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die meist ganz jungen, nur oberflächlich ausgebildeten Truppen sehr wenig geeignet sind, um unter höchst gefährlichen klimatischen Verhältnissen mit einem verschlagenen, kampferprobten Gegner ins Gefecht zu treten. Amerikanische Blätter berichten aus Habana, daß die dort ausgeschifften spanischen Truppen einen in hohem Grade unbeholfenen Eindruck machen und für den Krieg nur in geringem Maße vorgeübt sind. An Hingebung scheint es ihnen zwar nicht zu fehlen, wenigstens hat man von Desertionen, welche im Kriege von 1868 bis 1878 so häufig waren, vorläufig Nichts gehört.

Das Gelände auf Cuba läßt weder die überlegene Zahl der spanischen Truppen noch die Vorzüge ihres Infanteriegewehres und ihrer trefflichen

*) Diese Angaben sind entnommen aus:
1. Revue du cercle militaire (Paris).
2. L'ejercito espanol (Madrid).
3. Diar. ofic. del Ministro de la Guerra (Madrid).

Artillerie zur Geltung kommen. Die Ausstattung der Truppen mit Trains, Verpflegungs- und Sanitätsanstalten wird eine gute genannt. Die Infanterie ist zum größeren Theil mit dem neuen 7 Millimeter-Schnellfeuergewehr System Mauser, einer durch Treffgenauigkeit, Schußweite und Feuergeschwindigkeit ausgezeichneten Waffe, versehen. Einige Berittene führen noch das 11 Millimeter-Remingtongewehr, doch soll es durch die bei der Firma Loewe (Berlin) gemachten Bestellungen ermöglicht werden, binnen kurzer Frist die ganze Armee mit dem kleinkalibrigen Gewehr auszurüsten. Die Artillerie hat modernes Krupp'sches Material.

Martinez Campos, von dessen Mäßigung und Umsicht man die schnelle Beendigung des Aufstandes erwartete, hat in den dreiviertel Jahren seiner Befehlsführung gar keine Erfolge erzielt. Er vermochte nicht einmal das gesicherte Einvernehmen mit seinen eigenen Unterführeren zu wahren und hat durch seine Passivität zweifellos dazu beigetragen, daß der Aufstand die ganze Insel ergriff und jetzt eine sehr bedrohliche Haltung angenommen hat. So entschloß sich die Madrider Regierung zu einem Systemwechsel und ersetzte im Februar 1896 Campos durch den General Weyler.*) Letzterer gilt als ein sehr energischer, überaus harter Führer, dem in seinem zahlreichen Feldzügen das Glück bisher in besonderer Weise hold gewesen ist. Generalstabschef ist der aus dem Karlistenkrieg ehrenvoll bekannte Generallieutenant Ochando. Uebrigens hat Weyler sofort alle Elemente aus der Generalität beseitigt, welche Grund zu den früheren Uneinigkeiten gegeben haben und an deren Disziplin er zweifeln zu müssen glaubte.

*) Nachstehend einige biographische Notizen über General Weyler. Valeriano Weyler y Nicolau, Marquis von Tenerife, ist 1839 zu Palma (Balearen) als Sohn eines in Spanien naturalisirten Deutschen und einer Aragonesin geboren. Auf der Militärschule zu Toledo gebildet, legte er eine selten schnelle und glänzende Laufbahn zurück. Er kämpfte als Hauptmann auf St. Domingo und nahm 1868 bis 1873 als Generalstabschef, später als Brigadekommandeur ruhmreichen Antheil an der Unterdrückung des cubanischen Aufstandes. 1873 bis 1879 focht er gegen die Karlisten und trug wesentlich zur glücklichen Beendigung des Krieges bei. 1878, erst 39 Jahre alt, wurde er zum Generallieutenant und Generalkapitän der Canarischen Inseln ernannt, später war er in gleicher Eigenschaft auf den Philippinen und leitete den Feldzug gegen die Eingeborenen auf Mindauao. 1893 erhielt er das VI. Armeekorps in Burgos, bald darauf das IV. in Barcelona. Von hier aus wurde er nach Cuba berufen. Ein großes New-Yorker Blatt gibt folgende bezeichnende Charakteristik: „General Weyler wird von den Einen als ein Mann grausamen Charakters, von den Anderen nur als strammer Soldat von gerechter, wenn auch rücksichtsloser Strenge geschildert. Thatsächlich sind, als die Nachricht von der Ernennung Weylers in Habana eintraf, Hunderte in fluchtähnlicher Weise nach den Vereinigten Staaten gezogen, augenscheinlich solche Elemente, welche sich zwar unter Campos Regiment sicher gefühlt hatten, jetzt aber vor der größeren Energie des neuen Oberbefehlshabers Besorgnisse empfanden." Die in der nordamerikanischen Presse vielfach beliebte Bezeichnung „Schlächter" ist für Weyler schwerlich zutreffend, wenigstens wurde von glaubwürdiger Seite von einer blut- und rachedürstenden Kriegsführung der Spanier nichts vernommen, höchstens nur von einer allerdings scharfen Handhabung des Kriegsrechts.

Von großer Bedeutung für die glückliche Durchführung der cubanischen Kämpfe ist die Thätigkeit der spanischen Kreuzerflotte in den westindischen Gewässern. Ihr liegt die Aufgabe ob, die Küste Cubas zu überwachen und dem Aufstand den Zuzug von außen her abzuschneiden. Bisher hat das Geschwader diesen mächtigen Dienst nur unvollkommen durchzuführen vermocht, vorzugsweise deshalb, weil es ihm für den sehr bedeutenden Raum, auf dessen Beherrschung es ankommt, an der nöthigen Zahl schnell beweglicher Schiffe gebricht. Allerdings wurden mehrere Flibustierschiffe von den spanischen Kreuzern abgefangen, doch ist es in zahllosen Fällen den verwegenen Freibeutern gelungen, über den inselreichen Meeresarm zwischen der Südspitze von Florida und den Bahamainseln ungefährdet die für die Spanier so schwer zu überwachende Küste Cubas zu erreichen. Als der Aufstand losbrach, sollte die vorgeschriebene Stärke der spanischen Seemacht in den Gewässern der Antillen 13 Kanonenboote betragen. Statt dessen waren, abgesehen von einigen ganz ungenügenden Stationsschiffen des Hafens von Habana, nur 8 seetüchtige Kanonenboote alter Konstruktion vorhanden, eine zum erfolgreichen Küstenschutz bei weitem nicht hinreichende Zahl. Bereits im Sommer 1895 hat die spanische Regierung auf Antrag des Marschalls Martinez Campos in England 19 Kanonenboote bestellt und beschlossen, das Geschwader in Westindien bis Ende 1895 auf 40 Kriegsschiffe — darunter 9 Panzerfahrzeuge mit 170 Geschützen — zu verstärken. Damit wäre so ziemlich Alles, was Spanien an modernem Material zur See besitzt, in den Antillen vereinigt. Angesichts der drohenden Beschlüsse des Senats und des Repräsentantenhauses der Vereinigten Staaten wird auch noch das Uebungsgeschwader nach Cuba entsandt werden. Die erste Division derselben ist, soviel bekannt, mit 3 modernen Panzerkreuzern bereits Ende März dorthin abgegangen; die zweite Division in Stärke von einem Schlachtschiff, einem Panzerkreuzer, einem Torpedobootjäger sollten noch vor Ende April von La Coruna auslaufen. Daneben bestand die Absicht, da die aktiven Hilfsmittel Spaniens zur See hiermit aufgebraucht waren, 6 große Privatschnelldampfer von der Compania Trasatlantica käuflich zu erwerben und als Kreuzer zu armiren.

Alle diese enormen Zurüstungen erfordern natürlich ungeheuere Kosten. Die „France militaire“ enthält eine interessante Berechnung der letzteren für den bisherigen und den künftigen Feldzug. Nach diesen Angaben, für welche wir dem Blatt die Gewähr überlassen, sind von Ende Februar 1895 bis ebendahin 1896 an außeretatsmäßigen Aufwendungen für den Kampf auf Cuba 250 Millionen Francs verausgabt worden. Diese Zahl beruht auf einer durchschnittlichen Effektivstärke von 100,000 Mann. Da aber diese Stärke vom März 1896 ab, wie wir gesehen, noch um die Hälfte erhöht werden sollte, so würden damit die Kosten für das laufende Jahr, d. h.

bis zum März 1897, auf 375 Millionen sich erhöhen. General Weyler, welchem als Kenner der cubanischen Verhältnisse ein sachverständiges Urtheil zuzutrauen ist, hat bei seinem Abgang aus Spanien als Frist zur gänzlichen Unterdrückung des Aufstandes die Dauer von noch zwei Jahren bezeichnet. Hieraus würde sich ein Gesammtaufwand von einer Milliarde Francs ergeben. An Mitteln sind vorläufig 500 Millionen bereitgestellt, die Hälfte ist noch verfügbar. Die weiteren 500 Millionen sollten durch eine Anleihe aufgebracht werden. Die Cortes haben es an Bereitwilligkeit allerdings nicht fehlen lassen, auch geht im Großen und Ganzen ein patriotischer, opferwilliger Zug durch die Nation. Allein die finanzielle Leistungsfähigkeit Spaniens ist zweifellos erschöpft; der allgemeine Ruin würde unvermeidlich sein, wenn trotz der äußersten Opfer Cuba verloren ginge. Im Hinblick auf die Haltung der Vereinigten Staaten ist es außerdem fraglich, ob der stark erschütterte Kredit Spaniens die Aufbringung der genannten Summe möglich macht, denn ohne Hülfe des Auslandes läßt sich die geplante Anleihe nicht verwirklichen.

Der gefährlichste Feind der spanischen Anstrengungen ist die Eigenart des cubanischen Kriegsschauplatzes. Letzterer ist, wie wir bereits angedeutet haben, der Verwendung größerer, geschlossener Massen nicht günstig. Er bevorzugt den kleinen Krieg und beschränkt die Wirkung der modernen Waffen, namentlich diejenige der Artillerie. Die zweite Schwierigkeit geht vom Klima aus. Die Leistungsfähigkeit der Truppen, die Erhaltung ihrer Stärke, überhaupt jede kriegerische Aktion ist auf Cuba in einem Maße vom Klima abhängig, daß die Heeresleitung mit diesem als mit dem wichtigsten Faktor rechnen muß.

Zunächst einige militärgeographische Notizen über Cuba.

Die Insel selbst — ungerechnet die Nebeninseln im Caribischen Meer — hat einen Flächenraum von 112,191 Quadratkilometern.*) In der Richtung von Westen nach Osten beträgt die Längenausdehnung nicht weniger als 1300 km, was einer Entfernung von Basel bis Memel, von Berlin bis Rom gleichkommt. Die Breite von der Nord- zur Südküste wechselt zwischen 30 und 150 km und nimmt im Allgemeinen von Westen nach Osten hin zu. Die engste Stelle, kaum 30 km breit, liegt auf der Grenze der Provinzen**) Pinar del Rio und Habana, wenige Meilen westlich der

*) Sie entspricht demnach ungefähr dem Areal von Bayern, Württemberg, Baden zusammengenommen. — Mit den Nebeninseln, deren größte die Insel Pinos im westlichen Theil des Caribischen Meeres ist, umfaßt das Generalgouvernement 118,833 Quadratkilometer.

**) Da die spanische Truppeneintheilung sich im Wesentlichen an die lokalen Verwaltungsbezirke anschließt, auch die spanischen Berichte die Ereignisse meist nach den

33*

Hauptstadt Habana. Die bedeutende Längenausdehnung macht eine Beherrschung, selbst eine genaue Ueberwachung schwer, so daß man ohne Weiteres verstehen wird, wie gering selbst eine spanische Armee von 145 000 Mann in Anbetracht der enormen Entfernungen*) ist, namentlich einem regsamen Feinde gegenüber, der die lokalen Verhältnisse des Landes genau kennt und zu seinem Gunsten auszunutzen versteht.

Die Insel wird ihrer ganzen Länge nach von einer fortlaufenden Bodenwelle durchsetzt. Dieselbe hat im Westen, in der Provinz Pinar del Rio, den Charakter eines 500 bis 600 m hohen Bergzuges. Der mittlere Theil Cubas ist mehr Hügel- als Bergland, während der Südosten in der Sierra Maestra eine bedeutende Alpenkette mit felsigen Graten und tiefen Schluchten trägt. Die höchsten Gipfel steigen hier bis 2600 m empor. Eine für die Kriegführung wichtige geographische Erscheinung, welche dem mittleren und namentlich den westlichen Cuba eigenthümlich ist, besteht darin, daß die zahlreichen kleinen Küstenflüsse, die von der Wasserscheide sowohl nach Norden wie nach Süden hin ablaufen, eine Reihe sehr starker Vertheidigungsabschnitte bilden. Je enger der Rumpf der Insel ist, desto mehr gewinnen diese Abschnitte an Bedeutung, da es den spanischen Truppen hier möglich wird, schon mit geringeren Kräften den Streifzügen der Insurgenten sich vorzulegen und so die Ausbreitung des Aufstandes zu hemmen.

Einzelne Gebiete der Insel, insbesondere die Provinzen Habana und Matanzos, sind sorgsam bebaut und bringen aus einem beispiellos fruchtbaren Boden großartige Erträgnisse, der werthvollsten Produkte, wie Tabak und Zucker hervor. Trotzdem sind kaum 8 pCt. der ganzen Fläche der Insel unter Kultur; 27 pCt. sind Wiesen und Grassteppen, die im Osten der Vieh- und Pferdezucht gute Bedingungen gewähren. Der ganze übrige Theil der Insel ist Wald, tropischer Urwald in üppigster Form. Die Berge

---

Provinzen getrennt bringen, so geben wir nachstehend eine kurze Skizzirung der 6 cubanischen Provinzen (Reihenfolge von Westen nach Osten):

1. Provinz Pinar del Rio, Westspitze der Insel, gebirgig, nur zum Theil angebaut.
2. Provinz Habana, kleinste Provinz, überaus dicht bevölkert, in allen Theilen trefflich angebaut, Mittelpunkt des Plantagenbaues und der Zuckerindustrie.
3. Provinz Matonzos, Nordküste, ebenfalls stark bevölkert, gut bebaut.
4. Pronvinz Santa Clara, hügelig, Ackerbaugebiet.
5. Provinz Puerto Principe, Plateaulandschaft, Sawannengebiet, dünn bevölkert.
6. Provinz Santiago de Cuba, Ostspitze der Insel, größte Provinz, wenig kultivirt, Grassteppen im Thal des Rio Canto. Längs der Südküste Hochgebirgsland.

*) Die Insel hatte Anfang 1895 1800 km Bahnlinie. Die Provinzen Habana, Matonzas, Santa Clara haben ein sehr dichtes Bahnnetz, Pinar del Rio und Puerto Principe nur einzelne Linien. Santiago de Cuba hat noch gar keine Eisenbahnen. Die Länge der staatlichen Telegraphenlinien betrug zur selben Zeit 3700 km. Da die meisten Linien von den Insurgenten zerstört worden sind, empfindet die spanische Heeresleitung sehr fühlbar den Mangel einer unterseeischen Kabelleitung rings um die Insel zur Verbindung der größeren Küstenplätze.

des Ostens und Südostens tragen bis auf die höchsten Felsengipfel hinauf prächtigen Hochwald, die Thäler aber sind mit sumpfigen, von Schlinggewächsen durchzogenen, schwer zugänglichen Waldungen bedeckt, den gegebenen Schlupfwinkeln für die Banden der Aufständigen zur Versammlung ihrer Streitkräfte für Unternehmungen wie zum Versteck nach erlittenen Niederlagen. Fast die ganze Küstenzone, mit Ausnahme der felsigen Ufer am Südabhang der Sierra Maestra, ist niedrig und sumpfig, der Herd des gelben Fiebers und anderer Seuchen, welche die Reihen der spanischen Truppen so furchtbar lichten.

Cuba liegt unter der Breite Bengalens, Habana etwa unter derjenigen Kalkuttas. Die Insel hat ein höchst ungesundes Klima; die feuchte Hitze, die Ausdünstungen der Küstensümpfe sind dem Europäer, welcher keine Gelegenheit gehabt hat, sich in gesunderen Theilen Cubas zu akklimatisiren, meist verderblich. Die Regenmenge ist bedeutend. In den Monaten Mai bis Oktober (namentlich im September und Oktober) fallen tropische Regengüsse, welche das Land oft auf weite Strecken überschwemmen und den Lehmboden der Kulturgegenden fast ungangbar, jedenfalls unbenutzbar für die Bewegungen großer Truppenabtheilungen mit Artillerie machen. Deshalb hielt der Marschall Campos den Winter (November bis April) für die einzige Zeit, in welcher größere Operationen durchführbar sind. Daß trotzdem im Winter 1895/96 entscheidende Operationen nicht stattgefunden haben, ist ein Fehler der spanischen Heeresleitung, welcher sich vielleicht aus dem Mangel an Streitkräften, wahrscheinlich aber auch aus der allzu großen Zersplitterung derselben erklärt. Ob es dem General Weyler gelingen wird, auch noch im Laufe der wenigen Wochen, welche ihm vor Eintritt der Regenzeit zur Verfügung bleiben, nennenswerthe Erfolge zu erringen, ist fraglich. Ebenso ungewiß ist es, ob es möglich sein wird, ohne allzu große Opfer die Truppenbewegungen in der mörderischen Zeit des cubanischen Sommers fortzuführen. Nach einem amtlichen Bericht betrug der Verlust der spanischen Landtruppen auf Cuba durch Tod vom 1. März bis 31. Dezember 1895:

3 Generale,
24 Stabsoffiziere,
206 Hauptleute und Lieutenants
9 Militärgeistliche,
3635 Unteroffiziere und Mannschaften,

insgesamt 3877 Köpfe.

Hiervon blieben auf den Gefechtsfeldern 286 Personen,
starben an Verwundungen 119 "
starben an Krankheiten 3472 "

Unter den an Krankheiten Verstorbenen entfallen

3190 auf das gelbe Fieber,
282 auf andere Erkrankungen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die jungen spanischen Soldaten, welche im April, also ganz kurz vor Beginn der ungesundesten Jahreszeit, auf Cuba eingetroffen sind, ganz besonders empfänglich für das gelbe Fieber sein werden. Die öffentliche Meinung in Spanien betrachtet die amtlichen Berichte der Regierung über den Gesundheitszustand der Truppen auf Cuba als viel zu optimistisch. Man hält in Wirklichkeit die Zahl der Opfer für erheblich größer. Nach amerikanischen Quellen befindet sich durchschnittlich 1/4 bis 1/5 des gesammten Bestandes in den Lazarethen; fast die Hälfte aller Erkrankten geht mit dem Tode ab oder bleibt dauernd dienstunfähig.

Wir wenden uns einem Ueberblick über die eigentlichen kriegerischen Begebenheiten auf Cuba vom Februar 1895 bis Mitte April 1896 zu. Weder die spanischen Berichte noch die Erzählungen nordamerikanischer Blätter liefern ein klares Bild über den Gang und den Zusammenhang der Ereignisse, da sich diese Quellen theils in Einzelheiten verlieren, theils undeutliche, tendenziös entstellte Meldungen bringen. Was nachstehend in gedrängter Kürze gesagt wird, ist aus sorgsamem Vergleich des gesammten vorliegenden Materials gewonnen worden.

Im Februar 1895 sammelten sich, nachdem in allen Orten der Insel eine lebhafte Propaganda für die Einführung von Reformen stattgefunden hatte, die ersten Negerbanden in der Provinz Santiago de Cuba. Einzelne Zollwachen wurden überrumpelt, Gensdarmerieposten aufgehoben, Telegraphenlinien zerstört. Das spanische Generalgouvernement legte der Bewegung Anfangs wenig Bedeutung bei; man begnügte sich mit Verstärkung der Gensdarmerie im Osten der Insel und zog einige Hundert Mann regulärer Truppen in Puerto Principe zusammen. In Habana stellte die liberale, regierungsfreundlich und königstreu gesinnte Partei der cubanischen Autonomisten ein bestimmtes Reformprogramm auf, konnte aber von der Regierung keine Zugeständnisse, nicht einmal eine ernste Beachtung ihrer durchaus berechtigten Vorschläge*) erreichen. Dieses Verhalten der Kolonialregierung war politisch und auch militärisch ein großer Fehler. Durch ein, wenn auch nur äußerliches und scheinbares Eingehen auf diese Forderungen hätte man sich wenigstens der Vermittelung der gemäßigten Partei bedienen können, mindestens aber Zeit für energische militärische Maßnahmen gewonnen. Dadurch, daß man die versöhnlich gesinnten Elemente schroff zurückstieß, be-

*) Diese Reformvorschläge — Autonomie der Insel unter spanischer Hoheit — hat nunmehr auch die liberale Richtung der Cortes zu Madrid aufgenommen und der Regierung eindringlich nahe zu legen versucht.

raubte man sich ihrer Unterstützung und gab der Lage von Anfang an einen kritischen Charakter, ohne jedoch im Stande zu sein, durch umfassendes militärisches Vorgehen sich zum Herrn der Situation zu machen.

So kam es, daß der Aufstand überraschend schnell um sich greifen konnte. Im April 1895 fiel José Maceo an der Spitze von 3000 gut bewaffneten Negern und einigen hundert Reitern in die Provinz Puerto Principe ein. Die schwachen spanischen Truppen und Gensdarmerieposten, welche überdies zusammenhanglos über das Land zerstreut waren, wurden überwältigt. Anfang Mai waren die beiden östlichen Provinzen fast gänzlich in der Gewalt der Insurgenten, nur einige Hafenplätze und wenige befestigte Posten im Innern des Landes blieben im Besitz der Regierungstruppen. Diese sichtbaren Fortschritte der Revolution hatten zur Folge, daß sich die Streitkräfte der Insurgenten binnen weniger Wochen bedeutend verstärkten und die ganze Bewegung merklich an Festigkeit und selbst an Organisation gewann. Die bereits erwähnte provisorische Regierung trat in Thätigkeit, vom amerikanischen Festland her trafen die ersten Zuzüge an Parteigängern und Kampfmitteln aller Art ein.

Spanischerseits war man sich endlich des Ernstes der Lage bewußt geworden und hatte die Dringlichkeit der Heranziehung bedeutender Truppenmassen aus dem Mutterland erkannt. Diese Verstärkungen trafen denn auch im Laufe des Sommers und des Herbstes ein, so daß, wie wir gesehen, im Dezember 1895 etwa bis 61 000 Mann Streitbarer auf der Insel sich befanden. Der Marschall Martinez Campos führte seit Juni den Oberbefehl; seiner Sachkenntniß und Umsicht hatte man von Neuem das Geschick Spaniens anvertraut. Campos wartete zunächst das Ende der für die Bewegungen der Truppen wie für die Gesundheit der letzteren so verderblichen Regenzeit ab, um die entscheidenden Operationen im November zu beginnen. Allein wie die Versuche Campos' auf Erzielung einer gütlichen Einigung fehlgeschlagen waren, so blieb auch seine operative Thätigkeit gänzlich erfolglos. Um überall das Ansehen Spaniens aufrechtzuerhalten und alle Theile der Insel gleichmäßig zu schützen, hatte er seine geringe, durch Krankheiten stark gelichtete Truppenmacht so sehr über das ganze Land zerstreut, daß er an keinem Punkte auch nur mit annähernder Aussicht auf entscheidende Erfolge aufzutreten vermochte. Für jede der sechs Provinzen war ein aus allen Waffen gemischtes Truppenkorps unter einem mit selbständigen Befehlsbefugnissen ausgestatteten General bestimmt. Diese Korps sollten die bedeutenden Orte besetzt halten, die Eisenbahnen und die wichtigsten Industrie- und Plantagengebiete vor den Zerstörungen der Rebellen schützen, sowie durch Entsendung von Detachements die im Lande umherschweifenden Banden zerstreuen. Trotz der persönlichen Thätigkeit Campos, welcher unermüdlich von Standort zu Standort eilte und den Eifer seiner Unterführer durch sein Beispiel zu beleben suchte, war die von der spanischen Heeresleitung gewählte

Taktik eine durchaus unglückliche. Da in jeder Provinz für operative Zwecke nur wenige tausend Mann verfügbar blieben, konnte man Angesichts der gewaltigen Entfernungen nirgends mit Uebermacht auftreten, noch viel weniger den leicht beweglichen, mit Land und Leuten vortrefflich vertrauten Insurgenten nennenswerthen Schaden zufügen. Vielmehr erlitten die spanischen Detachements, meist einzelne Bataillone mit wenigen Reitern, in zahlreichen Fällen ganz empfindliche Schlappen. Allenthalben gelang es den Cubanern, dank ihrer zuverlässigen Spione, spanische Detachements aus dem Hinterhalt zu überfallen oder im Urwald, in den Sümpfen oder im Plantagengebiet in Kämpfe zu verwickeln, bei denen die überlegene Taktik und die Waffenwirkung der europäischen Truppen nicht zur Geltung gebracht werden konnten. So bilden die Kämpfe unter Campos Kommandoführung eigentlich nur eine Kette von Mißerfolgen. Wo es einer spanischen Abtheilung glückte, eine Bande der Rebellen in freiem Felde zum Kampf zu stellen, blieb zwar der Sieg zumeist bei den Spaniern, allein die Insurgenten verstanden es, sich einer ernsthaften Niederlage rechtzeitig dadurch zu entziehen, daß sie sich schnell zerstreuten, um sich ebenso schnell zu neuen Unternehmungen wieder zusammen zu finden. Auf diese Weise wurde der Aufstand gewissermaßen zu etwas Unangreifbarem, dem so gut wie gar nicht beizukommen war.

Im November 1895 drangen starke Banden der Insurgenten in die Provinz Santa Clara ein, im folgenden Monat war sogar der größere Theil der Provinz Matanzas von ihnen beherrscht. Der Kampf nahm einen überaus wilden Charakter an, wie er von jeher allen Kriegen auf Cuba eigen gewesen ist. Die Taktik der Rebellen bezweckte die Ermüdung der kleinen spanischen Detachements durch Hin- und Herzüge in schwierigem Gelände, bis sich die Gelegenheit bot, in günstiger Lage einen Ueberfall durchzuführen. Insbesondere aber kam es der Leitung der Aufständigen darauf an, Furcht und Schrecken im Lande zu verbreiten, und Alles, was sich ihnen nicht freiwillig anschloß, durch Gewaltmaßregeln hierzu zu zwingen. Die regierungsfreundlichen Gemeinden wurden mit hohen Kontributionen belegt, einige sogar rücksichtslos niedergebrannt. Durch die Vernichtung jeder Kultur, namentlich durch die Zerstörung der Tabak-, Zucker- und Indigoplantagen, hoffte man einen allgemeinen Ruin der Bevölkerung zu erreichen, von welchem man sich die weitere Verbreitung der revolutionären Bewegung versprach. Thatsächlich wurde, als im Januar 1896 der Einfall der Insurgenten in den westlichen Theil Cubas bis vor die Thore der Hauptstadt Habana sich erstreckte, durch die Einäscherung zahlreicher Zuckerraffinerien und durch die Vernichtung der gesammten Ernten der Wohlstand auf Jahre hinaus auf das Schwerste geschädigt und der Handel der großen Ausfuhrplätze völlig lahm gelegt. Die Kampfweise der Insurgenten ist eine barbarische: durch Anwendung von Dynamit werden allenthalben die Kunstbauten der Eisenbahnen, Fabriken, Wasserleitungen rücksichtslos zerstört.

Im Januar 1896 erreichte die Krisis für Spanien ihren Höhepunkt. Bereits Mitte Dezember waren die Banden der Rebellen, wovon 3500 Reiter, unter Maximo Gomez und José Maceo siegreich in die Provinz Matanzas eingefallen. In den ersten Januartagen erschienen sie in der Provinz Habana; ihre vordersten Abtheilungen streiften bis vor die Thore der Hauptstadt Habana. Martinez Campos raffte alle Kräfte zusammen, um Habana zu retten; Befestigungen wurden angelegt, Verstärkungen von allen Seiten herangezogen. Thatsächlich stand Maceo mit einer starken Abtheilung nur noch wenige Kilometer vor der Hauptstadt, seine Reiter drangen raubend und mordend bis in die Vororte ein. Allein der spanischerseits ernstlich gefürchtete Angriff erfolgte nicht, augenscheinlich wollten die Rebellen den Zusammenstoß mit überlegenen Kräften vermeiden. Statt dessen verbreitete sich der Strom der Rebellen über die Provinz Pinar del Rio und überschwemmte das ganze Land bis zur äußersten Westspitze der Insel. Zu diesem Zeitpunkt durften sie sich rühmen, überall die Oberhand gewonnen und die Regierungstruppen in die bescheidene Rolle einer eng begrenzten Defensive zurückgeworfen zu haben.

Inzwischen hatte man in Madrid die dringende Nothwendigkeit eines Systemwechsels in der Leitung des cubanischen Feldzuges erkannt: General Weyler trat an die Stelle von Campos. Zugleich war die Erhöhung des Operationsheeres auf 145 000 Mann ins Auge gefaßt worden. Die Bereitstellung dieser Truppen sollte umgehend erfolgen, um den General Weyler zu energischem Handeln sobald als möglich zu befähigen.

Als Weyler gegen Ende Februar in Habana eingetroffen war, erließ er zwar eine recht versöhnlich gehaltene Proklamation, allein er zeigte trotzdem, daß er mit aller Strenge vorgehen würde. So traf er die Anordnung, daß jeder Angesessene, welcher sein Grundstück ohne Genehmigung der Behörde verlasse, mit Einziehung seines Besitzes bestraft werden sollte. Er glaubte hiermit zu erreichen, daß sich durch diese Strafbestimmungen die Landbevölkerung schwerer dazu entschließen würde, dem Zug der Rebellen zu folgen. Welcher Erfolg durch diese Maßregel erzielt worden ist, kann erst nach einiger Zeit beurtheilt werden. Gegen Spione, gegen die Bewohner verrätherischer Ortschaften und gegen Alle, welche bei der Vernichtung öffentlichen Eigenthums (namentlich von Eisenbahnstrecken) ergriffen wurden, kam künftig das Standrecht unnachsichtlich zur Anwendung.

Ende März waren die spanischen Truppen folgendermaßen in höhere Verbände zusammengefaßt und vertheilt:

I. Armeekorps (General Ahumoda) in den Provinzen Habana und Matanzas, Stärke 21 000 Mann*);

*) Diese Stärken bedeuten die Etatszahlen. Hiervon gehen die bedeutenden Einbußen an Kampfunfähigen ab, beim III. Armeekorps nach nordamerikanischem Bericht fast die Hälfte der Stärke.

II. Armeekorps (General Pando) bei Santa Clara, Stärke 18000 Mann,

III. Armeekorps (General Vargès) bei Holguin in der Provinz Santiago de Cuba, Stärke 15000 Mann.

Diesen Truppen war die Behauptung der wichtigsten Städte anvertraut; gegen die Rebellen sollten sie künftig nur noch mit starken Kolonnen, möglichst konzentrisch vorgehen. Mit Recht glaubte Weyler, hiermit der Zersplitterung der Kräfte, diesem Fehler des Marschalls Campos vorbeugen zu können. Alle Streitkräfte, welche sonst noch verfügbar blieben, sollten zur besonderen Verwendung des Generalgouverneurs bereitstehen, entweder um aus ihnen eine Reserve für etwaige Rückschläge zu bilden, oder um sie als Operationsarmee für entscheidende Unternehmungen einzusetzen.

Das kurz angedeutete taktische System Weylers enthält jedenfalls den gesunden Gedanken, daß es die Truppen in feste Einheiten gliedert und zu gemeinsamem Handeln bereit stellt. Mit den bei Habana zurückgehaltenen Reserven sollten sich die meisten Truppen der im März und April aus Spanien ankommenden Verstärkungen vereinigen, um mit bedeutenden Kräften einen energischen und allgemeinen Vorstoß zu machen, der die Insurgenten aus dem Westen der Insel verjagen und nach und nach in den östlichen Theil Cubas drängen sollte, um hier schließlich mit allen Kräften den Aufstand zu ersticken.

Zu diesem Zweck wurde in den letzten Tagen des Februar 1896 eine gemischte Brigade unter dem General Arolas in die Provinz Pinar del Rio entsandt, um die hier streifenden Banden anzugreifen und in östliche Richtung zu werfen, wo ein starkes Detachement unter dem General Marin an der strategisch so günstigen schmalsten Stelle der Insel einige Meilen westwärts von Habana ihnen den Durchzug verlegen und so eine Trennung des Gegners herbeiführen sollte. Allerdings gelang es Arolas, die Insurgenten aus der Provinz Pinar del Rio zu vertreiben, allein es glückte andererseits auch den Rebellen, die immerhin dünne Linie des Detachements Marin an mehreren Stellen zu durchbrechen und auf diese Weise der Umschließung zu entgehen. Jedenfalls hat Weyler seine Befehlsführung mit nicht unbedeutenden Erfolgen eröffnet und wenigstens die drei westlichen Provinzen vom Feinde befreit. Wenn wir den oft unklaren Meldungen der amtlichen spanischen Berichte Glauben schenken dürfen, so sind die spanischen Waffen in den letzten Wochen auch in der Provinz Santa Clara siegreich gewesen, indem Theile des II. Armeekorps am 19. März bei Sagua la Grande angeblich 6000 Insurgenten schlugen und zersprengten, während am 17. April ein spanisches Detachement bei Cienfugos siegreich kämpfte*)

*) Sagua le Grande in der Nähe der Nordküste, Cienfugos an der Südküste des westlichen Theiles der Provinz Santa Clara

Man darf indessen nicht außer Rücksicht lassen, daß die Seitens der Regierungstruppen erkämpften Erfolge höchstens ein starkes Drittel der Insel dem spanischen Einfluß nothdürftig wiedergewonnen haben. Der größere östliche Theil Cubas ist noch immer im fast unbeschränkten Besitze der Insurgenten und dürfte es voraussichtlich bis auf Weiteres bleiben, denn mit Anfang Mai pflegt auf Cuba die Regenzeit einzutreten, welche, wie wir gesehen, den Operationen in so hohem Grade hinderlich ist, daß ein völliger Stillstand derselben aller Wahrscheinlichkeit nach eintreten wird. Außerdem ist gerade der östliche Abschnitt der Insel, die gebirgigen und wenig kultivirten Provinzen Puerto Principe und Santiago de Cuba, ein für die europäischen Truppen höchst unbequemer Kriegsschauplatz. Er bietet den Insurgenten alle Vortheile des Geländes und ist immer der Tummelplatz der Rebellen in früheren Aufständen gewesen.

Als General Weyler, begleitet von den Hoffnungen der Nation, den Boden des Mutterlandes verließ, hat er sehr vorsichtig die voraussichtliche Frist zur Niederkämpfung des Aufstandes auf zwei volle Jahre bemessen. Dieser Zeitraum ist für die Leistungsfähigkeit Spaniens verhängnißvoll lang. Es stehen dem Generalgouverneur demnächst 145000 Mann zur Verfügung, ein Aufgebot, welches täglich enorme Kosten erfordert und die Finanzen des Landes unerhört belastet. Andrerseits verfügen die Aufständischen, welche in den Kämpfen 1868 bis 1878 nur höchstens 10000 Kämpfer stark gewesen waren und hiermit lange Jahre einem Aufgebot von 100000 Spaniern trotzen konnten, jetzt schon über fast 50000 Mann. Der Eintritt der Regenzeit wird einen erneuten Ausbruch des gelben Fiebers zur Folge haben und die Reihen der spanischen Truppen furchtbar lichten. Ob Weyler trotz aller Energie alsdann noch an die Fortführung der Operationen wird denken können, erscheint schon jetzt als sehr fraglich. Man wird in Spanien voraussichtlich ungeduldig werden, und es ist zweifelhaft, ob Weyler sich der Erregung der öffentlichen Meinung gegenüber ats Generalgouverneur lange wird halten können.

Die Schwierigkeiten, mit denen die spanische Heeresleitung auf Cuba in physischer und moralischer Hinsicht zu kämpfen hat, sind überaus groß, ja unberechenbar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie sich die Verhältnisse nunmehr gestaltet haben, Spanien darnach trachten muß, den Kampf schleunigst zu Ende zu bringen, sei es durch durchschlagende Waffenerfolge, sei es durch Nachgiebigkeit und durch Gewährung von Zugeständnissen, welche kluger Weise schon vor Jahren hätten bewilligt werden müssen. Siegreiche Durchführung des Feldzuges ist aber, wie wir gesehen, binnen absehbarer Zeit nicht zu erhoffen, denn trotz aller Einzelerfolge der spanischen Waffen bleibt der Gegner kampffähig und findet unter den lokalen Verhältnissen des Kampfplatzes tausendfache Gelegenheit, von Neuem das

Haupt zu erheben. Zu Verhandlungen ist der geeignete Zeitpunkt längst versäumt worden; selbst die Vermittelung der Vereinigten Staaten, auch wenn Spanien diese wider Erwarten unter Entäußerung seines empfindlichen Nationalstolzes annehmen sollte, dürfte wirkungslos bleiben.

So ist die Zukunft der cubanischen Frage für Spanien trübe, der Verlust der Insel vielleicht unvermeidlich. Aber selbst, wenn letztere durch die äußerste Anspannung der kriegerischen Leistungen doch noch behauptet werden sollte, wird Spanien tief erschüttert aus dem Kampf hervorgehen und die Erkenntniß erlangen, daß die schwere Schuld sich bitter gerächt hat, welche es durch hundertjährige Mißregierung seiner Kolonien auf sich genommen. Die Entscheidung liegt auf der Spitze des Schwertes. Gelingt es Spanien doch noch, der Bewegung mit Erfolg Herr zu werden, dann werden auch die Sympathien der Union den Rebellen keine Hülfe bringen. Spanien ist darauf angewiesen, durch die That zu beweisen, daß es ebenso befähigt und stark genug ist, um gleich England und Frankreich seine westindischen Besitzungen allen Anfechtungen gegenüber zu behaupten. Gelingt ihm dies, so dürfte es sich noch lange der Herrschaft über Cuba erfreuen. Schlagen dagegen seine Anstrengungen fehl, so wird ihm Cuba, falls es ihm momentan nomienll erhalten bleiben sollte, später oder früher sicherlich verloren gehen. Die Lösung gipfelt somit in der militärischen Seite der Frage.

Die Monroe-Doctrin und die militärische Zukunft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dieser wüste Unfug in der Verherrlichung William Walkers erreichte in den Vereinigten Staaten eine solche Bedeutung und einen solchen Umfang, daß die centralamerikanischen Staaten Costa Rica und Nicaragua dringende Hilferufe an die Staatsleitungen von Großbritannien, Frankreich und Sardinien richteten wegen Gewärtigung neuer und größerer Freibeuterangriffe aus den Vereinigten Staaten. Die genannten europäischen Seemächte vernahmen dergleichen Gesuche und Einladungen gern, und im Kabinet zu Washington dämmerte die Erkenntniß auf, daß da leicht recht unangenehme

Verwickelungen mit den großen europäischen Seemächten entstehen könnten, deren Kriegsbereitschaft zur See und zu Lande Respekt einflößte.

Präsident James Buchanan, der zuvor dem Commodore Paulding seine „entschiedene Mißbilligung" betr. des Einschreitens gegen William Walker hatte kundgeben lassen, erinnerte sich nun an die wahre Richtung der Monroe-Doctrin, die hier lange genug verleugnet wurde, und fand sich dabei dringend veranlaßt, alle Bürger der Vereinigten Staaten vor weiterer Betheiligung an Walkerschen Eroberungsunternehmungen eingehend und streng zu warnen (Herbst 1858).

William Walker gab nicht nach. Im Oktober 1858 versuchte er ein erneutes Eindringen in das Gebiet von Nicaragua mit bewaffneter Macht, wurde deswegen in New-Orleans vor Gericht zur Verantwortung gezogen, aber auch hier wieder freigesprochen, und fühlte sich nun erst recht in der Ansicht bestärkt, daß er das Recht zur Kriegsführung besitze.

Walker beschloß, seinen nächsten gegen Nicaragua sich richtenden Eroberungszug schlauer und stiller einzuleiten.

Zahlreiche Auswanderer aus den Vereinigten Staaten begaben sich im Frühling des Jahres 1860 nach Central-Amerika. Im Monat Juni 1860 folgte William Walker von New-Orleans aus diesen Zügen und landete zunächst auf der zum Staate Honduras gehörenden Insel Roatan, die zur Bali-Gruppe zählend, von den Briten dem Staate Honduras abgetreten wurden. Von dieser Insel aus versandte Walker sein Manifest, in dem er die beabsichtigte „Vereinigung" der fünf Staaten Central-Amerikas ankündete. Am 27. Juni 1860 segelte er in südlicher Richtung ab und erschien bald darauf mit einer Truppe von 300 Mann vor Truxillo, dem Hauptausfuhrhafen von Honduras. Mit leichter Ueberwältigung dieses kleinen Platzes erreichte er einen schnellen Augenblickserfolg und erklärte den Präsidenten Guardiola von Honduras für abgesetzt und beseitigt.

Genannter Präsident erschien jedoch bald mit überlegener Macht vor der Stadt Truxillo und von der Seeseite forderte der Befehlshaber eines britischen Kriegsschiffes von Walker: Truxillo sogleich zu räumen, die Waffen sofort niederzulegen, ebenso schnell die hier widerrechtlich weggenommenen und Großbritannien zukommenden Zollkassengelder zurückzugeben und das Land zu verlassen.

Eine derartige „Begrüßung" überraschte Walker, der mit den normalen Rechts- und Eigenthumsbegriffen längst jede Fühlung verloren hatte, auf peinlichste Weise. An Widerstand war nicht zu denken, er versuchte ein Entkommen in das Innere des Landes, um womöglich doch noch nach Nicaragua hingelangen zu können. Unausgesetzt verfolgt und bedrängt von den Truppen der rechtmäßigen Landesregierung, mußte Walker, der gefeierte „große Flibustier", bald erliegen.

Die Republik Honduras verfügte nur über schwache Baarbestände in

ihren Kassen, dennoch hatte sie einen Preis von 2000 Dollars auf den Kopf dieses Abenteurers und Freibeuters ausgesetzt, um recht bald von dessen Gewaltstreichen erlöst zu werden.

Am 3. September 1860 mußte sich William Walker mit dem Rest seiner Anhänger ergeben. Nach Truxillo zurückgebracht und dort endlich in verdienter Weise vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er von demselben zum Tode verurtheilt und dann am 13. September 1860 auch wirklich mit seinem „[illegible]" [illegible] standrechtlich erschossen. Er endete muthig und gefaßt.

Sehr richtig wurde darauf von zuständiger und genügend unterrichteter Seite bemerkt: „Walker war weiter nichts als ein Werkzeug der damals in der nordamerikanischen Politik den Ton angebenden Sklavenhalter, und man könnte es ihm zum Verdienst anrechnen, deren nach außen gerichtete Pläne am offensten und rücksichtslosesten vertreten und dargelegt zu haben."

Als noch das Jahr 1860 endete, in dem die letzte Unternehmung des [illegible] der Sklavenhalterpartei so kläglich in dem bis dahin so geringschätzig behandelten Honduras unterdrückt wurde, bekam schon die nordamerikanische Union in ihrem eigenen Bereiche die gewaltigsten Verdrießlichkeiten und kriegerischen Verwickelungen.

Die Südstaaten begannen die Ausführung ihrer Absonderungspläne. Schon am 20. Dezember 1860 schied Süd-Carolina aus dem Bunde und bemächtigte sich der zunächst erreichbaren Vereinigten Staaten-Arsenale und Forts, mit Ausnahme von Fort Sumter.

Mississippi erklärte seine Lossagung von der Union am 9. Januar 1861, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, Virginia, Arkansas und Nord-Carolina folgten und trennten sich von der bis dahin geltenden Staatsregierung.

Die ganze Sachlage gestaltete sich für den weiteren Bestand der nordamerikanischen Union um so gefährlicher, als die eifrigen Parteigänger der nun sich losreißenden Südstaaten im Kapitol der Bundesstadt Washington bis zum 4. März 1861 die hervorragendsten Amtsstellen besaßen und Alles aufboten, was den Südstaaten Vortheil gewähren, den bundestreuen Staaten hingegen verderblich erscheinen mußte.

So hatte im Laufe seines letzten Amtsjahres der Kriegsminister Floyd fast alle verfügbaren Waffenvorräthe, Geschütze rc. rc. aus den Bundesarsenalen nach dem Süden gesandt, wobei ihm die durch das Vorgehen des Abenteurers William Walker in Central-Amerika entstandenen Reibungen und Verwickelungen bequemste und überzeugendste Vorwände boten zur angeblichen Wahrung der Monroe-Doctrin!

Der Marineminister Toucey hatte die Flotte nach den entferntesten Stationen abgehen lassen und der in Aussicht stehende Riesenkampf mußte von den beiden gegnerischen Staatengruppen erst durch Schaffung entsprechender Streitkräfte zu Wasser und zu Lande vorbereitet werden.

Wie das Entstehen dieses Sezessionskrieges in der gesammten geschichtlichen Entwickelung der Vereinigten Staaten seine tiefgehende Begründung fand, so fand auch der damals sich plötzlich ganz unzureichend zeigende Stand der staatlichen Machtmittel seine Erklärung in den vorangegangenen Zeitabschnitten, in denen nach manchem Anlauf zu richtiger Förderung und besserer Organisation des territorialen wie auch unionistischen Wehrwesens in der Regel das verhängnißvolle laisser-faire, laisser-aller die Oberhand gewonnen hatte.

Die beiderseitigen Befehlshaber hatten unter diesen Umständen Riesenaufgaben zu bewältigen.

Am 6. Februar 1861 hatten die vollständige Losreißung anstrebenden Südstaaten zu Montgomery in Alabama ihren Gegenkongreß eröffnet und am 11. März 1861 daselbst Jefferson Davis zu ihrem Präsidenten erwählt, wogegen am 4. März 1861 in der Bundesstadt Washington der umsichtige und entschlossene Abraham Lincoln sein Amt als wirklicher Präsident der Vereinigten Staaten angetreten hatte. Eine friedliche Vermittlung war kaum noch zu erwarten, obgleich zu diesem Zwecke immer noch Erklärungen ausgetauscht und ausgleichende Verhandlungen versucht wurden.

Sechs Wochen hatte Präsident Lincoln schon in seinem Amte gewaltet, als endlich die Südstaaten den ersten Schlag wagten und damit den Krieg eröffneten, der Jahre hindurch währen und ungeheuere Opfer fordern mußte.

Im Hafen von Charleston befand sich das Fort Sumter, welches der bundestreu gebliebene Major Anderson für die Unionsregierung behauptete. Ein Versuch, dieses wichtige Fort mit Proviant und Verstärkungen zu versehen, war am 9. Januar 1861 mißglückt. Am 11. April 1861 eröffnete dann der sezessionistische General Beauregard ein Bombardement gegen das Fort Sumter, dessen Besatzung noch weitere 34 Stunden tapferen Widerstand leistete, dann aber gegen Zusicherung freien Abzugs und militärischer Ehrung sich zur Uebergabe dieses Platzes dringlichst veranlaßt sah.

Mit diesem Angriffe auf das Fort Sumter hatte der Krieg thatsächlich begonnen. Der Verlauf dieses Krieges ist geschichtlich allgemein bekannt. Hier sei nur die Skizzirung eigenartiger Begleitumstände gestattet, die dabei in erster Linie zur Geltung gelangten und besondere Erwähnung verdienen.

Dem Norden, d. h. der rechtmäßigen Bundesregierung, erschwerte der Mangel an Offizieren und an Waffen die nun gebotene Kriegsbereitschaft ungemein. Im Beginn des Krieges war seine Machtentfaltung bedeutend schwächer als die des Südens. Die Grenzgebiete gegen die Südstaaten hin, verhielten sich kühl gegenüber den Aufrufen des Präsidenten Lincoln zur Bildung von Freiwilligenkorps. Als am 15. April 1861 Lincoln 75000 Freiwillige aufrief, fand er eigentlich nur im Norden der Union begeisterte Folgeleistung.

Was verhalf in dieser kritischen Zeit der bedrängten rechtmäßigen Bundesregierung der Vereinigten Staaten zum endgiltigen Erfolge in dem äußerst ungünstig beginnenden Kriege?

Reiche Geldmittel, größere industrielle Fertigkeit bei Erzeugung der erforderlich werdenden Schiffe, Waffen 2c., die geistige Ueberlegenheit der Bevölkerung und dann später auch ein größerer Massenzufluß kriegstüchtiger Mannschaften ermöglichte die Ueberwindung der Südstaaten, die schließlich weniger auf ihre eigene Kriegsmacht, als vielmehr unter gänzlicher Verleugnung der Monroe-Doctrin auf ein schützendes Eingreifen Großbritanniens und Frankreichs rechneten, sobald das entschiedene Uebergewicht des Nordens klar hervortrat.

Bei der ungeheueren Ausdehnung des Kampfgebietes mußten drei Kriegsschauplätze — ein Oestlicher, ein Südlicher und ein Westlicher — unterschieden werden, zwischen denen dann zur See die während des Krieges theils neu sich sammelnde, theils neu geschaffene Bundesflotte des Nordens die Vermittlung übernahm.

Im Osten handelte es sich für die Kriegführenden hauptsächlich um den unbestrittenen Besitz der Bundeshauptstadt Washington, die der Norden um jeden Preis behaupten mußte. Das war im Beginn des Krieges für den Norden um so schwieriger, als nordwärts von Washington der Staat Maryland mit den Südstaaten gemeinschaftliche Sache machen wollte und am 19. April 1861 ein Theil der Bevölkerung von Baltimore gewaltsam dem Durchmarsche nordstaatlicher Miliztruppen sich widersetzte, aber bald überwunden wurde. Wenige Wochen darauf wurde Maryland zur unbedingten Anerkennung der Unionsregierung gezwungen und die ungehinderte Verbindung des Nordens mit dem Sitze der Bundesregierung auch in dieser Richtung gesichert.

Von dem die Grenzscheide zwischen den Kriegführenden bildenden Flusse Potomac zog sich die Kampflinie in das Mittelgebiet von Westvirginien und Tennessee, um am Ostufer des Mississippistromes zu enden. Jenseits dieses Gewässers bekämpften sich fast nur noch Guerillabanden in wild verwegener Weise und zumeist auch weit abseits von geordneten Truppenmassen.

Den südlichen Kriegsschauplatz beherrschte die Unionsflotte mit ihren um die Sperrung und um den Besitz der Mississippi-Mündungen, sowie um die am Golfe von Mexico gelegenen Küstenplätze und Häfen geführten Angriffsbewegungen, Kämpfe und Blokadedurchführungen.

Vergegenwärtigt man sich die große Ausdehnung der Kampfgebiete, die verhältnißmäßig schwache Besiedlung weiter, vielfach noch ganz unangebauter Landesgegenden, sowie ferner den damaligen Mangel strategisch verwendbarer großer Bahnstrecken in den hauptsächlich von diesem Kriege betroffenen Staaten der nordamerikanischen Union, so wird man leicht die Größe der

Aufgaben ermessen, die hier die Kriegsleitung der Bundesregierung lösen mußte, um das beabsichtigte Ziel, die vollständige Besiegung der Südstaaten zu erreichen.

Als der Zwist zwischen Süd und Nord begann, hatten die Vereinigten Staaten annähernd 14000 Mann unter Waffen, die zur Behauptung der Grenzen gegen die Indianer sowie zur Besetzung der Bundesforts verwendet wurden. Außerdem nahm man an, daß im Nothfalle innerhalb des gesammten Unionsbereiches (1860) $1^1/_2$ bis 2 Millionen waffenfähiger Männer aufgeboten werden konnten.

Der Sezessionskrieg zerriß natürlich diese militärischen Zahlenverhältnisse und zudem war auch zwischen den Truppen des Südens und denen des Nordens im ersten Kriegsjahre ein eigenartiger Unterschied bemerkbar. Die Milizen der Südstaaten waren schlagfertiger und kriegsmäßiger ausgebildet, weil hier Indianerkämpfe, schärfere Grenzkonflikte sowie vor allen Dingen auch die Besorgnisse vor Massenerhebungen der Nigger den Antrieb zu steter Kampfbereitschaft gaben.

Im Norden der Union hatten sich die Milizdienstleistungen bis dahin in leichtesten und lockersten Formen bewegt. An vielen Orten war flüchtigste Einübung, hier oder dort wohl auch vorübergehend die Heranziehung zum Wachtdienst, sowie die Betheiligung an großen Besichtigungen kaum geeignet gewesen, diesen nun aus Fabriken und von den Farmen schnell herbeigerufenen Leuten die zweckgemäße Ausbildung für den wirklichen Kriegsdienst zu geben. Auch dieses Mißverhältniß konnte erst nach Beginn des Krieges und während der Feldzüge nach und nach von den Befehlshabern des Bundesheeres ausgeglichen werden mit steter Berücksichtigung der nächstliegenden Erforderniße.

Als der Norden durch Aufgebot von Freiwilligen (sogenannte „Dreimonatskinder", wegen Dienstverpflichtung für drei Monate) die ersten neuen Regimenter und Bataillone bilden und sammeln ließ, glaubte man in Washington noch sicher, den Krieg in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigen zu können. Da man eine Erhebung der Neger erwarten durfte — die Neger blieben ganz gleichgiltig und wurden schließlich sogar in Südstaaten-Regimenter eingereiht, um gegen die Unionstruppen Verwendung zu finden! — war die Hoffnung auf baldige Beendigung dieses Krieges nicht unberechtigt. Bald erwies sich jedoch jede darauf basirte Berechnung als unrichtig, da auch die Neger, aus dem Seminolenkriege her, unliebsame Erinnerungen bewahrten, die sich gegen die Bundesregierung und gegen deren frühere Kriegsweise im Gebiete Floridas richteten. Da rächten sich frühere Sünden empfindlich. Wie alle Kriegsunternehmungen der Vereinigten Staaten, verschlang auch dieser Krieg Riesensummen, hauptsächlich mit verursacht dadurch, daß der in Washington tagende Kongreß erst nach und nach größere Streitmassen aufbot, anstatt sogleich, oder doch wenigstens schon nach

den ersten Siegen der Südstaatlichen, mit dem größtmöglichsten Massenaufgebot streitbarer Kräfte die schleunigste Unterdrückung der Gegner mit allen verwendbaren Mitteln anzustreben.

Das alte Sprichwort: „Wer schnell giebt, giebt doppelt!“ bewährt sich ganz besonders bei kriegsfinanziellen und kriegstechnischen Anforderungen im Ernstfalle. Im Marinewesen dürften die Zeiten vorbei sein, in denen mit gewöhnlichen, vorübergehend für den Kriegsfall ausgerüsteten Kauffahrteischiffen beim Küstenschutze oder gar an feindlichen Küsten sowie auf hoher See wesentliche Erfolge in der Kriegführung zu erzielen sind.

Sind zu Lande bei der heutigen Abrundung des Vereinigten Staatengebietes und bei dem jetzigen Vorhandensein strategisch gut zu verwerthender innerer Verkehrslinien die maßgebend erscheinenden Verhältnisse nun auch bedeutend besser geworden, als vordem, so bieten doch mancherlei Erscheinungen und Ereignisse der Neuzeit den Beweis, daß auch hier noch Gefahren vielfachster Art bestehen und vielleicht urplötzlich sich recht verhängnißvoll zur Geltung bringen können. Und zwar trotz sowie gerade durch das Hervorheben der Monroe-Doctrin, deren Vertreter gegenwärtig wieder als „Beutepolitiker“ und sehr bezeichnender Weise wohl auch als „militärische Enthusiasten“ im Lande selbst bezeichnet werden.

Von Zeit zu Zeit regt sich noch immer das Verlangen nach Gebietserweiterung in den Vereinigten Staaten, wobei nicht selten ernsteste Handels- und Verkehrsinteressen — wir erinnern hier nur an das für den Seeverkehr der nordamerikanischen Union äußerst wichtige Nicaragua-Kanalprojekt! — den direkten Antrieb geben mögen. Ein Vorgehen europäischer Mächte und Interessenkreise zur Ausführung und daran anschließenden Beherrschung des Nicaragua-Kanals, wie es bei und seit dem Zustandekommen des Suez erfolgte, würde schon im Entstehen eine Bewegung in der nordamerikanischen Union veranlassen und entfesseln, welche kaum durch diplomatischen Notenwechsel, Flottendemonstrationen 2c., eingedämmt oder gar endgiltig beigelegt werden könnte.

Die Monroe-Doctrin würde da eine Belebung finden und eine Kraftentfaltung erwecken, von der in normalen Zeitverhältnissen nichts wahrzunehmen ist.

Wie man dagegen über beabsichtigte Gebietserweiterungen und Anschlußbestrebungen in denjenigen Kreisen der Vereinigten Staaten noch denkt, in denen der „Abschluß nach außen um jeden Preis!“, sowie die möglichst weitgehendste Verneinung und Vorbeugung jeder militärischen Regung als wahres Heil der Gegenwart wie der Zukunft der Union gilt, lehrt uns eine betreffende Abhandlung des Professors von Holst (der Genannte wirkt an der Universität von Chicago) die im „Chicago Herald“ am 20. Oktober 1895 veröffentlicht wurde. Gegen den Militarismus auf nordamerikanischem Boden gerichtet und beabsichtigte Gebietserweiterungen der Union betreffend, lautet das Wesentliche wörtlich:

„Weit davon, unsere Macht nach Außen zu kräftigen, würden sie (Gebietserweiterungen) uns nur schwächen. Kaum irgend welche andere Maßnahme würde uns so sicher des Vortheils berauben, den unsere durch geographische Lage bedingte Abgeschlossenheit uns den kriegerischen Nationen Europas gegenüber giebt und uns unfehlbar in die Wirren auswärtiger Politik verwickeln. Vermehrung von Heer und Flotte und ständige Kriegsbereitschaft müßte folgen und wir würden damit freiwillig jenes Joch auf uns nehmen, unter welchem die alte Welt seufzt und welches Fortschritt (?) und freiheitliche Entwickelung erschwert. Die wahren Aufgaben unserer Nation würden in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht ganz vergessen.“

Auch die „allzu wörtliche“ Auslegung der Monroe-Doctrin findet Professor von Holst gefährlich für das Wohl und Gedeihen der Vereinigten Staaten, den er legt dar: Es kann kaum die Pflicht der Vereinigten Staaten sein, bedingungslos als Schutzpatron aller süd- und centralamerikanischen Pseudo-Republiken zu fungiren und damit der Welt gegenüber die Verantwortlichkeit für deren anmaßendes und geschäftswidriges Gebahren gegenüber anderen Nationen zu übernehmen. Schließlich bekämen wir doch einmal die Prügel, die Jenen gebühren.“ Und ferner:

„All dies bezieht sich auf Gebietserwerbungen außerhalb der Küstenlinie des nordamerikanischen Kontinentes. Einer friedlichen und gesetzmäßigen Aufnahme homogener Staaten innerhalb der gegebenen Grenzen in unseren Verband steht nichts im Wege. Dies kann natürlich nur auf Canada Anwendung finden. Hawai, Cuba oder Mexico auch nur als Territorien aufzunehmen, hieße uns eine Zuchtruthe aufbinden, unserem Staatskörper eine Wunde schlagen, die immer eine offene bleiben müßte. Die Bevölkerung jener Länder gehört zu Rassen, auf welche die wunderbare Assimilationskraft unserer Nation wenig oder auch gar keinen Einfluß hat. Das Beispiel haben wir schon jetzt vor Augen in den italienischen Kolonien inmitten unserer großen Städte, New-York und New-Orleans. Cubaner und Mexicaner würden doch immer nur Fremdlinge bleiben. Ein segensreiches politisches Zusammenwirken von Abkömmlingen teutonischer und romanischer Stämme ist auf Generationen hinaus noch nicht möglich 2c.“

Wie der genannte Universitätsprofessor sich äußern müßte, wenn eine europäische Seemacht den Nicaragua- oder Panamakanal hervorbringen und nach Fertigstellung desselben auch dessen ausschließliche Beherrschung versuchen würde, ist leicht zu ermessen. Die Monroe-Doctrin läßt sich nicht so leicht verdrängen oder einschränken, sie ist ein wesentlicher Bestandtheil und eine Grundlage der nordamerikanischen Nationalität geworden und bildet als naturgemäßer Nährboden für den von Zeit zu Zeit hervortretenden nordamerikanischen Chauvinismus zugleich auch ein Belebungsmittel des nationalen Militarismus in den Vereinigten Staaten.

Es wird kaum eine Heeres- oder Flottenergänzung in der Union nach erfolgter Anregung im Kongreß und im Bundessenat in Washington durchgesetzt werden bis zur vollen Kostenbewilligung, ohne daß dabei die Monroe-Doctrin direkt oder indirekt Gevatterschaft leistet. Sie ist da häufig das bequemste Anregungs- und Ueberzeugungsmittel, verfehlt selten den beabsichtigten Zweck und giebt, wie in der ersten Hälfte und namentlich in der Mitte unseres Jahrhunderts, auch ein vortreffliches Deckungsmittel für die Förderung dieser oder jener, angeblich nur im rein nationalen Interesse angestrebten oder auch zur Durchführung gelangenden Sonderunternehmungen.

Die Monroe-Doctrin gleicht aber auch zuweilen jener sagenhaften Sphinxgestalt des griechischen Alterthums, welche den Sterblichen Räthsel zu lösen gab und den, der die Aufgabe nicht befriedigend überwand, schonungslos zerriß. In den militärgeschichtlichen Erinnerungen der Vereinigten Staaten finden wir eigenartige Belege, die beweiskräftig das vorstehend angeführte Gleichniß illustrieren und von denen wir einige bemerkenswerthe im Rahmen dieser Abhandlung vorführten. Mit welchem geringen Heeresstande die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich zur Zeit behelfen, lehrt der Jahresbericht des Unions-Kriegssekretär Lamont vom 31. Oktober 1895.

Wir finden da: Dienstbefindliche Mannschaften: 25 358 Mann. Davon dienen bei der Infanterie: 13125 Mann; bei der Kavallerie: 6170 Mann; bei der Artillerie: 4025 Mann und beim Genie: 500 Mann.

Beachtenswerth erscheint zwischen obenangeführter Gesammtziffer und deren Spezialisirung, die bei letzterer sich zeigende Minderzahl von 1538 Mann.

Dienstbefindliche Offiziere: 2126.

Davon dienen bei der Infanterie: 877; bei der Kavallerie: 431 und bei der Artillerie: 280.

Ein bedeutender Theil dieser Herren dient bei den Nationalgarden der verschiedenen Staaten als Instruktoren und da jetzt zwischen den Staatsmilizen und den regulären Bundestruppen dauernde Union in Bezug auf die Instruktion eingetreten ist, dienen in 43 verschiedenen Staaten Offiziere der stehenden Bundesarmee als Instruktoren. Die Zahl eingeübter Miliztruppen in sämmtlichen Staaten der Union betrug am 31. Oktober 1895 insgesammt 114,950 Mann.

Die Zahl der in der Bundeshauptstadt Washington dienstthuenden Offiziere wurde von 67 auf 35 vermindert und ebenso die Zahl der im Rekrutirungs-, recte Werbungsdienst verwendeten Offiziere von 93 auf 33 verringert.

Hingegen wurde die Zahl der als Instruktoren der Nationalgarde in verschiedenen Staaten thätigen Offiziere von 92 auf 128 erhöht, und ebenso die Zahl der in den Indianerreservationen verwendeten Offiziere von 5 auf 19 vermehrt.

Die Anzahl streitbarer Männer, die im Nothfalle zur Ergänzung der

Milizen aufgeboten werden können, wurde schon vor einem Jahrzehnt auf drei Millionen beziffert. Diese Massenzahl unausgebildeter und im Ernstfalle erst einzuübender Leute muß sich seit dem letzten Jahrzehnt erheblich vermehrt haben. Wenn auch nur Territorialaufgebote in den im Kriegsfalle zunächst bedrohten Grenzgegenden erfolgen würden, so werden diese doch bedeutende Massen kriegsgemäß ausgebildeter und vor allen Dingen auch sprachlich ganz besonders befähigter Offiziere erfordern!

Wenn wir hier auch das im hohen Norden abgesondert gelegene Vereinigte Staatengebiet Alaska in Bezug auf Spracherfordernisse der dienstthuenden nordamerikanischen Offiziere noch ganz abseits lassen, ergiebt sich schon in den Grenzgebieten des abgerundeten Bereiches der Union eine Sprachverschiedenheit, die an dem militärischen Bildungsinstitut zu West-Point bei der Schulung der Kadetten und bei Prüfungen derselben entsprechend beachtet wird.

Die spanische Sprache ist Lehrgegenstand in West-Point, weil sie in den Grenzgebieten gegen Mexico hin vorherrscht und ebenso in Central-Amerika. Die französische Sprache ist dagegen wegen Canada ein in fremdsprachlicher Beziehung bevorzugtes Lehrobjekt in West-Point.

West-Point muß als Pflanzstätte des speziell nordamerikanischen Militarismus bezeichnet werden. Hier findet die Monroe-Doctrin ihre unbestrittenste Wahrung und Geltung bei der Pflege militärischer Ausbildung und bei der praktischen Schulung angehender nationaler Befehlshaber.

Das nordamerikanische Kadetteninstitut zu West-Point nimmt nicht blos im Riesenreiche des Dollars eine eigenartige und ganz abgesonderte Stellung ein, sondern unterscheidet sich auch recht wesentlich von annähernd gleichartigen Anstalten in Europa. Mögen die Heereseinrichtungen Englands in Bezug auf die Werbungen Freiwilliger und in Hinsicht auf die Milizorganisationen denen der Vereinigten Staaten zunächst gleichen, West-Point bildet mit der Wahl sowie mit der ganzen Behandlung seiner Zöglinge, die Sold empfangen und als Soldempfänger ohne jede Berücksichtigung ihrer oft sehr verschiedenen Herkunft, Abstammung und verwandtschaftlichen, sowie gesellschaftlichen oder religiösen Beziehungen gleichmäßig streng behandelt werden, während der ganzen Dauer ihres Verweilens in diesem Vereinigten Staateninstitute, einen ganz eigenthümlichen Gegensatz zu den ähnlichen Ausbildungsanstalten Großbritanniens, in denen bei der Aufnahme der Zöglinge doch schon eo ipso ein ganz anderes Verfahren beobachtet wird in Bezug auf Herkunft und standesgemäße Beziehungen.

„Körperlich gesund und kräftig, gut vorgebildet in Schulkenntnissen und geistig begabt, sowie guter Leumund in der bisherigen moralischen Lebenshaltung,“ das sind die wesentlichsten Aufnahmebedingungen, die das nordamerikanische Kadetteninstitut in West-Point den Aufzunehmenden stellt. Hier, in dem auf einem Hochplateau über dem rechten Ufer des Hudson unterhalb

des Städtchens Newburgh gelegenen militärischen Bundesinstitute der Union, waren in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Anforderungen bei den Aufnahmeprüfungen sowohl in körperlichen als in geistigen Befähigungsbeziehungen nicht so scharf und streng normirt wie nun seit mehreren Jahrzehnten.

Gerade „König Dollar“ war es, der vom Kapitole zu Washington her dahin wirkte, daß schon bei den Aufnahmeprüfungen in West-Point äußerst scharf und umsichtig verfahren werde, damit bei den folgenden Kursprüfungen und Abschlußexamen möglichst wenig unbrauchbare oder zweifelhafte Individuen auszuscheiden seien.

Es verursachte bedeutenden Lärm in den Vereinigten Staaten, als allgemein bekannt wurde, die Aufnahmebedingungen in West-Point seien erheblich verschärft worden, um dieses militärische Ausbildungsinstitut der Union nur noch den persönlich durchaus Befähigten offen zu halten.

In keiner anderen Bildungsanstalt der Vereinigten Staaten ist die alte demokratische Zweckerfüllungsidee und der Ausnutzungsgrundsatz der Kräfte so zur Geltung gelangt, wie in West-Point, wo nur die wirklich bekundete persönliche Tüchtigkeit der Auszubildenden vom ersten bis zum letzten Tage maßgebend für Beförderung und Reifezeugniß erscheint.

Und das brachte gerade die Engherzigkeit des „König Dollar“ hier auf Grund einfachster und geschäftsgemäßester Berechnung hervor.

Da die für geeignet Befundenen in West-Point völlig gratis aufgenommen werden und nicht nur für Wohnung, Kleidung, Beköstigung und Unterricht nichts zu entrichten brauchen, sondern auch Sold empfangen, der sich bei guten Leistungen und Beförderungen (zum Korporal, Sergeanten ꝛc.) steigert, berechnete man im Bundessenate und im Kriegsdepartement zu Washington, wie viel Tausend Dollars die mehrere Jahre währende praktische und theoretische Schulung dieser Kadetten per Individuum kostet und wie viel Geld hier als „zwecklos vergeudet“ erscheinen mußte, wenn erst bei späteren Prüfungen gänzliche Untauglichkeit oder doch erheblicher Mangel an Befähigung die Ausscheidung und Entlassung von Zöglingen veranlaßte.

Die Zöglinge von West-Point, die das Offizierkorps des nordamerikanischen Bundesheeres nach bestandenem Abschlußexamen ergänzen, haben eine vierjährige, harte Dienstzeit hinter sich, wenn sie West-Point mit dem Reifezeugniß verlassen und nun ihre eigentliche Offizierslaufbahn in der Vereinigten Staatenarmee beginnen können.

West-Point bildet in der nordamerikanischen Union eine ganz eigene Welt für sich. Aeußerst strenge Mannszucht und vollständige Abgeschlossenheit gegenüber dem geschäftlichen oder tagespolitischen Treiben sowie gegenüber den gesellschaftlichen Zerstreuungen der Außenwelt, stellt hier die Söhne hundertfacher Millionäre mit den Söhnen von Tagelöhnern in der Lebenshaltung wie in der gesammten Pflichterfüllung auf gleiche Linie. Nur per-

sönliche Befähigung und Leistungsfähigkeit kann hier Aussicht auf Beförderung und Erreichen des Endzieles gewähren.

Kommandant von West-Point ist ein höherer Offizier der Bundesarmee und an der Spitze einer jeden Kadetten-Kompagnie steht gleichfalls ein Armeeoffizier.

Wie abgeschlossen von der übrigen Welt hier die ganze Schulung, beweist wohl der Umstand mit, daß erst nach zweijähriger tadelloser Führung der erste und einzige Ferienurlaub — während Juli August — zum Besuch der Angehörigen und der Heimathgegenden bewilligt wird in den vier Jahren.

Vier Abtheilungen bezw. Klassen umfaßt das Kadettenkorps von West-Point. Von 100 Zöglingen des ersten Jahrganges haben 20 Aussicht nach Jahresfrist Korporalsrang erlangen zu können. Stufenweis vollzieht sich dann wie anderwärts die weitere Beförderung im Dienstrange je nach der Führung und nach den Leistungen der Betreffenden. In den achtziger Jahren ereignete es sich, daß bei dem Wettbewerbe in der Lösung einer kriegsakademischen Aufgabe hier der Sohn eines armen Ziegeldeckers dem Sohne des Unionspräsidenten zuvorkam und siegte.

An schönen Abenden kommen aus den reichen und schönen Herrensitzen am Hudson wohl Damen und Herren nach West-Point herauf, um in den spärlich bemessenen Erholungsstunden der dortigen Offiziere und Kadetten Bekannte aufzusuchen. Im Allgemeinen ist jedoch West-Point eine Welt für sich, die die militärische Zukunft der Vereinigten Staaten sichern soll durch eingehendste und sachgemäßeste Heranziehung und Ausbildung der für das Bundesheer bestimmten sowie auch bei den Milizen nun mehr und mehr als Instruktoren Verwendung findenden Offiziere.

Verläßt der Kadett erster Klasse, der vier Jahre in West-Point verbrachte, den strengen Dienstanforderungen vollständig entsprach und sein Offiziersexamen glücklich bestand, endlich als angehender Offizier die Anstalt, um nach kurz bemessenem Erholungsaufenthalte in der Heimath dann wirklich in das nordamerikanische Bundesheer einzutreten, so bildet gewöhnlich ein abgelegenes Grenzfort im äußersten Westen oder Norden die Stätte seines ersten Wirkens. Auch hier findet dann zumeist eine Abschließung von dem für nordamerikanische Gesellschaftsverhältnisse und Staatszustände sonst so bezeichnendem industriellen und kommerziellen Treiben statt.

Der junge Offizier lebt sich dabei noch mehr in die Sonderstellung hinein, die schon im Interesse dienstlicher Pflichterfüllung eigenartig bedingt und begrenzt ist im nordamerischen Riesenreiche des allgewaltigen „Königs Dollar“.

George Washington kann als der ursprünglichste Vertreter des nordamerikanischen Militarismus betrachtet werden. Er war es auch, der während des Unabhängigkeitskrieges wiederholt auf der natürlichen Felsenfeste des

Hudsonhochlandes weilend, äußerte: „er kenne keinen geeigneteren Platz für die Errichtung einer nordamerikanischen Militärakademie als West-Point.“

Der ehemalige Flügeladjutant Friedrichs des Großen, spätere nordamerikanische Generalinspektor Friedrich Wilhelm v. Steuben, verfaßte dann unter Benutzung der für die damaligen preußischen Kadettenanstalten geltenden Vorschriften den ersten Entwurf für das zu West-Point geplante Institut. Erst nach Steubens Tode gelangte dann im Jahre 1802 der Plan zur Ausführung.

Bis zum Ausbruche des Südstaatenkrieges (1861) war es Brauch, daß alle Offiziere der nordamerikanischen Bundesarmee aus dem West-Point-Kadettenkorps hervorgingen. Dann kam die Zeit der Freiwilligen-Regimenter und nun galten die in West-Point gebildeten Offiziere in der Unionsarmee als Bevorzugte gleich den Gardeoffizieren in verschiedenen europäischen Armeen früherer Zeit. Von allen Nebenbeziehungen abgesehen, galten sie in normalen Zeiten — bei Ausbruch des Absonderungskrieges traten jedoch viele dieser Herren schon wegen ihrer heimathlichen Staatsangehörigkeit zu den Südstaaten über — stets als der Kern, der das Heerwesen der Vereinigten Staaten national beleben, fördern und leiten sollte in dem engbemessenen Bestande der stehenden Bundesarmee.

Wird da auch in Zukunft ein Bestand von 250 Kadetten genügen für Ergänzung des Offizierkorps der nordamerikanischen Bundesarmee?

Wir müssen das aus vielfachen Gründen bezweifeln. Im Ernstfalle treten an die Kriegsleitung der Vereinigten Staaten schon bei gegenwärtigen Verhältnissen Aufgaben heran, für deren Bewältigung und befriedigende Lösung zum mindesten die vier- bis fünffache Zahl gut geschulter und mit den nationalen Erfordernissen durchaus vertrauter Offiziere erforderlich ist, als gegenwärtig vorhanden sind.

Der ungeheueren Ausdehnung des Unionsgebietes — 9 212 270 qkm, während im Vergleich dazu das europäische Rußland nur 5 389 628 qkm umfaßt — entspricht die Vertheilung (wenn man nicht gar die Ausdrücke „Verzettelung“ oder „Zersplitterung“ gebrauchen will) der Unionsstreitkräfte in Friedenszeit auf diesem Festlandbereiche. Die Infanterie, die zum Schutze der Grenzen und zur Bewachung der Territorien verwendet wird, in denen Indianer oder sonstige unruhige Bevölkerungselemente von Zeit zu Zeit Verwickelungen und Unruhen hervorrufen, ist vielfach vertheilt und in kleineren Abtheilungen abgesondert postirt. Bei der Kavallerie, die im aufreibendsten Sicherungsdienste Verwendung findet, ist manches Regiment über einen Raum vertheilt, der mehr als zweihundert Quadratmeilen umfaßt und ein einheitliches Ueben, wie es bei europäischen Regimentern als unerläßlich betrachtet wird, ungemein erschwert wenn nicht gänzlich verhindert.

Die Einflüsse und Rückwirkungen dieser eigenartigen Zustände und Verhältnisse, können in fachgemäßer Beziehung, namentlich soweit es die im

Ernstfalle vielleicht urplötzlich hervortretenden Anforderungen bei der Leitung und Verpflegung größerer Heeresmassen betrifft, nur ungünstig einwirken auf die Kriegsbereitschaft.

Die Friedensersparnisse des nordamerikanischen Kriegsdepartements werden da, wie stets zuvor, von auffällig großen Kosten und Erschwerungen der wirklichen Kriegsführung überwogen werden und sich vielleicht sehr bitter und empfindlich rächen, wenn gerade beschleunigtes Vorgehen und schnelle, pünktlich geordnete Massenverwendung den Erfolg bedingen und sichern soll.

Von Ost nach West bezeichnet die Ausdehnung der Pacificbahn — — 5290 Kilometer, die von Expreßzügen in 5½ Tagen, von Emigranten-zügen dagegen in 12 bis 13 Tagen zurückgelegt werden. — die weite Entfernung zwischen den im Osten nnd im Westen der Vereinigten Staaten stehenden Truppentheilen der kleinen nordamerikanischen Bundesarmee.

Von Nord nach Süd kommen ca. 25 Breitengrade in Betracht.

Seit dem Entstehen modern gearteter Kriegsmacht in Japan können oder müssen vielmehr die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit dem möglichen Falle rechnen, daß die dort neu entstandene ostasiatische Seemacht mit dieser oder jener europäischen Großmacht sich zu gemeinsamem Vorgehen gegen die nordamerikanische Union einigen kann und in Folge bedeutend schnellerer Kriegsbereitschaft dann vielleicht auch Erfolge erzielt, wie jüngst auf dem asiatischen Festlande. Kriege zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten zwangen die letzteren gewöhnlich zur Kriegsbereitschaft auf drei, zur See noch einigermaßen Zusammenhang gewährende Fronten. Das Erwachen des „Gelben Mannes" in Ostasien, welches in bekannter mahnender Weise Kaiser Wilhelm II. andeutete, dürfte den Vereinigten Staaten bei der auch westwärts sich richtenden Bedeutung und Geltendmachung der Monroe-Doctrin, vielleicht eher als man es allgemein anzunehmen wagt, einen Krieg bringen, der unter Umständen auf allen vier Fronten zugleich ausgekämpft werden und dabei ungeheuere Anforderungen an die Schlagfertigkeit bei Entfaltung größerer Massen stellen müßte. Wo und wie wird dann in der Union die unbedingt erforderliche Anzahl genügend ausgebildeter und allen Schwierigkeiten entsprechender Offiziere aufzutreiben sein?

Gegenüber der offiziellen und großfinanziellen Zurückhaltung der leitenden nordamerikanischen Kreise in kriegsadministrativen Angelegenheiten berührt es dann oft ganz eigenthümlich, wenn bürgerliche und sogar kirchliche Interessenkreise im Innern der Vereinigten Staaten zuweilen die Erweckung und die Pflege des militärischen Geistes bei der Jugend anstreben.

So brachte das in der Stadt Ottawa, Staat Illinois, erscheinende „Central Ill. Wochenblatt" kurz vor Jahresschluß 1895 folgende Ankündigung: „Die Knabenbrigade der Congregationalisten-Kirche wird heute Abend um

halb acht Uhr in der Kirche eine höchst interessante militärisch-musikalische Abendunterhaltung veranstalten. (Kriegslieder (!) und die Darstellung kriegerischer Scenen stehen auf dem Programm, auch wird der wackere Kriegsveteran, Major J. H. Widmer, einen Vortrag über die Schlacht bei Chickamanga (bekannte mehrtägige Schlacht vom 19. bis 21. September 1863) halten".

Mag es sich auch hier um eine echt nordamerikanische Kirchenreklame in erster Linie handeln, bezeichnend muß es erscheinen, daß dieselbe sich mit Pflege und Stärkung militärischen Geistes befaßt und dabei auf besten Erfolg rechnet. So lange dergleichen sich da noch zeigt, wird auch der Militarismus auf eine bessere Zukunft in der Union zum Nutzen und zur Sicherung des Landes rechnen dürfen.

Die Delagoa-Bai und ihre Bedeutung.*)

Unter dem 26½° südlicher Breite ist eine Halbinsel an das afrikanische Festland gewurzelt, welche sich 23 km nach Norden vorschiebt, um in dem 84 m hohen Kegelberg Santa Maria oder Colatto plötzlich abzubrechen. In der Langsaxe dieser 7½ km breiten Landzunge taucht, nur durch ein 820 m breites, unpassirbares Riff von ihr getrennt, eine Insel auf. Beide Terrainerhebungen — sie führen die gemeinsame Bezeichnung Innack — bilden den Schutz für die ihnen westlich anliegende Bucht, deren Festlandsküste vom Fuße der Halbinsel aus in nordwestlichem Zuge nach der Mündung des Englischen Flusses, dem innersten Winkel der Bai, streicht, um sich von da aus in nordöstlicher Richtung nach Cutfield Hummock, einem 68 m hohen kegelförmigen Hügel, hinzuziehen.

Eine nähere Rekognoszirung des Seebeckens ergiebt folgendes Resultat: Die bei einer Breite von 6, 11 km lange Innackinsel steigt in ihrem östlichen Theile, dem Innackhugel, bis zu 124 m über den Seespiegel, während die Westküste nur bis 57 m hoch, und der flache Nordstrand von Lagunen um

*) Eine gute Uebersicht der Delagoa-Bai und ihrer Hinterländer bietet die "Neue Spezialkarte der Südafrikanischen Republik und der angrenzenden Gebiete. Von A. Herrich. Glogau Karl Flemming Pr.: 0,50 Mk.

säumt ist. Das westliche Gestade der Halbinsel Inyack dagegen, wie auch das kontinentale sind im allgemeinen flach, und nur bei Ponta Vermelha und dem schon erwähnten Cutfield Hummock sind Terrainerhebungen bemerkbar.

Zwischen der Insel Inyack und der Ponta Vermelha ist die Bucht 28 km breit, und bettet sich südwärts dieser Linie, bei einer wechselnden Wassertiefe von 12 bis 40 m, 37 km weit ins Land. Hier und da gefährden Untiefen die Schifffahrt. Fahrzeuge, die nicht über 7½ m tauchen, vermögen die Barre vor dem Englischen Fluß leicht zu passiren.

Die Zufahrten nach der geräumigen Delagoa-Bucht sind mannigfach durch Bänke verbaut, da von der Insel Inyack, beziehungsweise dem ihr nordwärts nahe liegenden Elephanteneiland, sich 37 km weit nach Norden fast ununterbrochen eine Untiefe — Cockburn-, Hope- und Domelt-Sandbank — an die andere reiht, um in der von Cutfield zu enden. Zwischen dieser letzteren und der Küste öffnet sich die Zufahrt zu dem 9 km breiten Nord- oder Hauptkanal, der 14—16 m Wasser hält und frei von Fährnissen ist. Nicht tief tauchende Schiffe können auch durch die 1¾ km weite Cockburn-Straße (zwischen Cockburn- und Hope-Sandbank) einlaufen.

Bei aufmerksamer Beobachtung der heftig nach Süden treibenden Moçambique-Strömung gewinnt man den Eindruck, daß diese konstante Meeresbewegung mit Hilfe des Englischen Flusses die Delagoa-Bai ausgewaschen habe.

In der breiten Mündung oben genannten Stromes finden wir den vorzüglichen, fast landumschlossenen Hafen, der, da gegen die Seeseite hin schon genannte Inseln und Untiefen die Stelle von Wellenbrechern vertreten, gegen jeden Wogendrang geschützt ist. Ein zweiter Ankerplatz, der von Melville, liegt gesichert zwischen der Inyack-, der Elephanteninsel und der Cockburn-Untiefe.

Die Delagoa-Bai wurde ehedem wegen der Sicherheit, die sie Schiffen bietet und wegen der Schönheit ihrer Landumrahmung, Formosa-Bai genannt.

Außer dem Englischen Fluß schütten noch der Maputa- und König Georg-Strom ihre Gewässer in die Bai, in welcher auch die größten Flotten sichere Bergestätte finden. Doch nicht nur geschütztes Ankern über gutem Grund findet man hier, sondern auch mancherlei für die Schifffahrt nothwendige Dinge, von denen wir als besonders wichtig nur die brennbaren, schwarzen Steine nennen wollen, die man in mächtigen Lagern unfern der Küste entdeckt hat und mit ihrem Abbau jetzt beginnt.

Auf dem linken Ufer des Englischen Flusses unweit seiner Mündung, 32 km von der offenen See entfernt, liegt Lourenzo Marquez, eine Stadt, welche dem Umstande zum Trotz, daß Docks, Werften und Quais fehlen, dennoch in lebhaftem Aufschwunge begriffen ist; denn während 1861 die Einfuhr nach Transvaal über den Platz nur 46 000, betrug dieselbe im

Jahre 1893 406500 und hob sich 1894 auf über 600000 Pfund Sterling. Wenn die Delagoa-Bai eine bequeme, weite Pforte für Südostafrika darstellt, dann finden wir in Lourenzo Marquez den Schlüssel zu ihr.

Leuchtfeuer sind bei Ponta Vermelha (östlich der Stadt), dort, wo das linke Ufer des Englischen Flusses und die Küste sich unter rechtem Winkel treffen, wie an dem entgegengesetzten Stromufer und auf der nordöstlichsten Spitze der Inyackinsel errichtet.

Die Delagoa-Bai, oder, um uns präziser auszudrücken, die Inyack- und Elephanteninseln, die Gebiete von Tembe und Maputa, wurden durch Entscheidung von Mac Mahon, Präsidenten der französischen Republik, am 24. Juli 1875, in dem Streite mit England den Portugiesen zugesprochen, nachdem Lord Granville das vorher von Portugal gemachte Anerbieten der Ueberlassung der Bucht für eine Entschädigung von 12000 Pfund Sterling abgelehnt hatte. Diesmal war das sonst weitsichtige England mit Blindheit geschlagen.

Die Bedeutung des großen Naturhafens der Delagoa-Bai macht sich in wirthschaftlicher, politischer, militärischer und maritimer Beziehung immer mehr und immer nachdrücklicher geltend.

Die wirthschaftliche Wichtigkeit hat durch Eröffnung der Eisenbahn, welche Lourenzo Marquez mit Pretoria verbindet, in nicht zu überschätzender Weise gewonnen und dahin geführt, daß der Dampferverkehr in großem Maße in letzterer Zeit zunahm.

Eben genannter Schienenstrang befreite die südafrikanischen Republiken Transvaal und Oranje-Freistaat aus der bis dahin bestandenen Abhängigkeit vom Caplande und erschloß dem Hafen zugleich reiche Hinterländer; in diesem Umstand, d. h. darin, daß er gewissermaßen erst jetzt zum ozeanischen gestempelt wurde, gipfelt seine handelspolitische Bedeutung.

Die durch die Bahn gewährleistete Freiheit der Bewegung zwischen Binnenland und Meer erhöhte selbstverständlich die militärische Wichtigkeit der Delagoa-Bai.

Alle eben berührten Momente verschwinden indessen gegen das eine, das maritime.

Daß Britannien als größter Handelsstaat der Welt nichts unversucht läßt, die neu geschaffene handelspolitische Situation zu beherrschen, beweisen seine Anstrengungen, die Aktien der Bahn Lourenzo Marquez—Pretoria anzukaufen. Wie einst der Suezkanal, den Frankreichs Geist ersonnen, Frankreichs Kraft gebaut hat, durch Erwerbung der Aktien seitens Englands sich britischer Beeinflussung nicht länger entziehen konnte, so hofft das Inselreich hier durch seine Kapitalien die Bahn zu kontroliren und das Hinterland in Abhängigkeit zu bringen. Gelänge dies, dann wäre wieder einmal ein britischer Geldbeutel in die Wagschaale berechtigter Interessen geflogen. In dieser Hinsicht ist die Stellungnahme der englischen Presse den Ereignissen in Süd-

afrika gegenüber von besonderem Interesse. So läßt sich ein Artikel: **„Amatongaland and the Boer Protest"** der in London erscheinenden **„African Review"** folgendermaßen aus: „Transvaal mag sich selbst alle Aufregung sparen, denn sein Protest kann nichts Gutes schaffen und jede Aktion ist nutzlos. Präsident Krüger kann versichert sein, daß Transvaal ein Inland-Staat bleiben muß, denn seine Augen auf Delagoa-Bai zu zu werfen, ist rein närrisch. Irgend ein Versuch, die Hoffnungen Transvaals nach dieser Richtung hin zu verwirklichen, würde Krieg mit Großbritannien bedeuten." Die **„St. James Gazette"** meint: „Präsident Krüger oder ein anderer Transvaal-Präsident wird niemals damit Erfolg haben, einen eigenen Hafen zu erhalten. Warum? Weil dieser in seiner Hand eine zu gefährliche Macht für Großbritannien sein würde." Ein rein militärisches Journal **„United Service Gazette"** schrieb unter dem 27. März: „Gestern verbreitete sich das Gerücht, daß die Delagoa-Bai käuflich von uns erworben wäre. Seit lange betonen militärische Autoritäten ihre Erwerbung aus strategischen Gründen, denn wenn die Bucht nur wenig Werth für Portugal besitzt, wäre sie für uns aus Gründen der Herrschaft über die Meere von großem Vortheil. Obgleich der Vollzug des Verkaufes später widerrufen wurde, sind die Unterhandlungen in der That bereits so weit gediehen, daß wir nach dieser Richtung hin bald vor einer vollendeten Thatsache stehen werden." Diesen neueren englischen Stimmen möge sich eine ältere aus dem Jahre 1888 zugesellen. Unter: **„The Delagoa-Bay"** lesen wir in der **„Asiatic Quataly Review"**: „Diese Bucht könnte in der Hand einer starken feindlichen Macht unter Umständen unsere Route um das Kap unmöglich machen. Der Besitz der Bai ist in der That für die Sicherheit unseres Seeweges nach Indien so nothwendig, daß wir im Kriegsfalle nicht wagen dürften, sie selbst in der Hand einer nur schwachen, neutralen Macht zu belassen. Die Selbstvertheidigung würde uns zwingen, die Delagoa-Bai zu nehmen." Dann wird Madagaskar erwähnt, von dem die Zeitschrift sagt, daß diese Insel Frankreich sein verlorenes Isle de France (Mauritius) ersetzen soll, um von ihr aus den britischen Handel lahm zu legen.

Vorstehende englische Erörterungen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und das ausschlaggebende Moment erkennen, welches Albion den Besitz der Delagoa-Bai — auf welche Weise dies geschieht, ob durch rechtliche oder verwerfliche Mittel, ist nebensächlich, — ersehnen läßt.

Unsere, am Anfange vorstehenden Artikels gegebene Beschreibung läßt die ausnahmsweise großen Vorzüge erkennen, welche der in Rede stehenden Meeresbucht eigen sind. Der maritimen Gunst gesellt sich eine andere, vielleicht noch schwerer wiegende bei, es ist die strategisch wichtige Lage im Indischen Ozean, der nicht länger mehr ein rein englischer See ist. Schon der Umstand, daß die Delagoa-Bai zwischen dem Kap der guten Hoffnung

und dem Hafen von Moçambique, d. h. auf einer Strecke von etwa 4200 km die einzige Naturbucht ist, welche eine Flotte tieftauchender Fahrzeuge aufnehmen kann, spricht beredt für ihre strategische Position. Dann aber bietet diese für große Flotten sichere Zufluchtsstätte Britannien die ihm bis jetzt noch fehlende Etappe auf dem Seewege vom Kap nach Sansibar, dem Golf von Aden und dem Persischen Busen. Von hier aus wird nicht nur der südliche Zugang .in die wichtige Straße von Moçambique flankirt, sondern England könnte auch im Verein mit Mauritius dem französischen Madagaskar Schach bieten.

Was aber Albion zu den größten Anstrengungen reizen muß, die Delagoa-Bai zu erwerben, ist der Umstand, daß es ihren Besitz zur Vertheidigung seiner nicht mehr unangefochtenen Herrschaft zur See für unentbehrlich achtet. Da zweifelsohne die Delagoa-Bai ein wichtiges Moment in der Wagschale der kommerziellen und strategischen Bedeutung des Indischen Ozeans abgiebt, in dem alle großen, seefahrenden Nationen wichtige Interessen zu vertreten haben, so erscheint es für sie mehr denn geboten, die Freiheit dieses Weltmeeres und das Gleichgewicht auf ihm nicht einseitig durch englische Gewaltthat stören zu lassen.

Diese Erwägungen legen die Frage auf die Zunge, was soll mit der Bai werden? Die Antwort lautet, entweder mag sie portugiesisch bleiben oder von Transvaal, das in einer vorzüglich guten finanziellen Lage sich befindet, käuflich erstanden werden. Gegen eine solche, als im friedlichen Sinne vollzogene und mit keinerlei Interessenschädigung verbundene Abmachung werden die großen Seemächte mit Ausnahme des einzigen England keinen Widerspruch erheben. Eine Erwerbung der Bai durch England läuft dem Interesse der ganzen Welt schnurstracks entgegen. Sir Charles Dilke meint in seinem 1890 erschienenen Werke „Problems of Greater Britain“, daß man unmöglich die von der Geographie gewiesenen Wege ignoriren könne, und Transvaal zweifelsohne ein Thor nach dem Ozean, welches seiner Kontrole allein unterstehe, gewinnen müßte.

Daß das letzte Kriegswort in Südostafrika noch nicht gesprochen ist, und die Buren in Transvaal und Oranje-Freistaat noch einmal zeigen müssen, daß sie ihre bis jetzt stets hochgehaltene Selbständigkeit zu vertheidigen verstehen, diese Ansicht bricht sich immer mehr Bahn.

Otto Wachs.

Ueber Druckschäden bei Armeepferden.*)

(Fortsetzung.)

Betreffend den Sattel sind, anknüpfend an das früher Angeführte, folgende Momente festzuhalten.

1. Nur gute Sättel anzuwenden. „Der Sattel, sagt unser Traindienstreglement, soll leicht gebaut und doch solid sein, durch Lage und Bauart einen festen Sitz gewähren, die baldige Ermüdung beim Reiten und Fahren verhindern und so konstruirt sein, daß er Zügelführung und Schenkelhülfen nicht stört und einen bequemen Sitz bietet."

2. Ein jedes Pferd soll den zu seinem Rückenbau passenden Sattel erhalten. Die größte Schwierigkeit beim Anpassen der Sättel besteht darin, daß jeweilen beim Beginn eines Dienstes der durch die Abmagerung bedingten Veränderung der Gestalt des Rückens Rechnung getragen werden sollte, ein Punkt, der allerdings Angesichts der kurzen Dauer unserer Truppenübungen den Betheiligten bisher wenig Kopfzerbrechen gemacht hat, bei einem längeren Feldzug indessen große Bedeutung erlangen würde. Zur Vermeidung von Stegdrücken namentlich sollte man von vornherein auf diese Eventualität der Abmagerung des Pferdes Rücksicht nehmen, dies um so mehr, als dieselbe im Verlauf eines Feldzuges regelmäßig eintreten und nahezu alle Pferde der Einheit betreffen wird. Es wird also ein Sattel, dessen innere Stegkante oder Kissenrand etwas stärker aufliegt als die äußere, vorzuziehen sein; der beim wohlgenährten Pferd anfänglich vermehrte Druck am innern Stegrand hat keine besonders nachtheiligen Folgen, schon deswegen, weil das mächtige Kissen des langen Rückenmuskels den Druck leicht aufnehmen kann und gegen keinen nahen Knochen gepreßt wird. Verletzungen der innern Stegkante sind deshalb schon seltener und gutartiger. Dieses Anpassen der Sättel und Geschirre ist so wichtig und von so weittragenden Folgen, daß diese Arbeit immer vom Kommandanten der Einheit selbst durchgeführt werden sollte; sind die Sättel und Geschirre nur halbwegs angepaßt worden, so wird der Kommandant leicht in den Fall kommen, nach kurzer Zeit sein Pferdematerial in verschiedenster Art defekt zu finden. Das Anpassen soll auch niemals im Stall erfolgen, sondern immer im Freien; jedes Pferd soll dazu mit hochgehobenem Kopfe auf eine völlig ebene Bodenfläche normal gestellt werden und der Sattel voll belastet (Packung und Reiter) sein, damit man sich überzeugen kann, ob die Last wirklich regelrecht vertheilt ist und

*) Siehe Mai-Heft der „Neuen Milit. Blätter".

die Kante des Rückens oder Widerristes nirgends berührt wird. Die Kissen des Artilleriesattels haben den Nachtheil, daß sie leicht hart werden und drücken, daß der Zwilchüberzug bald durch Auflagerungen von Haaren und eingetrocknetem Schweiß, Haut und dergleichen rauh und höckerig wird. Die jetzige Befestigungsweise des Sattels durch den Gurt hat ferner den fatalen Uebelstand, daß der Sattel selbst einen bedeutenden Druck auf den Rücken ausübt, der demjenigen der Packung und des Reiters sich summirt. Allerdings wird der Gurt nach und nach lose durch Dehnung, sowie in Folge Verminderung des Leibesumfanges des Pferdes, aber nie in dem Grade, daß der Rücken dadurch gänzlich entlastet wäre, wenn der Reiter abgesessen ist. Stetes Losgurten in den Pausen oder im Halt ist daher unbedingt nothwendig, nicht nur um den diesbezüglichen Druck auszuschalten, sondern auch um den Rücken zu lüften und den gestörten Kreislauf wieder möglichst in normale Bahnen zu bringen. Um das zu starke Anziehen des Gurtes zu vermeiden, hatte man seiner Zeit in die Gurtstücke Spiralfedern eingesetzt resp. elastische Gurten empfohlen; diese Systeme haben sich indessen nicht bewährt. Häufiges Frischpolstern, namentlich auch der Offizierssättel, welche manchmal in dieser Beziehung bedenklich aussehen, sollte unbedingt gefordert werden.

3. Absolutes Reinhalten der Sattel- und Stalldecke. Die Satteldecke sollte täglich geklopft und gebürstet werden, ansonst Schweiß und Schmutz überhaupt immer tiefer eindringen, so daß schließlich harte, dicke Einlagerungen sich bilden; die Decke an der Sonne zu trocknen, ist unzulässig, weil der Filz dabei hart und wellig wird; häufiges Walken ist daher gerathen. In vielen Fällen, und ich konnte es im Laufe einer nunmehr fünfzehnjährigen Dienstzeit oft genug beobachten, ist die Satteldecke aus dem eben erwähnten Grund gänzlich unbrauchbar geworden und muß durch die Stalldecke ersetzt werden; sehr oft konnte ich dabei konstatiren, daß nach Anwendung der Stalldecke nicht nur keine frischen Verletzungen mehr entstanden, sondern die bereits vorhandenen trotz täglichem Gebrauch der Pferde sich besserten oder gänzlich abheilten.

Das Auflegen der Decke und das Satteln müssen mit der peinlichsten Sorgfalt geschehen, wenn Druckschäden vermieden werden sollen; es ist dies ein Moment, dem die Unteroffiziere namentlich noch weit mehr Aufmerksamkeit schenken sollten. In der deutschen Kavallerie, welche meines Wissens, theilweise wenigstens, noch den Bocksattel mit seinem stark gebogenen Vorder- und Hintergestell verwendet, wird die neunfach zusammengelegte Stalldecke, vorn circa 20 cm breit, über das Vordergestell zurückgeschlagen; dadurch wird die Decke festgemacht, das Ausrutschen nach hinten verhindert, eine genügende Widerristfreiheit geschaffen; vor dem Gurten wird die Decke noch durch Einführen des Armes hoch in die Sattelkammer gehoben; Widerrist und Lendendrücke sind daher in der deutschen Kavallerie selten; dafür kommen

die Stegdrücke allerdings häufig vor; die letztere Erscheinung ist wohl darauf zurückzuführen, daß die hölzernen Stege des Sattels nicht gepolstert und die Pferde vielfach mager sind, so daß die Haut, trotz der dicken und weichen Stalldecke zwischen dem harten Steg und den Rippen geklemmt und gequetscht wird. Berichtigungen der Lage der Decke sind unstatthaft, wenn der Sattel bereits aufgelegt ist, da sich alsdann gerne Falten bilden.

Endlich sei hier noch erwähnt, daß überbaute Pferde sowie solche mit Heubauch so weit nach vorn gesattelt werden müssen, daß der Sattel fest liegt und der Gurt nicht mehr locker wird, daß man also dem Sattel von vorn herein die Lage giebt, die er später doch einnehmen wird; werden dagegen solche Pferde so gesattelt, daß, wie üblich, der vordere Rand des Gurtes zwei Handbreit hinter dem Ellenbogen zu liegen kommt, so rutscht der Sattel bald nach vorn, der Gurt wird lose, die Last tanzt auf dem Rücken hin und her. Durch genaues Einstellen der längern und kürzern Gurtstücke wird man die in der Kavallerie ziemlich häufigen Gurt- und Schnallendrücke sicher vermeiden.

Möglichste Verminderung des Gewichtes der Packung ist dringend zu empfehlen. Man wird daher auch dafür sorgen müssen, daß die Reiter nur das absolut Nothwendige oder Vorgeschriebene mitnehmen.

Auf dem Marsche sowie bei der Arbeit sollte man immer ein mäßiges Tempo einhalten und die Geschwindigkeit nach dem Leistungsvermögen der mittelmäßigen Pferde reguliren. Der Führer der Kolonne, der vielfach ein besseres Pferd reitet, darf nie das Tempo nach der Gangart seines Thieres regeln, ansonst viele weniger gute oder defekte Mannschaftspferde bald in Galopp übergehen und frühzeitig ermüden. Sobald nicht eine größere Schnelligkeit nothwendig ist, in welchem Falle alle Rücksicht auf Schonung der Pferde wegfällt, wird ein mäßiges Tempo einzuhalten sein.

Um Satteldrücke zu vermeiden, wird man nicht zu häufig absitzen lassen; bei jedem Aufsitzen wird die Gefahr von Verletzungen erhöht. Bei jedem Halt soll die Lage des Sattels und der Packung berichtigt, namentlich die Decke wieder gehörig in die Kammer hinaufgezogen werden.

Reiter, welche schlecht sitzen oder schlecht führen, sollten auf dem Marsche immer besonders beaufsichtigt werden.

Sofort nach der Ankunft im Quartier sind die Sättel und Geschirre abzunehmen und so unterzubringen, daß sie weder beschädigt noch verunreinigt werden können. Der Rücken des Pferdes wird mit Wischen aus gebrochenem Stroh trocken gerieben und das Pferd bei kalter Witterung gedeckt. Allfällige Verletzungen sollen, namentlich solche der Sattellage, sofort in Behandlung genommen werden; um Rezidiven zu verhüten, wird man zugleich immer die Ursache zu eruiren suchen. Sattel und Geschirr werden daher gründlich untersucht; die Beseitigung der veranlassenden Ursache durch allfällige Aenderungen an der Pferdeausrüstung soll gleichzeitig mit dem

Beginn der medizinischen oder chirurgischen Behandlung der Verletzung erfolgen. Insofern das Pferd noch arbeitsfähig ist, könnte man die schmerzerzeugende Belastung der erkrankten Stelle dadurch ausschalten, daß man die ganze Fläche des Steges oder Kissens erhöhen würde, diese Erhöhung aber da fallen ließe, wo die erkrankte Stelle liegt. Dazu würden gehören: die Bekleidung der Stege mit Filz oder Strohmatten, bezw. mit Leinwand, wobei die auf der Verletzung ruhende Stelle ausgeschnitten würde, oder es würde die Filzbekleidung beweglich gemacht, in eine Anzahl quer gestellte Stücke zerlegt, welche, weil einzeln befestigt, auch leichter herausgenommen werden könnten. Es entstünde dadurch zur Aufnahme der Verletzung eine Art Kammer; dabei muß aber zugegeben werden, daß die Entlastung niemals vollständig wäre, da die Satteldecke immerhin noch einen bestimmten, wenn auch weit geringeren Druck ausübt.

Ein derartiges Verfahren ist bei uns unbekannt, wenn wir vom Ausschneiden eines Stückes der Satteldecke absehen; die in der deutschen Kavallerie übliche Polsterung der Stege mit Strohmatten ist dagegen ein ebenso praktisches wie wenig kostspieliges Verfahren, welches dem Zweck vollkommen entspricht, wenn es korrekt ausgeführt wird; namentlich ist dasselbe am Platz, wenn die Pferde im Ernährungszustande stark zurückgehen, so daß die äußere Stegkante zu stark drückt und daher quetscht. Das Ausschneiden der Filzdecke an entsprechender Stelle wird im aktiven Dienst öfter angewendet werden müssen, um so viel Pferde als möglich disponibel zu haben; denn schließlich hat ein intaktes, kriegstüchtiges Pferd mehr Werth, denn eine intakte Decke. Es wäre sogar angezeigt, zu diesem Zweck eine Anzahl Decken nachzuführen. Der Holzsteg des deutschen Sattels bietet in dieser Beziehung den Vortheil, daß man im Nothfall die verletzte Stelle des Rückens durch Zurückschneiden des Steges mit Messer oder Raspel entlasten kann. Betrifft die leichtgradige Verletzung den Widerrist, so wird man entweder den Sattel zurücklegen oder die Vorderpackung weglassen; bei leichten Lendendrücken ist ähnlich zu verfahren. Der Gurt wird, wenn sein vorderer Rand eine Hautschürfung erzeugt hat, in allbekannter Art mit Reh- oder Schaffell gepolstert; ist die Anschwellung in der Gurtenlage umfangreich geworden, wird die vorübergehende Außerdienststellung des Pferdes vorzuziehen sein. Liegt die Ursache des Gurtdruckes in einem beständigen Nachvornrutschen des Sattels, so wird man die Polsterung des vorderen Endes des Steges oder des entsprechenden Theiles des Kissens zu erhöhen suchen durch Anbringen von Filzkeilen, resp. durch Unterlegen der Stalldecke unter die Schabracke oder den Artilleriesattel. Man wird ferner bestrebt sein müssen, die erkrankte Stelle vor der nachtheiligen Wirkung der Reibung und des Scheuerns zu schützen, wozu namentlich die rauhe Fläche des Filzes bei jeder Bewegung Anlaß giebt. Um diesen Zweck zu erreichen, wird ein Stück weiche Leinwand oder Hirschleder glatt und sorgfältig auf die dem Druck entsprechende

Stelle der Decke aufgenäht und dieser Lappen mit einer adstringirenden Salbe resp. mit Tanninglyzerin bestrichen; da das Fett leicht ranzig wird und reizt, ist Glyzerin vorzuziehen, auch der austrocknenden Wirkung wegen. Diese Lappen müssen natürlich häufig erneuert werden, d. h. ca. alle zwei Tage.

Durch diese kurz skizzirten Vorkehrungen wird man in vielen Fällen das verletzte Pferd noch brauchbar erhalten können; sobald kein zwingender Grund zur Benutzung vorliegt, ist jedoch die vorübergehende Außerdienststellung vorzuziehen, damit durch Anwendung eines passenden Heilverfahrens die Herstellung beschleunigt werden kann. Muß das verletzte Pferd trotzdem gebraucht werden, so wird sich infolge des kontinuirlich einwirkenden Reizes das Leiden nur verschlimmern, so daß schließlich die Gebrauchsunfähigkeit viel länger dauert, währenddem eine frische Verletzung, welche sofort unter Zurückhaltung des Pferdes in Behandlung genommen wird, viel rascher abheilt und das Thier ausnahmslos bedeutend früher wieder disponibel ist. Natürlich wird diese Frage der Außerdienstellung durch die obwaltenden Umstände völlig beherrscht; ist ein Gefecht bevorstehend, so wird man alles irgendwie taugliche Material mitnehmen.

Pferde der Artillerie und des Trains, welche mit Sattel- oder Geschirrdrücken behaftet sind, können, wie allbekannt, trotzdem noch vielfache Verwendung finden; es wird einfach die Eintheilung des Gespanns geändert. Sattelpferde benützt man als Handpferde; der Packsattel wird weggelassen. Am Kamm, Schultern oder Bugspitzen verletzte Pferde können den Unteroffizieren oder Trompetern zugetheilt werden. Deichselpferde, die durch das Hintergeschirr verletzt sind, wird man als Vorderpferde verwenden u. s. w.

Der Grund, warum die Artilleriepferde in unseren Friedensmanövern so überaus häufig Druckschäden acquiriren, liegt, abgesehen von der vielfach mangelhaften Besorgung, wesentlich mit darin begründet, daß die Pferdereserve der Einheit allzu gering ist. Da das Korps wohl keine Fuhrwerke zurücklassen darf, müssen die Gespanne so viel als möglich vollständig erhalten werden und viele bereits verletzte Pferde trotzdem mitmachen. Die Folge dieses vermeintlichen Ersparnißsystems werden durch die Eingangs mitgetheilten Zahlen deutlich genug illustrirt.

Die Aetiologie der Sattel- und Geschirrdrücke greift mannigfaltig, wie den obigen Ausführungen entnommen werden kann, in das Gebiet der militärischen Disziplin ein. Der Druck entsteht stets durch etwas, das hätte vermieden werden können. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln soll man zu verhindern suchen, daß schlechte, nachlässige Soldaten ihren Pferden Verletzungen zuziehen, und so mit denselben die Kolonne der Impedimenta vermehren helfen. Durch beständiges Kontrolliren der Sattelung und Packung von Seite der Offiziere und Unteroffiziere wird manche Verletzung vermieden werden können. Es genügt nicht, den Soldaten zu instruiren; die Haupt-

halb acht Uhr in der Kirche eine höchst interessante militärisch-musikalische Abendunterhaltung veranstalten. (Kriegslieder (!) und die Darstellung kriegerischer Scenen stehen auf dem Programm, auch wird der wackere Kriegsveteran, Major J. H. Widmer, einen Vortrag über die Schlacht bei Chickamanga (bekannte mehrtägige Schlacht vom 19. bis 21. September 1863) halten".

Mag es sich auch hier um eine echt nordamerikanische Kirchenreklame in erster Linie handeln, bezeichnend muß es erscheinen, daß dieselbe sich mit Pflege und Stärkung militärischen Geistes befaßt und dabei auf besten Erfolg rechnet. So lange dergleichen sich da noch zeigt, wird auch der Militarismus auf eine bessere Zukunft in der Union zum Nutzen und zur Sicherung des Landes rechnen dürfen.

Die Delagoa-Bai und ihre Bedeutung.*)

Unter dem 26½° südlicher Breite ist eine Halbinsel an das afrikanische Festland gewurzelt, welche sich 23 km nach Norden vorschiebt, um in dem 84 m hohen Kegelberg Santa Maria oder Colatto plötzlich abzubrechen. In der Längsaxe dieser 7½ km breiten Landzunge taucht, nur durch ein 820 m breites, unpassirbares Riff von ihr getrennt, eine Insel auf. Beide Terrainerhebungen — sie führen die gemeinsame Bezeichnung Jnyack — bilden den Schutz für die ihnen westlich anliegende Bucht, deren Festlandsküste vom Fuße der Halbinsel aus in nordwestlichem Zuge nach der Mündung des Englischen Flusses, dem innersten Winkel der Bai, streicht, um sich von da aus in nordöstlicher Richtung nach Cutfield Hummock, einem 68 m hohen kegelförmigen Hügel, hinzuziehen.

Eine nähere Rekognoszirung des Seebeckens ergiebt folgendes Resultat: Die bei einer Breite von 6, 11 km lange Jnyackinsel steigt in ihrem östlichen Theile, dem Jnyackhügel, bis zu 124 m über den Seespiegel, während die Westküste nur bis 57 m hoch, und der flache Nordstrand von Lagunen um-

*) Eine gute Ueberſicht der Delagoa-Bai und ihrer Hinterländer bietet die: Neue Spezialkarte der Südafrikanischen Republik und der angrenzenden G. biete. Von A. Herrich. Glogau. Karl Flemming. Pr.: 0,50 Mk.

säumt ist. Das westliche Gestade der Halbinsel Inyack dagegen, wie auch das kontinentale sind im allgemeinen flach, und nur bei Ponta Vermelha und dem schon erwähnten Cutfield Hummock sind Terrainerhebungen bemerkbar.

Zwischen der Insel Inyack und der Ponta Vermelha ist die Bucht 28 km breit, und bettet sich südwärts dieser Linie, bei einer wechselnden Wassertiefe von 12 bis 40 m, 37 km weit ins Land. Hier und da gefährden Untiefen die Schifffahrt. Fahrzeuge, die nicht über $7\frac{1}{2}$ m tauchen, vermögen die Barre vor dem Englischen Fluß leicht zu passiren.

Die Zufahrten nach der geräumigen Delagoa-Bucht sind mannigfach durch Bänke verbaut, da von der Insel Inyack, beziehungsweise dem ihr nordwärts nahe liegenden Elephanteneiland, sich 37 km weit nach Norden fast ununterbrochen eine Untiefe — Cockburn-, Hope- und Domelt-Sandbank — an die andere reiht, um in der von Cutfield zu enden. Zwischen dieser letzteren und der Küste öffnet sich die Zufahrt zu dem 9 km breiten Nord- oder Hauptkanal, der 14—16 m Wasser hält und frei von Fährnissen ist. Nicht tief tauchende Schiffe können auch durch die $1\frac{3}{4}$ km weite Cockburn-Straße (zwischen Cockburn- und Hope-Sandbank) einlaufen.

Bei aufmerksamer Beobachtung der heftig nach Süden treibenden Moçambique-Strömung gewinnt man den Eindruck, daß diese konstante Meeresbewegung mit Hilfe des Englischen Flusses die Delagoa-Bai ausgewaschen habe.

In der breiten Mündung oben genannten Stromes finden wir den vorzüglichen, fast landumschlossenen Hafen, der, da gegen die Seeseite hin schon genannte Inseln und Untiefen die Stelle von Wellenbrechern vertreten, gegen jeden Wogendrang geschützt ist. Ein zweiter Ankerplatz, der von Melville, liegt gesichert zwischen der Inyack-, der Elephanteninsel und der Cockburn-Untiefe.

Die Delagoa-Bai wurde ehedem wegen der Sicherheit, die sie Schiffen bietet und wegen der Schönheit ihrer Landumrahmung, Formosa-Bai genannt.

Außer dem Englischen Fluß schütten noch der Maputa- und König Georg-Strom ihre Gewässer in die Bai, in welcher auch die größten Flotten sichere Bergestätte finden. Doch nicht nur geschütztes Ankern über gutem Grund findet man hier, sondern auch mancherlei für die Schifffahrt nothwendige Dinge, von denen wir als besonders wichtig nur die brennbaren, schwarzen Steine nennen wollen, die man in mächtigen Lagern unfern der Küste entdeckt hat und mit ihrem Abbau jetzt beginnt.

Auf dem linken Ufer des Englischen Flusses unweit seiner Mündung, 32 km von der offenen See entfernt, liegt Lourenzo Marquez, eine Stadt, welche dem Umstande zum Trotz, daß Docks, Werften und Quais fehlen, dennoch in lebhaftem Aufschwunge begriffen ist; denn während 1861 die Einfuhr nach Transvaal über den Platz nur 46 000, betrug dieselbe im

bar oder nicht, ist die Verletzung vorhanden. Die Belassung des Sattels auf dem Rücken des Pferdes wird sie nur in ungünstigem Sinn beeinflussen und die Krankheitsdauer entsprechend der andauernden Einwirkung der Ursache verlängern. Das sofortige Absatteln wird daher unter Umständen eine Verletzung vermeiden lassen resp. die vorhandene auf einem geringern Grad der Ausbildung halten.

Weitaus die häufigste Form der Druckschäden ist die Hautschürfung, die durch das späte Absatteln nur ungünstig beeinflußt wird; das einfache Hautoedem (Hitzblasen), welches allerdings in der Regel durch Liegenlassen des Sattels beseitigt wird, auf die Gefahr einer Hautnekrose hin, ist viel seltener, es heilt dasselbe zudem immer in ganz kurzer Zeit durch Anwendung der Massage oder eines leichten Druckverbandes (feuchter Umschlag) und bedingt nie die Außerdienststellung der Pferde.

Sattel und Geschirr verletzen dadurch, daß der Druck der Last einseitig wirkt, die Haut nach und nach usurirt (Schürfung) oder den Kreislauf in der Haut und Subkutis aufhebt, wobei das Gewebe gereizt wird, sich entzündet oder gar mortifizirt. Ist es aber rationell, eine exkoriirte oder sonst gereizte und entzündete Stelle mit einem harten Gegenstand zu belasten, um die Heilung herbeizuführen? Das gesetzte Uebel wird nur verschlimmert, der Blutkreislauf noch mehr gestört, die Mortifikation beschleunigt, die Schmerzen in grausamer Weise gesteigert. Solche Entzündungen mit Anwendung der Mechanik, durch Belastung heilen zu wollen, ist ein absolut verwerfliches Verfahren; die einzig zuläßige Behandlungsmethode ist die entzündungswidrige, weil sie auf physiologischer Grundlage aufgebaut ist.

Die erste Aufgabe, welcher der Therapeut gerecht werden muß, ist die Beseitigung der Ursache. Man wird daher sofort absatteln, um ein Weitergreifen des Uebels zu verhindern, um eine allseitige Untersuchung zu ermöglichen und die Grundlagen für eine rationelle Behandlung zu gewinnen. Wir verfügen glücklicherweise auch über eine in dieser Beziehung ausreichende Anzahl Hilfsmittel, um ein so rohes, empirisches Verfahren, wie das Liegenlassen des Sattels, entbehren zu können.

Es ist nicht immer möglich, unmittelbar nach dem Absatteln den Grad der Einwirkung des Druckes zu beurtheilen, ob es beim einfachen Oedem bleiben wird oder ob der Druck bereits tiefere Veränderungen erzeugt hat, ist nicht sofort ersichtlich; soll nun, um die leichteste Form des Druckschadens, die einfache seröse Infiltration der Haut, zu beseitigen, der Sattel längere Zeit, 2 bis 3 Stunden belassen werden, auf die Gefahr hin, durch diesen andauernden Druck trockenen Hautbrand oder sogar Nekrose in der Subcutis zu erzeugen? Die Frage so stellen, heißt sie beantworten. Allerdings ist nach mehrstündigem Liegenbleiben des Sattels das Oedem oft verschwunden und damit wähnt man, es sei der Druckschaden gründlich kurirt; an Stelle des Oedem ist dann aber zur großen nachträglichen Enttäuschung desjenigen,

der diese Anordnung getroffen hat, eine ausgedehnte Mortifikation der Haut eingetreten oder entsteht in kurzer Zeit eine umfangreiche Entzündungsgeschwulst, für welche man sich aber wohl hütet, die wahre Ursache anzugeben.

Das sofortige Absatteln bietet dagegen folgende Vortheile:

1. Die veranlassende Ursache wird beseitigt; der Grad ihrer Einwirkung daher thunlichst vermindert.

2. Die Ursache wird leichter eruirt; die nöthigen Aenderungen an Sattel oder Geschirr können sofort ausgeführt werden.

3. Man vermeidet das Verkleben der Decke mit der verletzten Hautstelle, während später beim Losreißen die Wunde frisch gereizt wird und blutet.

4. Das Leiden kann sofort in Behandlung genommen werden, wodurch die Heilungsdauer abgekürzt wird, so daß relativ mehr Pferde disponibel bleiben.

5. Die Pferdeausrüstung kann sogleich gehörig versorgt werden und ist auf diese Weise Beschädigungen oder Verunreinigungen weniger ausgesetzt. Viele Pferde sind gewöhnt, sofort nach der Ankunft in den Stall abzuliegen und sich zu wälzen, wobei nicht selten der Sattel bedeutend beschädigt wird (Fraktur der Gestelle).

6. Die Pferde können sich sofort niederlegen und ausruhen; das gesattelte Pferd bleibt dagegen oft während mehrerer Stunden hoch angebunden; nicht nur muß das Thier ein ziemliches Gewicht unnütz tragen, es wird ihm auch die Möglichkeit genommen, sich von den erlittenen Strapazen zu erholen.

Endlich kann ich der vielfach gehörten Ansicht, als werde durch das späte Absatteln die Gefahr der Erkältung vermieden, absolut nicht beipflichten. Eine allgemein bekannte Regel geht dahin, daß die letzte Strecke des Wegs (½ bis 1 km) im Schritt zurückgelegt werden soll, damit Herz und Lunge sich beruhigen und die Pferde möglichst trocken im Quartier ankommen; ist das Haar in der Sattellage noch naß, so ist ein rasches Trocknen dieses Hautbezirkes durch tüchtiges Frottiren und nachheriges Zudecken viel vortheilhafter, behufs Vermeidung eines allzustarken Wärmeverlustes, als das längere Liegenlassen des Sattels.

Das letztere Verfahren wäre einzig bei Regenwetter einzuhalten resp. wenn im Biwak der Boden so durchnäßt ist, daß die Pferdeausrüstung bei längerem Verweilen auf demselben verunreinigt oder durch Feuchtwerden beschädigt würde.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Frankreich.

Ueberraschend schnell und inmitten der Kämpfe um die Verwirklichung seiner Lieblingsideen, die er wenigstens zum Theil noch zur Ausführung zu bringen hoffte, ist der vierundzwanzigste französische Kriegsminister der dritten Republik am 23. April mit dem Kabinet Bourgeois wieder von jener eigenartigen Schaubühne abgetreten, die sich französische Regierung nennt und die durch die Schnelligkeit, mit der sie unausgesetzt Szenenwechsel vornimmt, alle Welt in Staunen zu setzen weiß.

Herr Cavaignac hat dem Ministerium noch nicht einmal 4½ Monate angehört — da darf man es ihm denn wohl auch nicht allzuschwer anrechnen, wenn von den vielen Reformen, die man von ihm erwartete und die er wirklich beabsichtigte, erst so unendlich wenig zur Ausführung gekommen ist. Seine großen Reorganisationsprojekte hinsichtlich der Schaffung einer selbständigen Kolonialarmee, der Verschmelzung von Artillerie und Genie, der Verjüngung der Armee durch unfreiwillige Pensionirungen, namentlich in den oberen Stellen vor Erreichung der Altersgrenze, sind noch nicht aus dem Schooß der gesetzgebenden Körperschaften herausgetreten und werden nun wohl ganz verschwinden, da man dem neuen Kriegsminister, General Billot, keine große Neigung nachsagt, diese Erbschaft anzutreten. Ein weiteres Projekt, das einer durchgreifenden Reform der Militärverwaltung, hinsichtlich dessen man auf ihn besonders große Hoffnungen gesetzt hatte, da er als Berichterstatter der Kommission stets energisch für diese Idee eingetreten war, beschränkte sich bisher auf einige Personalveränderungen, ferner einige Dekrete, deren theilweise Unausführbarkeit — wie z. B. hinsichtlich des befohlenen Verschwindens der „schwarzen Fonds" bei den Truppentheilen — man behauptet, und schließlich noch kurz vor seinem Scheiden auf eine Art künstlicher Verschmelzung von Kriegsministerium und Generalstab. Letzteres sollte dadurch bewirkt werden, daß die Abtheilungen im Kriegsministerium zum Theil einem neu geschaffenen Generalsekretär, der die rechte Hand des Kriegsministers in allen Verwaltungsangelegenheiten sein sollte, zum Theil aber dem Chef des Generalstabes unterstellt würden.

Nur einen wirklichen Erfolg hat der ehemalige Brückeningenieur für die Interessen der Armee zu verzeichnen gehabt, nämlich die Durchbringung des Gesetzes zur Förderung der Unteroffizierrengagements. Aber auch dieses wird ihm von der militärischen Presse nicht einmal zu hoch angerechnet, da

diese größtentheils versichert, die Wirkung des neuen Gesetzes werde den von der Regierung gehegten Erwartungen nicht entsprechen und die wieder aufgetretene Gefahr einer Unteroffizierfrage allenfalls zu einer latenten gestalten können, keineswegs aber verschwinden lassen. Cavaignac hat sich wohl auch dem Gedanken, daß sein Gesetz nicht von durchgreifendem Erfolge sein werde, selbst nicht verschlossen, denn noch kurz vor seinem Weggange erließ er an alle Truppentheile ein Rundschreiben, in dem er betonte, daß man sich hinsichtlich der Wirkung der neuen Bestimmungen keinen übertriebenen Erwartungen hingeben solle. Die Kommandeure sollten daher à tout prix das Wohlbefinden ihrer Unteroffiziere und die Hebung von deren Autorität zu fördern suchen und zu gleicher Zeit Erwägungen darüber anstellen, sowie bezügliche Vorschläge machen, ob und wie vielleicht durch eine Aenderung der bestehenden Disziplinarvorschriften der Neigung zum Rengagement Vorschub zu leisten sei. Zugleich empfahl der Kriegsminister (unbegreiflicher Weise) die galons nicht sowohl den tüchtigsten und bestausgebildetsten Leuten zu verleihen, da diese im Vertrauen auf ihr besseres Fortkommen im bürgerlichen Leben doch nicht kapituliren würden, sondern vielmehr den weniger hervorragenden Leuten, damit diese hierdurch einen Sporn erhielten, länger bei der Fahne zu verbleiben.

Dieser doch von großer Kurzsichtigkeit zeugende Gedanke hat übrigens in der Fachpresse schon aus Gründen der Billigkeit und des allgemeinen Gerechtigkeitsgefühles wenig Beifall gefunden, mehr dagegen jener andere, der sich auf die möglichste Förderung der Autorität des Unteroffizierpersonals bezog. Aber wie denkt man sich eine solche in der französischen Republik? Nach der anscheinend am meisten verbreiteten Ansicht soll dies vornehmlich durch zwei Dinge erreicht werden können: Durch die weitgehendste Selbstständigkeit der Unteroffiziere im Dienstthun und Dienstabhalten, wobei sie so wenig als möglich durch Offiziere oder Adjutants kontrollirt und belästigt werden dürften, und ferner durch die Gewährung der größten persönlichen Freiheit; so sollen sie z. B. hinsichlich der Beschaffung ihrer Extrauniformen, selbst wenn diese in Schnitt und Tuch den Bestimmungen nicht ganz entsprächen, nicht beschränkt werden, die Strafgewalt der höheren Chargen über sie, namentlich der Adjutants und Lieutenants, bis zum Kapitän soll möglichst ganz entzogen, im Abendurlaub weitgehendste Freiheit zugebilligt werden u. a. m. Ein hervorragendes Blatt drückt diesen echt republikanischen, wenngleich wenig militärischen Gedanken sogar etwa folgendermaßen aus: Die Unteroffiziere müßten von jeder „Vormundschaft“ absolut befreit werden und selbständig handeln können, „wie sie es als Männer von Ehre und Verstand für gut erachten,“ ohne daß ein Offizier, außer dem Kapitän, das Recht haben dürfe, „ihnen die geringste Vorstellung (observation) zu machen“! Welche phantastischen Gedanken, entsprechend vielleicht den zügellosen Freiheitsideen der Frauengestalt mit der phrygischen Mütze, nimmermehr aber dem ernsten Bild

der militärischen Disziplin, auf der noch allezeit der Werth einer jeden Armee in erster Linie beruht hat.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu dem soeben erfolgten Wechsel im Kriegsministerium zurück. Daß Herrn Cavaignacs Scheiden von Niemandem außer demjenigen Theil seiner politischen Freunde, die alles durch die Parteibrille betrachten, bedauert wird, ist nach dem Vorstehenden erklärlich. Es wird dabei auch von der Mehrzahl seiner Tadler gar nicht einmal in Rechnung gezogen, daß in so minimaler Zeit doch einschneidende Reformen selbst von dem erleuchtetsten und energischsten Kopf nicht hätten in das Werk gesetzt werden können, und zugleich zu wenig anerkannt, daß der verflossene Kriegsminister doch immerhin, innerhalb der Grenze seines Wissens und Könnens, den besten Willen an den Tag gelegt hat, wenigstens den größten Theil seiner Reformideen zum geglaubten Besten der ihm anvertrauten Armee zur Ausführung zu bringen.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls ließ übrigens den Kriegsminister ahnungslos und fast unmittelbar vor seinem Scheiden aus dem Hotel der Rue St. Dominique jene in der Presse viel besprochene Reise mit dem Präsidenten der Republik nach der Ostgrenze, speziell Toul und Verdun, unternehmen. Die hierdurch bei allen Chauvinisten erregten freudigen Gefühle und die Ovationen, die ihm dafür bereitet wurden, lassen diese Reise fast wie ein — freilich ein beabsichtigtes — letztes Brillantfeuerwerk erscheinen, unter dessen Leuchten und Prasseln sich ein Künstler auf der Bühne vor dem Publikum verabschiedet. Vielleicht wird auch hier der Scheidende noch einmal durch einen, wenngleich später erfolgenden, Hervorruf belohnt werden! . . .

Herrn Cavaignacs Nachfolger ist auf dem Ministersessel eine ebenso wenig fremde Persönlichkeit wie auf den Brettern der politischen Bühne, während er zugleich der Armee noch als aktives Mitglied angehört. Denn als ein General, der vor dem Feinde ein selbständiges Kommando gehabt hat, ist General Billot auf Grund des Gesetzes vom 13. März 1875 auch nach Erreichung der Altersgrenze noch im aktiven Stande verblieben und bisher als Mitglied des obersten Kriegsrathes und Armeeinspekteur unausgesetzt für die Interessen des Heeres thätig gewesen. Vom Januar 1882 bis zum Januar 1883 war er als Nachfolger Campenous bereits Kriegsminister, mußte aber, da er dem Prinzenausweisungsdekret seine Zustimmung nicht geben wollte, dem famosen Thibaudin Platz machen. Zugleich hat er als Senator auf Lebenszeit beständig den regsten Antheil an den politischen Fragen seines Landes genommen und erfreut sich ebenso seiner militärischen Tüchtigkeit wegen — vor drei Jahren leitete er erfolgreich die Manöver des 1. und 2. Korps in der Pikardie — wie wegen seiner Kenntnisse auf allen Gebieten des militärischen Wissens, seiner Redegewandtheit und seines liebenswürdigen, verbindlichen Wesens einer weitgehenden Beliebtheit in der ganzen

Armee und darüber hinaus. Zur Beisetzung Kaiser Wilhems I. war er seiner Zeit als Vertreter der französischen Regierung nach Berlin entsandt worden. Wenngleich dem nun schon im 68. Lebensjahr stehenden neuen Oberhaupt der Armee, gleichwie dem ganzen Ministerium Meline, bald heftige Angriffe und Kämpfe von Seiten der radikalen Parteien nicht nur sondern auch von einem Theil des linken Zentrums bevorstehen, das ihn wegen seiner damaligen Haltung in der Prinzenfrage nicht ohne Mißtrauen betrachtet, so findet seine Wahl auf den Posten Cavaignacs doch bei allen ruhiger denkenden Theilen der Nation, namentlich bei allen denjenigen, welche noch Persönlichkeiten und Verhältnisse ohne die Parteibrille anzusehen vermögen, allgemeinen Beifall. Die Armee aber ist zum weitaus größten Theile aufrichtig erfreut, wieder einen wirklichen und dazu hervorragend bewährten Soldaten an ihrer Spitze zu wissen.

Kleine Mittheilungen.

Ein Rundgang durch die Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Originalbericht des Internationalen Patent-Bureaus von Carl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6.

Ehe wir in ausführlichen Berichten, in eingehenden Artikeln unseren Lesern mittheilen, was die Berliner Gewerbe-Ausstellung speziell in den für die Interessen unseres Blattes in Betracht kommenden Zweigen bietet, dürften einige allgemein gehaltene, der Orientirung über das Gebotene dienende Mittheilungen passend vorausgeschickt werden. Wenn sich unwillkürlich bei dem Besuch einer Ausstellung ein Vergleich mit früheren derartigen gewerblichen Unternehmungen aufdrängt, so ist ein solcher in diesem Falle nicht angebracht; die Lage, die ganze Bauart, die mit der Ausstellung verbundenen Spezial-Ausstellungen, sodann der Umstand, daß das ganze Unternehmen nur die Industrie einer einzigen Stadt vertritt, verleihem dem Ganzen einen durchaus eigenartigen Anblick. Der allgemeine flüchtige Rundgang durch die Anlagen bietet schon so viel Neues, Originelles und Schönes, wie es in dieser Fülle, Abwechselung und Vielseitigkeit eine bisherige deutsche Ausstellung auch nicht annähernd zeigte. Schon der eigens für den Personenverkehr angelegte Bahnhof „Ausstellung", nächst der Stadtbahnstation Treptow an der Berlin-

Görlitzer Bahnlinie gelegen, macht mit seinen 7 Geleisen, 4 Perrons nicht den Eindruck, als ob er nur für ein zeitweiliges Unternehmen geschaffen sei; acht Treppen führen zu einer 10 m breiten, in eleganter Holzkonstruktion ausgeführten, mit Ueberdachung versehenen Brücke, welche über Geleise und die Köpnicker Chaussee hinweg in die Ausstellung führt. Das imponirende Bauwerk enthält die 10 Eisenbahn-Fahrkarten-Kontrollen- bezw. Durchgänge, ebensoviele zum Eintritt in die Ausstellung; 10 Billetschalter dienen dem Eisenbahnverkehr, woraus schon unter Berücksichtigung der ferneren vier anderen Zugänge zum Ausstellungsparke, ein Schluß auf Großartigkeit und Weitläufigkeit der ganzen Anlage gezogen werden kann. Links an der von der Eisenbahn zur Ausstellung führenden Brücke befindet sich ein Zugang zur Ausstellung „Kairo", von welcher nur die Minarets, die Palmen und die Spitze der Pyramide vor der Bretterverschalung sichtbar werden; wir passiren die Brücke und gelangen zunächst rechts gehend an verschiedenen Pavillons, wie der bekannten Kaffeefirma Juntz' sel. Wwe., Desca Reichel's Konditorei, dem originellen, eine altbayrische Gebirgskneipe im lustigen Humor darstellenden Bürgerbräu vorbei und stehen vor dem „Karpfenteich", dessen Hintergrund die prächtigen Façaden „Alt-Berlins" einnehmen mit seinem düsteren Thor und den entsprechend altberlinisch gekleideten Thorwächtern, Thürmen und Erkern ein Bild der märkischen Baukunst des späteren Mittelalters gebend, das in seinem eigenartigen Reiz weder durch Photographie noch durch Malerei richtig wiedergegeben werden kann; den Zauber des eigenartigen norddeutschen Charakters dieser Anlagen zu beschreiben, oder bildlich darzustellen, ist nicht möglich. Doch vorüber, denn für einen allgemeinen Rundgang läßt diese Sonderschöpfung heute keine Zeit; am Rande des Karpfenteiches interessirt ebenso sehr ein Spreewald-Wirthshaus „das wendische Dörfchen", genau den Originalen der Heimstätten jener merkwürdigen Bewohner des wasserreichen Spreewaldes nachgebildet, in welchem auch u. A. ein kulturhistorisches Museum, Trachten, Geräthe und Wohnung dieses wendischen Völkerstammes zeigend, sich befindet. — Eine riesige Häuserfaçade, ebenfalls im Stil Alt-Berlins, steigt links vom Teich auf: Das „Theater Alt-Berlin", der Aufführung historischer, in Alt-Berlin und der Mark sich abspielender Stücke dienend; die Hinterseite nimmt ein großes Restaurant ein. Das hintere Rondel hinter dem Theater umgehend, gelangen wir zum Hauptgebäude und genießen von hier den prächtigen Totalanblick des Kerns des Ausstellungsterrains. Vor der halbrunden, im weißen Stuck erbauten Restaurationshalle dehnt sich die neu geschaffene Wasserfläche „der neue See" aus, der 100 m breit und 350 m lang von reizenden Gartenanlagen und Alleen umgeben bis an die dem Hauptrestaurant gegenüber befindliche „Haupt-Industriehalle" reicht. Das Restaurant wird in seiner Mitte von dem mit weißschimmernder Kuppel versehenen Wasserthurm überragt, zu dessen oberer Galerie ein elektrischer Aufzug führt und eine großartige Fernsicht weit über das ganze Ausstellungsterrain gewährt. Am linken Ufer des „neuen Sees" entlang promenirend nimmt uns eine überdeckte Wandelhalle auf, die sich etwas abseits vom Ufer laufend zwischen diesem und sich einen breiten Parkraum läßt, der durch

zahlreiche in den verschiedensten Bauarten, in Holz und Stuck ausgeführte Pavillons aufweist, unter denen der duftige, appetitliche vieleckige Glaspalast der Chokoladenfabrik von Th. Hildebrand u. Sohn besonders angenehm berührt. Der Verein Berliner Weinhändler, daneben das Telephonamt in einem eleganten Holzbau, sowie verschiedene andere kleine Baulichkeiten füllen die linke Wasserseite. Somit zum Portal des Hauptindustrie-Gebäudes angekommen, ruht das Auge bewundernd auf den gediegenen, scheinbar massiven Bauten, welche von zwei Thürmen und einer riesigen weißschimmernden Metallkuppel überragt werden. Ein Gefühl der Wehmuth überkommt den Besucher unwillkürlich, wenn er bedenkt, daß diese großartigen Baulichkeiten, die wie für Jahrhunderte bestimmt zu sein scheinen, so bald schon wieder der Zerstörung und dem Abbruch anheim fallen sollen. Der vordere Eingang, ebenso wie die gegenüber am See liegende Restauration bildet einen Halbkreis von etwa 150 m Durchmesser. Diese Wandelhalle macht mit ihren Gewölben, die mit den diese durchdringenden Portalgewölben der vorderen Pfeilerwand Kreuzgewölbekappen bilden, fast den Eindruck eines Klosterkreuzganges, so dick und solid erscheinen die Gewölbepfeiler und nur ein Klopfen an diese meterdick erscheinenden Wände verräth, daß dieselben nur einige Zoll dick sind. Die Mitte der Halle ziert ein prächtiger, in Steinbildhauerei gearbeiteter Brunnen mit stehenden wasserspeienden Löwen; ein anderer Brunnen befindet sich auf dem vor der Halle im Halbzirkel umschlossenen Gartenplan. Die Besichtigung der Industriehallen schließen wir bei dem vorläufigen Rundgange selbstverständlich aus. Die prächtige Vorhalle enthält den hocheleganten Lesesalon, in dem ziemlich alle Zeitungen der Welt sich ein Rendez-vous geben; der Verein der Ingenieure, die Druckerei von R. Mosse, Post und Telegraph und vieles Andere sind in den Zimmern der Halle untergebracht. Am anderen Ende derselben angelangt, befinden wir uns an dem Haupteingange, wo die Treptower Chaussee den Park schneidet. Das „Gebäude für Chemie“, wissenschaftliche Instrumente ꝛc. hebt sich imposant vom grünen Waldhintergrund ab. Der an der Spree gelegene schöne Holzbau der „Fischereiausstellung“, neben ihm das Speisehaus für weibliche Angestellte, die „Ausstellung der Stadt Berlin“, rechts gegenüber jenseits der Chaussee die geschmackvolle Säulenhalle, welche die Front des Pavillons des „Berliner Lokal-Anzeiger“ bildet. Das nächste links zwischen der Treptower Chaussee und der Spree gelegene Terrain trägt vorherrschend den Restaurationsbedürfnissen in zahlreichen größeren und kleineren Bauten Rechnung; besondere Erwähnung verdient darunter das alterthümliche „Pilsener Brauhaus“, ebenso befindet sich in diesem Viertel das „Alpenpanorama“, dessen von außen sichtbarer Hintergrund mit seinen Gipfeln und den sonnigen Lufttönen selbst bei trübem Wetter den Anblick einer prächtigen sonnigen Alpenlandschaft bietet. Der elektrischen Bahn entlang führt der Weg nun an den „Marineschauspielen“ und dem „Riesenfernrohr“ vorbei, so daß nun der Rundgang durch Erreichung des Hauptrestaurants sein Ende erreicht hat. Wie zu Anfang gesagt, werden wir in späteren Artikeln über die einzelnen Objekte, die das Gebiet des Interesses unserer Fachzeitschrift betreffen, eingehend berichten und besonders wichtige Neuerungen und die interessantesten

Bauten erläutern. Mag zur Zeit auch noch Einzelnes den Anblick des Unvollendeten bieten, so macht das Werk doch jetzt schon einen überwältigend großartigen Eindruck, und wird der sehr empfehlenswerthe Besuch der Ausstellung dem Vertreter eines jeden Standes eine überreiche Fülle von Anregungen, Eindrücken, Belehrung und Unterhaltung bieten, so daß dem Riesenwerke durch wünschenswerthen allgemeinen Besuch die gebührende Anerkennung und Belohnung für die ungeheure, auf das Werk verwandte Mühe zu Theil werden möge.

Literatur.

Rang- und Quartier-Liste der Königlich Preußischen Armee und des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps für 1896. Mit den Anziennetätslisten der Generalität und der Stabsoffiziere. Nach dem Stande vom 24. April 1896. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Redaktion: die Königliche Geheime Kriegskanzlei. E. S. Mittler u. Sohn. Preis brosch. Mk. 7,50; geb. Mk. 9,—.

Zwölf Tage früher als im Vorjahre ist die auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers bearbeitete Rang- und Quartier-Liste zur Ausgabe gelangt. Der Bearbeitung ist der Stand vom 24. April d. J. zu Grunde gelegt; der umfangreiche, 1300 Seiten starke Band ist mithin in kurzer Zeit fertiggestellt worden.

Auch dabei! Lieder aus der französischen Kriegs- und Okkupationszeit 1870/73. Von Dr. Karl Bormeng. 2. vermehrte Auflage. Berlin 1896. Borstell u. Reimarus. Preis broschirt Mk. 1,50; eleg. geb. Mk. 2,50.

Diese flotten Lieder sind bei ihrem ersten Erscheinen sehr beifällig aufgenommen worden. Mit Recht. Versetzen sie doch den Leser mitten hinein in die ewig denkwürdige Zeit. Er erlebt sie gleichsam noch einmal, so packend ist die Darstellung. Die nöthig gewordene 2. Auflage konnte wohl zu keiner passenderen Zeit erscheinen, als zur 25jährigen Gedenkfeier der Wiederaufrichtung des Reiches. Sie bringt an neuen Liedern „Le Boeuf" und „Weißenburg". Außerdem sind sechs Lieder, nämlich „Das deutsche Herz", „Das rothe Kreuz im weißen Felde", „Samariter-

dienst", „Die Sühne", „Friedensbotschaft", „Die Erfüllung", welche schon anderweitig veröffentlicht waren, aufgenommen worden. Das Schlußlied der Sammlung gilt dem 18. Januar 1896.

Meyers Konversations-Lexikon Band XI.

Auch der soeben erschienene XI. Band ist an sich ein Meisterwerk lexikographischer Darstellungskunst, das in glänzender Ausstattung ein weites Gebiet des allgemeinen Wissens umspannt und mit Unterstützung eines reichen, wahrhaft künstlerischen Illustrationsschmuckes zur Darstellung bringt. Schon ein flüchtiges Blättern wird hier zum Genuß, der ernster Prüfende aber zollt nicht nur dem hohen wissenschaftlichen Werth der einzelnen Themata, sondern vielmehr auch der musterhaften Behandlung des Gegenstandes selbst aufrichtige Bewunderung. Man erkennt, daß hier Meister des Faches in ernster Arbeit mit eisernem Fleiß ein Kulturwerk der höchsten Vollendung entgegenführen, und als vornehmstes Merkmal dieser ruhmvollen Schöpfung glänzt auch im neuen „Meyer" die geradezu geniale Durchführung des Bearbeitungsplanes. In dieser Hinsicht kennen wir kein zweites Werk, das auch nur annähernd dem Meyerschen gleichkäme. Und dieser Zug tritt um so markanter hervor, je weiter der neue „Meyer" vorschreitet. Nirgends ein Abweichen von den eingeschlagenen Bahnen, überall zähes Festhalten an der ebenmäßigen Bearbeitung jeder Wissensfrage neben umsichtiger Beobachtung der Raumvertheilung, die die Gefahr einer Verkürzung oder Vernachlässigung in der Darstellung zu Gunsten der früher erschienenen gleichwerthigen Abhandlungen vollkommen ausschließt. Der textliche Inhalt des neuen Bandes bietet in den Hauptartikeln hierfür frappante Beispiele. Man lese nur die umfassenden, grundlegenden Arbeiten aus der Kunstgeschichte über Malerei, Leonardo da Vinci, ferner die durchgängig von neuen instruktiven Tafeln begleiteten technischen Artikel „Lokomobilen", „Lokomotiven" (mit geschichtlicher Tafel), „Markthallen", „Materialprüfung", und man wird staunen, welche Sorgfalt in der Bearbeitung dieser Materien auch hier zu Tage tritt. Dasselbe gilt von den geographisch-geschichtlichen Artikeln „Madagaskar" (mit Karte), „Marokko" und aus den Städteartikeln von dem Artikel „Leipzig" (mit neuem Plan von Groß-Leipzig). Endlich sei noch aus den Mittheilungen über das moderne Verkehrswesen der interessanten Abhandlungen über neue Bahnsysteme (z. B. Lartiguebahn) und über die Luftschifffahrt (mit geschichtlicher Tafel) gedacht. Von den Illustrationsbeilagen des XI. Bandes sind die Vollbilder „Malaiische Kultur", „Leipziger Bauten", ferner die prächtige Farbendrucktafel „Marine-, Schutz- und Kolonialtruppen" eine Fortsetzung der früher begonnenen Serien ethnographischer, moderner kunstgeschichtlicher und militärischer Tafeln. In welchem Umfange die Herausgeber mit den Bedürfnissen der Gegenwart Fühlung nehmen, zeigt die zeitgemäße Vermehrung des kartographischen Apparates durch die vorzüglich ausgeführten Karten von Madagaskar, des Planeten Mars, ferner durch den neuen Plan von London, die Pläne von Leipzig (mit den Vororten), Lübeck und Madrid. Daneben ist die Textillustration erheblich verbessert, besonders auch in den kleineren Städte-

und Hafenplänen und Umgebungskärtchen, die durch Anwendung des blauen Wasserdrucks einen sehr freundlichen Eindruck machen.

Stratégie et grande tactique d'après l'espérience des dernières guerres. Par le général Pierron. Tome 4°. Paris. Berger-Levrault et Cie. 1896.

Von dem bekannten umfangreichen Werk des General Pieron, Kommandeurs des VII. Armeekorps, das bereits früher eine fast überall günstige Aufnahme in der Presse gefunden hat, liegt jetzt ein weiterer Band vor. Während der erste Band hauptsächlich die rückwärtigen Verbindungen, der zweite die Kommunikationen und das Sanitätswesen, der dritte die Thätigkeit im Rücken der eigenen Armee und besonders das Verpflegungswesen behandelte, wendet sich der vierte im speziellen zum [illegible]wesen, der Vertheidigung fester Plätze, sowie zur Verwaltung und Behandlung eines besetzten feindlichen [illegible]. Den Schluß bildet eine Betrachtung der Organisationen der Kolonien der [illegible] Großmächte. Den an der Spitze jeden Abschnittes gestellten allgemeinen Gesichtspunkten, nach denen zu handeln empfohlen wird, folgt gewöhnlich eine eingehende Besprechung aller Einzelheiten, erläutert aus der Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts, besonders der französischen und ganz besonders des Krieges von 1870/71. Bei letzterem stützt sich der Verfasser hauptsächlich auf deutsche Quellen, aus denen er die Bestätigung seiner Ansichten zu finden sucht. Ebenso werden die amtlichen Vorschriften in einzelnen Armeen, namentlich der deutschen, vielfach herangezogen. Die Belesenheit des Verfassers, der sich, nebenbei bemerkt, im letzten Manöver auch als ein tüchtiger Truppenführer erwiesen hat, ist ebenso erstaunlich wie die Sorgsamkeit, mit der er sein Werk verfaßte, anzuerkennen, wenngleich man nicht mit allen seinen Ansichten übereinstimmen kann.

Lettres d'un zouave. Par Amédée Delorme. Paris 1896. Berger-Levrault et Cie.

[illegible] anderweitige militärisch-belletristische Werke bekannte Verfasser [illegible] durch das obige Buch dazu beitragen, den durch die Mißerfolge [illegible] niedergedrückten Geist seines Volkes durch die Erinnerungen an frühere [illegible], hier speziell den Krimkrieg, wieder aufzurichten. Hierzu wählt [illegible] geschilderten Erlebnisse und Thaten eines freiwilligen Zuaven, der [illegible] ersichtlichen Grunde seine angesehene und gutsituirte Familie [illegible] und Ruhm in den Reihen der gegen die Russen ziehenden [illegible] Armee zu suchen. Flott geschrieben und häufig durch einen Hauch [illegible] über der Schilderung dieser wirklichen oder erdichteten Be[illegible] fesselnd, entbehrt das Buch nicht eines gewissen Reizes auch [illegible]

Aide-memoire de l'officier d'état-major en Campagne. Paris. Imprimerie Nationale. 189*.

Dem Schematismus und der außerordentlichen Zentralisation, die seit altersher und noch heutigen Tages die französische Armee beherrschen, entspricht es, daß von Seiten des Kriegsministeriums ein offizielles Taschenbuch für den Generalstabsoffizier im Felde herausgegeben wird, welches schon in seiner äußeren Form deutlich die Absicht beweist, daß es sein steter Begleiter sein soll. Dasselbe liegt jetzt in der 4. Auflage vor uns und hat in der Militärpresse des Nachbarlandes übereinstimmend eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Letztere ist, sofern man die Existenz eines derartigen Kompendiums überhaupt anerkennen will, auch gewiß vom französischen Standpunkt aus nicht unberechtigt. Der etwa 250 Seiten Großoktav umfassende Inhalt giebt ungefähr das, was bei uns Fircks und jene zahlreichen kleinen Hülfsbücher für Generalstabsreisen und Kriegsspiele bringen, die genügend bekannt sind, geht aber theilweise noch darüber hinaus. Für den doch in erster Linie beabsichtigten Zweck, dem Generalstabsoffizier im Felde gelegentlich ein praktisches Nachschlage- und Erinnerungsbuch zu sein, ist sogar der Inhalt unseres Erachtens viel zu umfassend. Was haben z. B. die Gehaltsangaben der einzelnen Offizierschargen damit zu thun und anderes mehr? Jedenfalls bildet das Büchlein aber gerade dadurch für alle deutschen Offiziere, die sich über die Organisation der französischen Armee auf Kriegs- und Friedensfuß rasch und sicher unterrichten wollen, eine recht empfehlenswerthe Quelle.

Kriegführung und Politik König Friedrich des Großen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges. Von Dr. Gustav Berthold Volz. Berlin 1896. Verlag Siegfried Cronbach.

Die politischen Vorgänge, die die Eröffnung des siebenjährigen Krieges zur Folge hatten, sind ebenso wie die militärischen und politischen Verhältnisse während des großen Krieges wiederholt Gegenstand größerer Werke unserer ersten Historiker sowie von Monographien einzelner Forscher gewesen. Auch der Verfasser hat sich in dem vorliegenden Buch die Zeit vom Abschluß der Westminsterkonvention bis zum Frühjahre des Jahres 1858 zum Gegenstand seiner Darstellung gewählt, die auf sorgsamen historischen und archivalischen Studien beruhend, ein fesselndes Bild namentlich der politischen Verhandlungen des Königs mit Frankreich und England giebt. Da der Verfasser ein Schüler Naudes ist, so ist sein Buch im Sinne dieses Gelehrten geschrieben und tritt wiederholt der gegnerischen Richtung eines Max Lehmann, Delbrück und Dopisch entgegen, den Ersteren namentlich da, wo es sich um jene bekannte ebenso überraschende wie das Gefühl des preußischen Volkes verletzende Entdeckung handelt, nach welcher der große König statt eines Vertheidigers die Rolle eines politischen Angreifers gespielt habe.

Ideenentwurf einer Heeres-Reorganisation. Entworfen von G. v. S. Leipzig 1896. Verlag von Moritz Ruhl.

Daß durchaus keine Nothwendigkeit zu einer völligen, unser gesammtes Heerwesen auf neue Grundlagen stellenden Reorganisation vorliege, gesteht der Verfasser an der Spitze seiner Arbeit selbst zu Er meint aber, daß „sich eine reformatorische Thätigkeit häufig durch das begründet, was sie erreicht, nicht dadurch, daß die Umstände allgemein zu einer Aenderung drängen" Das mag wahr sein, aber andererseits kann doch auch kein Haus, dessen praktischer, musterhafter Bau sich in schweren Stürmen bewährte, in dessen Räumen sich alle Insassen wohl fühlen und dessen Aufbau vor allem für die Jetztzeit typisch geworden ist und bis heutigen Tages geblieben ist, blos deshalb eingerissen werden, weil ein geistreicher neuer Baumeister glaubt mit demselben Material ein noch besseres, prächtigeres und praktischeres aufführen zu können. Geistreich nämlich ist ohne Zweifel, trotz der zahlreichen ernsten Erwiderungen, die man an vielen Stellen seinen Aeußerungen entgegen setzen konnte (u a. hinsichtlich der ausreichenden Ausbildung der Kavallerie in zwei Jahren, der strengen Durchführung der wirklichen Frontdienstthätigkeit aller Dienstpflichtigen während ihrer Dienstzeit, der anscheinend recht leicht gedachten Dienstthätigkeit der Bezirkskommandos u. a. m), die von dem Verfasser ausgedachte Reorganisation unseres Heeres Eigenartig ist auch die Einkleidung seiner Idee in die äußere Form eines motivirten Gesetzentwurfes, eigenartig und im Hinblick auf die Arbeit die darin liegt, zugleich staunenswerth die Aufstellung des beigefügten Eintheilungs- und Dislokationsplanes für das reorganisirt gedachte Heer, die sogar bis in die einzelnen Kompagnien, Eskadrons und Batterien hinuntergeht. Leider verbietet es der Raum, an dieser Stelle näher auf die vielen Punkte einzugehen, in denen die Voraussetzungen oder die darauf begründeten Vorschläge des Verfassers nicht unbegründete Entgegnungen bezüglich ernste Bedenken hervorrufen müssen – aber interessant und zum Nachdenken anregend ist die originelle Schrift jedenfalls in hohem Grade und sie sei daher aus diesem Grunde allen denjenigen empfohlen, die Zeit und Interesse haben, sich mit etwas über den Rahmen des gewöhnlichen Hinausgehenden zu beschäftigen.

Der Krieg an den rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere und der Etappendienst. Nach den Feldakten und Privatberichten bearbeitet von Georg Cardinal v. Widdern, Kgl. pr. Oberst a. D. Theil I Hinter der Front der Maas-Armee. Theil II. Die Bekämpfung des Volkskrieges im General-Gouvernement Reims. Berlin 1893. Verlag von R. Eisenschmidt. Theil III. Die Eisenbahn-Wiederherstellung, der Eisenbahnschutz und die Unternehmungen gegen denselben im Rückengebiet der V. Armee während des Loire-Feldzuges. 1 und 2. Band. Berlin 1895. Verlag von R. Eisenschmidt.

Eine Arbeit des geschätzten Verfassers wird immer freudig in der Armee begrüßt, da sie stets nicht nur fesselnd geschrieben ist, sondern vor allem wichtige

Fragen neu beleuchtet und mit einer unparteiischen Kritik zugleich die Belehrung verbindet. Ganz besonders ist dies hinsichtlich seiner Studien über die Thätigkeit kämpfender Armeen bezüglichlich ihrer Thätigkeit auf den rückwärtigen Verbindungen der Fall. Welche Fülle detaillirter Darstellungen, fesselnd, zuweilen fast dramatisch vor Augen geführt, welche Fülle zugleich von sich daraus ergebenden Nutzanwendungen, wie sich eine moderne Armee in diesen Fragen künftighin zu verhalten haben wird! Die modernen Kriege mit ihren Massenheeren machen die früher und auch vielfach noch von uns 1870/71 vernachlässigten Rücksichten auf die so überaus wichtige Sicherung der Etappenlinien zu einer der bedeutungsvollsten Aufgaben der Truppenführung. Bei der Durcharbeitung der vier vorliegenden Bände, von denen die beiden ersteren zwar schon früher erschienen sind, aber an dieser Stelle bis jetzt noch keine Würdigung gefunden haben, tritt diese Empfindung dem Leser immer wieder überzeugend vor Augen und der Verfasser versäumt nicht, in dankenswerther Weise direkt die Schlüsse zu ziehen, die sich aus seinem, vielfach auf dem Studium des Kriegsarchives beruhenden Forschungen für die Leitung sowohl der höheren Truppenführung wie der einzelnen Etappenbehörden oder der kleineren abgezweigten Sicherungsabtheilungen ergeben. In dem neuesten, dritten Theile der großangelegten Arbeit sind die Verhältnisse hinter der Front der zweiten Armee während des Vordringens von Metz über Orleans nach Le Mans geschildert und es wird hierin somit ein Gebiet behandelt, das, vereinzelte Spezial-Darstellungen abgesehen, bisher noch nicht zum Gegenstand kritischer und fachmännischer Untersuchungen gemacht worden ist. Daß der Verfasser am Schluß durch beigefügte Aufgaben vornehmlich die Sicherung von Eisenbahnen und die Unternehmungen gegen solche betreffend, das Resultat seiner Studien und Darstellungen zugleich praktisch für die Armee direkt zu verwerthen sucht, ist noch besonders hervorzuheben. So stellt sich auch der dritte Theil als eine hervorragend empfehlenswerthe Erscheinung auf dem Gebiet der neuesten kriegsgeschichtlichen Forschung dar und sei der Armee ebenso warm empfohlen, wie dies die Kritik schon in seltener Einmüthigkeit bezüglich der beiden früheren Theile gethan hat.

Zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bei der großen Menge der eingehenden Bücher kann die Redaktion eine Verpflichtung zur Besprechung jedes einzelnen nicht übernehmen. Es werden jedoch regelmäßig monatlich die eingegangenen neuen Erscheinungen der Militärliteratur an dieser Stelle aufgeführt werden und soll eine Besprechung der bedeutenderen Werke in möglichst kurzer Zeit je nach dem zur Verfügung stehenden Raume erfolgen.

Leitfaden der allgemeinen Kriegsgeschichte. Zum Gebrauche an den K. u. K. Militärakademien und zum Selbststudium verfaßt im Auftrage des K. u. K. Kriegsministeriums. Wien 1896. L. W. Seidel u. Sohn.

Meyers Volksbücher. Niemann, Der französische Feldzug 1870–1871. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXII. Jahrgang 1895. Herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generallieutenant z. D. Mit 9 Skizzen im Text. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. Preis Mk. 12,—.

Die Entwickelung der deutschen Festungs- und Belagerungsartillerie in Bezug auf Material, Organisation, Ausbildung und Taktik von 1875 bis 1895. Mit Benutzung dienstlichen Materials dargestellt von H. v. Müller, Generallieutenant z. D. Mit 8 Bildern im Text und 3 Tafeln in Steindruck. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. Preis Mk. 14,—.

Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig und seine Streifzüge im kriegsgeschichtlichen Zusammenhange betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte des kleinen Krieges in den Jahren 1792 bis 1815, unter Benutzung archivalischer Quellen bearbeitet von Hans Fabricius, Oberstlieutenant a. D. Mit 2 Uebersichtsskizzen. Berlin 1896. A. Bath. Preis Mk. 6,—.

Gedenkblätter der im Kriege 1870/71 gefallenen und gestorbenen Offiziere und Offizieraspiranten der deutschen Kavallerie. Zusammengestellt von Inck, Rittmeister a. D. Berlin 1896. A. Bath. Preis Mk. 1,50.

Winke zur Stellung und Lösung von Aufgaben für Offizier-Patrouillen. Von Freiherr v. König, Oberstlieutenant und Kommandeur des Ulanen-Regiments Großherzog Friedrich von Baden (Rheinisches Nr. 7). Mit 8 Kartenskizzen, 1 farbigen Signaturtafel und 5 Anlagen. Berlin 1896. R. Eisenschmidt. Preis Mk. 1,40.

Das Gefecht bei Nouart und die Ereignisse bei der Maas-Armee am 29. August 1870. Bearbeitet von Eberhard Meyerhoffer, K. K. Oberstlieutenant des Infanterie-Regiments Edler v. Kriegshammer Nr. 100, angetheilt dem Generalstabe. Mit 4 Beilagen. Wien 1896. L. W. Seidel u. Sohn.

Das Nachrichten-Detachement Nr. 2 der Ostpartei (3. Eskadron des K. u. K. Husaren-Regiments Graf Nadasdy Nr. 9) während der Kavallerie-Aufklärungs-Uebung im September 1895. Von Rittmeister Anton Barke. Nebst 1 Skizze mit der Uebersicht über die entsendeten Nachrichten-Patrouillen. Wien 1896. L. W. Seidel u. Sohn.

Lebensbeschreibung des General-Feldmarschalls Keith. Zur 200-jährigen Gedenkfeier seines Geburtstages auf Veranlassung des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22. In 2. Auflage bearbeitet von v. Paczenski-Tenczyn, Premierlieutenant im Infanterie-Regiment Herzog Karl. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. Preis Mk. —,60.

Kürassierbriefe an eine Dame. Ein Remontekommando von dazumal. Von Moritz v. Berg-Nesselröden. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn.

Leitfaden für den Unterricht über Truppendienst (Dienstkenntniß) auf den Kgl. Kriegsschulen. Auf Veranlassung der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ausgearbeitet. 7. Auflage. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. Preis Mk. —,20.

Generallieutenant Georg Wilhelm v. Driesen. Ein Lebensbild. Verfaßt von Max Droeſe. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. Preis Mk. —,40.

Zusammenstellung der hauptsächlichsten Bestimmungen über die Verpflegung der französischen Armee im Felde (vom 11. Januar 1893). Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Siemon. Militär-Intendantur-Rath. Leipzig 1896. Zuckschwerdt u. Möschke. Preis Mk. 1,—.

Anleitung für Offiziere und Unteroffiziere beim Ertheilen des Unterrichts im Turnen und Bajonettiren. Nach den Allerhöchsten Vorschriften vom Jahre 1895 bearbeitet von S., Hauptmann und Kompagniechef. Leipzig 1896. Zuckschwerdt u. Möschke. Preis Mk. —,40.

Schießausbildung und Feuerleitung der französischen Infanterie. Nach den neuen Vorschriften vom Jahre 1895 bearbeitet von E. H. Egli, Hauptmann. Leipzig 1896. Zuckschwerdt u. Möschke. Preis Mk. —,60.

Professor A. L. Hickmanns geographisch-statistischer Taschen-Atlas des deutschen Reiches. I. Theil. Leipzig und Wien. Verlag der kartographischen Anstalt von H. Freytag u. Berndt. Preis geb. Mk. 2,—

Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. Von J. Hees und Dr. med. Mehler. Frankfurt a. M. Verlag von H. Bechold. Preis Mk. 1,—.

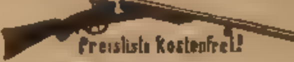
Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus I.





Sempert & Krieghoff, Suhl 21d

Waffenfabrik mit Dampfbetrieb.

Lieferanten des Reichskommissars Major von Wissmann.

Vortheilhafter Bezug von besten **Jagdgewehren, Büchsen** aller Systeme zuverlässigen **Stockflinten, Revolvern, Teschings, Ladegeräth** und **Wildlocken.**

Neuheit! **Pulver-Mikromass,** Neuheit!

pat. Flachvisirung ohne Kimme (für schwache Augen unentbehrlich).

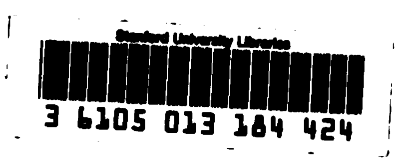
Krieghoff's patentirte Präcisionssicherung für Doppelflinten.

Specialität: **Dreiläufer und Gewehre für grosse Raubthiere und Dickhäuter.**

Bei Bestellungen bitten wir die Nummer 21 D hinzuzufügen.






Stanford University Libraries
3 6105 013 184 424

